Brit. 427 mf/1 Pauli

AUFSÄTZE

ZUR

ENGLISCHEN GESCHICHTE.

276 F

AUFSÄTZE

ZUR

ENGLISCHEN GESCHICHTE

VON

REINHOLD PAULI.

LEIPZIG

VERLAG VON S. HIRZEL.

1869.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

INHALT.

Seite

Eduard, der Schwarze Prinz . 1
König Richard III. 24
Heinrich VIII. als Bundesgenosse Maximilian's I. und als Bewerber um die Kaiserkrone . 48
Charakter Heinrich's VIII. und seiner Regierung 98
Sir Peter Carew . 136
Irland . 187
Cavaliere und Rundköpfe . 245
1. Blick auf die beiden ersten Stuarts und die Ursprünge der Parteien . 245
2. Robert Blake. Ein Seestück . 273
3. Oliver Cromwell . 301
4. John Milton . 348
George Canning . 392
Prinz Albert . 459

EDUARD, DER SCHWARZE PRINZ.[1])

Während der grossen Wendezeiten der Geschichte sammeln sich Licht und Schatten besonders grell nicht nur um die mächtigsten Gestalten und die bedeutendsten Gruppen der Ereignisse, auch auf den Einzelnen, Geringeren fällt ein Strahl der eigenthümlichen Beleuchtung, die weder dem Tage noch der Nacht gehört. Gegen Ausgang des Mittelalters zumal rangen die Kräfte des staatauflösenden Feudalismus und einer absterbenden Romantik mit neuen Regungen des nationalen Geistes und den ersten Ansätzen zu politischer Consolidation. Jeder, den sein Geschick in diesen Strudel warf, mochte er noch so edel, noch so hoch gestellt sein, wurde von den Einwirkungen entgegengesetzter Momente ergriffen, von denen noch keines unbedingt den Sieg davon trug. Auch der schwarze Prinz, einer der letzten Ritter, der frühesten Generale, war noch von den in tausend Radien und Schnörkeln emporstrebenden Zierrathen gothischer Bildnerei und Baukunst umgeben, und in dem Schriftthum seiner Zeit hatten selbst die letzten matten Wellenschläge der Classicität nachgelassen; fast schüchtern nur wagten sich die ersten Frühlingsboten einer vorzeitigen Renaissance an das Licht. Es sind die Tage, wo auch die äusseren Lebensformen von den buntesten Auswüchsen des mittelalterlichen Geschmacks strotzen, wo die Damen in thurmhohen, hörnerartigen Hauben einherschreiten,

[1]) Les Chroniques de Sire Jean Froissart. The Black Prince, an Historical Poem by Chandos Herald, edited by H. O. Coxe. Roxburghe Club 1842. Lappenberg-Pauli, Geschichte von England. IV. Gotha 1855. A. P. Stanley, Historical Memorials of Canterbury, London 1855. History of the Life and Times of Edward the Third by William Longman. London 1869.

mit Aermeln, die am Boden nachschleppen, wo der stutzernde Junker, um nicht zu straucheln, die endlos langen Spitzen seiner Schnabelschuhe mit silbernen Ketten am Knie zusammenbinden muss, und der Hofnarr mit einem Beine in Blau, dem anderen in Gelb oder Roth umherspringt. Hofleben und Ritterthum hatten nach welterschütternden Principienkämpfen den kirchlichen und wissenschaftlichen Interessen entschieden den Rang abgelaufen; die abendländische Welt funkelte in Rüstung und Wappenschmuck, so dass hinter ihrem blendenden Glanze die leitenden Ideen und die Grundzüge der Tagespolitik fast verschwinden, dass unter der Wucht des Harnisches und der Etiquette die Pulsschläge des menschlichen Herzens zu stocken scheinen.

Als Lebensschilderer des vierzehnten Jahrhunderts lässt sich unter den uns Deutschen auch hierin vorauseilenden Franzosen kein besserer nennen als Froissart, der Domherr von Lüttich. Wie ein romantischer Herodot handhabt er die neu entstandene, vernaculare Prosa und beschreibt in den süssen Tönen der Langue d'oil mit derselben Gravität eine strahlende Damentoilette wie eine Haupt- und Staatsaction. Seine bändereiche Chronik erhebt sich auf einem Unterbau, den ältere, ähnlich beobachtende und schildernde Vorgänger gelegt haben, deren Namen fast vergessen sind. In kindlichster Naivetät masst er sich auch fernerhin die Berichte Anderer an, um überall als Augenzeuge zu erscheinen. Er ist so wenig Kirchenmann, dass er stets sich unterwegs befindet, bald hier eine frische Walstatt, bald dort ein Turnier oder prunkende Hoffeste von Königen und Fürsten zu besuchen. Huld und schmeichelnde Gunstbezeigung der Fürsten sind die Lebensluft, in der er athmet. Eins aber hat er mit dem alten Griechen gemein, was in alten wie in neuen Tagen der kritischen und politischen Geschichtschreibung so oft versagt erscheint, nämlich die episch jugendliche Kunst, stets mit fesselndem Zauber zu erzählen. Man liest ihn wie etwa Tausend und eine Nacht, wie den Robinson Crusoe oder die Romane Walter Scott's. Aus Froissart's umständlicher Darstellung tritt denn auch der edle Zeitgenosse hervor, um den sich diese Skizze aus dem vierzehnten Jahrhundert wie ein historisches Gemälde gruppiren soll.

Mehrere Menschenalter hatte England vorwiegend nur mit sich selber zu thun gehabt, um später als anderswo aus streitenden Racen eine Nation zu bilden und gleichzeitig fester als bei anderen Völkern die Grundpfeiler einer politischen Verfassung in den Boden zu senken. Darüber war es jedoch in materieller und geistiger Beziehung hinter Germanen und Romanen nördlich und südlich von den Alpen weit zurückgeblieben, denn zwischen Catalanen, Genuesen und Venetianern im Mittelmeer, zwischen Flämingern und Hanseaten in den oceanischen Gewässern war noch keine englische Flotte erschienen; neben Troubadours und Minnesängern weist eine werdende Zunge erst spät einen Dichter auf. Auch die romantische Schwungkraft des damaligen Lebens, das Ritterthum, trug hier einen fast nüchternen Charakter; schon wurde eben so heftig debattirt wie turnirt. England ist vielleicht das einzige Land des Mittelalters, wo der Ritterschlag vielen, die sich ihm entziehen wollten, zwangsweise aufgenöthigt werden musste, denn Leute von entsprechendem Rang und Landbesitz hatten neben Standesrechten auch sehr ernste staatliche Pflichten zu erfüllen, im Friedensgerichte, am Grafschaftstage wie im Parlament, wo die Ritter des Shire mit den Abgeordneten der städtischen Communen bereits zu verschmelzen begannen. Als Führer des Aufgebots waren jene überdies auf das Strengste der Grafschaftsmiliz eingeordnet. Niemand hielt mehr darauf als Eduard I., der grösste aller Plantagenets, Krieger und Gesetzgeber in einer Person, dass die Wehrkraft erhalten bleibe, während der legislative Beirath des Parlaments auch von der Krone anerkannt wurde. Und der Staatsgedanke war so frühe schon in diesem Reiche entschieden mächtiger als die individuellen Triebe der Gesellschaft. Allein auch diese regten sich wie es nicht anders sein konnte, um allmälich anziehende Knospen und Blüthen zu treiben. Nachdem nach langen Kämpfen, welche Krone und Stände um die Consolidirung ihrer Verfassung geführt, einmal Ruhe eingetreten, sehnten sich Adel und Gentry aus dem heimathlichen Stillleben hinaus in die bunte Ritterwelt des Festlands; der Kaufmann und Seefahrer wollten an dem fruchtbringenden Gewinne des Welthandels grösseren Antheil gewinnen als bisher. Ehedem aber hatten nicht nur die

Stände unter sich und mit der Krone gerungen, sondern es waren noch Normannen und Angelsachsen gewesen, die einander gegenüber gestanden. Jetzt umfasste sie alle endlich eine Sprache und ein Heimathsgefühl. Es ist die Eigenart eines Inselreichs, dass es sich leichter als Continentalmächte mit seiner Politik je nach Bedürfniss auf sich zurückziehen und wieder heraustreten kann; ein solcher Wechsel beherrscht fast periodisch die englische Geschichte. Auch damals war nach längerer Pause die Zeit reif, sich draussen geltend zu machen, als mit dem dritten Eduard ein Fürst den Thron bestieg, der, kriegerisch und lebensfroh, voll ritterlichen Geschmacks, unternehmungslustig und politisch nicht unweise, die Einzelkräfte seiner Unterthanen zusammenzufassen verstand, um die Interessen des Adels, des Klerus und der Städte mit denen der Krone zu einem gemeinsamen Ziel über den Canal hinweg zu vereinen.

Den Anlass dazu bot die längst vorhandene Spannung mit dem benachbarten Frankreich, von dem die englische Krone das Herzogthum Guienne zu Lehn hielt, das seinerseits ebenfalls in traditioneller Politik hoch im Norden die Pläne der Plantagenets auf Schottland zu kreuzen suchte. Neuerdings an beiden Puncten vielfach gereizt, während die inneren Zustände des Nachbarlandes in Folge des Uebergangs der Krone auf eine Seitenlinie sich verwickelten, erklärte sich König Eduard III. plötzlich im Jahre 1337 nicht ohne juristischen Beirath zum legitimen Erben des französischen Thrones, der seiner Mutter, einer Capet, von Philipp VI., dem ersten Valois, vorenthalten werde. Er kümmerte sich also weder um die in Frankreich geltenden Satzungen salischer Erbfolge, noch um die Anerkennung jenes Fürsten, die er wiederholt selber ausgesprochen. Es war sogar in jenen wenig bundestreuen Zeiten eine unerhörte Herausforderung, die dreisteste Anmassung, die alle Welt staunen machte. Allein der Vorwand genügte, mochte er auch noch so erbärmlich sein. Da fragte es sich denn wohl, ob der stolze Prätendent sich nicht in der Thatkraft seines Volkes verrechnet habe, ob er draussen irgendwie Bundesgenossen werde gewinnen können. In erster Beziehung liess das Parlament des Jahres keinen Zweifel aufkommen, denn einmüthiger, begeisterter hatte man die Stände

noch nie gesehen. Wer ein Schwert trug, wollte es im Kampfe wider die Franzosen ziehen; Pfaffen und Laien steuerten Habe und Gut, um zugleich mit dem Ruhme des Vaterlandes jeder für sich sehr bestimmte Wünsche zu erzielen. Und auch an Bundesgenossen fehlte es wenigstens in den ersten Jahren keineswegs. Abgesehen von Parteigängern in den verschiedenen, noch sehr wenig centralisirten Theilen Frankreichs, zählte man mit Sicherheit auf die grosse Mehrheit der deutschen Nation mit ihrem Kaiser, Ludwig IV., dem Bayern, an der Spitze. Und viele günstige Momente trafen hier wirklich zusammen. Ludwig und Eduard waren Schwäger und hatten im Papste, der zu Avignon „im babylonischen Exil" unter der Hut Frankreichs residirte, denselben vornehmsten Gegner. Jenem hatte er bereits die nicht wieder gut zu machende Katastrophe seines Lebens bereitet; die Engländer, über die wucherische Geldwirthschaft der Curie erbittert, hatten längst in ihren Parlamenten das System der Procuratoren und Provisionen zurückgewiesen, das italienische und provenzalische Prälaten in ihre fetten Pfründen einschmuggelte, um immer neue Gefälle ausser Landes zu ziehen. Man sieht, politische, kirchenrechtliche und finanzielle Motive durchdrangen sich, um in zwei verwandten Völkern gleiche Sympathien zu erwecken. Wenn ausserdem in einer etwas langweilig gewordenen Zeit der Ritterschaft beider Reiche Gelegenheit geboten wurde, sich in grossen Feldschlachten zu tummeln, was wollte man mehr?

Und die englische Regierung griff in der That die Sache am rechten Ende an. Sie bedurfte ihrerseits, wenn sie einen auswärtigen Krieg führen wollte, wie so oft in späteren Tagen, Miethstruppen, Fremdenlegionen. Da aber damals das Geld, zumal gemünztes, auf allen Märkten noch wenig zu haben war, so erschien eine mächtige Flotte mit roher Wolle, dem grössten Reichthum des Landes, in den flandrischen Häfen, wo man Grafen und Barone gleich grossen Kaufherren diese Waare um das höchste Angebot an die reichen Industriellen von Gent und Brügge, an die Hansen von Köln und Lübeck verkaufen sah. Während die Producenten daheim sich die Hände rieben, gieng der klingende Erlös bis nach München und Wien hinaus. Fast Alles, was im Reiche zum

bayerischen Kaiser hielt, sass auf: Geldern und Jülich, Brandenburg und Teck; die Kurfürsten von Köln und Trier sandten ihre Lanzen in die Niederlande, nachdem König Eduard selber im Sommer 1338 in Coblenz erschienen und hier, vom Kaiser zu seinem Vicar im Reichsgebiete links vom Rhein ernannt, mit Hunderten grosser und kleiner Dynasten Soldverträge abgeschlossen hatte. Selbst die grollenden Habsburger hoffte man durch eine Heirath zu gewinnen; nur die Luxemburger, die Vettern der Valois, hielten sich fern. Allein schon im folgenden Sommer scheiterte die Allianz an einer verunglückten Expedition gegen Nordfrankreich. Der Kaiser hoffte, noch einmal vergeblich, sich mit Benedict XII. zu vertragen; und nur die wenigsten der deutschen Herren verharrten in der Folge mit ihren Reisigen unter den englischen Fahnen. Indess der schöne Seesieg auf der Rhede von Sluys über Franzosen und Genuesen am Mittsommertage 1340 hob die Hoffnung von Neuem; es war die erste grosse maritime Action der Engländer, die ihnen das enge Meer in die Gewalt gab, die südeuropäischen Rivalen, die es in wohlverstandenem Interesse versperren helfen wollten, hinwegscheuchte und die ganze flandrisch-deutsche Demokratie, an welche der dritte Stand Englands sich anlehnte, zum Verbündeten des Königs machte. Auch diese Situation indess hielt nur ein paar Jahre vor, als die Ermordung Jacobs van Artevelde, des grossen Ruwaerts von Flandern, dem französischen Einfluss auch in jenem Lande wieder Bahn brach und die englischen Mittel so bedenklich auf die Neige giengen, dass selbst die Kronjuwelen im deutschen Stahlhofe zu London und bei den Bürgern Kölns gegen Darlehen versetzt werden mussten. Schon murrte man in den Städten Englands über Bevorzugung der Fremden und wollte vom Kriege nichts mehr wissen. Die Ehre des Königthums wie die so lebhaft ergriffenen Interessen des Landes standen auf dem Spiel, wenn man jetzt feige, vielleicht gegen einen Preis in Südfrankreich, mit Philipp von Valois hätte Frieden machen wollen. Da wusste Eduard noch einmal seine Stände zu vereinen, um nunmehr, allein der eigenen Kraft und dem nationalen, wirklich kriegerischen Genie vertrauend, den Gegner am wunden Fleck zu packen. Es war zugleich der Anlass seinen Erstgeborenen, so jung er war, der Welt zu zeigen.

Dem Könige hatte seine halbdeutsche Gemahlin, Philippa von Hennegau, deren Haus jüngst auch die Grafschaft Holland erworben, deren Schwester Margareta Kaiserin war, bereits am 15. Juni 1330 den ersten Prinzen geschenkt. Man nannte ihn Eduard von Woodstock nach dem alten Lieblingssitze der Plantagenets, auf dem er geboren war; seine Titel lauteten: Prinz von Wales, Graf von Chester und Herzog von Cornwall. Durch Anlage und Erziehung haben sich in seinem Wesen väterliches und mütterliches Erbtheil zu gleichen Theilen gemischt. Vom Vater stammte die romanische Art zu denken und zu handeln, von der Mutter ein reizbares, fast deutsch sentimentales Temperament. Darf man einer Tradition, einem alten Gemälde Glauben schenken, so wurde er in jungen Jahren nach Oxford auf die Universität gethan, in das jüngst von Philippa gestiftete Königin-Collegium, denn schon früh erschien in England ein solcher halb klericaler Cursus für die Ausbildung eines Gentleman unerlässlich. Ist die Thatsache wahr, so muss der Prinz in denselben Räumen an der gemeinsamen Tafel einem einfachen, wortkargen Studenten aus Nordengland in schlichtem Rock, mit hagerem, an den Büchern überwachtem Antlitz begegnet sein, der nachweislich um diese Zeit dem Stifte angehörte, John Wiclif, dessen Name ein europäischer werden sollte. Doch mögen nun die Lebensbahnen des Prinzen und des evangelischen Schriftgelehrten sich an dieser Stelle berührt haben oder nicht, sie waren Zeitgenossen, und ihre Thaten wenigstens sollten einmal in denkwürdige Wechselwirkung treten.

Es war im Juli 1346, als König Eduard mit einer ansehnlichen Flotte und etwa 32,000 Mann in See stach und den kaum sechzehnjährigen Sohn, der ihn freilich auch schon im Jahre zuvor bei der letzten geheimen Zusammenkunft mit Artevelde begleitet hatte, mitnahm, um ihn das Leben im Felde kosten zu lassen. Damals handelte es sich darum, ihn zum Herzoge von Flandern einzusetzen; jetzt sollte um die Krone Frankreichs gestritten werden. Der Ort der Bestimmung war ein Geheimniss, bis man vor Cap La Hogue an der Nordwestspitze der Normandie Anker warf. Hier wurde gelandet und der Prinz von Wales von seinem Vater feierlich zum Ritter geschlagen. Nachdem in wenigen Tagen die

Hauptplätze der einst den Ahnherren des Königs gehörenden Provinz erstürmt worden, gieng es in Eilmärschen geradeaus auf Paris, das sich indess zur Wehr gesetzt hatte; und als die Engländer von dort in nördlicher Richtung auf die Somme weiter zogen, um sich mit den von Norden einbrechenden Flanderern zu vereinigen, fanden sie auch dort den Weg von den mächtigen Rittergeschwadern des königlichen Heeres von Frankreich verlegt. Durch List nur und einige glückliche Gefechte gelangten sie über den an allen Defiléen scharf bewachten Fluss, als am 26. August jenseits Crécy, an der von Abbeville nach Calais führenden Strasse, mit der Front gegen Süden die Hauptmacht des Feindes die Schlacht bot. Die Engländer, kaum noch 30,000 Mann stark, bestanden nur zum geringeren Theile aus Geharnischten, die Menge war Infanterie, Waliser mit Lanze und kurzem Messer, hauptsächlich aber die Bauernsöhne aus den mittleren Grafschaften der Heimath, Schützen mit dem gefürchteten Langbogen. Um durch eine doppelt überlegene Reitermasse, in deren erstem Treffen sich ein Haufe von 6000 genuesischen Armbrustschützen befand, eine Bahn zu brechen, liess der König flink drei Bataillen bilden, deren vorderste, während die Fusstruppen bereits nach Jägerart hinter Gräben und Hecken ausschwärmten, der Prinz zu Pferde anführen sollte. „Gewinn' Dir die Sporen, und der Tag ist Dein!" rief ihm der Vater zu. Und Beides ist seinem Ungestüm in herrlicher Weise gelungen. Doch darf man neben dem Mannesmuthe der Edelleute, die in Kettenpanzer mit Lanze und Schwert auf die Feinde einsprengten, auch die Anfänge moderner Taktik nicht übersehen, die hier mitwirkten. Dicht wie Schneeflocken, sagt Froissart's Berichterstatter, fielen die langen Pfeile; es flogen je drei auf einen Bolzen der Genuesen, denen überdies ein vorüberziehendes Gewitter die Sehnen ihrer Arkebusen erweicht hatte. Auch die Nachricht, dass hier auf Seiten der Engländer Bombarden, die nur leichtes Feldgeschütz bedeuten könnten, gespielt, ist nach dem Zeugnisse des gut unterrichteten Florentiners Giovanni Villani, der anderthalb Jahre später an der seine Vaterstadt verwüstenden grossen Pest starb, schwer zu verwerfen. Also mit Hilfe neuer Mittel und einer durch sie bedingten Fechtart errang man einen glänzenden Sieg; der Vasall hatte seinem

Souverän eine ungeheuere Niederlage beigebracht. Schon war es dunkel geworden, als der junge Prinz vom Pferde stieg und bei Fackelschein vor dem königlichen Vater die Knie senkte, um die wohlverdiente Belohnung zu empfangen. „Lieber Sohn“, sagte jener, „Du hast Dich der Krone würdig gezeigt. Was hältst Du nun von einer Schlacht, ist es nicht ein heiteres Spiel?“

Noch immer liest man in Geschichtswerken, dass die Straussenfedern mit der berühmten Devise: „Ich diene“ bei Crécy dem Helme des blinden Böhmenkönigs Johann von Luxemburg, der unter tausend anderen edlen Herren erschlagen lag, entnommen worden seien. Es ist eine Fabel, die längst getilgt werden sollte, da der König von Böhmen eine solche Zier nachweislich nie getragen hat, dagegen aber in England aus einem dem Jahre 1369 angehörenden Inventar der Königin Philippa erwiesen ist, dass ihr Silberzeug diese Marke führte, wodurch der Helmschmuck des Prinzen von Wales mit seinem deutschen Motto so viel besser erklärt wird. Die Folgen des Kampfes waren zunächst unbehinderter Weitermarsch und dann nach einer monatelangen Belagerung die Eroberung von Calais, ein Ereigniss von weittragender Bedeutung. Man hielt nicht nur ein Pfand von Frankreich in der Hand, sondern schuf, da es gutwillig nicht wieder herausgegeben werden sollte, hier an der Canalenge zugleich einen trefflichen Stapelplatz für seine Wolle, und eine Feste, die für die nächsten Jahrhunderte von ähnlicher Wichtigkeit wurde, wie in späteren Tagen etwa Gibraltar.

Nachdem gleichzeitig in Nordengland der Schottenkönig geschlagen und gefangen worden, trat für einige Jahre Ermattung und Waffenruhe ein. Theils erzwang sie der schwarze Tod, der bald vernichtend über die Welt zog, theils bedurfte man nach den letzten Anstrengungen auf allen Seiten Zeit, um wieder zu Kräften zu kommen. Der Sieg über ein spanisches Geschwader, der im Jahre 1350 mitten im Canal unter persönlicher Führung König Eduard's und seines Sohnes erfochten wurde, erscheint als ein vereinzeltes Ereigniss. Während aber in Frankreich unter Einwirkung des schweren Schlags von Crécy böse Auflösung Regierung und Land ergriff, hatte der englische Hof Musse und Geldmittel, um

üppige, rauschende Feste zu feiern. Auf der Burg zu Windsor drängten sich die Tafelrunden des Königs Artus, die Reihergelübde und St. Georgstage mit phantastisch devoten Aufzügen; kriegerisches Spiel verschlang sich mit dem zierlichsten Frauendienst; Ritterthum und Religion schienen eins geworden. Im Jahre 1348 schon wurde der berühmte Orden gestiftet, der ein Strumpfband mit der bezeichnenden Devise: „Hony soit qui mal y pense!“ zum Symbol nahm, dem bald hernach eine herrliche Capelle als Capitelheiligthum erbaut worden ist. Die geschlossene Zahl seiner Mitglieder umfasste nur fünfundzwanzig Kampfgenossen von Crécy, mit dem Prinzen an der Spitze, der jetzt in vollen Zügen romantische Lebensluft schlürfte und entweder von dem gebräunten männlichen Antlitz oder von der einfachen, dunklen Rüstung, mit der er in die Schranken zu reiten liebte, den Beinamen des Schwarzen empfieng. Doch bald genug riefen ihn höhere Aufgaben aus einem Treiben hinweg, das im besten Falle doch nur Tändelei, Maskenscherz und Flitter war.

Im Jahre 1355 nämlich war trotz allen schiedsrichterlichen Versuchen der Curie mit dem unter einem anderen Fürsten kläglich hinsiechenden Frankreich der Krieg, der niemals abgeschlossen, von Neuem ausgebrochen. Jetzt entschloss sich Eduard III., den Sohn, den er zum Herzoge von Aquitanien erhoben, mit einem eigenen Gouvernement und stattlicher Heeresmacht nach Bordeaux zu senden, während er selber einen zweiten Einfall in die Normandie projectirte. In wenigen Wochen hatte der Prinz von Wales die französisch gesinnte, gegen das englische Joch besonders aufsässige Ritterschaft am Fusse der Pyrenäen zu Paaren getrieben und die reichen Städte der Provence wie Narbonne, Carcassonne, Montpellier und viele andere eingenommen. In zwei Monaten war eines der reichsten Länder des Westens nicht sowohl unterworfen als ausgeplündert und gebrandschatzt, denn wesentlich auf Kriegsabenteuer und Beute kam es dem Prinzen an, wie selbst Froissart seinem Lieblinge nachsagen muss. Während die Engländer ihre Rosse in den Fluthen des Mittelmeeres tränkten und der Handel von Barcelona und Genua den nordischen Rivalen immer näher rücken sah, verschloss sich Innocenz VI. hinter den eisernen Pforten des Palastes von Avignon, um

durch den Cardinal Talleyrand-Périgord mit Geld und schönen Worten das Verderben von seinem Haupte abzuwenden. Erst als im Sommer des folgenden Jahres ein zweites englisches Heer in der Seine landete, und der Herzog von Aquitanien sich nunmehr von Bordeaux nach Norden aufmachte, gewannen die Dinge ein anderes Aussehen. Nach einigem Zaudern entschied sich der König Johann von Frankreich über die Loire zu gehen, um dem Prinzen, der, von Süden heranziehend und überall Furcht und Schrecken verbreitend, zu seinen Landsleuten stossen wollte, aber bei Romorantin gezwungen wurde nach Südwesten auszuweichen, den Weg zu vertreten. Am 17. September bei dem Gehöfte Maupertuis, etwas südlich von Poitiers gelegen, trafen an die 50,000 Franzosen, deren Kern abermals aus Panzerreitern bestand, auf den sorglos einherziehenden Vortrab der Engländer. Der folgende Sonntag verstrich mit fruchtlosen Anstrengungen Talleyrand's, den ganz umstellten und abgeschnittenen Prinzen zu einer Capitulation zu bewegen, der jedoch auf alle Anträge, mochten sie schmählich oder günstig sein, stets nur erwiderte: „Gott schirme das Recht!“ Er vertraute seinem Feldherrnblick und der Disciplin seiner 10,000 Mann. Schon abstrahirte er völlig von der bisher üblichen Weise des Reiterkampfes. Da er bemerkte, dass die Franzosen, vom Terrain genöthigt, ihm vorzüglich zu Fuss begegnen wollten, liess er mit Ausnahme eines kleinen Trupps auch die englischen Edelleute absitzen, die Sporen abthun und die Lanzen kürzen, um in dem Engpass, in welchem man eingeschlossen, eine stählerne Wand zu bilden, während die Bogenschützen, schachbrettartig vertheilt, sich hinter Weinbergen und Dornhecken postirten. Wieder waren es die nervigen, in Wald und Feld gestählten Arme aus Lincoln und Derby, die hier das Beste thun sollten. Der Feldherr aber hatte sich im Hinblick auf das Feudalheer, das ihn am Morgen des 19. angriff, nicht verrechnet. Die sicheren Pfeile fanden zwischen Halsberge und Brünne gar manchen tödtlichen Fleck und verursachten auf dem engen Kampfplatze eine fürchterliche Verheerung, — als die Geschosse ausgiengen, griff man im Nahgefecht zu Feldsteinen — bis Eduard an der Spitze seiner Reiter, begleitet von dem kriegserfahrenen Sir John Chandos,

unter der Losung: St. George Guienne! in den dichten Knäuel sprengte und einen Sieg gewann, weit herrlicher und folgenreicher als der vor zehn Jahren. Gleich hernach sah man ihn sein Banner an einen Strauch binden, die versprengten Genossen zu sammeln, während er selber den Helm lüftend aus der nächsten Quelle einen frischen Trunk that. Da wird nebst der Oriflamme, deren Träger das heilige Banner mit seinem Herzblut besiegelt hatte, der König Johann als Gefangener herbeigeführt — und wird sofort begrüsst, wie es der chevalereske Sinn der Zeit verlangte. Barhaupt, fussfällig empfieng ihn der Sieger; nichts vermochte ihn in seinem eigenen Zelte mit einem so grossen Herrn, seinem Souverän, an einer Tafel Platz zu nehmen. Er selbst wartete ihm auf, hiess ihn gutes Muths sein, denn sein Vater, der König, werde ihm alle Ehre und Freundschaft erweisen. Ueber die Tapferkeit der Franzosen wusste er nicht Worte genug zu finden, so dass die gefangenen Herren sich zuflüsterten, wie Froissart entzückt berichtet: „Das wird ein grosser Held, wenn Gott ihm das Leben lässt.“ Auch als man im nächsten Frühling festlichen Einzug in London hielt — ein besonders beliebter Stoff der den prachtvollen Handschriften Froissart's eingestreuten Miniaturen — erschien der gefangene Fürst im vollen Schmucke seiner Würde einen stattlichen Zelter reitend, während Prinz Eduard, schlicht gekleidet, auf einem schwarzen Pony links zur Seite trabte.

Durch den Sieg bei Maupertuis schien England die Herrschaft im westlichen Europa gewonnen zu haben. Die Könige von Schottland und Frankreich befanden sich in seiner Haft. Das letztere Reich rettete, nachdem Eduard III. und sein Sohn im Jahre 1359 noch einmal bis gegen Reims und Paris eingebrochen, seine Existenz in dem im folgenden Jahre zu Brétigny abgeschlossenen Frieden nur durch völlige Abtretung von Poitou nebst dem wichtigen Seeplatz Rochelle, Guienne, Gascogne im Süden, der Grafschaft Ponthieu und dem unschätzbaren Calais im Norden. Einzig und allein gegen die Lösung von allem Lehnsverband verzichtete die englische Krone auf Titel und Wappen der Valois. Die Welt staunte über die Tapferkeit, den Reichthum der englischen Nation, den Einfluss, den sie jetzt in den Angelegenheiten des Fest-

landes zu üben begann. Trotzdem aber war es ein unnatürlicher, weil die nationale Sonderung tief verletzender Vergleich, der auch zum Theil wieder über die Wünsche der englischen Stände hinausgieng und, da die politischen und volkswirthschaftlichen Zwecke weit eher luftig als fest waren, bald hernach in Nichts zerfiel.

In der Pause, die ihm vergönnt war, im Jahre 1361, erkor sich der Prinz ein Weib, seine Cousine, eine Plantagenet, wie er selber, Johanna, die schöne Maid von Kent genannt. Sie war die Tochter des Grafen Edmund, eines Oheims Eduards III., der in den zuchtlosen Tagen während der Minorennität des letzteren schmählich enthauptet worden war. Die Neigung, die sie vereinigte, äusserte sich in Schenkungen an die Kathedrale von Canterbury, die Mutterkirche seines Vaterlandes, zu der den Prinzen damals schon eine Vorliebe vor Westminster hingezogen zu haben scheint. Erst zu Anfang 1363 nahm er in seiner Eigenschaft als Herzog von Aquitanien seine Residenz wieder in Bordeaux, um bald an Ereignissen betheiligt zu werden, in denen langsam die aggressive Haltung seines Hauses in das Gegentheil, bis in die ernstesten politischen Erschütterungen daheim umschlug.

Sehr bald doch zeigte es sich, dass das verstümmelte Frankreich die hohen Summen, die als Lösegeld für seinen gefangenen König gefordert wurden, weder zahlen konnte noch wollte. Johann ist im savoischen Palast zu London gestorben, während der Sohn, Karl V., im Stillen die ärgsten Wunden seines Landes zu heilen begann und namentlich eine Verständigung zwischen dem übermüthigen Adel und den städtischen Communen anbahnte, deren Mangel so grosses Unheil über alle Theile gebracht hatte. Gleichzeitig aber wachte in den einzelnen Provinzen, auch in den an die Engländer abgetretenen, das Nationalgefühl auf. Schon rüttelte man hier und da an den lästigen Fesseln des schimpflichen Friedens, als innere Wirren Spaniens, jenes eigenthümlichen Landes, das doch von jeher fremden Mächten zum Grabe ihrer Grösse geworden ist, zur Einmischung einluden. Seit Jahren nämlich wüthete um den Thron von Castilien ein wilder Kampf, indem Don Pedro, der legitime Fürst, sich durch rohe Gewalt verhasst gemacht, ein unebenbürtiger Bruder

aber, Don Enrique de Trastamara, die Sympathien des Landes und der Nachbarstaaten Aragon und Frankreich erworben hatte. Als dieser die entsetzlichen Söldnercompagnien, die, aus aller Herren Ländern zusammengewürfelt, seit den letzten Kriegen unbezahlt die französischen Gaue durchzogen, zur Freude König Karl's über die Pyrenäen rief, eilte sein Gegner nach der Gascogne, um mit dem Könige von Navarra und dem Prinzen von Wales einen förmlichen Vertrag abzuschliessen. Um den Preis von Biscaya war letzterer, indem er weiseren Rath nicht gelten liess, bereit seine Compagnien unter den gefürchtetsten Rottenführern zusammenzuziehen. Im Frühling 1367 stieg er selber, mit der Wildniss der Natur, dem Mangel und trügerischen Bundesgenossen ringend, über den berühmten Pass von Roncesvalles in die Ebene des Ebro hinab, weit weniger den ritterlichen Paladinen gleichend, von denen die carolingischen Romanzen singen, sondern ein gewaltiger Condottiere, ein wirklicher General mit sehr bestimmten politischen Zwecken, ein Vorläufer Wellington's, der für die Legitimität kämpfte, ohne die commerciellen Interessen und die Weltstellung seiner Heimath hintenan zu setzen. Bei Najera (Navarrete) gewann er am 3. April mit den bekannten Mitteln, von denen selbst die spanische Gegenpartei gestand, diese Kriegsmänner seien die Blume der christlichen Ritterschaft, seinen dritten grossen Sieg, der die Scharen Don Enrique's, insonderheit die französischen Hilfstruppen unter Bertram du Guesclin, die in der Fremde zuerst wieder das Schwert gegen Plantagenet zogen, aus einander warf und Don Pedro auf den Thron von Burgos zurückführte.

Doch schon nach wenigen Monaten wandte sich das Blatt. Wie Spanien in späteren Tagen der Geschichte die Gewohnheit zeigt, niemals gutwillig der Fremde seine Schulden abzutragen, so schlug auch damals Don Pedro alle Verpflichtungen in den Wind. Ausserdem befielen Seuchen das Heer des Prinzen, der in seinem Hauptquartier zu Valladolid selber erkrankte und, um nur seine Mannschaften zu retten, sie im Unmuth schleunig an die Garonne zurückführte. In jenem düsteren Heimmarsche über die Pyrenäen liegt der Wendepunct seines Lebens und des von den Zeitgenossen angestaun-

ten Glücks seines Vaterlandes. Nicht allein dass jetzt in raschen Schlägen die Revolution in Castilien siegte und Pedro der Grausame von dem Bruder gestürzt und ermordet wurde, durch ganz Frankreich dröhnte sofort eine elementare Erhebung wider das fremde Joch. Und der schwarze Prinz, der von den Hochflächen Castiliens ein schleichendes Fieber heimgebracht, das alle Kunst der Aerzte nicht zu bewältigen vermochte, ohne Mittel seine Compagnien abzulöhnen, sass in finsterer Melancholie auf seinem aquitanischen Schlosse mit beispiellos schweren Aufgaben, denen er als Staatsmann in der Defensive bei weitem nicht gewachsen war. Die Feinde beschuldigten ihn harten Steuerdrucks und grosser Verschwendung. Ein Schlemmer ist er nie gewesen. Das Erstere aber, insonderheit die drückende jeder Feuerstelle auferlegte Taxe, war bei seiner Lage nur zu natürlich, indem der Krieg die Finanzen der Heimath der Art zerrüttet hatte, dass die aussen liegenden, stets unruhigen Gebiete nothgedrungen für sich selber sorgen mussten. Trotzdem will es scheinen, als ob Prinz Eduard, ohne dass man ihm sonderlich administrative Talente zuschreiben dürfte, doch ein System befolgt hätte, aber freilich nur das seiner Heimath, durch dessen einfache Uebertragung in die Fremde die Engländer in der Folge so oft ihre Eroberungen in Frage gestellt haben. Das heisse Blut des Südens, die turbulente Ritterschaft der Gascogne auf geschlossenen Landtagen, behufs der Abgaben und der Dienstleistungen in Gericht und Heer, in communale oder gar parlamentarische Ordnung zwängen zu wollen, wie etwa Kent und Norfolk in England, war zumal in wild aufgeregten Tagen geradezu ein Unding. Bald wuchs auch ihm in Stadt und Land der eigenen Provinz die Rebellion über den Kopf; er musste es erleben, dass Karl von Valois nunmehr offen sich über den Tractat von Brétigny hinwegsetzte und ihn als seinen Vasallen, weil er sich unterstehe, französischen Unterthanen unerschwingliche Steuern abzupressen, vor den Pairshof nach Paris zu laden wagte. Die Wuth des zu Tode verwundeten Löwen kannte keine Grenzen. Er gab zur Antwort: er werde kommen, aber mit dem Helm auf dem Haupte und 60,000 Mann hinter sich.

Zwar liess ihn sein Vater der König nicht im Stich, in-

dem englische Geschwader noch immer bald an diesen, bald an jenen bedrohten Punct Hilfe zu werfen suchten. Aber wie heldenmüthig auch mancher Führer aus der Soldatenschule Eduard's in Guienne, Bretagne und Picardie auftrat, ihre Tapferkeit verzischte jetzt wie ein Tropfen auf heissem Stein. Noch einmal, im Jahre 1370, raffte sich der Prinz auf; in einer Sänfte liess er sich einhertragen, um an der Spitze seiner Engländer die Stadt Limoges zu stürmen, deren Bischof und Einwohnerschaft wie alles Land ringsum den Eid der Treue gebrochen und seinen grimmigen Zorn erweckt hatten. Nach der Einnahme befahl er, wie er bei seines Vaters Seele geschworen, die Uebelthäter, meist wehrlose Bürger mit Weib und Kind, niederzumetzeln, während doch der Besatzung der Burg nach Kriegsrecht zu capituliren gestattet wurde, so dass selbst der herzlose Froissart ausruft: „Gott habe Gnade mit ihren Seelen, denn sie waren wahrlich Märtyrer!“ Es war dahin gekommen, dass der wegen seiner anmuthigen, ritterlichen Tugenden so hoch gepriesene Held mit einer That wahnsinnigen, unnützen Schreckens, die sich nicht einmal durch jene Krankheit beschönigen lässt, vom Schauplatze seines Ruhms abtreten musste, denn wenige Wochen später, zu Anfang 1371, kehrte er, nachdem er die Reste seiner Herrschaft an zwei Brüder übergeben, mit seiner Gemahlin und dem einzigen Söhnlein von Bordeaux nach England zurück, ein an Leib und Seele gebrochener Mann.

Gleichzeitig aber, während alle die stolzen Eroberungen bis auf einige Seeplätze an der Küste Frankreichs verloren giengen und sogar ein spanisches Geschwader die englische Flotte Angesichts des Hafens von Rochelle schmachvoll überwand, zogen schwarze Wolken über die Heimath auf, die ersten Vorboten einer neuen, gewitterschwangeren Zeit, die, im Waffengetümmel reif geworden, dereinst sich mächtiger als Ritterthum und Feudalstaat erweisen sollte. Es war ein übles Zeichen, dass auch die moralische Kraft des alten Siegers Eduard's III. erlahmte; in den schwelgerischen Freuden seines Hofes, nach Philippa's Tode in den Armen einer frechen Mätresse, vermochte er nicht mehr die Geister zu bannen, die er selber einst mit Bewusstsein heraufbeschworen hatte. Wer aber hatte alle seine auswärtigen Unter-

nehmungen geschickter zu kreuzen gewusst, als der französische Papst in Avignon? Wer anders behinderte jetzt eine vernünftige Auseinandersetzung mit den Valois, als Papst Urban V.? Gewiss, das war der Lohn für jene curienfeindliche Haltung, welche Krone und Stände in England seit Langem gegen alle weltlichen Ansprüche der Päpste behaupteten. Der Peterspfennig sowie der Zins, um den einst Johann ohne Land sein Reich von dem gewaltigen Innocenz III. zu Lehn genommen, wurden dauernd vom Parlament als ein Eingriff in den Krönungseid, als eine Beleidigung der Nation verweigert. Die römischen Procuratoren, welche geistliches Gericht üben, die fremden Prälaten, welche das Geld ihrer Pfründen aus dem Lande schleppen wollten, wurden mittelst neuer Criminalstatuten als Friedensbrecher und Beutelschneider belangt. Nach Brügge zu einer Conferenz mit päpstlichen Legaten hat man gar den Mann abgeordnet, der vom armen Studenten zum gewaltigsten Lehrer in Oxford geworden war, den Doctor Wiclif, der um diese Zeit auch bei Hofe in hoher Gunst stand, nachdem er gleich in seinen ersten Schriften mit scharfer Dialektik die Unverträglichkeit der römischen Anforderungen mit dem englischen Staatsrechte ausgeführt hatte. Und derselbe Mann war schon weiter gegangen. Aus einem akademischen Streite mit den Bettelmönchen, die in Haus und Schule, in Universität und Volksleben ihr schamloses Unwesen trieben, entsprang eine Untersuchung des ganzen Systems, dem damals solche Sachwalter dienten. Sie führte bis zu dem Wortlaute der Urkunden des christlichen Glaubens hin, bis zu dem Satze, dass Papst und Kleriker allen voraus zu evangelischer Armuth umwenden müssten, ehe es in der Welt besser werden könnte, und endlich zu dem kühnsten Schritte, gar die Lehre von der Brodwandlung zu leugnen. Wie sehr diese Auffassungen auch im Volke zündeten, das offenbart der grosse Dichter, der damals in England auftrat. Geoffrey Chaucer, der Zeitgenosse des schwarzen Prinzen und Wiclif's, geisselte in seiner prächtigen Pilgerfahrt nach Canterbury, in welcher er alle Stände und Classen des Volkslebens in treffenden Charaktermasken auftreten und Geschichten erzählen lässt, so wie sie jeder einzelnen mundgerecht sind, nicht nur

die Bettelmönche in ergötzlichster Weise, sondern schilderte in dieser Gesellschaft auch einen schlichten Pfarrer, wie ihn die Gemeinde sich wünscht, in welchem manche ein Porträt des sittenstrengen Reformators selber haben erkennen wollen.

Hier also geriethen Triebe in Schwang, die, wenn Krone und Klerus, Lords und Gemeine hätten einig bleiben können, schon damals den Bruch mit Rom zur Folge gehabt haben müssten. Nun wirkten aber die grossen auswärtigen Verluste wie eine nationale Schmach auf die einzelnen Classen und Interessen verschiedenartig zurück und erweckten vor Allem wieder den Gegensatz von Parteien, der längere Zeit geschlummert hatte. Schon handelte es sich in England um die ernste Frage, ob die parlamentarische Verfassung, welche sich die Krone zu weiten dynastischen Zwecken allmälich hatte gefallen lassen, ihr selber auch entsprechende Sicherheit gewähre. Bei der Erschlaffung des alten Königs setzte sich ein jüngerer Sohn, Johann von Gent, der Herzog von Lancaster, der sich als Eidam Peter's des Grausamen König von Castilien und Leon nennen liess, an die Spitze einer Faction, die selbst vor gewaltsamer Umwälzung nicht zurückschreckte. Denn während Lancaster mit Leidenschaft den Gönner Wiclif's spielte, verrieth er doch frühe schon ein Gelüst nach dem Throne, den sein Haus, wie man weiss, in der Folge wirklich an sich reissen sollte. So brach mit dem Parlament des Frühlings 1376, dessen Majorität indess sich diesen Bestrebungen heftig widersetzte, ein tief bewegtes Zeitalter an, in welchem kirchliche, dynastische und parlamentarische Ansprüche sich wirr verflochten.

Wo aber war mittlerweile der Erbe der Krone, der Prinz von Wales? Im September 1372 hatte er sich in Begleitung seines Vaters, beide Schatten von dem, was sie einst gewesen, noch einmal erhoben, um Thouars, der letzten noch von Engländern vertheidigten Feste in Poitou, Ersatz zu bringen; indess Wind und Wetter hemmten die Ueberfahrt, und der Platz musste sich dem Connêtable du Guesclin ergeben. Fortan weilte Eduard Jahre lang einsam, in traurigem Siechthum von der Wassersucht verzehrt, auf seinem Landsitze Berkhamstead in Hertfordshire, fern von den Intriguen des Hofes und den Parteiungen des Parlaments,

als am 28. April 1376, dem Tage, an welchem sich die Stände versammelten, das dringende Verlangen der Gemeinen ihn nöthigte, sich nach London, wo er in Fishstreet nahe der Brücke seine Wohnung hatte, schleppen zu lassen. Da er aber auch hier zu entfernt war und es für heilige Pflicht hielt, den Tendenzen seines Bruders Lancaster zu begegnen, begab er sich nach Westminster in den Königspalast. Seine Nähe schon hob die loyalen Gemüther, um freudiger arglistigen Anschlägen zu widerstehen; galt es doch vor Allem auch die Aussichten seines Sohnes, des kleinen Richard von Bordeaux, sicher zu stellen. Ohne Zweifel hatte diese Politik, die unter den gewaltigen Bedrängnissen der Zeit die allein würdige und nationale war, seinen Beifall. Allein es war ihm nicht beschieden sie durchzuführen, so wenig wie einst die französische Eroberung. Während die Debatten nebenan im Capitelsaale der Abtei immer hitziger wurden lag er in dem Palast seiner Väter auf dem Sterbelager, über welches doch noch Einiges berichtet wird, was Sinnesart und Charakter einer Gestalt erkennen lässt, die nur in Episoden auftaucht, aber trotzdem als eine ganze Heldengestalt in der nationalen Dankbarkeit fortlebt. Unter den Scharen, die sich herandrängten, dem Scheidenden Lebewohl zu sagen, befand sich auch ein Ritter, der ihn jüngst durch üblen Rath an den König tief verletzt hatte. Mit einem ungnädigen Zeichen, dass er das Zimmer verlassen möge, wandte der Prinz das Antlitz ab. Als der Bischof von Bangor, sein Beichtiger, ihn ermahnte in dieser Stunde auch seinen Feinden zu vergeben, bekam er die unwillige Antwort: „Ich thue es, ich thue es!“ Aber der Prälat begnügte sich damit nicht. Mit einem rührenden Bekenntniss des eigenen Fehls hauchte Prinz Eduard am 8. Juni 1376, dem Dreifaltigkeitssonntage, die Seele aus, im noch nicht vollendeten sechsundvierzigsten Lebensjahre.

Die Trauer um den Thronerben, der tragisch kurz vor dem Uebergange der Krone an ihn selber dahin sank, war eine allgemeine. Selbst der Feind, der so oft vor ihm gezittert, das französische Königthum, liess ihm in der Sainte Chapelle ein feierliches Todtenamt halten; ein alter gascognischer Waffengenosse, der Captal de Buch, schlug Speise

und Trank aus, er wollte sterben, um ihn auch im Tode zu begleiten; und endlich der greise Vater überlebte diesen letzten, härtesten Schlag nur um wenige Monate. Am schmerzlichsten indess hat sich die Nation von dem früh Verstorbenen losgerissen, da man in ihm, in dem Glanze eines solchen Feldherrn, des ritterlichsten Gentleman, überselig sich zu sonnen gewohnt geworden. Da wurde die Klage vernommen: „Während seines Wohlbefindens standen Englands Hoffnungen in Blüthe, mit seinem Elend siechten sie dahin, in seinem Tode liegen sie begraben. So lange er lebte, fürchteten wir nicht Angriff noch Schlacht; kein Heer, das er nicht besiegt, keine Stadt, die er nicht genommen hätte.“ In einem Volksliede wird er mit dem Steuermanne verglichen, der an dem Ruder eines stattlichen Schiffes gesessen, das jetzt hilflos auf dem Meere treibt, da es ein Kind, der kleine zehnjährige Richard II., lenken soll. Dieser Name sagt genug, denn aus den grossen historischen Dramen Shakspere's erinnert sich ein Jeder, welche Periode mit seiner Regierung anhebt. Unter dem Einflusse der Mutter, welche wiclifitisch gesinnt war, liess auch der junge König die antiklerikalen Regungen selbst nach der furchtbaren Erhebung des vierten Standes im Jahre 1381 weiter walten; der Factionen, die sich an böse Oheime anlehnten, ist er niemals Herr geworden, der erstarkenden Orthodoxie erwies er sich feindlich, bis Usurpation im Bunde mit dem Parlament, aber wieder in Frieden mit Rom, das Haus Lancaster auf den Thron brachte.

Wir haben keine Ahnung, wie etwa der schwarze Prinz sich zu jener vorzeitigen Reformation der Kirche gestellt und wie er, obwohl er dem Parlament gegen unbefugte Machthaber beispringen wollte, als Souverän doch höchst wahrscheinlich selber eine monarchische Haltung angenommen haben würde. Es bleibt sogar fraglich, ob er selbst bei leiblicher Gesundheit und mit seiner bewunderten Tapferkeit überhaupt der Mann gewesen wäre, um eine schicksalsvolle, vielleicht unabwendbare Katastrophe zu verhüten. Sein kurzes, fragmentarisches Leben bietet durchaus nicht Stoff oder Anlass ihn als Politiker zu beurtheilen. Dagegen zeigt das Testament, das er am Tage vor seinem Tode französisch, wie es noch immer die den Hof beherrschende

Sprache war, vollziehen liess, worin jede Zeile den Geist ritterlicher Frömmigkeit athmet, wie er sich selber erschien.

Als ob er ein Grauen gehabt vor der Vergangenheit und Zukunft von Westminster, bestimmte er, dass sein Leib nach Canterbury übergeführt werde, um in dem riesigen Chore des Doms unweit jenes Schreins beigesetzt zu werden, an welchem noch alle Welt zusammenströmte das Andenken des heiligen Märtyrers Thomas Becket zu verehren. Durch London und die Grafschaft Kent, über dieselbe Pilgerstrasse, welche der Dichter so launig seinen Charakteren und Geschichten zu Grunde legt, sah man am 29. September den düsteren Zug in die alte Stadt einfahren, ihm voraus, wie der Prinz es gewollt, hoch zu Ross zwei Reiter von denen der eine unter Trauerfahnen den bunten Wappenrock mit aller stolzen Zier, der andere unter Straussenfedern den einfachen schwarzen Harnisch des Verstorbenen trug, gleichsam Krieg und Friede, Leben und Tod neben einander. Zwischen dem Hochaltar und dem Chor der ehrwürdigen Kathedrale stand der Katafalk und waren ringsum die höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträger des Reichs versammelt, um dem Traueramte beizuwohnen. Südlich vom Schrein des heiligen Thomas, in der Dreifaltigkeitscapelle, wo man den Leib einsenkte, wurde alsdann das noch vorhandene herrliche Denkmal errichtet, bis in jede Einzelheit mit dem Testament übereinstimmend. Ein ehernes Bildniss in liegender Stellung, das Haupt auf dem von einem gekrönten Löwen gezierten Turnierhelme ruhend, die Füsse auf einen zusammengekauerten Hund gestützt, zeigt im Antlitz die fein geschnittenen Züge der Plantagenets; die Hände sind fromm gefaltet. Ueber der goldenen Rüstung, der auch die bei Crécy gewonnenen Sporen nicht fehlen, liegt der Rock knapp an, der in farbigem Schmelz auf rothem und blauem Grunde mit den abwechselnd gekreuzten Wappen, den Leoparden von England und den Lilien von Frankreich, nachgebildet ist. Der Sarkophag darunter wird ebenfalls rings umher von einem Schilde mit diesen Wappen und einem anderen mit den drei Straussenfedern eingefasst. Ueber jenem kehrt die Inschrift „Houmout", unstreitig unser Hochmuth, d. h. hoher Muth, über diesem das bekannte „Ich

diene“ beständig wieder; merkwürdig, zwei hochdeutsche Devisen, welche sich dieser Spross der anjovinischen Plantagenets, man sollte doch meinen, von der Mutter her, erkoren, und mit denen er, wie noch ein paar Autographen darthun — höchst wahrscheinlich die frühesten, welche von der königlichen Familie Englands herrühren — statt des Namens und Titels sogar zu unterzeichnen pflegte. Auf dem Rande des Aufsatzes, der den altarartigen Sarkophag schliesst, auf welchem das Bildniss ruht, läuft eine lange Inschrift in französischen Versen, die sich gleichfalls schon im letzten Willen findet, und die den auf so manchem Denkmal vorkommenden Gedanken, eine Anrede des Verstorbenen an die Lebenden, ausführt. Als Beispiel nur die folgenden Worte, die auch heute noch verständlich bleiben:

Ma grand beaute est tout alee
Ma char est tout gastee
Moult est estroite ma meson
En moy na si verite non.

Zwischen den beiden Chorpfeilern endlich, die zu Haupt und Füssen des Sarkophags aufsteigen, hängen noch Helm, Schild, Wappenrock, Stahlhandschuhe und vom Schwerte wenigstens die Scheide, wie sie bei Crécy und Poitiers getragen wurden. Die Stürme der Jahrhunderte haben dies Alles unversehrt gelassen, während sie, was einst der grösste Stolz dieses Nationalheiligthums gewesen, das von Gold und Edelsteinen funkelnde Monument Becket's, längst mit sich fortgerissen haben.

Am Grabe des schwarzen Prinzen aber, das einsam stehen geblieben, einsam, wie er selber in der wechselvollen Geschichte der Dynastie und des Reichs, drängen sich die Gedanken auf, die den Grund einer solchen dauernden Ehrfurcht zu begreifen suchen. Auf der Grenze eines Zeitalters that er in einer kurzen Epoche nationalen Ruhms das Beste, und selbst der Tod, der ihn frühe abforderte, sicherte sein Gedächtniss vor dem Wirbel, der gleich hernach Staat und Kirche ergriff und den Einzelnen, am meisten aber die Fürsten nicht verschonte. So blieb er auch für die folgenden Jahrhunderte der tadellose Ritterheld, dem der Schreckenstag von Limoges vergessen wurde, der da-

gegen in der Kunst, die er geübt, selbst neue Mittel trefflich anzuwenden verstanden, während schon in jenen Bogenschützen nicht nur die besten Soldaten unter ihm fochten, sondern auch das Volk einen weiten Schritt zur eigenen Freiheit vorwärts that, während ein Wiclif, ein Chaucer Töne anschlugen, die wohl für eine Weile gedämpft werden konnten, aber nur um desto heller nachzuklingen. Und diese die allgemeine Entwickelung in weite Bahnen lenkenden Schwingungen vertrugen sich sehr gut mit dem, was in einem nationalen Heldenthum echt und ewig ist. Während der von Froissart bewunderten Welt in der Folge ein Cervantes den Spiegel der Wahrheit entgegen hielt, hat Shakspere auch darin seinen unvergleichlich tactvollen Sinn bewiesen, dass er, wie sehr auch die Tragik des Einzellebens dazu auffordern mochte, den Vater des unglücklichen Richard nicht über die Bühne schreiten liess wie die Gestalten der Lancasters und Yorks, und ist selbst Cromwell, dessen Eisenseiten aus allen Kirchen forträumten was ihnen abgöttisch erschien, in ehrfurchtsvoller Scheu an der Gruft des Königssohnes vorübergegangen, der, wie er selber, ein grosser englischer Kriegsmann war

KOENIG RICHARD III.[1])

Die Geschichte lässt grosse Dynastien meist mit Schwächlingen enden, gleichsam auf natürlichem Wege ausgehen. Man gedenke an Merowinger und Carolinger, an die Bourbonen, die spanischen Habsburger. Der Fall, dass ein in That und Unthat gleich gewaltiger Mensch die lange Reihe ruhmreicher Ahnen abschliesst, gehört an sich zu den Ausnahmen. Mit dem psychologischen Räthsel verschlingt sich alsdann unzertrennlich die Tragik der Verhängnisse, so dass es wahrhaft Wunder nehmen müsste, wenn sich die reizendere Schwester der Historie, die Dichtkunst, nicht eines solchen Stoffs bemächtigen sollte. Ihre Aufgabe ist nun bekanntlich nicht wie bei jener die Wahrheit im Einzelnen zu ergründen, die Thatsachen selber möglichst zu reproduciren, sondern vielmehr das allgemein Giltige zu erfassen und den Knoten zu lösen, in den sich Freiheit und Nothwendigkeit verschlingen.

Alle Welt kennt den Cyclus historischer Dramen Shakspere's, die dem englischen Theater neben Trauerspiel und Lustspiel als eine besondere Gattung gelten. Was dem hellenischen und germanischen Alterthum das Epos, das sind und leisten sie, obwohl in anderer Form, einer frühen, grossen Nationalgeschichte. Tausende schöpfen bis auf diesen Tag

[1]) Letters and Papers illustrative of the Reigns of Richard III. and Henry VII., edited by James Gairdner. London. 1861. Vol. I. (Rerum Britannicarum medii aevi Scriptores.) Lappenberg-Pauli, Geschichte von England, Band V. Gotha 1858. Max Büdinger, König Richard III. von England, ein Vortrag. Wien 1858. Wilhelm Oechelhäuser, Essay über William Shakespeare's Richard III. im dritten Bande des Jahrbuchs der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Berlin 1868. Kuno Fischer, Shakespeare's Charakterentwicklung Richard's III. Heidelberg 1868.

ihre Kenntniss eines Stücks Mittelalter lediglich aus ihnen, und mit vollem Recht, so weit sie das Innere geschichtlicher Handlung und die dem gewöhnlichen Auge verschlossenen Motive zur Anschauung bringen, so weit ein unerreichter Dichter sich die gewaltigsten Situationen erlesen hat, um allgemein menschliche und darum eben hoch poetische Conflicte in mächtigen Charakteren typisch zu gestalten. Alle Welt weiss, welche Stelle der Richard III. in dieser Reihe einnimmt, wie er, obschon unendlich viel reifer als die drei Stücke, welche nach Heinrich VI. heissen, dennoch die schäumende Jugendkraft verräth, wie er einen Gegenstand behandelt, der späterhin noch einmal, dann aber vollendet, im Macbeth wiederkehrt. Die Wirkung des Bildes ist so gewaltig, dass sie aller Vorstellung beherrscht; immerdar erblickt man den letzten gekrönten Plantagenet, wie er gleich im ersten Monolog von sich selber aussagt:

> Doch ich, zu Possenspielen nicht gemacht,
> Noch um zu buhlen mit verliebten Spiegeln;
> Ich, roh geprägt, entblösst von Liebes-Majestät
> Vor leicht sich dreh'nden Nymphen mich zu brüsten;
> Ich, um dies schöne Ebenmass verkürzt,
> Von der Natur um Bildung falsch betrogen,
> Entstellt, verwahrlost, vor der Zeit gesandt
> In diese Welt des Athmens, halb kaum fertig
> Gemacht, und zwar so lahm und ungeziemend,
> Dass Hunde bellen, hink' ich wo vorbei;
> Ich nun, in dieser schlaffen Friedenszeit,
> Weiss keine Lust, die Zeit mir zu vertreiben,
> Als meinen Schatten in der Sonne spähn
> Und meine eigne Missgestalt erörtern;
> Und darum, weil ich nicht als ein Verliebter
> Kann kürzen diese fein beredten Tage,
> Bin ich gewillt ein Bösewicht zu werden,
> Und feind den eitlen Freuden dieser Tage.

Der nicht zum Thron bestimmte Fürstensohn, zwar von hohen Gaben, aber in seiner Erscheinung schon zum Missethäter gestempelt, wird aus Vorsatz zum vollendeten Verbrecher, der die Bahn der Greuel beschreitet, um die Krone als Preis davon zu tragen. Nicht ein Augenblick ruhigen Genusses ist ihm beschieden; nein, in beständigem Angriff und beständiger Selbstvertheidigung wüthet er wie der wilde

Eber, sein Wappenthier, Alles ringsum aufwühlend und zerstörend. Endlich gleich dem gehetzten Wild in die Enge getrieben, fällt er entsetzlich, doch immer noch grossartig. Er gibt sich als Helden nicht nur des historischen Dramas, sondern der echten Tragödie.

Allein um so mehr muss man sich hüten den nüchternen Massstab geschichtlicher Wirklichkeit im Einzelnen an solch ein Werk zu legen. Hat man sich einigermassen gewöhnt den Egmont Goethe's und die Maria Stuart Schiller's von den wirklichen Opfern der Glaubenskriege des sechszehnten Jahrhunderts getrennt zu würdigen, so wird es doch auch wohl möglich sein den historischen Richard neben der furchtbaren Figur des Shakspereschen Dramas zur Geltung zu bringen. Wer wollte dem Dichter verargen, dass, wie er etwa im König Johann für die Verfassungsstürme der Magna Charta keinen Platz hat oder an anderer Stelle die Jeanne d'Arc als gemeine Hexe auftreten lässt, sein Richard mit echt poetischer Willkür schon im Anbeginn der Rosenkriege handelnd erscheint, als er noch kaum drei Jahre zählen konnte, dass er in grauenerregender, psychologisch beinah unmöglicher Weise um Anna Nevil freit, obgleich dieselbe factisch seit eilf Jahren sein Weib war, dass Margareta von Anjou, die im Stücke gleich einer äschyleischen Erinnye einherschreitet und fast die Stelle des Chors der antiken Tragödie vertritt, historisch bereits seit acht Jahren verbannt, seit einem Jahre todt war? Der Dichter treibt eben nicht Quellenforschung, er soll und kann keine Verfassungsgeschichte schreiben. Er nimmt aus dem vorhandenen Material, was er braucht, er thut hinzu, was ihm sein Genius eingibt. Was aber Shakspere auswählt und hineindichtet, das gestaltet sich zu der Farbenpracht, der man ein solches Gemälde zu verdanken hat, vor dem auch der grösste Historiker sich staunend sagen muss: es ist mit einem unvergleichlichen historischen Natursinn entworfen. [1])

Man wird gut thun den Ursprüngen der Tradition nachzugehen, an welche die Geschichte wie die Dichtung sich anlehnt.

[1]) Ranke, Englische Geschichte I, 602.

Ein Schauspiel in akademischem Latein, ein rohes Bühnenstück, das sind die Vorarbeiten, die zur Genüge darthun, wie populär doch schon der Gegenstand sein musste, ehe Shakspere im Jahre 1597 sein Drama erscheinen liess. Es war, als ob die Nation sich nicht satt hören konnte an der Berechtigung, kraft deren ihre Dynastie, zumal die grosse Elisabeth, die Enkelin des Siegers von Bosworth, auf dem Throne sass. Noch früher aber hatte die Geschichtschreibung den fesselnden Stoff nach derselben entschieden ausgesprochenen Tendenz behandelt. Im Edward Hall's Geschichte der Rosenkriege, in Holinshed's Chronik, einer weitläufigen Compilation der englischen Geschichte, lagen zwei Werke vor, aus welchen der Dichter schöpfen konnte. Namentlich das letztere ist Shakspere stets zur Hand gewesen, wenn er sich, nach grossen Vorwürfen suchend, in die nationale Vergangenheit versenkte. Es ist in dieser Partie durchaus im lancasterschen Interesse geschrieben, als dessen legitimer Vertreter und Fortsetzer ungeachtet gewisser Makel in seiner Herkunft der Tudorkönig angesehen sein wollte. Speciell in Bezug auf Richard sind darin zwei Versionen verarbeitet, die eine achtungsvoll bis etwa herab auf den Tod Eduards IV.; die andere malt den Despoten in den schwärzesten Farben, ist jedoch auch für seine Anfänge je nach Bedürfniss von Shakspere in seinem Heinrich VI. verwendet worden, ein Zeugniss mehr, dass der populären Ueberzeugung die Gestalt Richard's in der dunkelsten Fassung längst fest stand, wie andererseits Heinrich V., der jugendfrische Eroberer Frankreichs, als eine glänzende, lichtvolle Heldenerscheinung dem Volke an das Herz gewachsen war. Da ist es nun nicht unwesentlich, dass jene zweite Version sich als die Meinungsäusserung eines Autors erweist, der den Ereignissen und Persönlichkeiten, auf die es ankommt, wenigstens indirect nahe gestanden.

Wer hat nicht von Thomas Morus gehört, dem geistvollen Freunde des Erasmus, dem witzigen, gemüthreichen Schriftsteller, dem Kanzler Heinrich's VIII., dem Märtyrer für seine religiöse und politische Ueberzeugung? Um 1509, etwa 24 Jahre nach Richard's Tode, hat er in trefflichem Englisch ein freilich unvollendetes Buch über die tragische

Historie gerade dieses Königs geschrieben, das in ganzen Abschnitten wörtlich in die Werke Hall's, Holinshed's und anderer eingeflossen ist. Daneben findet sich eine lateinische Redaction, freilich in so unebener Fassung, dass es in dieser Gestalt unmöglich aus der fein stilistischen Feder More's stammen kann. Man hat daher frühzeitig und gewiss nicht mit Unrecht geschlossen, dass darin die Aufzeichnung oder ein vielleicht schon von einer anderen Hand überarbeitetes Dictat des Cardinals Morton stecke, desselben Bischofs Morton von Ely, der im Stücke auftritt, der noch Beamter des letzten Lancasterkönigs gewesen, des entschlossenen Parteigängers und vertrauten Staatsmanns des ersten Tudors. Ihm aber hatte Sir Thomas More in jungen Jahren nahe gestanden, ihm verdankte er seinen unerschütterlichen Glauben an die Ansprüche des Tudors, seinen Hass gegen den frevelhaften Usurpator, der vor jenem erlegen. Wir besässen demnach in beiden wesentlich übereinstimmenden Redactionen die Reste einer Parteischrift, die als solche denn allerdings keineswegs für eine lautere Quelle gelten, insonderheit nicht ohne strenge Kritik benutzt werden darf. Sie liess, was die späteren Chronisten eifrig nachschrieben, Richard von seiner Geburt an als Scheusal erscheinen, mit abstossendem Gesicht und widerwärtigem Höcker, voll Tücke und Mordlust, die bei den einzelnen Hergängen einer schreckensvollen Zeit allemal zum Ausbruch kamen, ein wahrhaft teuflischer Dämon. Behauptet doch eine andere, diesem Kreise nicht fern stehende Notiz, er sei gleich einem Wechselbalg mit Zähnen im Munde und langem Haar bis auf die Schulter herab zur Welt gekommen. Die Tendenz liegt auf der Hand jeden edleren Zug zu verunstalten, durch Rückgriffe auf immer den Vorgänger Heinrich Tudors zu vernichten. Wir haben hier die Urquelle der typisch und traditionell gewordenen Auffassung.

Ist nun kein Correctiv derselben vorhanden? Fehlt es an allen Aufzeichnungen von einem entgegengesetzten Standpunct, an allen gleichzeitigen, objectiv gehaltenen Berichten? Nicht ganz; aber sie fliessen leider überaus spärlich, und wenig ergibig. Daran waren nun wohl vor allen Dingen die Zeitverhältnisse selber Schuld, denn in den Rosenkriegen, dem dreissigjährigen Kriege Englands, stockte selbstver-

ständlich die pünktlich archivalische Aufbewahrung der Staatsurkunden, die sich seit dem dreizehnten Jahrhundert in einer Vollendung entwickelt hatte, wie kaum in einem anderen Reiche Europas, und verfiel nicht minder die eigentliche Zeitgeschichte durch Parteileidenschaft und allgemeine Verwilderung. Ferner aber ist nicht zu verkennen, dass unter den Acten aus Richard's Zeit grundsätzlich aufgeräumt worden ist, wie es wohl zu geschehen pflegt, wenn es darauf ankommt eine als usurpatorisch verurtheilte Regierung hinzustellen, als ob sie niemals da gewesen wäre. Dennoch haben sich einige Brocken echten Materials gerettet, königliche Erlasse, Bruchstücke parlamentarischer Verhandlungen, Privatbriefe und selbst einzelne Schilderungen, unter denen der nüchterne und eben deshalb gerade zuverlässige Bericht eines Zeitgenossen, des Fortsetzers der Annalen von Croyland, die erste Stelle einnimmt. Sie helfen einigermassen das Bild, von dem das Volk und die Bühne beherrscht werden, zu controliren.

Andererseits aber muss man sich hüten die wissenschaftliche Kritik nicht durch übertriebenen Zweifel in sich selbst zu vernichten und gar aus Richard III. einen Tugendengel machen zu wollen. Schon vor zweihundert Jahren ist ein solcher Versuch geschehen; dann veröffentlichte der jüngere Horace Walpole im Jahre 1767 eine geistreiche Apologie voll historischer Bedenken, gegen die sich ihm selber jedoch eben so viele Widersprüche aufthürmten. Ihm sind andere gefolgt, vor allen neuerdings ein blaustrümpfiges Frauenzimmer,[1]) welches in zwei dicken Bänden voll lächerlicher Paradoxie sich mit Hilfe des in England leider grassirenden Heroencultus abquält, auch diesen Mohren weiss zu waschen.

Doch genug von solchen wenig erquickenden Materien. Sie waren nicht zu umgehen, um den Standpunct des Historikers für seine Erzählung zu gewinnen.

Das grosse Zerwürfniss, welches im fünfzehnten Jahrhundert die geordneten Zustände Englands durcheinander

1) Richard the Third as Duke of Glocester and king of England by Caroline A. Halsted, London 1844. 2 Vols.

warf, hub an im Jahre 1399 mit dem Thronsturz Richard's II. Sein Vetter, Henry Bolingbroke, wurde als Heinrich IV. Begründer des Hauses Lancaster, das seinen mangelhaften Rechtstitel durch Gewährung bedeutender parlamentarischer Ansprüche und durch enge Verbindung mit der Kirchenmacht wider die häretisch demokratische Bewegung der Lollarden zu stützen suchte. Auf die kurze kraft- und glanzvolle Kriegspolitik Heinrich's V. erfolgte bald im Innern wie nach Aussen ein jäher Rückschlag unter dessen Sohn, dem sechsten Heinrich, der, auch nachdem er volljährig geworden, niemals aus geistigem Stumpfsinn herauskam. In alle Gebiete des öffentlichen Lebens drang die Verwirrung ein, als abermals ein Vetter des Königs, der aber dem gemeinsamen Stammvater mehrerer Linien von der Mutter her um einen Grad näher stand, die Krone begehrte, und zwar indem er die im Jahre 1399 verletzten Successionsrechte anrief. Es war Richard, Herzog von York, der unter dem Abzeichen der weissen Rose gegen die rothe Lancasters die oppositionellen Elemente sammelte und die legitimere Erbfolge herzustellen trachtete. Im Reichsrath wie auf dem Schlachtfelde warf er sich wiederholt zum Protector des geisteskranken Königs auf, so dass vor der Selbstsucht der Parteien und ihrer Häupter die Krone der Plantagenets bald wie ein Federball hin und her geschleudert wurde. Von beiden Seiten appellirte man an die Grundrechte des Staats und beutete im vorübergehenden Besitz der Macht seine Institutionen aus. Endlich als der Herzog bereits an Stelle des kleinen Erben Heinrich's zum Thronfolger, zum Prinzen von Wales ausgerufen worden, ist es der männlichen Königin, der Margareta von Anjou, gelungen, ihn im Felde zu besiegen und kurzer Hand enthaupten zu lassen.

Allein schon wuchsen drei Söhne heran den Vater zu rächen, Eduard, Georg und Richard; und wenige Monate vergiengen, als der älteste zu Anfang des Jahres 1461 mit Gewalt der Waffen und den Sympathien des dritten Standes, namentlich der Hauptstadt, der nach Rückkehr geordneter Zustände verlangte, den unglücklichen König entsetzte und sich selber an seine Stelle schwang. Da indess Thronstreit und Bürgerkrieg weiter wütheten, hatte der junge Fürst, der

erste König aus dem Hause York, seine ganze Thatkraft aufzubieten. Unter dem grausamen Schlachtruf: Tödtet die Herren, aber schonet das Volk! sprengte er in das Getümmel und schürte das Morden, das immer mehr die Reihen des vornehmen normännischen Adels lichtete. Bisher hatten Theile desselben auch zu seiner Farbe geschworen, besonders das im Norden mächtige Haus der Nevils, dem die Mutter der Brüder, die Herzogin Cäcilia, und ihr Neffe, der aus den Annalen der Zeit unter dem Namen des Königmachers berühmte Graf von Warwick, angehörten. Da warf die Begierde des bildschönen, aber genusssüchtigen Eduard's IV. die Brandfackel in die eigene Partei.

Obwohl ihm schon eine und die andere Dame verlobt gesagt wurde, richtete er sein Auge doch auf Elisabeth Wydeville, die junge Wittwe eines Ritters Grey, der auf lancasterscher Seite gefallen war. Nachdem er sich zuerst heimlich mit ihr verbunden, wagte er es sie offen zu seiner Königin zu erheben und brach darüber mit den kräftigsten Stützen seines Throns. Diese, namentlich Graf Warwick und der eigene Bruder, der Herzog Georg von Clarence, machten ihren Frieden mit Lancaster; sie fanden Unterstützung bei Ludwig XI. von Frankreich. Endlich nach manchen Wechselfällen des Kriegs gelang es dieser Combination im Jahre 1470 den König Eduard noch einmal zu verjagen. Er nahm seine Zuflucht jenseit des Wassers bei Herzog Karl dem Kühnen von Burgund, der eine Schwester der Brüder York zur Gemahlin hatte. Gleichfalls mit Hilfe des Auslands, an der sich vorzüglich die seemächtige deutsche Hansa betheiligte, ist er schon im nächsten Jahre zurückgekehrt. Da wird denn die heldenmüthige Margareta bei Tewksbury endgiltig besiegt, ihr Sohn, der lancastersche Prinz von Wales, sogar als Kriegsgefangener hingemordet, da verschwindet der blödsinnige Heinrich VI. im Tower von London. Fortan behauptete sich Eduard trotz aller Eigenmacht und Ausschweifung im Besitz der Herrschaft, indem er sich grundsätzlich zu den mehr demokratischen Elementen des Reichs hinneigte, mit den Bürgern und ihren Weibern schön that und sie doch nach Kräften ausnutzte. Sein Ziel war, die höchste Gewalt von der Geldbewilligung durch das Parla-

ment möglichst unabhängig zu machen und durch Benevolenzen, sogenannte freiwillige Spenden, recht tief in den Säckel der Unterthanen zu greifen. Obwohl auch hierdurch wieder viel Unfriede erzeugt wurde und noch immer die Gegenwirkung von Seiten der Lancasters, der Reste der alten Aristokratie wider die Prätensionen eines um die Königin Elisabeth entstehenden neuen Adels nicht aufhörte, trieb Eduard doch unablässig dies zweifelhafte System wie die eigene Lustbarkeit, bis vermuthlich doch in Folge seines lockeren Lebenswandels der Tod ihn vor der Zeit hinraffte. Halb Gewaltmensch, halb sinnlich verkommen, starb er noch nicht 41 Jahre alt, am 9. April 1483. Wie etwa neuerdings der jüngere Zweig Orléans sich auf den alten Stamm der Bourbonen pfropfen wollte, wähnte Eduard durch das Haus York die Plantagenets verjüngen zu können.

Allein fest begründet war die Zukunft desselben keineswegs. Ausser mehreren Töchtern hatte der Fürst zwei Söhne hinterlassen, von denen der älteste, nunmehr Eduard V., noch nicht dreizehn Jahre zählte. Da fragte es sich nun, ob die Nation sich gefallen lassen werde, dass die als plebejisch geltende Mutter nebst ihrer Sippe von Brüdern, Söhnen erster Ehe und anderen rasch emporgestiegenen Günstlingen die vormundschaftliche Regierung führe, oder ob nicht vielmehr, was in diesem Reiche, das Präcedenzfälle streng zu beobachten liebt, von jeher Recht und Herkommen gewesen, ein Vatersbruder die hohe Pflicht übernehmen solle. Ein solcher aber war nur noch in dem dritten der Brüder, in Richard vorhanden.

Richard, der jüngste Sohn des enthaupteten Herzogs von York, war am 2. October 1452 geboren, als die grossen Unruhen bereits begonnen hatten, zu Fotheringhay, demselben Schlosse in Northamptonshire, in welchem 135 Jahre später die schöne Sünderin Maria Stuart ihr Haupt auf dem Blocke lassen musste. Die wenigen gleichzeitigen Notizen wissen nichts von hässlicher Missgestalt, sie heben hingegen die Einsicht hervor, mit welcher die hochbegabten, aber ehrgeizigen Eltern dem Knaben eine sorgfältige Erziehung angedeihen liessen. Der Untergang des Vaters trieb dann die Herzogin mit ihren beiden älteren Söhnen ins Ausland, wo

sie eine Weile in Utrecht Unterkunft fanden. Wohl möglich, dass bei dieser Gelegenheit der Anblick des grossartigen burgundischen Staatswesens und der emporblühenden bürgerlichen Freiheit bereits Eindruck auf Richard machte. Nach der Thronbesteigung seines Bruders Eduard indess kehrte auch er zurück und wurde bald zum Herzog von Glocester erhoben. Mit zunehmenden Jahren zeigte er sich immer entschiedener als Parteigänger seines Hauses, dem schon 1470 sogar der wichtige Oberbefehl an der schottischen Mark anvertraut werden konnte, wo damals die lancasterschen Stimmungen am meisten im Schwange waren. Als bald hernach dann freilich König Eduard wegen seines Leichtsinns verdrängt wurde, floh auch der Bruder zum zweiten Mal nach Holland. Doch dauerte es nur wenige Monate, so kehrten sie siegreich zurück. Bei Tewksbury leuchtete Richard's Tapferkeit, an der Seite des Königs ritt er in London ein. Tags darauf ist der unglückselige Heinrich VI. im Tower ermordet worden. Wohl lässt sich nachweisen, dass gleich den übrigen Siegern auch der Herzog von Glocester in der immer noch als Königsresidenz benutzten Burg abgestiegen; jedoch das Gerücht, dass er an der Unthat betheiligt gewesen, dass er, der achtzehnjährige, sie wohl gar mit eigener Hand verübt habe, ist erst weit später, vermuthlich erst nach seinem eigenen Untergange verbreitet worden, als jene zweckvolle Ueberlieferung entsprang, von welcher die Rede gewesen.

In den nächsten zwölf Jahren hat der zum Manne gereifte Jüngling dem König in unverbrüchlicher Treue durch Rath und That die wichtigsten Dienste geleistet. Mit kräftiger Hand leitet er die Statthalterschaft in Nordengland, in den Hader der schottischen Königsfamilie greift er tief ein, die Grenzfeste Berwick hat er dauernd dem Reiche einverleibt, einmal sogar sein Heer bis in die Mauern von Edinburgh geführt. Als die Engländer dann im Jahre 1475 durch eine Expedition nach Frankreich noch einmal ihre alten Ansprüche erheben wollten, aber bald von dem raffinirten Ludwig XI. in einem Geldgeschäfte abkaufen liessen, hat Herzog Richard, der wie immer gerüstet zur Stelle war, sich mannhaft geweigert dem schimpflichen Vertrage von Pic-

quigny seine Zustimmung zu ertheilen, ohne jedoch darüber im Geringsten in der Anhänglichkeit an die Politik seines Hauses wankend zu werden. Er hat dies nicht minder bei einem anderen, besonders bösen Anlass bewährt.

Derselbe betraf den zweiten der Brüder York, den Herzog Georg von Clarence, dessen boshafter Verbindung mit der lancasterschen Faction bereits gedacht wurde. Dieser Prinz nämlich hatte die älteste Tochter Warwick's des Königmachers zum Weibe und suchte mit ihrer Hand nicht nur das ganze weite Erbe der Nevils zu gewinnen, obwohl Richard allen Intriguen zum Trotz sich schon 1472 mit der jüngeren Schwester Anna, die als Kind einst dem lancasterschen Prinzen von Wales verlobt gewesen, verband und wenigstens einen Theil der nordischen Güter an sich brachte, sondern Clarence wühlte überdies unablässig, einerlei ob unter dem Symbol der weissen oder der rothen Rose, augenscheinlich aber um bei der nächsten Katastrophe sich selber den Weg zur Krone zu ebnen. Ein höchst unzuverlässiger Charakter, vergalt er die Amnestie, die ihm nach seiner Betheiligung an dem vorübergehenden Sturze Eduard's gewährt worden, mit schändlichem Undank. Immer wieder verlautete von seinen verrätherischen Anschlägen, bis endlich im Jahre 1478 der König selber das Parlament zum hochpeinlichen Verfahren gegen ihn anrief. Die Lords verurtheilten den Schuldigen zum Tode, die Gemeinen drangen auf schleunige Vollstreckung, aus Gnade nur wurde der Spruch hinter den finsteren Mauern des Towers geheim vollzogen. Die Sage, verkörpert in jenen das Gedächtniss Richard's verfolgenden Autoren und von der Bühne adoptirt, erzählt bekanntlich, dass Clarence selber sich die Todesart habe wählen dürfen und in einem Fass Malvasier geendet habe; sein Bruder, der Herzog von Glocester, vorzüglich habe ihn zu Falle gebracht. Authentisch weiss man nur, dass dieser allerdings unter den urtheilsprechenden Pairs gesessen, aber die Güter des Geächteten sind nicht ihm, sondern der wider Clarence verschworenen Sippschaft der Königin anheim gefallen. Bis zum Abscheiden Eduard's IV. berichten die lauteren Quellen weder von Habgier noch Herrschsucht Richard's; auch seine sittliche Haltung erscheint durchaus tadellos.

Da trat nun aber, wie bereits erwähnt, am 9. April 1483 dies Ereigniss ein. Ein Eilbote, nicht der Königin, sondern des Herzogs von Buckingham, eines Anverwandten des königlichen Hauses, überbrachte die Nachricht in York, wo Glocester seine Residenz hatte. Sofort wurden Hof und Ritterschaft berufen: alle, in Schwarz gekleidet, wohnten dem Traueramt im Münster bei, alle hatten dem kleinen Nachfolger Amt und Pflicht zu leisten, Richard unterliess nicht in einem Beileidschreiben der Königin Wittwe seinen tapferen Arm zur Verfügung zu stellen. Sein ganzes Benehmen konnte nicht loyaler sein. Auch stiess sich damals schwerlich ein Mensch an seinem schmächtigen, etwas verwachsenen Aeusseren. Wohl war die linke Schulter höher als die rechte, wohl zeigte das Gesicht, wie noch erhaltene Porträts den etwa einunddreissigjährigen veranschaulichen, nicht eine Spur der Aehnlichkeit mit dem schönen Eduard, denn bleich und hager liess es ihn älter erscheinen; tief liegende, strenge Augen verriethen ein zehrendes Feuer, eine Leidenschaft, die sich mit Mühe selbst im Zaum hielt. Aber die Zeitgenossen kannten nicht nur den bewährten, tüchtigen Kriegsmann; aus seiner Selbstbeherrschung, der Kunst zu schweigen, aber fest, consequent zu handeln schlossen sie mit Recht auf bedeutende geistige Eigenschaften. Schottische Gesandte sprachen einmal mit den Worten des Dichters ihre Bewunderung aus: „eine wie mächtige Seele haust in so winzigem Körper!“ Alle Welt aber ahnte, dass bei der verwickelten Lage, in die nunmehr das Reich gerieth, das Meiste, ja Alles auf die Entscheidung dieses einen Mannes ankommen müsse. Und sie liess denn auch nicht auf sich warten.

Auf der Stelle gab sich eine allgemeine Abneigung kund, nicht nur gegen das noch völlig ungewohnte Regiment einer Frau überhaupt, sondern vorzüglich gegen die von der Königin beanspruchte Vormundschaft, die von vornherein denselben Kreisen gesichert erschien, durch welche schon einmal Verwirrung in die kaum erst aufgerichtete Dynastie York gebracht worden war. Graf Rivers, ein Bruder Elisabeth's, Lord Richard Grey, ein Sohn ihrer ersten Ehe, sollten mit Heeresmacht den jungen König, der beim Tode des Vaters auf Schloss Ludlow an der Waliser Mark weilte, in die

Hauptstadt geleiten, damit er dort unter ihrer Hut eingesetzt werde. Doch eine Gruppe vornehmer Herren kreuzte sofort die Entwürfe dieser Emporkömmlinge. Es waren namentlich William Lord Hastings, der ein besonderer Günstling Eduard's IV. und ein Genosse seiner Ausschweifungen gewesen, und jener Plantagenet, der Herzog Heinrich von Buckingham, die nebst anderen, obwohl nicht völlig einträchtig, doch der eigenen Sicherheit halber und aus Ehrgeiz rasch, aber freilich allzu kurzsichtig handelten. Denn ihre Botschaft vornehmlich weckte in Glocester den Gedanken, keinen Augenblick zu zaudern und sein Anrecht, der Protector des minorennen Fürsten zu sein, zur Geltung zu bringen. Unverzüglich liess er satteln und eilte mit seinen Mannschaften nach Süden. Da auch Buckingham mit Bewaffneten herbeikam, verlegten sie Rivers und Genossen geschickt den Weg und brachten durch List und kühnen Handstreich zu Stony Stratford unweit Northampton den König in ihre Gewalt. Am 4. Mai, demselben Tage, an welchem ihn die Mutter hastig wollte krönen lassen, ritt man in London ein, der junge Fürst in blausammtnem Mantel, vor ihm baarhaupt und gleich seinen Begleitern noch in tiefer Trauer, devot und finster der Oheim. Ohne arges Vorhaben, sondern altem Herkommen entsprechend, nahm man Wohnung im Tower. Unter Adel, Ritterschaft und Bürgern, die zu der bevorstehenden Krönung in London zusammenströmten, vollzog sich sofort eine Klärung der Parteien.

Völlig verdrängt oder schadlos gemacht erschien zunächst die Faction der Wydevilles und Greys, denn seit dem ersten des Monats, auf die Nachricht von Richard's Ausmarsch, hatte Elisabeth sammt ihren Töchtern, dem zweiten kleinen Prinzen und dem ältesten Sohne aus erster Ehe im Sanctuarium der Abtei von Westminster ein unantastbares Asyl gesucht. Ihr fehlte gänzlich die Natur der Löwin, die sich zur Vertheidigung ihrer Brut erhebt; der Margareta von Anjou durchaus unähnlich entfremdete sie sich vielmehr in rathloser Passivität vollends die Herzen aller derer, die in Stadt und Land noch zu ihr aufblicken mochten. Sodann gab es reine Yorkisten wie Lord Hastings, der von jeher kein Freund der Königin gewesen, und Mitglieder des alten, höchsten Adels

wie Buckingham, bei denen die Fühlung zu lancasterschen Elementen nicht ganz verloren gegangen war. In beiden Richtungen galt es Besorgnisse niederzukämpfen, die doch vom ersten Moment an gegen denjenigen aufsteigen mussten, der von der Mehrheit des Staatsraths und einer mehr volksthümlichen parlamentarischen Vereinigung früheren Hergängen gemäss als „Bruder und Oheim von Königen,“ als „Protector von Fürst und Reich,“ wie es in seinen Titeln hiess, bezeichnet wurde. Einstweilen rieth die Klugheit dem Herzoge von Glocester mit Buckingham nahe zusammenzustehen. Es hat sich ein merkwürdiges Pergamentblatt gefunden, auf welchem obenan Eduard V. eigenhändig seinen Namen malt, dann folgt Richard mit dem Motto: loyaulte me lie (mich bindet die Treue) und endlich Buckingham's Unterschrift mit der Devise: sovente me sovenne (gedenke meiner oft). Jedoch für die Uebrigen herrschte nur kurze Windstille: in einem plötzlichen Staatsstreiche wurde offenbar, dass, nachdem einmal die Bahn der List und Gewalt beschritten worden, sie nothwendig zur Usurpation weiterführen werde. So lange nicht alle Gegensätze bei Seite geschoben, blieb die Stellung des Protectors von Gefahr umlauert; sein Ehrgeiz, nunmehr entfesselt, sagte ihm, dass eine ganze Reihe von Rivalen fallen müsse.

Abermals bot die Krönung, die jetzt am 22. Juni geschehen sollte, den Anlass. Um definitiv über das Fest zu beschliessen, waren die Lords am 13. in die grosse Rathkammer des Tower entboten worden. Da trat Richard, der so eben noch mit den Einzelnen auf das freundlichste verkehrt hatte, nach More's Erzählung mit wirren Zügen ein und brach zu der Versammlung in die ungestümen Worte aus: die Hexe, seines Bruders Weib, hätte sich mit einer Mätresse desselben und Lord Hastings zu seinem Verderben verschworen. Sein verwachsener, abgemagerter Arm, den er entblösste, sollte jetzt ihre bösen Zauberkünste darthun. Um jede Rechtfertigung zu ersticken, seien auf ein Zeichen mit dem Fusse Bewaffnete hinter den Teppichen hervorgestürzt und hätten jenen Edelmann, Lord Stanley, sowie die Prälaten von York und Ely ergriffen. Hastings hatte nur Zeit kurz zu beichten, dann wurde ihm draussen auf dem Schlosshofe das Haupt

heruntergeschlagen. In alten, verrosteten Harnischen, als ob sie selber fast überrumpelt worden, hätten dann Richard und Buckingham am Nachmittage den Beistand der Bürger Londons angerufen. So der Bericht von feindlicher Seite, der allerdings wegen der Anwesenheit und Mitverhaftung Morton's von Ely nicht übersehen werden darf. Die wirklichen Fäden der Intrigue indess sind für uns völlig zerrissen, auch fehlt es an jeder Andeutung, dass etwa zwischen Hastings und der Königin ein Complott gegen den Regenten geschmiedet worden sei. Dagegen ist es Thatsache, dass dieser alle Anstalten getroffen einem solchen zu begegnen und schon vier Tage zuvor, am 10., seine Getreuen in Nordengland hatte aufbieten lassen zu seiner Hilfe herbeizueilen. Ein und derselbe Vertraute nahm nach York den Befehl mit, ohne Verzug die Gefangenen von Stony Stratford, Lord Rivers und Genossen, in ihrer Kerkerhaft zu Pontefract einen Kopf kürzer zu machen. Am 16. endlich wagte gar der Protector in Person sich an das Asylrecht von Westminster. Der hohe Klerus intervenirte hiergegen nur soweit, dass er die Königin zwar schirmte, aber keinen nachhaltigen Widerspruch erhob, als der Dictator die Auslieferung des kleinen Prinzen Richard forderte, damit er seinem Bruder dem Könige Gesellschaft leiste. Mit diesen Ereignissen, die Schlag auf Schlag einander folgten, fiel ungeheurer Schrecken auf die Bevölkerung; aller Augen richteten sich auf die Sprossen Eduard's IV., wie sie jetzt zwar würdevoll die alte Königsfeste innehatten, und doch Gefangenen allzu ähnlich sahen.

Allein noch durfte das Publicum nicht zu Athem kommen; bis von Nord und West hinreichend zuverlässige Truppen eingetroffen, um als Rückhalt für den letzten Streich zu dienen, galt es nach Kräften die Massen zu bearbeiten. Da war es nun von nicht geringer Bedeutung, dass das Stadtregiment und die Geistlichkeit sich der Agitation anschlossen. Ein Dr. Shaw, der Bruder des Lord Mayors, predigte Sonntag den 22. am Kreuze von St. Pauls vor dem dicht gedrängten Pöbel von dem guten, dem einzigen Rechte Richard's auf den Thron, das er nicht nur durch frühere Verlöbnisse des verstorbenen Königs, durch seine Ausschweifungen und die einem Ehebruch analoge Verbindung mit Elisabeth Grey,

sondern sogar durch die freche Behauptung zu begründen suchte, Eduard IV. selber sei illegitim gewesen und folglich seine Kinder Bastarde. Welches Licht fiel durch Lügen, die mit den ärgsten Auswüchsen der Presslicenz unserer Tage wetteifern, auf die stolze alte Herzogin, als deren Liebling Glocester vor allen angesehen worden, die ihn selber noch um zehn Jahre überleben sollte. Noch schlimmer aber, dass diese und ähnliche Details in alt legaler Form, nämlich in Gestalt einer Parlamentsacte vorliegen, so dass entweder die Stände sich diese eigenthümliche Motivirung der Umwälzung aus freien Stücken angeeignet haben, oder aber, dass sie ihnen, soweit sie überhaupt gefragt wurden, einfach dictirt worden ist. Genug, Alles, was die Nachkommenschaft seiner älteren Brüder an Ansprüchen besass, sollte durch einen ähnlichen parlamentarischen Act beseitigt erscheinen, wie er einst dem ersten Lancaster beim Sturze Richard's II. hatte dienen müssen. Keine Frage, dass, um die Stimmen der Lords zu gewinnen und die Bürger haranguiren zu helfen, dem Prätendenten Niemand willkommener war, als der erste Magnat des Reichs, der Herzog von Buckingham, mit dem er einen fast unbegreiflichen Pact geschlossen zu haben schien.

So ist es geschehen, dass Richard III. am 26. Juni sich den Königstitel beilegte, nachdem zwei Monate und 27 Tage unter dem Namen des unerwachsenen und ungekrönten Neffen regirt oder vielmehr conspirirt worden war. Am 6. Juli wurde dann die Hauptstadt von dem Pomp geblendet, den der neue Fürst bei seiner Krönung im echten Geschmack des Usurpators entfaltete: Buckingham musste ihm, die Gräfin von Richmond, eine Lancaster, der Königin Anna die Schleppe tragen. Wie aus dem noch vorhandenen Inventar ersichtlich, waren Mäntel und Wappenröcke mit silbernen Ebern übersäet, die uns an die goldenen Bienen Napoléons erinnern. Es fehlte weder an dem Segen der Kirche, noch an einem hochherzigen Pardon von Seiten des Herrschers; mit einem an Verwegenheit streifenden Vertrauen setzte er Stanley, den Genossen des Lord Hastings, durch seine Ehe mit der Gräfin von Richmond Stiefvater des Tudors, zum Oberhofmeister ein.

Nichtsdestoweniger aber entsprach dieser Kühnheit in

vielen Stücken eine überlegene Klugheit, denn Richard erkannte, wie das seit einem Menschenalter aufgewühlte Reich über die tiefen Risse in Dynastie und herrschender Klasse hinweg darnach verlangte, Scepter und Schwert wieder in einer kräftigen Hand vereinigt zu sehen. So kümmerte er sich persönlich, was seit Heinrich V. nicht mehr der Fall gewesen, um Aufrichtung der völlig versunkenen Rechtspflege; so entschloss er sich, nachdem bei dem eigenen gesteigerten Bedarf in der Weise des Bruders die Krone nimmermehr zu geordneten Einnahmen gelangen konnte und die Benevolenzen im Lande allgemein Malevolenzen gescholten wurden, nach einiger Zeit das Parlament zu berufen und mit ihm wieder regelrecht, wie ehedem, über die Revenuen zu berathen. Er zeigte einen hohen politischen Tact, indem er häusliche Zucht und bürgerliche Ordnung heben und wahren wollte. Mehrere Angaben bestätigen, dass sein Regiment, besonders im Norden des Landes, populär zu werden begann. Die allerdings in jenen Tagen stark versumpfte Geistlichkeit hat seine Dotationen mit sympathischer Erkenntlichkeit und hündischer Unterwürfigkeit vergolten, so dass er in hergebrachtem Sinne als glaubenstreuer Herrscher von Gottes Gnaden betitelt wurde. Und auch das Ausland kam dem Usurpator mit auffallender Bereitwilligkeit entgegen. Isabella die Katholische von Castilien, deren Hand einst vor Jahren von Eduard IV. verschmäht worden, säumte nicht ihn anzuerkennen; schon war von einem Ehebunde zwischen einer ihrer Töchter und Richard's Sohne die Rede. Der junge Philipp von Burgund, für den sein Vater Erzherzog Maximilian in den Niederlanden die Regierung führte, hegte die alten Beziehungen seines Hauses zu den Yorks. Und selbst der alte Fuchs Ludwig XI., dem es längst darauf ankam Burgund und England, Habsburg und Castilien auseinander zu halten, liess sich fast auf dem Sterbebette wenigstens zu Höflichkeiten herbei. Erklärte er gegen Vertraute, wie Comines, den König Richard auch für einen bösen und grausamen Menschen, war er auch nicht zu bewegen, ihm bei Ergreifung eines gefährlichen Flüchtlings behilflich zu sein, so hiess er ihn doch in seinen Anschreiben „mon cousin“ und gestattete auf sein ehrerbietiges Gesuch die Einfuhr des in England stark begehrten Burgunder Weines.

Die Päpste endlich, welche Richard erlebte, Sixtus IV. und Innocenz VIII., dieselben, unter denen die böse Nepotenwirthschaft und unerhörter Wucher einrissen, haben ihm nichts vor die Füsse gelegt.

Wohl lässt sich eine zusammenhängende Erzählung der nur kurzen Regierung entwerfen, doch sind es vornehmlich zwei Punkte, welche ein dauerndes Interesse bereiten. Der erste aber ist der Prinzenmord, der zumal durch Shakspere's unübertreffliche Benutzung unvergessen bleibt.

Noch im Sommer 1483 hatte der König eine Rundreise durch das Reich unternommen, die mit einem ungewöhnlichen Act, nämlich mit einer abermaligen Krönung in dem ihm besonders zugethanen York abschloss, bei welcher Gelegenheit auch sein zehnjähriger Sohn Eduard zum Prinzen von Wales erhoben wurde. Schon war zu Ende September der Rückweg angetreten, als eine im Süden aufgestiegene Missstimmung zum Ausbruch kam. War es der financielle Druck des prunkliebenden Monarchen oder die Angst vieler um das Schicksal der eingekerkerten Erben des einst wegen seiner Leutseligkeit besonders beliebten Eduard's IV., waren es die Antriebe einiger aristokratischen und klerikalen Häupter der beiden gestürzten lancasterschen und yorkistischen Parteien; — einerlei, denn alle diese Umstände wirkten zusammen, um von Essex bis Somerset quer durch die Insel eine Gährung zu erzeugen, die sich bis zu einer Erhebung des dritten Standes zu steigern drohte, aus der die entscheidende Wendung in Richard's Leben hervorgehen sollte. Da er nun aber mit Recht dahinter eine populäre Sehnsucht nach dem gewaltsam entthronten Fürsten und die Absicht witterte ihn zu befreien, da er gewohnt war stets energisch dreinzufahren, säumte er keinen Augenblick selber verlauten zu lassen, die Söhne Eduard's seien im Tower gestorben.

Wie steht es nun mit seiner Schuld und mit den Einzelheiten dieser grässlichen That? Man darf nicht zweifeln, dass sie Richard's eigenes Werk gewesen; sogar die Art und Weise kann von Sir Thomas More, auf den alle spätere Darstellung zurückgeht, nicht erfunden sein. Soweit sich ein dichtes Dunkel durchschauen lässt, sind die Söhne Eduard's, wie die Localsage berichtet, im Bloody Tower mitten im

süssen Schlummer erstickt, ihre Leichen am Fusse der uralten Steintreppe, die in den Hauptbau, den weissen Thurm, hinaufführt, eingescharrt worden. Dort wenigstens wurden viele Jahre später, erst 1674 unter Karl II., entsprechende Gebeine aufgefunden, die dann, mit einer Inschrift versehen, in einer der Seitenkapellen von Westminster beigesetzt worden sind. Aber auch an anderen positiven Beweisen zu Gunsten der More'schen Erzählung mangelt es keineswegs. Gerade zur Zeit der Abreise Richard's, in den ersten Tagen des August, in die also der Mord fallen musste, erhält Brackenbury, der Constable des Towers, eine auffallende Gratification, und nicht minder Sir James Tyrrell, der Oberstallmeister, auf den jener die Ausführung abgewälzt haben soll. Noch finden sich die Erlasse, in welchen den beiden Schergen, Forest und Dighton, unstreitig doch für ihre Henkersthat, Belohnungen ausgesetzt wurden; der letztere hat späterhin, unter Heinrich VII., als es darauf ankam, einen falschen Prätendenten zu entlarven, ein umfassendes Geständniss abgelegt, das von den Tudorhistorikern, von More bis herab auf Lord Bacon, als ein erwiesenes angenommen wurde und in der That auch in der vorliegenden Form schwerlich erdichtet sein konnte. Das Ausland glaubte sofort nur an Mord. Im Januar 1484 hat bei Eröffnung der französischen Generalstände in Tours der Kanzler Guillaume de Rochefort auf die Frevelthat hingewiesen, durch welche die königlichen Knaben ungerächt hingemeuchelt und die Krone vom Volke dem Mörder dargebracht worden. Endlich aber spricht Richard's Verfahren indirect gegen ihn selber. Er hat zunächst das Ereigniss gar nicht geleugnet, sondern im Gegentheil im October die Nachricht vom Tode der Prinzen ausgehen lassen, in der Erwartung, durch dieselbe jenen Aufstand dämpfen zu können. Geradezu lächerlich klingt dem gegenüber die Hypothese seiner Vergötterer, wie Horace Walpole, dass wenigstens einer der Prätendenten, welche sich unter Heinrich VII. für den entkommenen Prinzen Richard ausgaben, Perkin Warbeck, der auch von Jacob IV. von Schottland wirklich als solcher empfangen worden ist, der echte Richard von York gewesen sei. Aber hätte ihn seine Schwester, die Königin Heinrich's VII., jemals völlig verleugnen können? Und wo war der ältere, Eduard V.,

geblieben? Nein, der Tyrann traf seine beiden Schlachtopfer ohne zu fehlen und verrechnete sich für's Erste auch keineswegs in dem Schrecken, den ihr Untergang hervorrief. Die ringsum auflodernde Gefahr wurde durch schnelle, rücksichtslose Handlungsweise concentrirt, einer der Hauptbetheiligten fast auf der Stelle aus dem Wege geräumt.

Es war dies kein Geringerer als der Herzog von Buckingham, der doch bisher der willigste Helfershelfer des Usurpators gewesen, der, obwohl ein eitler Mann und für seine Dienste mit wahrhaft fürstlicher Macht belohnt, sich nicht so sehr durch eigenen Ehrgeiz verlocken liess, als anderen, klügeren in die Falle gieng. Im Rücken jener Krönungsreise nämlich wurde bereits damals zu Brecon, einer Waliser Burg des Herzogs, der Plan entworfen, der freilich noch einmal scheiterte, an dem dann aber Richard doch schliesslich zu Grunde gehen sollte. Dort nämlich sass in Buckingham's Haft der Bischof Morton von Ely, der, soweit wir wissen, zuerst den entscheidenden Gedanken einer Versöhnung zwischen den Trümmern von Lancaster und York fasste und durch den leicht zu erwerbenden Beistand Buckingham's auszuführen unternahm. Heinrich Tudor, durch seine Mutter, die Gräfin Margareta von Richmond, der einzige überlebende, wenn auch nicht völlig ebenbürtige Repräsentant des Hauses Lancaster, vor Richard's Henkergriffen längst flüchtig beim Herzoge der Bretagne, sollte mit Elisabeth, der ältesten Tochter Eduard's IV., die rothe mit der weissen Rose verbunden werden. Schon waren alle Fäden gesponnen nach dem Auslande wie nach Westminster, der Tudor lauerte bereits mit fremden Schiffen an der heimischen Küste, die populäre Gährung wegen des Verschwindens der beiden Prinzen bot die willkommenste Deckung, als der ganze Zusammenhang dem Könige durch seine Späher hinterbracht wurde. Da sieht man ihn denn, wie er leibt und lebt, aus einem pergamentenen Original, wohl der merkwürdigsten Reliquie von der Hand des dritten Richard. Am 12. October richtet er zu Lincoln, zuerst dem Secretär dictirend, ein Schreiben an seinen Kanzler: er bedauere, dass ihn Krankheit verhindere, selber zu erscheinen, doch solle er unverzüglich das grosse Staatssiegel übersenden, da es zum Verfahren wider den Rebellen

Buckingham erforderlich sei. Dann aber greift er ungestüm selber zur Feder und fährt in kräftigen, zollhohen Buchstaben fort und in einem Englich, dessen sich selbst Shakspere nicht zu schämen haben würde: „Hier steht, Gott sei Dank! Alles wohl, fest entschlossen, der Bosheit der treulosesten Creatur unter der Sonne zu begegnen. Wir versichern Euch, niemals wurde für einen falschen Verräther besser Sorge getragen.“ Und so geschah es denn auch. In wenigen Tagen war Buckingham ergriffen und zu Salisbury auf offenem Markte hingerichtet. Freilich gelang es dem Bischof Morton und seinen Mitverschworenen zu entkommen, doch hat der Despot, Dank diesem einen Schlage, sein Schreckensregiment noch über anderthalb Jahre fortgeführt.

Das zweite Moment ist das Ende dieses Terrorismus, der sich principiell, aber freilich bis zur Caricatur in streng gesetzliche Formen zu hüllen trachtete. Parlamentsbeschlüsse mussten von Neuem die Legalität des Gewalthabers bestätigen und zahllose Aechtungen seiner Widersacher vollziehen. Aber an zwei Umständen wurde auch bei diesem Despoten wie bei so manchem anderen alter und neuer Tage der Umschwung des Glücks offenbar. Einmal gelang es allen seinen Machinationen nicht, das Asylrecht zu beiden Seiten des Wassers zu durchbrechen. Weder war Frankreich zur Auslieferung des Tudors zu bewegen, noch den Damen York hinter den geheiligten Mauern von Westminster beizukommen. Ja, als Richard selbst von den härtesten Schicksalsschlägen getroffen wurde, als zuerst der Prinz von Wales und bald hernach, wie behauptet wurde, von ihm selber aus dem Wege geschafft, auch die Königin Anna starb, als er unerschöpflich in Entwürfen auf den allerabenteuerlichsten gerieth, die Braut des Tudors sofort zu seiner Gemahlin zu machen, da haben seine letzten Anhänger, der Lord-Mayor und die Gemeinen, ihn beschworen, von diesem Vorhaben abzustehen. Unter dem Schirm volksthümlicher Sympathien haben jene Frauen unangetastet ihr Asyl verlassen dürfen. Und der König bedurfte gerade eines solchen moralischen Effects, um einer anderen Gefahr zu begegnen. Das war das Versiegen seiner Geldmittel, allemal der letzte Stein, an welchem eine Usurpation scheitert. Keine Malevolenzen, keine verfassungs-

mässigen Steuern vermochten die aus endlosem Bürgerkriege stammende Finanznoth zu bewältigen.

Rastlos, erfindungsreich, wie ein gewaltiges Unthier hat Richard sich bis zum letzten Augenblick gewehrt. Musterhaft waren alle seine kriegerischen Anordnungen; wo nur der Angriff drohen konnte, auf der schottischen Seite oder an den Küsten von Frankreich herüber, überall waren Truppen zur Stelle und damals schon die Befestigungen mit Geschütz besetzt. Und doch, die wüthendsten Proclamationen gegen den Tudor und seinen wachsenden Anhang, die mit Namen belegt wurden, welche sich nicht wiederholen lassen, waren in den Wind gesprochen; der Prinzenmord, das Schicksal Buckingham's, der Steuerdruck, die ungeheuerliche Absicht auf die Hand seiner Nichte, deren Brüder er hingeschlachtet, Alles wirkte zusammen, um die Furcht geknechteter Unterthanen in der Hoffnung zu ersticken, demnächst befreit zu werden.

Da glückte es denn, dass Heinrich Tudor, Graf von Richmond, gut berathen und von Karl VIII. von Paris aus unterstützt, mit seinen flüchtigen Anhängern und fremden Söldnern am 1. August 1485 in einer unbewachten Felsenbucht von Wales landete. Sein Waliser Blut, sein ganzes Auftreten riefen in dem Fürstenthum nationale Begeisterung hervor, seine Reihen schwollen an, je weiter er den Marsch nach Osten fortsetzte. Endlich am 22. ist auf Bosworthfield etwas westlich von Leicester entschieden worden. Richard vermochte nicht mehr das tiefste Misstrauen, die schlimmsten Ahnungen zu unterdrücken; böse Traumbilder hatten ihm die letzte Nachtruhe geraubt. Man sah ihn todtenbleich, mit verstörtem Antlitz zu Pferde steigen. Dennoch hatten ihn Muth und Geistesgegenwart nicht verlassen; sein Kriegsgeschick, die ungeheuere Ueberlegenheit des Vasallenheers, mit dem seine Ahnen daheim wie draussen so oft Sieg und Ruhm erfochten, erschienen ihm als letzter Hoffnungsstern. Da ist in dem Augenblick, auf den Alles ankam, Lord Stanley an der Spitze seiner Mannschaft zum Feinde übergegangen. Als auch der Herzog von Northumberland und seine Leute das Schwert in die Scheide stiessen, sprengte der König wie rasend, die funkelnde Krone fest auf den Helm drückend,

mit dem Geschrei: Verrath! Verrath! durch das dichte Getümmel auf Richmond ein; mit einem wuchtigen Hieb schmetterte er Heinrich's Bannerträger nieder, in wenigen Augenblicken fiel er selber unter den Streichen eines Stanley. Unbändig, heldenhaft, ist dieser furchtbare Mensch, der letzte York und der letzte Plantagenet, der sich auf den Thron geschwungen, noch nicht dreiunddreissig Jahre alt, zu Grunde gegangen. Wie trifft ihn doch das Volkslied so richtig, wenn es singt:

Nun reicht mir die Streitaxt in die Hand
Und setzt mir die güldene Krone auf,
Denn bei Ihm, der geschaffen die See und das Land,
Nur als König von England vollend' ich den Lauf!

Wie fehlte es sogar nicht an rührenden Spuren loyaler Hingabe selbst an ihn! Als Blanc Sanglier, der Herold vom weissen Eber, mit dem verstümmelten Leichnam seines Herrn vor sich am Abend des Tages in die Thore von Leicester einritt, drängte sich das Volk herbei, dem, zumal im Norden, die kraftvolle Verwaltung noch lange unvergessen blieb. Wehmüthig haben ihn die grauen Brüder in alabasternem Sarkophag beigesetzt.

Der kurzen Skizze ist nur Weniges hinzuzufügen, weil im letzten Grunde denn doch die historische Gerechtigkeit mit der idealen Wahrheit des Dichterwerks zusammentrifft. So lässt sich nun allerdings das echte Bild eines Gewalthabers erfassen, der, beseelt von der ererbten Herrschgier seines Stammes und wie so mancher seiner Anverwandten geblendet von dem strahlenden Symbol persönlicher Macht, sich hinreissen liess, ihr zu Liebe wider alle menschlichen und göttlichen Satzungen zu freveln, bis die Wellen, die er eine Weile gebändigt zu haben meinte, die Reste der beiden streitenden Factionen in ihrer Wiedervereinigung, ihm über den Kopf zusammenschlugen. Zwar sind auch edlere Züge an ihm zu entdecken: die Zärtlichkeit für eine Mutter, die er jedoch einmal schmählich zu verleumden wagte, aufmerksame Versorgung der Nachkommenschaft der von ihm selber Gemordeten und Geächteten, Theilnahme an gelehrten Studien in Oxford und Cambridge, Freude an Vocal- und Instrumentalmusik. Das englische Heroldsamt, die erste Landespost

verdanken ihm ihre Begründung; die Incunabeln der nationalen Buchdruckerkunst, einige der seltenen Meisterwerke Caxton's, sind ihm gewidmet. Durchweg glaubt man den Scharfblick eines auf der Höhe der Zeit stehenden Herrschers zu gewahren. Und doch bezeichnet er als die Incarnation eines tief entsittlichten Geschlechts den tragischen Abschluss einer untergehenden Ordnung, von der an seiner Person mit Recht der Fluch der Nachwelt haften blieb. Nur ein anderes Königshaus und staatsrechtlich festere Principien vermochten das Inselreich in ein neues, freilich nicht minder sturmerfülltes Zeitalter hinüberzusteuern.

HEINRICH VIII. ALS BUNDESGENOSSE MAXIMILIAN'S I. UND ALS BEWERBER UM DIE KAISERKRONE.[1])

Einst unter dem ersten Tudor war die insulare, von jeder auswärtigen Einmischung absehende Lage des Reichs als die Achse erschienen, um welche eine kluge Politik sich drehen müsse. Die Nöthe der neuen Dynastie vorzüglich hatten dazu gezwungen. Aber dieselben Nöthe zwangen auch die Augen scharf auf die gegenüberliegenden Reiche zu richten, auf Burgund, Frankreich und Castilien, die sich nicht minder als England zu neuer Consolidation emporarbeiteten. Fanden doch in Burgund die flüchtigen Sprossen des Hauses York, die Repräsentanten der weissen Rose, Jahre lang Aufnahme und Schutz. Maximilian, der römische König, zwar in keinem seiner Länder der financiellen Quellen und der Regierungsgewalt versichert, dessen Ideen von der zukünftigen Grösse seines Hauses aber ganz Europa umspannten, soll einmal auch ernstlich damit umgegangen sein, sich von dem flüchtigen Edmund de la Pole sein Anrecht auf den Thron Heinrich's VII. abtreten zu lassen.

[1]) Theilweise benutzt sind zwei frühere Aufsätze: „Diplomatie im Jahre 1516, ein Beitrag zur Charakteristik Maximilian's I." in Sybel's Historischer Zeitschrift XIV, 269 ff. und „Englands Verhältniss zu der Kaiserwahl 1519" in „Forschungen zur deutschen Geschichte" I, 413 ff. Zu Grunde liegen: Letters and papers, foreign and domestic, of the reign of Henry VIII, preserved in the Public Record Office, the British Museum and elsewhere in England, arranged and catalogued by J. S. Brewer, M. A., under the direction of the Master of the Rolls, and with the sanction of Her Majesty's Secretaries of State. Bis jetzt drei Theile in fünf Bänden, die Jahre 1509—1523 umfassend. London 1862—1867.

Nachdem der König von England aber, wegen seiner Schwiegertochter Katharina mit deren Vater, König Ferdinand, auf gespanntem Fusse, im Jahre 1506 dem Erzherzoge Philipp bei jener Expedition behilflich gewesen, auf welcher dieser die Krone von Castilien als Erbe seiner Frau zu gewinnen trachtete, aber eines frühen Todes starb, vollzog sich aus ähnlichen gegen Spanien gerichteten Interessen eine Annäherung zwischen Maximilian und Heinrich. Dieser, seit einigen Jahren Wittwer, liess bereits einen umständlichen Heirathscontract mit der Tochter jenes, der staatsklugen Erzherzogin Margareta, entwerfen; auch sollte dermaleinst Maximilian's Enkel, der siebenjährige Karl, mit der jüngsten Tochter des Königs von England vermählt werden. Wie feurig lebte und webte jetzt der Habsburger in dieser neuen Combination! Englische Gelder, die runde Summe von 38,000 £, waren dem fast creditlosen Fürsten eine erwünschte Beihilfe, als er im Jahre 1508 ursprünglich auf die Romfahrt gehen wollte, aber nur als Genosse der Liga von Cambray den Krieg gegen Venedig unternahm. Seine Tochter, der vor der Verbindung mit dem kalten und hartherzigen König Heinrich graut, bestürmt er dringend ihm zu Liebe sich zu fügen. Sie könne ja als Königin einige Monate des Jahres in den Niederlanden ihr gewohntes Regiment führen; im Geiste sieht er bereits England und Burgund zusammenwachsen. Da sind solche weite Aussichten durch Heinrich's VII. Tod am 21. April 1509 zertrümmert worden.

Ihm folgte sein Sohn, persönlich so ganz anders geartet, jung, freigebig, ruhmbegierig, voll Lebenslust. Er fühlte sich als Eidam Ferdinand's von Aragon, ja, sogar in einem Pietätsverhältniss zu dem Kaiser und zauderte nicht, während diese beiden Fürsten mit Ludwig XII. um die Wette auf sein Bündniss, insbesondere auf die Reichthümer seines Landes speculirten, England wieder in den Verkehr der Mächte eintreten zu lassen. Zwar der Liga von Cambray blieb er noch fern, aber je mehr der König von Frankreich durch seine italienischen Erfolge den Bundesgenossen gefährlich wurde, desto mehr wurde auch Heinrich VIII. in die neue Coalition hineingezogen, in welcher sich, allen früheren Differenzen zum Trotz, der Kaiser und Spanien, Papst Julius II.

und das bisher bekämpfte Venedig zusammenfanden. Alle diese Staaten und England als fünfter schlossen dann im October 1511 die heilige Liga gegen Frankreich viel weniger in der ernsten als in der erheuchelten Absicht, die Kirche vor dem Schisma, Italien vor französischer Obergewalt zu schirmen.

Es ist bekannt, wie ohne Zusammenhang und ehrliches Verständniss, mit wie verschiedenem Erfolge hierauf der Krieg geführt wurde. Die Expedition zumal, welche die Engländer im Sommer 1512 unter dem Marquis von Dorset nach Südfrankreich unternahmen, wurde von Spanien, das seine Hand auf Navarra legte, geradezu im Stich gelassen und gieng theils durch die Einwirkung eines fremden Klimas, theils durch flagrante Insubordination fast zu Grunde. Selten hat eine neue kriegslustige Regierung einen so üblen und schimpflichen Anfang gehabt. Auch Maximilian und seine Tochter, obwohl sie eben in London um die erbärmliche Summe von 50,000 Kronen bettelten, vermochten nicht gegen den englischen Gesandten die Worte zu unterdrücken: „Ihr seht, die Engländer haben sich so lange des Kriegs enthalten, dass ihnen die Erfahrung abhanden gekommen ist.“ Der Kaiser, sowie die Gouverneure seines Enkels, die überhaupt für eine französische Allianz und Heirath eingenommen waren, zeigten die grösste Unlust, zu einem englischen Angriff auf Nordfrankreich das Geringste beizutragen.

Allein die Scharte musste schleunigst ausgewetzt werden, und es bedurfte der frischen Kraft des eben emporsteigenden Wolsey, um die für Flotte und Landmacht erforderlichen Mittel flüssig zu machen. Jene siegte dann über ein französisches Geschwader, obschon der eigene tapfere Admiral blieb, zum Verdruss König Ferdinand's wie Jacob's IV. von Schottland. Am 30. Juni 1513 stieg gar Heinrich VIII. selber in Calais an das Land, um in Gemeinschaft mit Maximilian, dessen sprichwörtlich gewordene leere Tasche und ritterliche Kampflust ihn denn doch rasch wieder anderen Sinnes gemacht hatten, unverzüglich zu Felde zu ziehen.

Auch den Engländern war die Eigenart des Kaisers zur Genüge bekannt, wie er reich an luftigen Plänen, desto ärmer an klingender Münze war, wie ihm, um ihrer habhaft zu werden,

Alles, selbst die eigene Ehre feil war, wie ihn auch die grössten Spenden niemals ernstlich verpflichteten. Allein ebenso wohl bekannt war das Talent dieses hochgeborenen fahrenden Ritters, Haufen von Reitern und Landsknechten zu organisiren. Jetzt war er für englischen Sold mit 8000 von ihm geworbenen Deutschen herbeigekommen, um selber als Feldoberst unter dem Kreuze von St. Georg zu dienen. Am 9. August hatte er bei Aire in Sturm und Regen die erste Begegnung mit Heinrich. Am 12. besichtigte er die Laufgräben vor Therouanne. Da sah ihn John Taylor, der Parlamentssecretär, und beschrieb ihn in seinem während des Feldzugs geführten Tagebuch folgendermassen: „Der Kaiser ist von mittlerer Grösse mit einem offenen, männlichen Antlitz, von bleicher Gesichtsfarbe, hat eine Stumpfnase und grauen Bart. Er ist zutraulich, mässig, ein Feind des Prunks. Seine Umgebung trägt Schwarz, Seide oder Wolle.“ Mit seinem geübten Auge entdeckte Max sogleich, was in der englischen Heeresordnung fehlerhaft war. Unter seiner Führung hauptsächlich wurde über das zum Entsatz herranrückende Heer der Franzosen die Sporenschlacht bei Guinegate gewonnen. Am 22. capitulirte Therouanne, am 24. September Tournay desgleichen, nachdem mittlerweile rasch nacheinander die Nachrichten vom Einbruche des Schottenkönigs über die nordenglische Grenze und von seinem Untergange bei Flodden eingetroffen waren. Zu den Festspielen in der vom Könige von England eroberten Stadt fanden sich Maximilian, die Erzherzogin seine Tochter, der Prinz von Castilien sein Enkel ein. Der Kaiser hiess Heinrich abwechselnd seinen Sohn, seinen Bruder, seinen König, liess ihm als Sieger beim Einzuge den Vortritt, den vornehmsten Platz beim Gottesdienst.

Und doch, während der junge König von England mit frischem Lorber heimkehrte und auf den nächsten Feldzug gegen Frankreich sann, wollten gleich hernach die beiden Alten, Ferdinand und Maximilian, sich in tiefem Geheimniss hinter seinem Rücken mit Frankreich abfinden. Vergebens suchte Margareta mit voller Erkenntniss der Lage und der leitenden Persönlichkeiten den Vater bei Pflicht und Ehre zu beschwören. „Ihr dürft überzeugt sein,“ schrieb sie, „dass dieser junge König Euch mit seiner Person und seinem

Beutel ohne Trug und Heuchelei beistehen wird, wenn Ihr zum Gegentheil nicht Anlass gebt; denn ich versichere Euch, Monseigneur, in ihm ist keine Verstellung. Deshalb muss man ihn in gleicher Weise behandeln und ihm keine Zusage brechen." Sie hat ihr Missfallen nicht unterdrückt auf die Mittheilung, dass Maximilian nichtsdestoweniger mit dem katholischen Könige übereingekommen sei, Ludwig XII. eine einjährige Waffenruhe anzutragen. Als der bei ihr bevollmächtigte Dr. Knight am 18. April 1514 über verdächtige, mit den unterzeichneten Verträgen übel in Einklang zu bringende Bewegungen des Kaisers anfragte, erwiderte sie: sie kenne den Grund nicht; aber aus der Art, die ihr wie ihrem Vater und ihrem ganzen Hause eigen sei, schliesse sie, er wolle etwas, auf das er nicht offen zu bestehen wage. Sie beklagte diese Weise und meinte, dass, wenn es ihr und ihres Vaters Loos gewesen wäre von niederer Herkunft zu sein, sie eher hätten Hungers sterben müssen als sich das Herz fassen können im Namen Gottes um ein Almosen zu bitten.

Allein ein Versuch den Kaiser durch Geld zu fesseln wäre bereits zu spät gekommen, da Ferdinand, mit überlegener Schlauheit das Gleichgewicht der Mächte abwägend, eben jetzt das Bündniss nach allen Seiten auflösen half. Seinem Eidam sind nunmehr die Schuppen von den Augen gefallen: er schwur, ihm nimmermehr zu trauen und jeden Verkehr mit ihm abzubrechen. Während Maximilian sich in seine Erbstaaten davon machte, brach der englische Zorn über seine Tochter herein. Doch inzwischen hatte auch Ludwig XII. in London geheime Anerbietungen gemacht, in welche dort jetzt um so begieriger eingegangen wurde. Zugleich mit dem Friedensschlusse wurde die Welt durch die Nachricht überrascht, dass der König von Frankreich, ein hinfälliger zweiundfünfzigjähriger Wittwer, die schöne siebenzehnjährige Mary Tudor, die Verlobte des Prinzen Karl, heirathen werde. Im Unmuth hatte Heinrich VIII. nicht nur jene Allianz von sich gestossen, deren treuer Genosse er allein gewesen, sondern nunmehr auch selber den Heirathsplan zerrissen, dessen Ausführung Ferdinand und Maximilian, die beiden alten Widersacher, in diesem Stücke einig, schon längst verzögert hatten.

Wie wenig populär auch der neue Ehebund auf beiden Seiten des Canals sein mochte, in politischer Beziehung wurde nunmehr auch zwischen diesen Reichen der Spiess geradezu umgekehrt. England und Frankreich verbündet hätten alsbald an den Pyrenäen und in den Niederlanden sich geltend gemacht. König Heinrich, der so eben Stellung und Ansehen in Europa gewonnen, gedachte sie jetzt in entgegengesetzter Richtung auf Grund der Ansprüche seiner Gemahlin in einem Angriff gegen Castilien zu verwerthen, als sein neuer Schwager Ludwig XII. am 1. Januar 1515 starb und seine Schwester, die junge Königin-Wittwe, im Geheimen bereits noch mehr als die Geliebte Charles Brandon's, Herzogs von Suffolk, nach England zurückkehrte. Sofort vollzog sich ein neuer Umschwung in den Beziehungen der Mächte.

Die Thronbesteigung Franz' I. und sein Einbruch in die Lombardei, der am 14. Sept. 1515 mit dem grossen Siege von Marignano gekrönt wurde, hatten die letzten Reste des Vergleichs in Stücke zerrissen, zu dem sich Frankreich nach den Erfolgen der heiligen Liga an den Alpen wie an den Pyrenäen, in Flandern wie an der schottischen Mark hatte herbeilassen müssen. Noch einmal fanden sich die Alliirten der letzten Zeit, Ferdinand der Katholische und der Papst, Heinrich VIII. und der deutsche Kaiser zusammen. Aber wie sehr hatte das Vertrauen unter ihnen gelitten, wie misslich stand es vieler Orten mit ihren Aussichten! Dem jugendlich feurigen Franz gegenüber waren mehrere von ihnen alt geworden — denn merkwürdig rasch rieb sich damals ein Fürstenleben auf —, auf den kriegerischen Julius II. war der Medicäer Leo X. gefolgt, und die eigentlichen Bezwinger der Franzosen in Norditalien, die Schweizer Eidgenossen, hatten eben dort bei Marignano den ersten empfindlichen Abbruch ihres strahlenden Kriegsruhms erlitten. Auf die erschütternde Kunde von diesem Schlage erwartete man wohl in Rom, Valladolid und London, der junge König von Frankreich werde demnächst in Italien in dasselbe Verderben rennen, wie einst sein Vorfahr Karl VIII.; die Engländer gar, die sich noch jüngst in das Bündniss mit Ludwig XII. gefunden, nahmen es ruhig hin, dass Franz dessen jugendliche

Wittwe, die Schwester ihres Königs, nicht ohne Schimpf heimgeschickt hatte; fast schien es, als ob sie einmal wieder ihre Hände von den Wirren des Festlandes gänzlich fern halten wollten. Da war es der stets rührige Kaiser, dessen Schwager Maximilian Sforza aus Mailand verjagt worden, dem die Venetianer sofort wieder die letzten Reste seiner Herrschaft in Italien bedrohten, der die Sympathien der deutschen Cantone nicht unbenutzt lassen konnte und zu seinen grenzenlosen Entwürfen das englische Geld wieder auf das dringendste bedurfte. War doch aus den eigenen Herrschaften und vom Reiche, nachdem die dort angeregten Reformen in Stocken gerathen, bitter wenig zu erwarten. Böse Erfahrungen freilich hatten der erste wie der zweite Tudor mit ihm gemacht; seine Unzuverlässigkeit war in aller Mund. Da erkannte Wolsey, der hellblickende Minister Heinrich's VIII., die Nothwendigkeit, die von neuem überwallende Macht Frankreichs im Herzen des Continents bekämpfen zu helfen. Er beschloss trotz sehr gewichtigen Scrupeln die alte Coalition wieder aufzunehmen und, da von einem englischen Heere nicht die Rede sein konnte, die Mittel zu bieten, um die Schweizer in den österreichisch-englischen Dienst zu ziehen. Am besten, wenn sich dies ausführen liess, ohne einen offenen diplomatischen Bruch, dem auch Franz geschickt auszuweichen suchte, wenn der Krieg an den Alpen localisirt werden konnte.

Heinrich VIII. war seit etwa vier Jahren an dem reisigen Hofe Maximilian's nicht eben vortheilhaft durch den Ritter Sir Robert Wingfield vertreten, einen Mann der alten Schule, der sich viel auf seine diplomatische Erfahrung und auf sein historisches Wissen zu gute that, das bis zu Richard Löwenherz und Johann ohne Land hinaufreichte, der sich aus der Jugend noch der Regierung des unglücklichen Lancasters Heinrich's VI. erinnerte. Scherzend spricht er einmal von seinen weissen Haaren, „die ihm die kalten Schneeberge Deutschlands gebleicht haben, wo alle Hasen und Feldhühner weiss werden, und auch sein Bart, den er, wenn ihm Gott das Leben schenke, der heiligen Jungfrau von Walsingham darbringen wolle, so weiss geworden, dass er, so lange er ihn trage, kein anderes Mittel brauche, um den Damen an

seiner Gesellschaft wenig Gefallen zu bereiten." Ueberall hin folgt er dem Kaiser. Er bewundert ihn, wenn er im hohen Rathhaussaale zu Augsburg um die Wette die verwittwete Landgräfin von Hessen und reich geschmückte Bürgerstöchter zum Reigen führt; er beschreibt den Besuch, den die Könige von Polen und von Böhmen-Ungarn im Juli 1515 in Wien abstatten, wo die bekannte habsburgische Doppelheirath eingeleitet wurde. Staunend sieht er in der Hofkirche zu Innsbruck das herrliche Denkmal entstehen, durch welches sein hoher Gönner, unbekümmert um die Kosten, schon bei Lebzeiten sich ein ewiges Gedächtniss stiften will. Ein liebenswürdiger, umständlicher Pedant in seinem ganzen Wesen, stolz auf das Blut der Wingfields, mit einem angeborenen Hass gegen alles Französische, erblickt er in Maximilian voll unbegrenzter Ehrfurcht in der That noch den Oberherrn der Christenheit, dessen leutseliges, tapferes, patriotisches Gebahren über jeden Zweifel erhaben ist.

Und Max wusste denn auch den gutmüthigen Herrn äusserst geschickt zu nehmen, zumal nachdem Wingfield im Auftrage seiner Regierung die ersten Eröffnungen in Betreff einer Convention mit den Schweizern gemacht hatte. An besonderen Festtagen, wo der Kaiser das ihm einst von Heinrich VII. verliehene Hosenband anlegt, ertheilt er dem Botschafter in der Kirche und bei Tafel den Ehrenplatz zu seiner Rechten; immer wieder horcht er geduldig unter vier Augen auf die langathmigen Mittheilungen, welche dieser aus den zuletzt erhaltenen Briefen zu machen hat. Wingfield ist überglücklich, wenn Max während dessen andächtig die Mütze abzieht und mit Freudenthränen im Auge die Güte seines geliebten Bruders und Sohnes preist, den er vorsätzlich König von England und Frankreich betitelt, der „ihm eine Tröstung bereite, wie das Viaticum einem Sterbenden." Kein Wunder, wenn die Depeschen in behaglicher Geschwätzigkeit am ausführlichsten von solchen Rührscenen erzählen, und was sie dagegen über die Kriegspläne und gelegentlich auch über die wirre Politik berichten, viel zu wünschen übrig lässt. Dem Schreiber steigen nicht die geringsten Gedanken auf, wenn kurz nach den angstvollen Tagen von Marignano höchst auffällig auch französische

Agenten in Innsbruck bei Hofe Zutritt finden, und wenn der Kaiser, statt ihm, dem Engländer, die nachgesuchte Audienz zu gewähren, zwei- dreimal hinter einander auf die Gemsenjagd ausgezogen ist. Erst allmälich wittert er widerwärtige Einflüsse unter einem Theil der Räthe, denen nach seiner Meinung am besten mit schmeichelhaften Schreiben aus der Londoner Staatskanzlei und gelegentlich einigen hundert Pfund begegnet werden könne. Zu dem Behufe wird eine Liste und eingehende Schilderung der einzelnen Herren beigelegt, vom Cardinal von Gurk herab bis auf einen „kleinen, runden Mann," von ihm Georg Barber (der Barbier) genannt, an den, wie Wolsey sich erinnern werde, bei der Begegnung zwischen Max und Heinrich im Feldlager von Therouanne ein Gnadengeschenk nicht gerade weggeworfen gewesen sei. Sein naives Vertrauen aber in die Redlichkeit des Kaisers ist schlechterdings nicht zu erschüttern, denn von dem dringenden Verlangen desselben, die in England angewiesenen Gelder sofort in die eigene Hand zu escamotiren, hatte er natürlich nichts vernommen. Am 1. December jedoch schon hatte Max seiner Tochter nach Brüssel geschrieben, sie solle 100,000 Goldkronen, welche in Antwerpen von den Engländern deponirt seien, heimlich an sich bringen und durch die Fugger an Jacob Villinger, den kaiserlichen Schatzmeister, besorgen lassen. Wahrlich, es war die höchste Zeit für die englische Regierung, wenn sie sich die Controle über ihre Subsidien wahren wollte, den schlüpferigen Bundesgenossen fest zu binden und durch Zwang zu einer gemeinsamen, energischen Action zu nöthigen. Dazu bedurfte es aber eines tüchtigeren Vertreters als Wingfield, eines wirklichen Diplomaten, der nicht in Tirol oder Augsburg, sondern bei der Eidgenossenschaft beglaubigt werden musste, für deren schlagfertige Haufen gerade das englische Geld bestimmt war.

Einen solchen hatte Wolsey denn auch in Dr. Richard Pace gefunden, der einst in Padua studirt hatte und nach mehrjährigem Aufenthalte in Rom erst kürzlich in die Heimath zurückgekehrt war, wo er, mit einer Kirchenpfründe ausgestattet, auch sofort im Staatsdienste verwandt wurde. Schon galt er bei vielen für einen nicht minder be-

gabten Kopf als der gewaltige Cardinal selber. Für seine humanistische Gelehrsamkeit sprachen seine Schriften und die zwischen ihm und Erasmus gewechselten Briefe; Shakspere hat ihr ein unvergängliches Denkmal gesetzt.[1]) Aber er war nicht nur ein fein gebildeter Mann, der fliessend Latein schrieb und seinen Homer im Original citirte, nicht nur ein tüchtiger Beamter der Staatskanzlei; nach den Proben diplomatischer Gewandtheit, die er erst kürzlich in Rom abgelegt hatte, liess sich erwarten, er werde einer Aufgabe gewachsen sein, welche wie wenige andere raschen Blick, Selbständigkeit des Charakters und die Gabe erforderte, widerspänstige Geister unter dem Gesichtspunct nothwendiger Kraftanstrengung nach einem Ziele zu vereinen. Einstweilen sollte er indess nur als Privatmann handeln, obwohl seine Instructionen auf den Cardinal von Sitten und den Herzog von Mailand, auf den Kaiser und den Papst lauteten.

Gegen Ende October schon hatte sich Pace über Antwerpen auf die Reise begeben und, nachdem er über Maas und Mosel hindurchgeschlichen, wo Robert de la Mark, der Eber der Ardennen, in französischem Interesse sein Wesen trieb, von Speier aus in acht Tagen Innsbruck erreicht. Hier traf er den Schweizer Cardinal, Matthias Schinner, den eifrigsten Parteigänger des Kaisers, der bei Eröffnung der Vollmacht sogleich für die grosse Mehrzahl seiner Landsleute einstehen wollte. „Hätte er ihm sofort Geld bieten können, die Schweizer würden sich in zehn Tagen wieder auf die Lombardei gestürzt haben.“ Längst wusste man in London, wie sehr sich die Curie, der Kaiser, der König von Frankreich und alle Nachbarfürsten um das gefürchtete Fussvolk der Eidgenossenschaft rissen, man achtete auf die Spaltungen in der Tagsatzung, auf germanische und romanische Neigungen der Cantone; auch über den Cardinal Matthias war schon mancherlei, meist nur vortheilhaftes, an den Cardinal von York berichtet worden. Ihn aber mit den Werbungen für England, mit grossen Geldsummen zu betrauen, wäre doch wegen seiner engen Verbindung mit Maximilian allzu gewagt gewesen. Wir finden Pace daher schon am 22. Novem-

[1]) Henry the Eighth Act II., Sc. 2.

ber in Constanz, zwei Tage später in Zürich, wo zu seinem nicht geringen Schrecken mittlerweile fabelhafte Verheissungen Franz' I., die das Gerücht bis auf eine Million Gold steigerte, die Nachfrage gewaltig in die Höhe und die Habgier auch der Deutschschweizer über alle Grenzen hinausgetrieben hatten. Der Satz von 100,000 Kronen zweimonatlichen Soldes für 14,000 Mann, der in dem Anschreiben Heinrich's VIII. an die Tagsatzung aufgestellt war, wurde in kurzem schon auf 140,000 erhöht; im Februar meint der zum Befehlshaber designirte Galeazzo Visconti, der sich glücklich preist in die Dienste des Königs von England zu treten, mit 300,000 nicht zu wenig zu fordern. Das Geld rinnt dem Agenten denn auch alsbald mit Belohnungen und Geschenken aller Art in höchst bedenklicher Weise durch die Finger, so dass er selber auf schleunige Rimessen durch die Frescobaldi in Antwerpen dringen muss. Ausserdem findet er, dass man ihm nicht traut, denn französische Nebenbuhler geben ihn für einen Spanier aus. Sein privater Charakter trägt nicht wenig dazu bei, die Zudringlichkeit der Unersättlichen geradezu lebensgefährlich zu machen.

Während er und der Cardinal von Sitten, der ihm auf dem Fusse gefolgt ist, in ihren Briefen an Wolsey immer nur nach mehr Geld rufen, das baar und flüssig sein müsse wie das französische und nicht in leeren Verschreibungen bestehen dürfe, ist Pace nun von vornherein keineswegs die zweifelhafte Haltung Maximilian's entgangen. Immer mehr durchschaut er, dass dieser um einen höheren Preis auch von Frankreich zu haben sein wird, dass die geheimen Fäden zu einer entgegenstehenden Allianz am Hofe von Burgund gesponnen werden; schon am 1. Februar weiss er, dass der Kaiser, der sich ebenfalls in Constanz hat anmelden lassen, einstweilen keinen anderen Gedanken hat, als selber der Zahlmeister des Königs von England zu werden. Die Instructionen besagen aber ausdrücklich, dass nur mit Galeazzo abzuschliessen und die Schweizer unter dessen Commando in englischen Dienst zu nehmen seien, da sonst zu befürchten stehe, sie würden höchstens verwendet werden, die Venetianer aus der Mark von Verona zu verscheuchen, während die Franzosen sich ungestört in Mailand einnisten könnten.

Max fährt inzwischen fort, den blind bewundernden Wingfield mit schönen Worten über das grosse Bündniss zu bestricken. „Die im Dienst der Allianz für die Schweizer bereit gehaltene Provision", sagt er vertraulich eines Tages im Januar zu Augsburg, „ist eine Wohlthat für die Christenheit. Allein die Krankheit ist so heftig und verderblich, dass sie geheilt werden muss, ehe jene Medicin da ist. Zum Unglück sind die heilsamen Tropfen so fern von uns. Auch lauscht der Papst, der das Haupt sein sollte, seit kurzem auf die Zauberweisen der Franzosen, so dass, während diese in Italien bleiben, weder mit ihm noch mit den Schweizern offen verhandelt werden kann." Durch solche und ähnliche Reden hat sich der einfältige Botschafter breit schlagen lassen, an seine Regierung die Forderung zu stellen, sie möge ihn mit den Aufträgen des Dr. Pace bekannt machen. Jetzt sei es die höchste Zeit, dass die Schweizer sich den kaiserlichen Bannern anschlössen, die in Brescia und Verona schlagfertig stünden. Wingfield, der sich ohne es zu ahnen als Katzenpfote gebrauchen liess, unterfieng sich den wohl überlegten Plan Wolsey's zu corrigiren, mit dessen stricter Ausführung nun aber einmal ein tüchtigerer Mann betraut war. Leider findet sich das Schreiben nicht mehr, in welchem er wegen solcher Anmassung nach Verdienst zurechtgewiesen wird; aber die schmerzliche Wirkung ist etwas später aus seiner Antwort ersichtlich. Der stolze Herr verschluckt, so gut es geht, die bittere Pille und setzt sich dagegen auf ein hohes Pferd. „Minister müssen auch nach seiner Meinung vier Eigenschaften haben, Verstand, Gelehrsamkeit, guten Willen und Erfolg; es sei keine Schande für ihn, in den beiden ersten Stücken dem Secretär (Pace) nachzustehen, in dem dritten wäre es schimpflich irgend jemand zu weichen; was das vierte beträfe, so könne er ohne Anmassung und Vergleichung die Entscheidung solchen überlassen, die mit ihm zugleich dem Könige dienen." Kein Wort davon, dass er sich herausgenommen, einem anderen, der eine besondere, geheime Sendung und keineswegs an dieselbe Adresse wie er hatte, in das Handwerk zu pfuschen; keine Ahnung, dass der Kaiser ihn aus eigennützigen Absichten missbraucht, um die Pläne der Regierung, in deren Dienst er steht, zu stören.

Ganz anders Pace. Ihm kann der Kaiser den Argwohn nicht nehmen, mag er auch in eigenhändigen Schreiben ein über das andere Mal versichern, dass demnächst die Expedition, wie sie in England gewünscht werde, vor sich gehen solle. Erzählen doch Galeazzo und die Schweizer, die nur Heinrich VIII. dienen wollen, wie von 100,000 Kronen, die im letzten Kriege für sie aus England gesandt worden, Max nur 40,000 Gulden ausgezahlt habe. Aber das lange Zaudern des Kaisers erregt ausserdem Verdacht und kann dem ganzen Unternehmen verderblich werden. „Diese Deutschen sind so fleissig im Beschlussfassen, dass sie lieber eine grosse Stadt verlieren, als von ihrer Mahlzeit aufstehen, um sie zu vertheidigen", ruft Pace einmal aus. Damit Wolsey aber nicht meine, sein College am kaiserlichen Hofe könne ihn jemals von der rechten Fährte ablenken, schreibt er einem Freunde, der bei jenem Kaplan ist: „Gib dem Lord Cardinal meine Ansicht über *Summer shall be green* (ein Spottname Wingfield's, vielleicht nach einem Volksliede) und nimm Sr. Gnaden jeden Zweifel, als ob Träume und Erfindungen mich behindern könnten, meinem Auftrage gemäss das Geeignete zu thun." Er meldet mit derselben Post, dass er die Schweizer in Bewegung gesetzt und bis dahin wenigstens Max am Abschluss mit dem Könige von Frankreich behindert habe. Es ist in der That das ausschliessliche Verdienst von Pace, wenn in der zweiten Hälfte des Februars der Marsch endlich angetreten wurde. Ehe er Geld erhielt, musste Max zeigen, dass er dafür auch etwas leisten wollte.

Nachdem nun trotz den Gegenwirkungen der Franzosen 17,000 Schweizer angeworben worden und über Graubünden nach Tirol gezogen waren, wo sie sich in der Gegend von Meran mit den kaiserlichen Truppen verbunden hatten, stieg man nach Trient hinab; am Garda See kam es zu den ersten Scharmützeln. Jetzt meint nicht nur Wingfield, „Gott und der König von England thun Wunder," sondern selbst Pace überzeugt sich, dass alles Gute lediglich von Max und im Widerspruch mit seinen Räthen zu erlangen gewesen sei. Er lobt seinen edlen, weisen und tapferen Sinn: und wie sollte er nicht von dem bekannten Zauber jener unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit ergriffen worden sein? Wohl hätte sich, da alles ein

Herz und eine Seele schien, auf dem Zuge nach Mailand die beste Stimmung erhalten müssen, wenn nur das englische Geld, nach welchem den Kaiser wie die Schweizer gleich sehr verlangte, stets in regelmässigen Zahlungen hätte zur Stelle sein können. Es werden in den Documenten zwei Wege zur Verschickung grosser Summen angedeutet, beide gleich unzuverlässig und gefahrvoll. Ein Reiter, der sich die Goldstücke in Wamms und Hosen nähen lassen, ein Fuhrmann mit seiner Ladung lief stets Gefahr in den Ardennen, am Mittelrhein oder in Schwaben aufgebracht zu werden, wo es überall bedenklich gährte. Zwar hatten die Frescobaldi und Campucci, die Fugger und Welser Zahlhäuser in Antwerpen, aber sie forderten unsinnige Procente, ein jeder nahm sich bei der Uebersendung seine Zeit und Gelegenheit; für Summen gar, wie man sie bedurfte, wollte keiner einstehen. Auch schien es so ungewöhnlich, als 300,000 Ducaten für englische Rechnung in Antwerpen eintrafen, dass davon sofort wieder am burgundischen Hofe verlautete, und der venetianische Gesandte in London, Sebastian Giustiniani, der oft und zudringlich wegen dieser Sendungen bei Wolsey anklopfte, von diesem auf „die Ehre des Cardinalats‘ mit den dreistesten Unwahrheiten abgespeist werden musste. Nichtsdestoweniger aber stürmte einstweilen das verbündete Heer über Oglio und Adda hin und stand am 25. März fast unter den Mauern der Stadt Mailand, die, wie Schinner und Galeazzo versicherten, sich nicht werde halten können, als Max ihnen und den beiden Engländern plötzlich unter allen möglichen Vorwänden erklärte, er werde von der Belagerung abstehen und umkehren. War es ein Traumgesicht oder seine bittere Armuth, waren es geheime Anträge des Feindes, dem man kampfbereit gegenüberstand; selbst eine höhnische Einladung des Herzogs von Bourbon auf den nächsten Tag zum Trunk nach Mailand konnte ihn nicht halten, Reiterei und Geschütz mit sich zurückzunehmen in der Erwartung, die Schweizer würden ihm folgen. Die aber schrieen laut über den Verrath dessen, „der an den Fürsten wie ein Judas an Christus handele,“ und liessen ergrimmt Galeazzo und Pace für die Löhnung des zweiten und dritten Monats haften.

Noch waren die eigentlichen Absichten Maximilian's nicht zu durchschauen. Wingfield liess sich von ihm einreden, dass die Schwierigkeit der Zufuhr und der meuterische Geist der Schweizer, Deutschen und Spanier in dem alliirten Heere ihn nur zu einer rückgängigen Bewegung genöthigt habe, dass er demnächst wieder vorgehen werde. Im Lager von Lodi dagegen zog man erbittert die franzosenfreundliche Haltung Leo's X. in Betracht. Die Begegnung, welche Franz schon im vergangenen December zu Bologna mit dem Papste gehabt, und die Fortschritte, welche die französischen Anträge zu einem ewigen Bunde in der Schweiz machten, geben in der That im Hinblick auf den Kaiser genug zu denken. Allmälich sollte es klar werden, dass einstweilen nur Geld und nichts als Geld für sich selber diesen hinweggetrieben von den Mauern Mailands, als sie eben gestürmt werden sollten; schon am 15. April ist er wieder in Trient und denkt nicht an Rückkehr. Dagegen haben seine Landsknechte 25,000 Gulden, die für die Schweizer in Brescia eingetroffen, als ihre Löhnung vorweg genommen; die Schweizer aber beginnen gegen Pace und ihren Hauptmann Galeazzo zu wüthen, so dass diese nicht mehr als Führer, sondern als Geisel, sich mehr todt als lebendig fühlen. Und alles dieses in dem Augenblick, wo Schweizer und Deutsche unter den französischen Fahnen den Uebertritt angeboten und das Landvolk zum Aufstande bereit gewesen, wahrhaftig genug, „um nicht nur einen Kaiser, sondern einen Esel vorwärts zu treiben."

Bald gieng natürlich alles drunter und drüber. Ohne Sold, ohne Pulver, das der Kaiser mit davongenommen, wandten sich die Schweizer ebenfalls rückwärts über Bergamo der Etsch zu. Eines Tages haben sie Pace und den Cardinal von Sitten, den Max mit schönen Worten an sie abgefertigt hatte, in Haft genommen, als glücklicher Weise Leonardo Frescobaldi eintraf mit der rückständigen Löhnung und so wenigstens die Ehre des Königs von England gerettet wurde. Am 12. Mai meldete Pace aus Trient, dass er alle Hoffnung aufgegeben, die beiden Heere jemals wieder gemeinsam vorgehen zu sehen. Er spricht den Verdacht aus, dass seine Correspondenz im kaiserlichen Hoflager unterschlagen werde,

und citirt ein bitteres Wort, das einst Julius II. über Max gesagt haben soll: „Der Kaiser ist leichtsinnig und unbeständig und bettelt stets um anderer Leute Geld, das er auf der Gemsenjagd übel durchbringt; nur in des Teufels Namen ist mit ihm abzuschliessen, stets muss man Geld geben.“

Jene böse Vermuthung war nur zu sehr begründet: Sir Robert Wingfield selber hatte nach fremdem Gut gegriffen und sich dabei arg die Finger verbrannt. Er berichtet ganz unschuldig nach Hause, dass er, als kürzlich ein Packet Wolsey's eingetroffen, sich erlaubt habe dasselbe zu öffnen— „das erste Mal in meinem Leben ohne Genehmigung des Adressaten“ — und beklagt sich bitter über den auf ihn zielenden Spottnamen *Green Summer*. In gekränkter Eitelkeit konnte er seinen Aerger nicht verschlucken über das grössere Vertrauen, das daheim seinem Collegen geschenkt wurde. Noch schlimmer für ihn aber ist es, dass er den Zweck seiner Neugier nicht mehr verschweigen darf. Die Verlegenheiten des Kaisers nämlich haben Wingfield, wie er am 22. unmittelbar dem Könige erklärte, bewogen, da wegen der Entfernung und im Drange der Noth die erforderliche Vollmacht von Pace nicht einzuholen gewesen, einen Wechsel auf Augsburg auszustellen mit der nachgemachten Handschrift jenes und gesiegelt mit einem Kopfe, der dem Petschaft Pace's (ein Cicero) gleicht. Bis zu strafbarer Fälschung also konnte ihn Max verleiten; ja, er sah willig zu, als der Kaiser gar sich bald darauf persönlich mit Gewalt zu helfen suchte.

Seit Marignano stand der Cardinal Schinner mit Galeazzo Visconti auf gespanntem Fusse. Da Visconti mit Richard Pace zusammenhielt, so übertrug sich der Groll natürlich auch auf diesen. Beiden suchte man daher in der Umgebung Maximilian's jetzt mit schamloser Lüge das Misslingen der jüngsten Expedition in die Schuhe zu schieben. Auch steht Schinner völlig im Einvernehmen mit dem Kaiser und mit Wingfield: man muss es versuchen die Vollmachten des Dr. Pace an sich zu bringen. In einer so misslichen Situation, fast belagert von dem eigenen darbenden Kriegsvolke, hat Maximilian dann auch mit Wingfield's Zustimmung und nachgemachter Namensunterschrift des anderen

dem Frescobaldi 60,000 Gulden rheinisch abgenöthigt, indem er ihn auf Rückzahlung durch die Engländer vertröstete. Doch auch dies ist nur ein Tropfen ins Meer. Sobald nur Pace wieder in Trient angelangt ist, soll er mit Gewalt überrumpelt werden. Er berichtet selber darüber folgendermassen. Max verlangt unter dem Vorwande alsbald wieder vorwärts gehen zu wollen auch Pace's Zustimmung zu jener Anleihe. Dieser erklärt sich nicht ermächtigt dazu, da schon so viel Geld fruchtlos in das Wasser geworfen und die Schweizer davon gegangen, bei denen er allein bevollmächtigt gewesen. Darauf droht Max ihn bei seinem Fürsten zu verklagen als denjenigen, der den Verlust seiner italienischen Städte und besonders seiner Ehre über ihn gebracht habe. Krank und leidend wird er aus dem Bette geschleppt und, ohne dass sich jemand um seine Proteste und Berufung auf seinen Charakter bekümmert hätte, zwangsweise genöthigt, seinen Namen ebenfalls unter die Verschreibung zu setzen. Wolsey wird nun, wie schon so oft, für Bezahlung des Wechslers sorgen müssen, denn „Caesar solvit ad Calendas Graecas.“ Ja, es werden hier noch namhafte Summen, 1000, 11,000 Scudi angeführt, die der Kaiser bei verschiedenen Gelegenheiten einfach in seine Tasche gesteckt. Jene 60,000 Gulden aber bieten Stoff zu einem längeren, heftigen Depeschenwechsel, in den sich auch die Erzherzogin Margareta hereinziehen lässt, nachdem ihr Vater deren Seneschall, Jean de Hédin, zur Unterstützung seines eigenen Gesandten, Giovanni Bartolomeo Tizzone Graf von Desana, an den englischen Hof abgefertigt hat. Dass Wingfield wieder Alles gut heisst, dass er sogar den Rückzug seines hohen Gönners als ein strategisches Meisterstück in den Himmel zu erheben sucht und immer auf weitere Zahlungen an Max dringt, „wenn nicht der Gallier überall herrschen solle“, versteht sich von selbst.

Bei der steigenden Erbitterung, mit welcher die beiden Seiten einander anschuldigten, wusste nun Wolsey sehr wohl zwischen den Parteien zu unterscheiden. Indem er die Faseleien des Ritters unbeantwortet liess, drang er inständig in Visconti und Pace, die ihn ebenfalls mit Beschwerden, namentlich gegen Schinner überhäuften, sich mit diesem zu

vertragen. Ist das auch trotz wohlgemeinten Versuchen nicht gelungen und musste man auch unter solchen Umständen darauf verzichten, dass Kaiserliche und Schweizer je wieder einen geschlossenen, kräftigen Angriff auf die Franzosen in Norditalien ausführten, so beharrte doch der englische Cardinal dabei, alles aufzubieten, damit Max und Franz auch fernerhin sich wenigstens nicht zusammenfänden, damit letzterer beständig fürchten müsse, von der Etsch her bedroht zu werden.

Er drückte daher über die Handlungsweise des Kaisers noch einmal ein Auge zu, musste dabei aber für sich und seinen Herrn doch stets auf seiner Hut sein vor den absonderlichen Gaukeleien dieses erfindungsreichen Kopfes. Gegen die damals wieder von Papst Leo X. angeregten Kreuzzugspläne, nach denen Max von Zeit zu Zeit begierig haschte, sich selber schon im Geiste in Constantinopel erblickend, hatte König Heinrich bereits im Januar als gegen windige Trugbilder gewarnt. Jetzt kam aber der Kaiser gar mit dem Anerbieten, nicht nur das Herzogthum Mailand, von dem er keinen Fuss breit besass, und dessen leeren Titel er jüngst erst an Franz Sforza, Herzog von Bari, vergeben hatte, auf den König von England zu übertragen — Pace weiss, dass Schinner dahinter steckt, der sich mit Bari überworfen — sondern Heinrich auch zu seinem Nachfolger im Reich zu befördern, dessen Krone er Willens sei in seine Hände niederzulegen. Eine Menge Briefe lassen uns einen Blick thun in diese abenteuerlichen Entwürfe. Natürlich werden sie zuerst in ihrer ganzen Ausdehnung von Max persönlich seinem getreuen Wingfield offenbart. Wenn Heinrich an der Spitze von nur 2000 Reitern und 4000 Bogenschützen über Flandern, Luxemburg und Trier erscheint, so steht nichts im Wege, dass er in Frankfurt gewählt und nach einer gelungenen Invasion mit Mailand investirt werde. Während ihre vereinigten Heere sich über Burgund gegen Frankreich wenden, wird der König alsdann mit Max, mit seinem „Superatendente", über den Splügen ziehen, um nach völliger Unterwerfung Norditaliens in Rom als Kaiser gekrönt zu werden. Pace, der sofort davon vernommen, spottet über solche Luftschlösser, bezweifelt nicht nur jede Neigung von

Seiten der Kurfürsten und der Deutschen überhaupt, sondern meint auch sehr richtig, die Krone von England werde auf dem Spiele stehen, wenn man nach der kaiserlichen schiele, „und sie ist heutigen Tages doch mehr werth als diese mitsammt dem ganzen Reich.“ Der Cardinal von Sitten nimmt die Sache, von der in den nach London gehenden Schreiben immer wieder die Rede ist, völlig ernst und beschwert sich darüber, dass Pace so leichtsinnig gewesen, das Vorhaben, das noch geheim gehalten werden müsse, seinen Freunden Galeazzo Visconti und Franz Sforza zu verrathen.

War es Wolsey's Sache, der über solche Chimären einstweilen wie sein Herr nur lachen konnte, denjenigen, die sich so leicht täuschen liessen, ihren Wahn zu benehmen? Er bewahrt nicht nur dem zornig in den stärksten Ausdrücken die Infamie des Kaisers tadelnden Pace sein volles Vertrauen, sondern spricht ihm auch Muth zu und lobt seinen Eifer, die Schweizer auch ferner im Interesse der Sache festzuhalten, zu welchem Behufe ihm weitere Geldmittel ausgesetzt werden, die jedoch nur für wirkliche Leistungen anzubrechen sind.

Kaum hat jedoch Maximilian, dem der Feind inzwischen schon Brescia entrissen, von einer solchen Ankündigung erfahren, so schickt er am 10. Juni wieder seinen Schatzmeister Villinger und den Markgrafen Kasimir von Brandenburg an den in Augsburg weilenden Pace mit der Bitte um Löhnung für eine noch in Lothringen stehende Truppe, die sonst zu den Franzosen davongehen werde. Pace wies sie an den kaiserlichen Gesandten in London, da die ihm verheissenen Gelder eine andere Bestimmung hätten und auch die früher bei Frescobaldi erhobene Anleihe, für die man ihm seine Bürgschaft abgepresst habe, noch keineswegs von seiner Regierung anerkannt sei. Am 12. schreibt Max selber an Pace aus der Ehrenberger Klause: da er in aller Hast 10,000 Tiroler habe anwerben müssen, wünsche er, dass die soeben aus England eingetroffenen 50,000 Gulden nach Trient und Verona gesandt würden, damit die dortigen Garnisonen nicht zum Feinde überliefen. Falls Pace nicht dazu befugt sei, werde er ihn bei seinem Herrn entschuldigen.

Höflichst ladet ihn darauf Villinger ein, auf der Reise nach Constanz am 14. mit dem Kaiser zu Wangen im Allgäu zusammenzutreffen, um persönlich seine Zusage zu geben. Da Pace, schon unterwegs in die Schweiz, beiden abschreibt, indem der Wechsel auf Augsburg widerrufen sei, so bricht der Zorn des Kaisers los. Er verwies den, auf dessen Anstiften dies allein geschehen sein könne, barsch aus dem Reichsgebiet, liess aber im Geheimen unablässig mit ihm weiter feilschen und dingen. Die Boten selber zitterten, als Pace, ein königlicher Gesandter, sofort Anstalten zur Weiterreise traf; sie liessen ihn wissen, wenn er nur 25,000 Gulden leihweise vorstrecke, so sei alles gut. Der aber wusste, dass man nur sein Verbleiben, nur Geld wünschte, und erwiderte, ein Widerruf des vom Kaiser erlassenen Befehls müsse für dessen Ehre zunächst nachtheilig werden, er für sein Theil habe kein anderes Verfügungsrecht über die Gelder, als mit seiner Instruction stimme. Im Vertrauen auf die Billigung seiner Regierung und im Einvernehmen mit den Wortführern der östlichen Cantone blieb er nochmals fest, wie sehr auch Max und sein Freund Wingfield, die schleunig nach Constanz geeilt waren, locken und drohen mochten. Selbst ein so gewandter Unterhändler wie Hédin, der auf seiner Mission nach England ebenfalls bei ihm vorsprach, vermochte nicht ihn umzustimmen. Das Possenspiel zwischen niedriger Bettelei und ungnädiger Misshandlung wurde noch eine Weile weiter getrieben. In Ueberlingen, wo der Kaiser einmal nur um 2588 Gulden gefleht, damit seine Schweizer nicht aus Verona entlassen werden müssten, hat er Pace, der „auf den Rath seines Schulmeisters Galeazzo Alles verderbe", aus dem Zimmer gewiesen, dem Ritter Wingfield aber, der voll Genugthuung darüber nach Hause berichtet, grimmig seine Verwunderung ausgesprochen, dass der König einen „so frechen und verstockten Vertreter" abfertigen könne. Schliesslich muss Wingfield um nur 5000 Gulden schreiben, damit man Pulver und Kugeln kaufen könne, und erhält doch keinen Groschen, da der Befehl der englischen Regierung dagegen lautet.

Bald ist der geschickte und treue Diener der Gefahr entronnen und wieder in Zürich thätig, um mit den geretteten

Mitteln das seinem Herrn verpflichtete Fussvolk in dessen Dienst zu verwenden. Hier findet er bereitwillige Zustimmung für seine Handlungsweise und wird auch von päpstlichen Agenten unterstützt, die gleich Galeazzo nur den Sforza als Herzog nach Mailand führen möchten. Der beste Beweis der Anerkennung und des Dankes aber, den seine Leistungen in der Heimath gefunden, war die Ernennung zum Staatssecretär, die ihm um diese Zeit notificirt wurde. Bei alledem aber war er doch selbstlos genug, um nicht auf persönliche Rache zu sinnen; er gerade macht Vorschläge, wie auch fernerhin der bedürfnissvolle Kaiser an seinem Eide festzuhalten sei. In demselben Schreiben, welches berichtet, wie man ihm mit dem Tode gedroht, falls er sich noch ferner zu zahlen sträube, hat er wieder Entschuldigungen für den armen Max, „der nicht sein Mittagsbrod bezahlen könne.“ In solcher Noth vielleicht habe er ihm jene Unterschrift abgezwungen, die es schon aus Rücksicht gegen Frescobaldi rathsam sein werde anzuerkennen. Ueberhaupt thue der König weise, Max nicht aufzugeben, aber das grösste Geheimniss müsse bei allen ferneren Geldsendungen, namentlich der Herzogin Margareta gegenüber, beobachtet werden.

Andererseits konnte dem blinden, aufgeblasenen Wingfield wenigstens und durch ihn indirect dem Kaiser die verdiente Lection nicht geschenkt werden. Der Ritter hatte von Constanz aus einen langen Bericht über das Zerwürfniss mit Pace an Heinrich VIII. eingesandt und sich selbstverständlich jedes Verdienst zugeschrieben, wenn jene Verräthereien nicht schliesslich mit förmlicher Verbannung geendet hätten. Darauf erfolgte nun eine Antwort des Fürsten, die erste nach der schimpflichen Flucht und den chimärischen Vorschlägen des Kaisers, die er in höflichen Ausdrücken als völlig unausführbar ablehnt. Nicht um die Vergebung Mailands handelt es sich, sondern um die Ehre der Hauptperson, die bei dem Versuche auf das Herzogthum jämmerlich Schaden gelitten. Erst wenn Max die Franzosen hinausgetrieben und nicht, wie verlaute, durch den Herzog von Savoyen bei ihnen um Frieden nachsuche, könne er in England auf abermalige Unterstützung rechnen. Was er bisher erhalten, sei einzig und allein seinen Städten Brescia und Verona zu Statten

gekommen. Jene 60,000 Gulden aber, die für die Schweiz bestimmt gewesen, habe Wingfield den Frescobaldi auf seine eigene Verantwortung abgenommen, er müsse auch dafür bürgen, da eine auf den König von England lautende Forderung leicht zum Bruche zwischen ihm und dem Kaiser führen könne. Ernstlich wird ihm Eintracht mit Pace anbefohlen und zugleich aufgetragen, dem Kaiser die Depesche vorzulesen. Man kann sich das Gesicht des stolzen Mannes denken, als er mit dem Document in der Hand zur Audienz eintrat. Max sah sofort, um was es sich handelte, sprach von Verleumdung seiner Feinde und befahl zu lesen. Wingfield aber kann, wie er selbst berichtet, so viel treuherziger Demuth gegenüber es nicht über das Herz bringen, von den Vorwürfen wegen der Flucht aus der Lombardei, wegen der Vermittelung durch Savoyen, wegen Verschwendung der Subsidien auf Brescia und Verona ein herbes Wort fallen zu lassen. Er schreibt vielmehr, wie rührend der Kaiser seine Bekümmerniss darüber ausgesprochen, dass der Botschafter seines Freundes der Schuldner der Frescobaldi geworden; er habe gleich an der Aufschrift (Vetter statt Vater) erkannt, dass sein geliebter Bruder und Sohn ihm nicht mehr so gewogen sei wie ehedem. Die Beiden verstanden sich immer noch über die Persönlichkeit, die alle ihre Anschläge gekreuzt. Die Ermahnung seines Fürsten, mit Pace gut Freund zu sein, entfesselt in demselben Bericht den ganzen Zorn, die Erhebung des letzteren zu einem hohen Vertrauensposten die ganze Eifersucht Wingfield's. Er erdreistet sich dem Könige vorzuhalten, dass er, wenn auch arm, doch ein geborener Edelmann sei, jener aber, ein Emporkömmling, mit seinem Anhange sich an dem Kaiser vergehe. „Der Name eines Secretärs beruht auf dem Wissen solcher Dinge, die geheim bleiben sollen, worin er, wie ich wohl weiss, stark gefehlt hat.“ Da der erhitzte Mann in seiner Selbstüberhebung auch noch einen Seitenhieb auf Wolsey geführt hatte, erhielt er nun einen längst verdienten Schlag auf die Finger. In einem strengen Schreiben des Königs, das ihn um die Mitte des Juli erreicht haben muss, wird er nicht nur nochmals für die Rückzahlung jener Summe an die Frescobaldi, sondern auch für das Bündniss mit dem Kaiser verantwortlich gemacht, denn nichts als

die eigene Eitelkeit habe ihn verführt, Pace zu verleumden und den Kaiser wider ihn aufzubringen. Falls ein Unheil geschehe, so werde man ihn Anderen zum warnenden Beispiel dafür büssen lassen. Auch habe er am wenigsten an der Beförderung seines Collegen zu mäkeln, durch welche dessen wirkliche Verdienste belohnt würden. Uebrigens sandte der König gleichzeitig dem Kaiser die Belege, dass Pace stets nur zu ihrer Beider Bestem gewirkt und berichtet habe.

Damit wurde definitiv und drastisch die böse Rivalität, die schon viel zu lange gewuchert hatte, zu Boden geschlagen. Der Ritter, dessen Kräfte niemals seinen Anmassungen entsprochen hatten, und der fast mehr als schicklich sich in den Hof und die Sinnesart des Fürsten, bei dem er beglaubigt war, eingelebt hatte, durfte auch in der Folge noch in der alten Stellung verbleiben, da man in einigen Stücken denn doch Dienste von ihm hatte, die kein anderer so wie er leisten konnte. Oft genug wird er an seine thörichten und verderblichen Missgriffe erinnert, als es sich immer mehr herausstellte, dass Max in seiner ganzen politischen Haltung Verdacht erregte, indem eine Schwenkung zu Franz I. hinüber kaum viel länger zu bemänteln war. Vergebens suchte Wingfield die Klagen des Kaisers zu unterstützen, dass England ihn verlassen und der Gefahr, auch Verona zu verlieren, ausgesetzt habe; noch einmal, im September, erinnert Wolsey an den Wendepunct, den jener selbst mit seiner ehrlosen Flucht von Mailand geschaffen habe. Summen, die er bis auf $1\frac{1}{2}$ Millionen Kronen zusammenrechnet und an deren Restitution schwerlich jemals zu denken sein werde, seien damit völlig nutzlos verschleudert worden. Der neue Staatssecretär verblieb in der Schweiz, um frei von unbefugten Eingriffen die dringenden Geschäfte, mit denen er betraut war, zu Ende zu führen. Kam es auch nicht wieder zu einer ernstlichen Demonstration gegen Mailand, so war die Stellung der zu England inclinirenden Cantone doch drohend genug, um den Eroberer der Lombardei in Schach zu halten und den Kaiser so lange als möglich zu verhindern, sich mit ihm in einem Vertrage auseinander zu setzen, der nothwendiger Weise auf Stelle das junge, dürftige europäische Gleichgewicht über den Haufen werfen musste. In ihrem Groll haben die Fran-

zosen einmal den Versuch gemacht, den geschickten Diplomaten durch Gift aus dem Wege zu räumen. Erst nachdem seine Aufgabe gelöst war, zu Ende des Jahres 1517, ist Pace aus Zürich abberufen worden und hat die Stelle am Hofe Heinrich's VIII. angetreten, in welcher er denn als der tüchtigste und eingeweihteste Staatsmann neben Wolsey gewirkt hat.

Wie fand nun das lockere Bündniss, das seinen Angelpunct in der Schweiz hatte, sein Ende? Wie trieb der Kaiser, wozu er von Anfang die Neigung verrathen, endlich doch auf die andere Seite hinüber? Zu einer kurzen Darlegung bieten abermals unsere Documente in erwünschter Weise die Hand. Maximilian's Enkel, der Erzherzog Karl, hielt sich ganz an den Rath seiner Gouverneure, des Seigneur de Chièvres, Herzog von Croy, und des burgundischen Kanzlers Sauvage, die, völlig in französischem Interesse, sofort nach Franz' I. Thronbesteigung an die Stelle des englischen Heirathsprojects eine Ehe mit dessen jugendlicher Schwester Renée zu setzen trachteten. Auch dort wirkte finanzielle Noth und leisteten französische Bestechungskünste das Ihre; doch kamen auch politische Objecte in Frage, die Sicherung der Krone von Neapel, auf welche das Haus Orléans so wenig wie seine Vorgänger die Ansprüche der Anjous fahren liess, und das viel umstrittene Lehnsverhältniss Flanderns. Wie Max diesen Dingen niemals fern gestanden hatte, so suchten auch die Räthe seines Enkels, seit er wieder mit England abgeschlossen, beständig einen gegentheiligen Druck auf ihn zu üben. Die Tendenz dieser unablässigen Bemühungen war selbst Wingfield nicht entgangen, der in einer seiner Depeschen der Politik des jungen Königs von Castilien sogar den Ruin des Kaisers in Italien beimisst. Max blieb für ihn eben der grundehrliche Mann, während er doch wusste, dass seit Jahr und Tag englische Gesandte in den Niederlanden, Dr. Cuthbert Tunstal und Thomas More, sich abquälten, durch die Herzogin Margareta Enkel und Grossvater von einem offenen Bruche der früheren Tractate zurückzuhalten.

Freilich war Karl seit dem im Januar 1516 erfolgten Tode des alten Ferdinand von Aragon mehr sein eigener Herr geworden und persönlich schon viel zu stolz, fernerhin noch

Vasall Frankreichs zu heissen, allein er vermochte nicht einmal die Summen aufzubringen, um seine spanischen Reiche selber in Besitz zu nehmen. Gleich Max, als dessen geborener Erbe im Reiche er auch schon galt, schaute er daher lüstern nach dem englischen Gelde aus und hütete sich wohl, die Möglichkeit solcher Hilfe verwegen von sich zu stossen. Natürlich rissen sich die beiden einander so gern durch Dritte bekämpfenden Mächte um ihn; waren sie doch allesammt durch junge, thatenlustige, die weitesten Pläne hegende Fürsten vertreten. Je nachdem Karl zu Heinrich oder zu Franz trat, musste das Schicksal Europas entschieden werden. Während die Franzosen mit glänzenden Verheissungen, mit List und selbst Gewalt, wozu ja stets der Herzog von Geldern bereit war, auf eine festere Einigung als bisher drangen, boten die Engländer Geld zur Reise nach Spanien, welche Karl, „um der Seekrankheit und der französischen Küste auszuweichen", am besten, wie einst sein Vater, König Philipp, über England antreten könne. Willig liessen seine Räthe mit sich über verdiente Bezahlung ihrer Zustimmung handeln; kam aber die Rede auf Beitritt zu dem Bündnisse zwischen Heinrich und dem Kaiser, um den Franzosen in Italien die Wege zu weisen, so musste die Besitznahme der spanischen Throne und die drohende Gefahr von Seiten des geldrischen Feindes als ausweichende Entschuldigung herhalten. Als gegen Ende Juli ein vornehmer Bote aus Paris erschien, entschlüpften Chièvres und der Kanzler, um Artikel mit demselben festzustellen. Wenn Tunstal darüber bei dem jungen Könige eine Audienz nachsuchte, so war auch dieser auf die Jagd gegangen. Am 13. August wurde zwischen Frankreich und Spanien-Burgund der Vertrag von Noyon unterzeichnet, in welchem England völlig aus dem Spiele blieb.

Aber Maximilian war auf das genaueste von den sehr geheim gehaltenen Verhandlungen unterrichtet. Während er in London durch Hédin um eine persönliche Begegnung mit Heinrich anhalten liess, wo dann alles Unkraut, wie er sich ausdrückt, ausgejätet werden sollte, und wenigstens durchsetzte, dass Heinrich endlich jene 60,000 den Frescobaldi entwendeten Gulden auf sich nahm, sorgte er dafür, dass seinem Bewunderer Wingfield die Artikel in die Hände ge-

spielt wurden. Der fiel aus den Wolken, als er von der französischen Verlockung des Königs von Castilien und von der Abkunft wegen Neapels erfuhr, dass der Kaiser von Venedig 200,000 Ducaten für Verona und Brescia nehmen, und dass England betrogen sein werde. Noch immer konnte er es nicht glauben, dass der pfiffige Habsburger seinen Herrn und ihn mit den blendenden Entwürfen von einer Invasion Frankreichs, von Verleihung Mailands und der Kaiserkrone einfach zu Narren gehabt und der englischen Schatzkammer nur unerhörte Summen hatte abschwindeln wollen. So liess er sich denn durch den kaiserlichen Secretär Maroton gern bereden, dass Max jener Abkunft im Grunde seiner Seele fern stehe und nichts unterlassen werde, bis der König von Castilien seine unpatriotischen Räthe gezüchtigt habe, wie sie es verdienten. Er merkte nicht, dass durch ihn nur weiter gefeilscht werden sollte, denn Ort und Zeit einer proponirten Zusammenkunft mit dem Könige von England wurden nun förmlich nach klingender Münze abgeschätzt.

Um jedoch seinen Spiegelfechtereien und Forderungen Nachdruck zu verleihen, zugleich aber auch um den Zorn, der in London über den schmählichen Bruch der alten Allianz zwischen England und Burgund hoch aufflammte, zu beschwichtigen, schickte Max im October den Cardinal von Sitten dorthin, der in der That für ihn 40,000 Kronen in Raten von je 10,000 und auch eine Handsalbe für sich selber erbettelte, wofür denn eine schleunige Reise in die Niederlande und wiederum die Kaiserkrone verheissen wurde. König Heinrich wenigstens scheint die Begegnung gewünscht zu haben, Wolsey aber glaubte allen den Lügen nicht mehr und sollte Recht behalten.

Für englisches Geld verfügte sich denn Max nach Hagenau im Elsass, wo er fröhlich auf die Schweinsjagd gieng, während nunmehr auch die Tiroler sich wider ihn erhoben und die dumpfe Gährung im Süden des Reichs jeden Augenblick loszubrechen drohte. Unter solchen Umständen zeigte er vielfache Bedenken wegen der Weiterreise. Wollte er nur mehr Geld, oder fürchtete er, die Wahrheit komme jetzt an den Tag? Seine Tochter Margareta weist Hédin in London ausdrücklich an, erst 10,000 Gulden mehr aufzubringen

und dann das Gerücht zu widerrufen, ihr Vater sei dem Vertrage von Noyon beigetreten — und sie wusste doch, dass ihr Vater am 4. December unter ihren Augen in Brüssel seinen Beitritt hatte zuschwören und für 200,000 Ducaten auf Italien hatte Verzicht leisten lassen! So hatte am folgenden Tage Tunstal in eiliger Geheimschrift an Heinrich VIII. gemeldet. Weder dieser noch Wolsey mochten solcher Mittheilung Glauben beimessen aus Respect vor der Fürstin; sie beauftragten daher den Gesandten, bei ihr selber darüber Erkundigung einzuziehen. Da Margareta indess ihn nicht sehen wollte, liess er den Auftrag durch den Richmond Herold ausrichten, und die Erzherzogin hatte die Stirne, auf ihre Ehre zu versichern, ihr Vater verstelle sich nur, um die Räthe seines Enkels desto sicherer aus dem Sattel zu heben. Auch eine Anfrage Wolsey's an Wingfield und Schinner führte ebenso wenig zu einem Eingeständniss. Es war, als ob man den leichtgläubigen, täppischen, undiplomatischen Engländern Alles meinte bieten zu können.

Noch hielt Wolsey, der doch unmöglich so viel Lug und Trug verkennen konnte, an sich, so lange Wingfield ein über das andere Mal von den Versicherungen des Kaisers berichtete, dass er die Franzosen verabscheue und nur darauf sinne, den Intriguen der burgundischen Regenten ein jähes Ende zu bereiten. Eines Tages in Düren legt der Fürst wieder die Hand auf die Ordenskette, schlägt das Gewand zurück und spricht, auf das Hosenband deutend: „Dieser Orden bindet mich. Versucht mich weiter nicht mit Misstrauen, denn Euch beiden (auch der Cardinal von Sitten ist zugegen) habe ich doch Herz und Sinn durch Wort und That eröffnet, soweit ich es nur vermag. Ihr könnet lesen, was darin geschrieben steht." Man sieht, die Posse konnte nicht besser gespielt werden für diejenigen, die sie für Wahrheit nahmen. Glaubten Tunstal und More in Brüssel wirklich noch, Max werde seinem Enkel sofort einen Systemwechsel dictiren, wenn sie in ihrer Nähe in Löwen den Bischof von Paris ebenfalls auf den Kaiser harren sahen? Sobald der letzte Vorschuss von 10,000 Gulden, den sie zu leisten befugt waren, darauf gegangen, zeigte es sich, dass der Empfänger seit Monaten in französischem Solde stand, und dass seine Tochter sehr wohl darum ge-

wusst hatte. Auf allen Seiten blickte jetzt das Geheimniss durch, wie mehrere Briefe, die mit derselben Post im Februar in London einliefen, bündig darthaten. Da schreibt Dr. Knight, wohl der scharfsichtigste unter den in den Niederlanden beschäftigten Agenten, von der Unterredung, welche der Kaiser bei der Begrüssung in Vilvorde mit Karl gehabt: „Mon filz", sagt jener, „vous ales trumper les Angloise", und nach einer kurzen Pause: „Nonne, je va voire ce que je puis faire avecque les Angloise." Da beide einander so ebenbürtig, liess sich schon in der nächsten Zukunft aus der argen Geldklemme, in welcher ein jeder stak, ein neuer, vollständiger Wechsel ihrer Stellung voraussehen, mochte Max auch noch so feierlich in S. Gudule am 14. Februar 1517 nunmehr vor aller Welt den Vertrag beschwören.

Man konnte daher in England, vorbereitet, wie man war, über solchen Ausgang sich nicht allzu sehr erhitzen. Schritt vor Schritt auf dem Rückzuge hatte Wolsey bis zu dem letzten Augenblicke sein Bündniss zu stützen gesucht, bis es, schon lange nichts mehr werth, mit wahrhaft cynischer Schamlosigkeit gebrochen wurde. Auch war solche Erfahrung im Hinblick auf das, was die nächsten Jahre nach aller Voraussicht bringen mussten, um Geld wahrlich nicht zu theuer erkauft, um so mehr als der Vertrag von Noyon sich bald als sehr ungefährlich, weil ganz ebenso zerbrechlich erwies, wie der, den er gesprengt hatte. Der alte Kaiser hatte durch seinen Beitritt weder am französischen noch am burgundischen Hofe mehr Ansehen gewonnen. Sein eigener Enkel, Erzherzog Karl, emancipirte sich eben jetzt vollends von ihm; die Räthe desselben, denen Maximilian stets im Wege gewesen, glaubten ohne ihn in London weit bereitwilliger Gehör zu finden, um so mehr als nach dem Tode Ferdinand's des Katholischen ihr Mündel schleunig seine spanischen Kronen reclamiren musste, was ohne englische Connivenz und namentlich ohne eine englische Anleihe schlechterdings unmöglich war.

Schon am 30. März schreibt Thomas Spinelly, ein Agent Wolsey's, aus Brüssel, dass der Kaiser dort allen unbequem, dass sein Geld wieder völlig auf der Neige sei, dass, wenn er noch länger verweile, seine Tochter ihn werde erhalten

müssen. Mehrmals liess Max den Wunsch verlauten, selber nach England zu gehen, was Heinrich VIII., wie er an Wolsey erklärt, sehr ungern sehen würde, es sei denn, dass der junge König von Aragon ihn begleite. Eine solche Absicht zu kreuzen, war einer der Hauptzwecke der stattlichen Mission des Lord Kämmerers, des Grafen Karl von Worcester, der unter Anderem über die seinem Fürsten zu Ehren veranstaltete Feier des St. Georgstags (April 23.) aus Antwerpen umständlich berichtet. Nach der Messe in der Kathedrale, bei welcher der Kaiser und der englische Botschafter auf der einen Seite des Chors, ihnen gegenüber aber die Cardinäle Sitten und Gurk, päpstliche, ungarische, böhmische Gesandte, Herzog Wilhelm von Baiern, Markgraf Joachim von Brandenburg, der Herzog von Braunschweig und sein Bruder Platz genommen, und nach der feierlichen Mahlzeit, die der Kaiser an einer Tafel allein mit dem Botschafter abgehalten, hatte dieser eine Audienz im Cabinet. Nachdem das Gespräch zuerst eine englisch-französische Heirath, die wiederum in der Luft schwebte, und die Lage Italiens berührt hatte, gedachte Maximilian der Intriguen, die von französischer Seite wegen der Krone des deutschen Reichs ins Werk gesetzt würden. Er habe in dieser Angelegenheit die Kurfürsten zur Dreifaltigkeitsoctave nach Mainz berufen. Ursprünglich wolle er zu Karl's Gunsten abdanken, doch der weigere sich aus Rücksicht gegen Franz, welcher selber nach der Würde strebe. Ihm sei nun darum zu thun, dass Heinrich an seine Stelle trete; die Kurfürsten würden sich schon darein finden, wenn etwa sein zweiter Enkel, Don Ferdinand, König von Oesterreich und daneben vielleicht Marschall des Reichs werde. Als Worcester abwehrte mit dem Bemerken, dass Seine Majestät ja selber nicht gekrönter Kaiser sei, erwiderte der alte Herr, dass er längst die Absicht gehabt, sich Kaiser von Constantinopel zu nennen, ein Name, zu dem er erbberechtigt sei und den er seinen Kindern zu hinterlassen gedenke. Auch von Spanien war die Rede: wenn Karl sich nicht endlich aufmache, wolle er selber dorthin gehen, „damit die Nachfolge in so vielen Reichen nicht seinem Blute abhanden komme.“ Natürlich war der Refrain aller dieser luftigen Projecte kein anderer als Geld; doch, meint Worcester,

werde sich der Kaiser damit ohne Zweifel sofort nach Deutschland aufmachen, hat er doch selber von einem Reichstag gesprochen, zu dem ja auch Joachim von Brandenburg bereits mit grossem Gefolge sich eingefunden habe. Unablässig wurde um lumpige 10,000 Gulden gebettelt, bis Max erfolglos und trübselig in den ersten Tagen des Juni wieder rheinaufwärts zog, um noch einmal das Reich um Hilfe anzurufen und bei den allein zuständigen Organen die Frage wegen seines Nachfolgers zu betreiben.

Aber das Jahr 1517, das den Kaiser um jede Stütze brachte und den jungen König Karl zur Besitzergreifung nach Castilien führte, überraschte noch mehr durch die Wiederannäherung Englands und Frankreichs. Während Wolsey öffentlich noch immer Franz I. den Störenfried Europa's schalt, empfanden beide doch gleich sehr die Nichtswürdigkeit sämmtlicher Verträge und die gründliche Störung der allgemeinen Verhältnisse. Der Kriegspolitik des Königs fehlte es an dem Vertrauen seiner eigenen Nation, während England, das ihr die Waage halten wollte, alle seine Schätze bisher nur an unzuverlässige Bundesgenossen verschleudert hatte. Bald liessen sich die geheimen Verhandlungen nicht mehr verbergen, bis sie nach der Geburt eines Dauphin am 28. Februar 1518 sehr greifbare Formen anzunehmen begannen. Endlich im September erfolgte die überaus glänzende Gesandtschaft des Admirals Bonnivet und des Bischofs von Paris nach London, wo feierlich um die Hand Maria's, der unmündigen Tochter Heinrich's VIII., geworben wurde. In Kurzem sah man Frankreich und England im Bündniss, indem jenes um hohen Preis die ihm vor fünf Jahren abgenommene Stadt Tournay zurückkaufen und sich verpflichten musste, nicht in die Angelegenheiten seines alten schottischen Bundesgenossen einzugreifen. Es war dem Cardinal Wolsey in der That gelungen, die beiden eifersüchtigsten Nationen noch einmal auf erträglichen Fuss mit einander zu stellen und durch eine Handlung des Friedens sich als Schiedsrichter unter den Mächten Geltung zu erwerben.

Mittlerweile aber gewann auch die Kaiserfrage an den einzelnen Höfen immer deutlichere Gestalt. Von Frankreich geschahen seit 1517 bei verschiedenen Kurfürsten ganz un-

verhüllte Bestechungsversuche. Was hatte der arme Max dagegen aufzubieten, wenn es ihm nicht gelang, die schon einige Mal fruchtlos angewandten Verlockungen vernehmbarer an das Ohr Heinrich's VIII. schlagen zu lassen? Am 25. April 1518 meldet Dr. William Knight, der kluge Beobachter am Brüsseler Hofe, an den Cardinal Wolsey, dass Lois Maroton, jener spanische Kleriker, den der Kaiser von seinem Sohne, König Philipp, einst als Secretär übernommen hatte, seit acht Tagen wieder in den Niederlanden, ihn gestern besucht und dabei, ohne Frage in höherem Auftrage, eine Reihe von Mittheilungen über den gegenwärtigen Stand der kaiserlichen Politik gemacht habe. Im Allgemeinen stünden die Dinge günstiger als seit längerer Zeit. Nur der König von Frankreich sei äusserst rührig und verwende grosse Summen unter den deutschen Fürsten. Das Haus Brandenburg, das in den Marken und in Mainz über die Kurstimme zu verfügen habe, werde ausserdem noch durch ein Heirathsbündniss angelockt. Des Pfalzgrafen, des Herzogs von Wirtemberg, des Herzogs Wilhelm von Baiern glaube man ganz sicher zu sein. Der Herzog von Sachsen, der weder mit Brandenburg noch mit Oesterreich auf gutem Fusse stehe, habe kürzlich freilich seinen Kanzler an den Kaiser abgefertigt und durch einen gewissen Alamire, einen Niederländer in geheimen englischen Diensten, auch König Heinrich ein Schreiben zustellen lassen. Späterhin ist in dem Berichte von dem Reichstage in Augsburg die Rede. Knight hat noch nicht erfahren können, was dort verhandelt werden soll, doch vermuthet er, da Franz und Karl beide unter päpstlicher Indulgenz den Türkenkrieg zum Vorwand nehmen, um sich zu Gelde zu verhelfen, dass der Kaiser da nicht zurückstehen und versuchen werde, seinerseits die Christenheit in ähnlicher Weise zu überreden.

Am 12. Juni meldet derselbe wieder aus Gent, die Erzherzogin habe ihn soeben kommen lassen, um ihm einen Brief ihres Vaters mitzutheilen, in welchem dieser sofort benachrichtigt zu werden wünscht, sobald ein englischer Gesandter nach der Schweiz abgefertigt werde, unstreitig in Betreff der Pensionen, die der Kaiserwahl nicht fern lagen. Ueberhaupt richteten sich jetzt auch die Augen des Aus-

landes auf Augsburg, wo Max noch einmal vor versammeltem Reich gleichsam alle grossen und kleinen Schwierigkeiten seines Lebens überblickte und wahrlich nicht die geringste von allen, die Sorge wegen des Nachfolgers, mit einer bei ihm bisher ungewöhnlichen Stetigkeit zu bewältigen unternahm.

Jetzt galt es, Geld und gute Worte aufzubieten, um die schon halb von den Franzosen gedungenen Kurfürsten für Karl von Spanien umzustimmen. Da war es doch von der grössten Bedeutung, dass ihm die beiden Hohenzollern wieder Gehör schenkten. Gegen Verzicht auf die Hand der Prinzessin Renée und auf eine grosse Summe von Frankreich wurden dem Markgrafen Joachim für seinen Sohn die Infantin Katharina nebst einer entsprechenden Mitgift, seinem Bruder, dem Erzbischof von Mainz, hohe Pensionen und reiche Geschenke in Aussicht gestellt. Der junge König von Böhmen-Ungarn gehörte seit seiner Verlobung mit der Infantin Maria zur habsburgischen Familie. Hermann von Wied, der Erzbischof von Köln, sollte eine runde Summe und Pensionen für seine Brüder erhalten. Dagegen war Kurfürst Friedrich von Sachsen, in der Reichspolitik zwischen Habsburg und Hohenzollern gestellt und ersterem aus verschiedenen Ursachen verfeindet, aus seiner streng rechtlichen Haltung nicht herauszulocken. Der Kurfürst von Trier, Richard von Greifenklau, hasste Habsburg und neigte zu Frankreich. Der Pfalzgraf endlich forderte neben Anderem mindestens 100,000 Gulden als Preis seiner Stimme.

Woher aber sollte der habelose Kaiser die verschriebenen Summen nehmen? Sein Enkel, für den sie angelegt wurden, hatte selber nichts oder musste doch seine Mittel der Art beisammenhalten, dass er an jeden Kurfürsten höchstens nur 4000 Gulden wenden wollte. Mit Widerstreben liess er erst 100,000, dann 200,000, schliesslich sogar 250,000 Ducaten, wie sie vorzüglich von den Ständen Aragons vorgestreckt wurden, seinem Grossvater gutschreiben, um durch die Fugger, Hochstetter und Welser am 1. April 1519 zahlbar zu sein. Es gehörte viel Kunst dazu, die auch durch grosse Entfernungen überaus weitläufigen Unterhandlungen zusammenzufassen. Auf einem Tage zu Frankfurt im März gedachte der alte Kaiser sie glücklich zu beenden, als ihn am 12. Januar 1519 zu Wels

in Oberösterreich der Tod nach kurzer Krankheit hinwegraffte.

Noch findet sich der eigenhändige Brief der Erzherzogin Margareta vom 23., in welchem diese den Plänen des Vaters so treu dienende Tochter in innigster Trauer das Ableben desselben König Heinrich VIII. meldet. Doch der grosse Schmerz des Augenblicks, wie sehr sie ihn auch walten lässt, macht sie nicht blind und starr; sie ersucht vielmehr den Bundesgenossen, ihr und dem jungen fürstlichen Neffen in allen ihren grossen Angelegenheiten eben jetzt mit Rath und That schirmend zur Seite zu stehen. Und wirklich, gerade die Nachfolge im Reich bestärkte eine Gruppe englischer Politiker trotz der eben von Wolsey abgeschlossenen Allianz mit Frankreich in der Tendenz, weder das Haus Habsburg seinem Schicksal preiszugeben, noch auf die vor einigen Jahren betriebene Continentalpolitik zu verzichten. Schon am 8. October 1518 hatte Dr. Knight von Brüssel aus seinen Unglauben an die französischen Zusicherungen wegen Schottlands und des flüchtigen Prätendenten der weissen Rose ausgesprochen. Ein Bund mit den Eidgenossen, wie er einst von Pace betrieben wurde, sei immer noch das Rathsamste. Doch die hat man, sagt er, jüngst laufen lassen und schimpft sie in England wohl Spitzbuben, während der Papst, der Kaiser, alle übrigen Fürsten, „nur wir nicht“, um ihren Beistand buhlen. Derselbe Diplomat war dann neuerdings nach Oesterreich abgefertigt worden und hatte noch vier Tage vor Maximilian's Ableben dessen Dank für Alles erhalten, was sein königlicher Herr an ihm und seinen Neffen gethan. Man sieht, Heinrich VIII. hielt doch die Freundschaft des Königs Franz so wenig gesichert, dass er im Gegentheil die Pläne von 1516 wieder aufzunehmen begann. Und auch sein schlauer, vielleicht damals schon Ehrgeiz nach dem Stuhle St. Peter's verspürender Minister hatte sich in tiefster Stille bereits im August 1518 an den König von Spanien gemacht, um ihm offenbar doch nur für die eine Eventualität seine Ergebenheit und Dienstfertigkeit anzutragen. War nun aber bisher das Spiel der Mächte nur verdeckt gewesen, so hatte, nachdem die Erledigung der Kaiserkrone wirklich eingetreten, eine jede darnach zu forschen, wie sie mit der anderen daran war.

Auf der Stelle steigerten die Kurfürsten ihre Ansprüche. Mainz, nicht mehr mit 52,000 Gulden zufrieden, forderte mindestens 120,000. Der Markgraf von Brandenburg, von den Oesterreichern „der Vater der Habgier" geheissen, verlangte 100,000 und neben der Infantin für seinen Sohn noch eine Handsalbe von 30,000 Kronen. Aehnlich stand es mit Köln und mit der Pfalz. Alle von dem verstorbenen Kaiser getroffenen Verabredungen waren null und nichtig, wenn der Gegner mehr bot. Da wandten sich denn natürlich auch die Augen Heinrich's VIII. auf den französischen Hof, von wo ihm sein Gesandter, Sir Thomas Boleyn, Woche für Woche ausführlich berichtete.

Am 2. Februar schreibt dieser an Wolsey von einem Gespräch, das er mit dem Grand Maître, dem Seigneur de Boissy, gehabt. Die deutschen Fürsten hätten sofort das Ableben des Kaisers gemeldet und ihre Bereitwilligkeit kund gethan, König Franz zum Nachfolger im Reich zu machen. Der französische Minister versichert, er habe durch seinen Gesandten in London bereits Alles eröffnen und versichern lassen, dass sein Herr ohne Einverständniss mit dem englischen Hofe in keiner Weise handeln werde.

Acht Tage später hat Boleyn eine höchst schmeichelhafte Audienz bei Franz selber. Nach allgemeinen Versicherungen, dass er nur einmüthig mit seinem treuen Freunde, dem Könige von England, wegen Wiederbesetzung der höchsten Würde der Christenheit vorgehen könne, fordert er den Gesandten auf, sich mit ihm zum Fenster hinaus zu legen, dann wolle er ihm erzählen, was von seiner Seite inzwischen dafür geschehen sei. Schon vor Maximilian's Tode seien einige der Kurfürsten, zum Theil seine Verwandten, mit ihm in Verbindung getreten; auch sei er nach ihren Anträgen nicht lässig gewesen. Von vier derselben habe er Brief und Siegel zu seinen Gunsten in Händen, an zweien arbeite er noch mit allen möglichen Mitteln. Auch hoffe er viel von Karl von Geldern und einem anderen deutschen Herzoge — gewiss Wirtemberg, dessen Namen der Gesandte vergessen hat — der soeben nach Deutschland abgefertigt sei. Der König Franz schätze sich unendlich glücklich wegen der Freundschaft seines Bruders von England.

Am 28. wird wiederum von einer langen Unterredung gemeldet. Labastie, der französische Gesandte in London, hat eine Aeusserung Heinrich's hinterbracht, die dieser bei der letzten Anwesenheit des Cardinals von Sitten gethan: man mache ihm in Betreff seiner Candidatur so lockende Anträge, lediglich um das englische Geld nach Deutschland zu ziehen und seine Macht im Reich zu vergeuden. Hierauf begründete nun König Franz seine Ueberzeugung, dass Heinrich nimmermehr nach der deutschen Krone trachte. In stundenlangem, vertraulichem Gespräch entwickelte er dem Ritter Boleyn seine Gedanken. Zwar gelte es für einen Stolz der Deutschen, den Kaiser nur aus ihrer Nation zu nehmen; aber da er das Haupt der christlichen Fürsten sei, müsse er auch aus den grössten derselben erkoren werden. Wenn man ihn zum Kaiser wähle, so wolle er in drei Jahren in Constantinopel sein. Sein Reich sei ihm jährlich sechs Millionen werth, drei Millionen wolle er auf seine Wahl verwenden, die er vermittelst drei Kurstimmen für gesichert halte, in Anbetracht der Freundschaft Heinrich's, „des grössten Segens für ihn und sein Reich."

Und in der That im Monat März scheint sich die englische Politik noch einmal Frankreich zuzuneigen. Wolsey, der im Geheimen Niemand anders als Karl von Spanien auf dem Kaiserthron zu haben wünscht, hat tief verstellt den Wünschen Franz' I. sehr entgegenkommende Eröffnungen machen lassen. Am 11. März bescheinigt Boleyn den Empfang derselben, berichtet aber, wie man sich trotzdem in Paris aus römischen Depeschen erzählt, dass der Cardinal von Sitten die Schweizer für Heinrich VIII. in Sold nehme, um in Deutschland Karl's Wahl zu unterstützen. Drei Tage später indess schreibt er von der hellen Freude, die über ein so gutes Einvernehmen herrsche. Der König von Frankreich liess durch ihn als Köder hinwerfen: nichts stehe im Wege, dass der Cardinal von England bei Erledigung des apostolischen Stuhls Papst werde, über vierzehn Cardinalstimmen meine man verfügen, selbst eine Aussöhnung zwischen Colonna und Orsini anbahnen zu können. Franz im Bunde mit Heinrich VIII. erkläre, dass Niemand Kaiser oder Papst werden dürfe, als der ihnen genehm sei. Aus

einer Unterredung mit Louise von Savoyen, Franzens Mutter, hat Boleyn erfahren, dass der Admiral Bonnivet über seine Mission an die beiden Brandenburger Brüder sehr zuversichtlich geschrieben; zum 26. März sei eine Zusammenkunft von vier Kurfürsten auf dem linken Rheinufer (zu Wesel) angesetzt, auf welcher aller Wahrscheinlichkeit nach die Wahl schon entschieden werden dürfte. Auch sprach die Herzogin von einem Feste, das neulich in Greenwich stattgefunden, auf welchem Heinrich dem französischen Gesandten versichert haben soll, wenn zwei Stimmen für ihn wären, so sollten sie seinem Bruder von Frankreich gehören. Es scheint demnach, als ob man am Hofe zu Paris den Versicherungen Wolsey's nicht unbedingt getraut hätte. Hat doch Louise etwas später im Auftrage ihres Sohnes dem Gesandten einen Brief gezeigt, wonach Heinrich keineswegs eine Zusage zu Gunsten Frankreichs gemacht habe, vielmehr die Candidatur des katholischen Königs unterstütze.

Und die enormen Anstrengungen, die Franz vorzüglich in Mainz und Berlin machte, wurden in der That schon nachdrücklich von burgundischen gekreuzt. Unter allen Nöthen Habsburgs liessen sich die vertrauten Räthe des verstorbenen Kaisers, die in Augsburg weilten, nicht beirren. Ihre Stütze war Maximilian von Zevenberghen, der immer nur darauf bestand, den gierigen Kurfürsten bei Leibe nicht schriftliche Zusicherungen zu machen, aber Geld von allen Ecken herbeizuschaffen, um den Spenden „dieser Teufel von Franzosen“ zu begegnen. Ausser ihm verstand es Karl's Kämmerer, Herr Paul von Armerstorff, zuerst unter den zur Hälfte bereits bestochenen und für den Franzosen kriegsfertigen Deutschen wieder den nationalen Ton anzuschlagen, hauptsächlich aber sowohl mit patriotischen Gründen wie mit bedeutenden Zusicherungen den Kurerzkanzler von Mainz eines Besseren zu belehren, so dass dieser sich bereits am 1. März in deutscher Haltung an seinen allerdings besonders bedenklichen Bruder wendete. Der Erzbischof sagte sich, dass eine kleinere Summe mit Karl als römischem Könige besser angelegt sein werde als eine grössere mit Franz, gegen den die Nation sich erheben werde. Und wie der Mainzer dachten im Grunde auch Köln und Pfalz, während Sachsen

6*

wenigstens aus Abneigung gegen Brandenburg den König von Frankreich verabscheute. Endlich war die beste deutsche Streitmacht, der schwäbische Bund, von der Treue zum Vaterlande nicht abzubringen; in der deutschen Schweiz herrschten ähnliche Sympathien; selbst Franz von Sickingen liess sich schliesslich nicht verlocken.

Auch fern in Spanien fasste man Muth. Am 20. Februar meldete Spinelly aus Barcelona der englischen Regierung, dass über 200,000 Goldgulden, mehr als nöthig sei, verfügt werden könne, während die Welser dem Könige von Frankreich eine Anleihe ausgeschlagen hätten. Wie geneigt sich auch der Papst ausspreche, heisst es am 9. März, die Franzosen hätten weder die verheissenen Geldsummen flüssig, noch die rheinischen Kurfürsten sicher. Friedrich von Sachsen sei ihnen entschieden gram. Man glaube an Karl's Erfolg, weil er von deutschem Blut sei und im Reiche grosse Besitzungen und gute Freunde habe.

Indem also die französische Herrschsucht mit nationaler Abneigung zusammenstiess, gewann in Deutschland wie in Italien, in der Schweiz wie in Frankreich der Wahlkampf bereits ein anderes Aussehen. Zwar versichert Boleyn noch am 9. April aus Poissy: König Franz sei seiner Sache ganz sicher, denn wenn bis zum 6. Juni nicht sechs Kurfürsten sich geeinigt, so habe der Papst die Entscheidung; sollte indess Karl wider Erwarten gewählt werden, so dürften die Franzosen sofort in Neapel einrücken. Es war auf dieser Seite im Werke, den Termin zu verkürzen. Am 16. April heisst es aber doch: dass die Ehe des Markgrafen Kasimir von Brandenburg mit Germaine de Foix, der Wittwe Ferdinand's des Katholischen, dem Könige Franz sehr unangenehm sei; man wolle ihm bei der Wahl in den Weg treten, doch zweifle er nicht an der Treue des Markgrafen Joachim.

Mittlerweile gediehen die Anstrengungen der Gegner immer sichtlicher; mit diplomatischen und noch handgreiflicheren Mitteln wurden Fürsten, die bereits Frankreich zugeschworen, wankend gemacht; den französischen Rüstungen gegenüber war das Heer des schwäbischen Bundes, nachdem es den sich an Reutlingen vergreifenden Herzog Ulrich verjagt, unter den Waffen geblieben. Die Tagsatzung

der Schweiz hatte in Folge der rastlosen Bemühungen des Cardinals von Sitten und des Herrn von Zevenberghen beschlossen, der französischen Wahl entgegen zu wirken, und laut ihre Neigung für Erzherzog Karl und das Reich kund gegeben. Am 13. April aus Zürich meldet Cardinal Matthias den Hergang umständlich an Wolsey und spricht dabei noch einmal sein Bedauern aus, dass König Heinrich ehedem die Einladung sich um die Kaiserkrone zu bewerben von der Hand gewiesen, denn jetzt wäre der Fall eingetreten, den seine Freunde vorausgesehen.

Da ist es nun nicht zu verwundern, wenn Franz I. bald auch im Kreise seiner Räthe Widerstand findet, denn am 5. Mai schreibt Boleyn nach Hause, dass mehrere von ihnen ihm gestanden, sie würden, um nur Karl's Wahl zu verhindern, es vorziehen einen kleinen deutschen Herzog anstatt ihres Herrn zum Kaiser zu machen. Der aber werde vorzüglich von seiner ehrgeizigen Mutter angestachelt und werde durch dies Beginnen Frankreich in Elend und Krieg mit der Schweiz, Deutschland und anderen Staaten verwickeln.

Da haben nun Nachrichten wie diese, welche immer mehr bestätigten, dass die Aussichten der beiden Rivalen einander die Waage hielten, in der Brust Heinrich's VIII. den Wunsch wach gerufen, neben ihnen das Spiel zu wagen. Man sollte es nicht für möglich halten, nachdem einst die zudringlichen Anträge des alten Maximilian und des Cardinals von Sitten gleich einem schlechten Witze zurückgewiesen worden waren. Was Tunstal, als ihm Sitten im Februar 1518 den Plan ans Herz legen wollte, als eine unausführbare Chimäre bezeichnete, das betrachtete sein Meister, Cardinal Wolsey, gerade ebenso. Aber die feuerige, thatenlustige Seele des Königs, von Ehrgeiz und Eifersucht gestachelt, begann nach jener „Monarchie der Christenheit“ zu dürsten, die, wie wesenlos sie auch geworden, in ihrer halb geistlichen, halb weltlichen Würde doch immer noch den über Alles erhabenen Staat des Mittelalters darstellte und romantische Gemüther unendlich fesselte. So trat denn der König von England gleichfalls mit seinem Verlangen hervor, denn er hielt sich nicht minder berechtigt als Karl oder Franz, jedesfalls für besser als der Kurfürst von Brandenburg. In

einer Zeit, als Wolsey Krankheits halber oft vom Hofe abwesend war, scheint es, hat Heinrich die Angelegenheit hin und her mit Richard Pace besprochen, seinem Secretär, der in Italien, Deutschland und der Schweiz grosse Reisen gemacht, dem geistvollen, fein humanistisch gebildeten Manne, einem aufsteigenden Gestirn im königlichen Dienst. Es liegt nahe zu vermuthen, dass er auf die Ideen seines Herrn eingegangen, und dass der Cardinal, dessen tiefere Einsicht bereits in Karl von Spanien allein den zukünftigen Kaiser und seinen eigenen höchsten Gönner erblickte, um selber nicht in seiner Macht beeinträchtigt zu werden, sich bereit finden liess dem Wunsche des Königs zu willfahren, der ihm Befehl war. Mit politischer Vorsicht liess sich wenigstens ein Versuch machen.

Vor allem war es nun erforderlich, den Papst zu sondiren, mit dem man bisher in England trefflich zu stehen vermeinte. Dass Leo X. Karl von Spanien nicht wollte, für seine Person sogar den König von Frankreich vorziehen würde, galt für ausgemacht. In einem Schreiben Karl's an Heinrich VIII. vom 20. April hiess es indess, der Papst habe jüngst erklärt, dass ihm die Wahl des einen wie des anderen nicht vortheilhaft für die Christenheit erscheine. Hierüber Genaueres zu erfahren, hatten Wolsey und der in England weilende Legat Campeggio sich schon im März an den bei der Curie beglaubigten Bischof von Worcester gewandt, dessen Schreiben freilich die ihrigen mit der Angabe kreuzte, der Papst könne zu keinem Entschluss kommen und rathe vielmehr dem Könige in Betreff der Reichskrone einen der Kurfürsten zu unterstützen. Nichtsdestoweniger wurde dem Gesandten unter die Füsse gegeben, als komme es von Campeggio, auf Heinrich anzuspielen, der sich allerdings schwer bereit finden lassen werde, auf die Gedanken Maximilian's zurückzukommen. Wolsey empfahl die grösste Behutsamkeit und wünschte, dass der Papst im tiefsten Vertrauen sich ihm selber eröffne. Allein ein Monat verstrich ohne jede Antwort. Erst um die Mitte Mai lief ein Schreiben Worcester's ein über eine intime Unterhaltung, die er mit Leo gehabt, der ihn gefragt habe, ob nun, da Friede zwischen England und Frankreich bestehe, König Heinrich zur Erhebung Franzens auf den kaiserlichen

Thron die Hand bieten werde. Er hatte in der Ueberzeugung, es liesse sich vertrauensvoll mit dem Papste reden, erwidert, eine solche Aussicht wolle in England gar nicht gefallen. Auch Leo habe sich in diesem Sinne geäussert, jedoch nicht minder stark seine Abneigung gegen die Wahl König Karl's betont; er wünsche, wenn es ohne Krieg abgehen könne, am liebsten einen aus der Zahl der Kurfürsten. Allein, fährt der Schreiber fort, der Legat in Paris habe in demselben Briefe, der von dort den Tod Maximilian's gemeldet, dem Papste ausführlich von den Anstrengungen des Königs berichtet, der Alles daran setze, den Preis, welcher der französischen Familie von rechtswegen gebühre, davonzutragen. Auch erzähle der Legat von einer Partei am französischen Hofe, nach ihm die Herzogin Louise und der Grand Maître, welche aus Furcht vor grossen Verwickelungen gegen den Plan arbeite, sich auch an ihn gewendet habe, aber König Franz habe noch am 4. April nicht auf solche Vorstellungen hören wollen. Am 9. jedoch habe er den Botschafter rufen lassen und ihm erklärt, er stehe von seinem Beginnen ab und habe Befehl gegeben, dass seine Agenten, die bereits mit hohen Summen nach Deutschland und Ungarn abgegangen, zurückgerufen würden. Das dürfe wohl Erfindung sein, meint der Engländer. Merkwürdig, wie er nun in Zusammenhang damit auf die eventuelle Entscheidung Leo's speculirt. Wird Franz gewählt, so wird der Papst nichts dagegen haben; auch dem Erfolge Karl's könne er allein nicht widerstreben. Vereinigten sich aber England und Frankreich über die Person eines der Kurfürsten, dann werde er sich nicht scheuen, dem Könige von Spanien seine Gründe wider ihn auszusprechen. Etwas Anderes endlich sei es, wenn Heinrich und Wolsey auf diesem Fürsten als dem geringeren Uebel beharrten; der Papst werde sich dann vermuthlich doch fügen. Von einer Billigung der Candidatur Heinrich's also kein Wort.

So gieng man denn mit Rücksicht auf die in Rom herrschende Unentschlossenheit an die Ausführung des mittlerweile gereiften Entschlusses, Richard Pace mit Vollmachten zu Gunsten seines Herrn nach Deutschland abzufertigen. Allerdings drohte eine Krankheit des Mannes, der mehrere

Jahre später im Wahnsinn gestorben, hindernd dazwischen zu treten; man dachte schon daran, einen Herold statt seiner abzuordnen; aber der König wartete und überlegte sich die Angelegenheit noch weiter. Während dessen trat Genesung ein; vom 20. Mai ist der für Pace ausgefertigte Credenzbrief datirt. Er lässt ebenso wenig wie ein Schreiben Heinrich's an die Kurfürsten vom 11. ein Wort über die eigenen Absichten fallen und beglaubigt den Gesandten nur bei der Kaiserwahl, um im Auftrage seines Herrn zum Heil und Frieden in der Christenheit, insonderheit wider die von dem Türken drohende Gefahr nach Kräften zu wirken.

Dagegen wird er in den leider nur fragmentarisch erhaltenen Instructionen angewiesen, den Gönnern des französischen wie des spanischen Königs mit gleicher Geneigtheit je nach dem Munde zu reden, aber auch die Einwände nicht zu verschweigen, um bei passender Gelegenheit die Wahlherren auf Heinrich hinzuweisen, der von deutscher Zunge sei. Denn das Reich dürfe nimmermehr von der Nation abkommen, die es seit siebenhundert Jahren besessen. Im Uebrigen freilich verrathen die Instructionen grosse Knauserei oder geradezu Unkenntniss der schlechterdings nicht zu umgehenden finanziellen Ansprüche. Ohne entsprechende Sicherheit soll der Gesandte niemals den Credit seines Herrn berühren, erst, wenn dieser gewählt, überhaupt Zahlung geleistet werden. Wie liess sich mit solchen Aufträgen nur in den Wettstreit eintreten, der längst von zwei Seiten mit den grössten Angeboten geführt wurde?

Schon vorher hatte sich Pace auf den Weg gemacht. Am 14. Mai schrieb er aus Calais wegen seiner noch nicht ausgefertigten Commission und der in Paris zu machenden Vorspiegelung, am 17. aus Brügge, dass er eine einfache Anzeige seiner Sendung an den Cardinal von Sitten abgefertigt habe. Seine Abreise blieb natürlich nirgends verborgen; in denselben Tagen wusste der französische Hof davon und berichtete aus London Sebastian Giustiniani nach Venedig. In Brüssel hatte Pace Audienz bei der Erzherzogin, um ihr ein Schreiben des Königs zu überreichen. Dort fand er auch seinen alten Gönner Erasmus, der ihm, dem „trefflichen Gelehrten in beiden Sprachen“, einen Empfehlungsbrief an den

Kurfürsten von Mainz mitgab. Ueber Cleve und Düsseldorf, auf Heerstrassen, deren erregter Zustand landesherrliches Geleit erforderlich machte, traf er in Köln ein, von wo er am 30. an Wolsey berichtet. Die Stadt hat ihn in dankbarer Erinnerung an die alten freundschaftlichen Beziehungen zu England und Burgund feierlich einholen lassen; die Leute sind überzeugt, er komme, um die Wahl des Königs von Spanien fördern zu helfen. Von seinen geheimen Instructionen indess hat er Niemand mitgetheilt, nicht einmal Herrn Hermann Ring, der, wahrscheinlich Kölner Bürger und Agent des Stahlhofs in London, in vielen Angelegenheiten der Politik Heinrich's VIII. sehr nahe stand. Von ihm erfuhr er Näheres über die grossartigen französischen Bestechungsversuche bei Trier und Pfalz, aber nicht minder, dass die Kurfürsten dem bewaffneten nationalen Unwillen schwerlich würden widerstehen können. Am 1. Juni hatte Pace vermuthlich in Brühl Audienz beim Erzbischof Hermann, bei dem er zu Mittag und zu Abend bleiben musste. Da der würdige Herr sein geringes Latein eingestand, mussten andere dolmetschen, doch verschwieg er seine Vorliebe für den Erzherzog von Oesterreich nicht „wegen unseres alten Herrn, Kaiser Maximilian,“ um so mehr als die Franzosen aussprengten, England begünstige ihren König.

Am 9. Juni berichtet Pace auf der Wasserfahrt zwischen Frankfurt und Mainz von seiner Meldung bei den beiden Brandenburger Brüdern, die gerade auf dem Wege nach Frankfurt gewesen. Der Cardinal habe ihn ohne Anstand zu empfangen verheissen, der Markgraf aber in ungewöhnlicher Weise zuvor die Einhändigung seines Ausweises verlangt. Erst hierauf habe ihn Joachim mit grosser Heimlichkeit Abends 9 Uhr in einer kleinen Stube empfangen und seine Anrede in einem für eine so grosse Persönlichkeit recht guten Latein beantwortet. Er versichere, dass die Wahl des Königs von Frankreich nicht durchgesetzt werden könne, so viel Mühe sich auch sein Bruder darum gebe. Er scheint mit Köln gegen den Franzosen einig zu sein, hat aber zu Pace mit keinem Worte von Karl gesprochen.[1])

[1]) Die Depesche ist durch Feuer verstümmelt, so dass ich „Forschungen

Am 10. schreibt der Gesandte, wiederum während der Fahrt auf dem Rheine zwei Meilen von Mainz: der Kurfürst von Trier habe ihn gestern in Frankfurt nicht minder höflich empfangen als der von Mainz. Von letzterem ist er des Lobes voll, da er ihm unter vier Augen versicherte, dass der König von England ebenso gut auf die Wahl gesetzt werden könne wie irgend ein anderer, zumal da der verstorbene Kaiser damit umgegangen, ihm die Nachfolge zu verschaffen. Pace hat die Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen, seinen Herrn den erhaltenen Weisungen gemäss in das beste Licht zu stellen. Obwohl der Cardinal bei Vielen für französisch gilt, wird doch glaubwürdig bestätigt, dass er von Grund des Herzens die Ehre der Nation aufrecht zu halten gedenke. Dagegen hat er den Pfalzgrafen ganz französisch gefunden. Der Herzog von Sachsen, dessen ehrenfeste Haltung in aller Munde, war noch immer nicht angekommen, obwohl man sich bereits zur Wahl rüste und altem Brauche gemäss alle fremden Gesandten und Ausländer überhaupt die Stadt Frankfurt hätten verlassen müssen. Kurfürst Albert hat ihm sagen lassen, dass er wohl geneigt sei, seine Stimme dem Könige von England zu geben. Er hat ihm ähnlich geantwortet wie Trier. In diesem Falle dürfe man Gleiches von Köln erwarten, wenn nur früher Anstalt gemacht worden wäre. Der Gesandte findet die Stimmung der Deutschen äusserst erbittert gegen den Papst und seine Bevollmächtigten. Da sie im französischen Interesse wirkten, wären sie oft des Lebens nicht sicher. Am folgenden Tage wird erzählt, dass während der Nacht einer von ihnen, der Erzbischof von Rheggio, verkleidet davon gegangen.

Aus Mainz, wo er wegen der starken Ansammlung vornehmer Herren mit Ross und Reitern die Preise von Wohnung und Unterhalt unerhört theuer findet, schreibt Pace am 12., dass Franzens Aussichten immer schlechter stünden; täglich erschienen Spottlieder gegen die Franzosen in lateinischer und deutscher Sprache, während die ernstlichsten Massregeln zu Gunsten Karl's von Spanien getroffen

zur deutschen Geschichte" I, 427 irrig Mainz statt Brandenburg substituirte. Dass das Gespräch mit Joachim stattfand, ergibt sich aus Brewer. Vol. III., Part. I. p. 101.

würden. Denn die ganze Umgegend wimmle von Bewaffneten, 40,000 Landsknechten und 6000 Reitern, und, wie er von Hermann Ring erfahre, dringe der Graf von Nassau in die vier Kurfürsten (vermuthlich doch die rheinischen) gegen je 50,000 Goldducaten nunmehr ihrer Zusage, die sie einst Maximilian gethan, eingedenk zu sein.

Es war daher wenig ermuthigend für den geheimen Auftrag des Engländers, der, da er mit leeren Händen kam, bei aller Höflichkeit doch nur kühl aufgenommen worden, wenn er nach den Versicherungen des Grafen von Nassau von vier Stimmen zu Gunsten Karl's melden musste. Aber er traute den doch noch immer sich widersprechenden Aussagen nicht unbedingt und liess noch keineswegs alle Hoffnung fahren. Ein chiffrirter Brief vom 14. an Wolsey versichert auf das Bestimmteste, König Heinrich werde in Vorschlag gebracht werden. Man habe ihm eine Vollmacht abverlangt darüber, ob sein Herr auch die Wahl annehmen werde. Er habe nichts Schriftliches vorweisen können, aber erklärt, dass der König Alles ratificiren werde, was er hier eingehe. Wenn nur die Commission erst da wäre. Die Anhänger Spaniens verliessen sich nicht nur auf hohe Summen, sondern wollten es, wenn nicht für sie entschieden würde, auf das Schwert ankommen lassen. Das Heer stehe fast unter den Mauern von Frankfurt. Einen oder zwei Tage später heisst es ebenfalls aus Mainz in Geheimschrift: der Legat und der Nuntius Carraciolo versicherten endlich Briefe aus Rom erhalten zu haben, durch welche sie angewiesen würden, Pace in allen Angelegenheiten seines Königs zu unterstützen. Damit stimme ein Brief des Bischofs von Worcester. Nur Schade, dass diese Aufträge so spät eingetroffen, da die Kurfürsten nunmehr beisammen seien, aber Niemand nach Frankfurt hinein dürfe. Und dennoch erwartet er stündlich von dort die Nachricht, dass man Heinrich VIII. zum Kaiser machen wolle. Solche Erwartung muss sich wesentlich auf Aeusserungen des Kurfürsten von Mainz gestützt haben, der sich nach allen Spuren am meisten mit dem englischen Gesandten eingelassen. Schrieb er doch am 13. an Wolsey und Erasmus sehr zuvorkommend über den Empfang der Mission und schmeichelhaft für Pace, in Betreff des zu

Wählenden aber nur so viel, dass man sich allein über einen solchen Fürsten einigen werde, der nicht die Welt zu unterwerfen brauche, sondern die Seinigen und den Glauben zu schirmen im Stande sei. Ein Brief Friedrich's des Weisen an Heinrich VIII. vom 16. bedauert den Gesandten nicht mehr in Frankfurt angetroffen zu haben; er werde handeln, wie es einem Kurfürsten gezieme, und bete für die Wahl eines Kaisers, welcher der Christenheit Ehre mache.

Am 20. meldet Pace endlich den Empfang einer weiteren Vollmacht vom 9., zweifelt aber an der Möglichkeit, sie noch benutzen zu können. Tags zuvor nämlich hatte ihm der Kurerzkanzler durch einen seiner Räthe sein Bedauern mittheilen lassen, dass er nicht vierzehn Tage früher erschienen sei, und ihm als einziges Rettungsmittel dieselbe Summe, 420,000 Goldgulden, bezeichnen lassen, welche für den König von Castilien in Frankfurt liege. Ring, der Kölner, stehe gut dafür, und Wolsey werde erkennen, wie Alles lediglich von Geld abhänge. Wären die Wechsel mit ihm zugleich dagewesen, so würde Wolsey demnächst *Te deum laudamus* singen für die Wahl Heinrich's VIII. *in imperatorem omnium Christianorum.* Mittlerweile sei in Frankfurt bereits die Heilige-Geist-Messe gelesen und (am 18.) der Wahlact eröffnet worden, doch dürften immerhin noch zehn bis zwölf Tage bis zur Entscheidung verstreichen, indem Böhmen und Polen wegen Abgabe der böhmischen Stimme uneins sind und Franz das Doppelte von dem in Aussicht stellt, was Karl bietet. Gegen die Anstrengungen des letzteren aber schwinden die Aussichten der Franzosen und steigen die des Markgrafen Joachim; man denke in Paris sich damit zu begnügen einen Kaiser eingesetzt zu haben, weil man selbst es nicht habe werden können.

Auch Pace scheint sich an den Markgrafen gemacht zu haben, so wenig darüber aus seinen eigenen Papieren erhellt. An den sächsischen Hof aber ist berichtet worden, dass er Brandenburg die eventuelle Unterstützung seines Herrn zugesichert habe; und aus Paris hat Boleyn allerlei nach Hause zu schreiben, woraus hervorgeht, wie genau die französischen Spione dem englischen Gesandten bei seinem Treiben auf die Finger sehen. Unter dem 1. Juli berichtet er von einer

Unterredung mit der Königin Mutter, die im Fall des Misslingens den deutschen Fürsten mit argen Enthüllungen droht, auch ihr Erstaunen ausspricht, dass, während alle übrigen Gesandten sich auf zehn bis zwölf Meilen vom Wahlort hätten entfernen müssen, der Secretär Pace in einer Entfernung von fünf bis sechs Meilen zu Mainz geduldet würde. Späterhin als man nach der Entscheidung am französischen Hofe auch über Englands Benehmen empfindlich gereizt war, hat der Admiral Bonnivet sich heftig beschwert, dass England seinen früheren Verheissungen nicht nachgekommen, und dabei an Boleyn höhnisch erzählt, wie er selbst einst zu Mainz in der Herberge des Markgrafen von Brandenburg neben dem Dom unbemerkt hinter dem Teppich gestanden, als Pace dem Fürsten seine Ansprache gehalten; er habe die Wahl eines geborenen Deutschen angerathen, im anderen Falle sich auch für die Förderung König Karl's erklärt. Dasselbe werde er wohl allen Kurfürsten gesagt haben. Ja, die üble Laune geht so weit, dass, wie Boleyn erfahren, ein eigner Bote noch nachträglich nach England geht, um über den Wortlaut jener Ansprache Beschwerde zu führen und die Mittheilung zu machen, dass Pace vor der Wahl in täglichem Verkehr mit dem im Hauptquartier zu Höchst weilenden spanischen Bevollmächtigten gestanden habe. Wie dem nun auch gewesen sein mag, so werfen doch die Angaben ein eigenes Licht auf den Verkehr des englischen Gesandten mit dem Brandenburger, in dem er zugleich einen Rivalen seines Herrn und einen Candidaten für die Krone erblicken musste, der in gewissem Falle auch Heinrich genehm wäre.

Inzwischen nahte der Tag der Entscheidung doch schneller, als jüngst noch vermuthet wurde. Ausser vielen anderen Gerüchten über die Bestrebungen der Parteien im Conclave von St. Bartholomäus erfuhr man von den spanischen Bevollmächtigten in Mainz am 21., dass schon wegen der in Frankfurt ausbrechenden Pest die Wahl in einigen Tagen zu Stande kommen werde. Auf das Gesuch der Kurfürsten werde wohl das Heer in das Herzogthum Wirtemberg entfernt werden, während die Spanier betheuerten, dass es keine Pression üben, sondern lediglich einen französischen Gewaltstreich verhüten solle. Am 24., nachdem kurz zuvor

der Papst nach langem Widerstreben seine Einwilligung in die Wahl Karl's von Spanien habe ankündigen lassen, schreibt Pace: das Heer im österreichischen Interesse weiche nicht aus seiner drohenden Stellung in unmittelbarer Nähe von Frankfurt. Auf das Heftigste erklären die Grafen und Herren, dass sie keinen anderen als Karl zum Kaiser haben wollen. Schon vergebe der Graf von Nassau Aemter und Würden unter dem grossen Siegel desselben, das ihm kürzlich zugestellt worden. Er habe auch ihm erklärt, nur auf Lanzen- und Schwerterspitzen sollten die Franzosen ins Land kommen. Die Kurfürsten würden sich der allgemeinen Meinung fügen müssen; er und seine Leute wären verloren, falls man jetzt noch ihren König zu wählen wage. Nun ist es endlich aus mit dem letzten Vertrauen, denn der Gesandte gibt selber zu bedenken, dass Heinrich ja als Kaiser zum Verderben Englands in Deutschland habe residiren müssen, dessen Fehden zu legen kein Fürst der Christenheit im Stande sein würde.

So wurde denn am 28. Morgens 7 Uhr Karl von Spanien zum römischen Könige erkoren, nachdem die letzte zwischen ihm und Leo X. wegen des Königreichs Neapel schwebende Differenz überwunden worden. Pace, dem die in Höchst lagernden Fürsten, die Cardinäle von Mainz und Salzburg, Pfalzgraf Friedrich, Markgraf Kasimir, die Bischöfe von Lüttich und Trient, der Graf von Nassau und der Herr von Zevenberghen, unverzüglich Anzeige gemacht, meldete noch spät Abends das Ergebniss nach Hause und begab sich am folgenden Tage nach Frankfurt, um den Bevollmächtigten Karl's zu gratuliren, „denn ich habe sie so behandelt, dass sie ihrem Könige geschrieben haben, meine Anwesenheit sei ihnen von grossem Nutzen gewesen.“ Schon fragt er an, ob er gehen oder bleiben solle.

Ein und das Andere in seinen späteren Briefen hat doch im Rückblick noch allerlei Beziehung zu der Angelegenheit. Am 3. Juli ist er noch in Frankfurt, wo Mainz, Sachsen und Köln den kaiserlichen Gesandten über Heinrich's Schreiben und die Handlungsweise seines Gesandten viel Schmeichelhaftes sagen. Pace nimmt das hin, als komme es ihm persönlich zu, berichtet aber zu gleicher Zeit nicht ohne Schaden-

freude, dass Karl für seinen Gewinn einen Einsatz von 1,500,000 Gulden habe spenden müssen. Ein Exemplar der Wahlcapitulation, um die jetzt der Streit entbrenne, sei nicht für Geld zu haben. Einen Tag später von Mainz aus kommt er noch einmal auf die gescheiterten Aussichten Heinrich's zurück. Er legt das zunächst dem Legaten und dem Nuntius zur Last, die ihr Wort nicht gehalten, da sie bereits am 25. der Wahl Karl's die päpstliche Genehmigung ertheilt hätten. Ferner beklagt er, dass ein Brief, den Heinrich am 28. an Meister Hermann Ring gerichtet, erst jetzt eingetroffen sei. Noch vier oder fünf Tage vor der Wahl habe ihn ein Kurfürst, dessen Name im Original leider zerstört ist, aufgefordert, doch gleich dem Spanier mit Heeresmacht einzugreifen. Allein zwei triftige Gründe haben ihn von einem so gewagten Versuch zurückgehalten: das Geld, das nicht so rasch herbeigeschafft werden könnte, und die Ueberzeugung, den katholischen König dadurch zum unversöhnlichen Gegner Englands zu machen. Am selben Tage schreibt Hermann Ring aus Mainz an den König und bedauert gleichfalls, dass dessen Schreiben nicht eher zu Händen gekommen.

Selbst auf der Heimreise hat der Gesandte dies und jenes in Erfahrung gebracht. Aus Köln schreibt er am 8. Juli, dass die französischen Gesandten sich nicht aus Koblenz wagten, da ihnen ein Trupp von 600 Reitern auflauere; aus Antwerpen am 22., dass er in Begleitung des Bischofs von Lüttich und des Grafen von Nassau auf der Reise vor einem wahrscheinlich gelderschen Heerhaufen in grosser Gefahr gewesen sei. Zu Diest hatte ihm der Graf von Nassau einen sehr ehrenvollen Empfang bereitet und sich als zuverlässigen Vermittler zwischen Karl und Heinrich angetragen, um so mehr da, wie die letzten Nachrichten aus Spanien verlauten, der Papst sich von Frankreich abwende. Auch hat er erzählt, dass Admiral Bonnivet und die übrigen französischen Agenten unter der Hut des Kurfürsten von Trier endlich über die Grenze gekommen, dass jedoch ein Courier mit Depeschen, welche ihre deutschen Freunde an sie gerichtet hätten, noch aufgefangen wäre, und sich hieraus die weitreichenden Pläne entnehmen liessen, welche König Franz für das Reich und Italien an die Erlangung der römi-

schen Krone geknüpft hatte. Am 27. stellte sich Pace in Mecheln noch der Erzherzogin Margareta vor, um auch ihre Complimente entgegen zu nehmen; habe er doch niemals gegen Karl's Erwählung gesprochen, dies vielmehr den Kurfürsten überlassen, die ihn nimmermehr gewählt haben würden, wenn Furcht für sie selber und der Wille der Nation sie nicht gezwungen hätten. Dass er damit im Sinne seines Königs, besonders aber des Cardinals Wolsey gehandelt, wird durch die ihm bewahrte Gunst und fernere Verwendung in wichtigen Diensten dargethan.

Auch in Barcelona war man sofort wegen der Betheiligung des Königs von England beruhigt. Da schreibt Thomas Spinelly am 14. Juli, dass soeben der ersten Nachricht über den Ausgang in Frankfurt die officielle Anzeige von Seiten der Kurfürsten gefolgt sei. Am nächsten Sonntag werde der Cardinal von Tortosa das Hochamt in der Kathedrale celebriren. Der französische Gesandte macht ein sehr langes Gesicht und entschuldigt, dass er so spät komme, mit der Bemerkung, von seiner Regierung noch keine Anzeige erhalten zu haben, während der spanische Botschafter aus Paris meldet, dass die Herzogin Louise in Abwesenheit ihres Sohnes sich besser zu fassen gewusst und mit französischer Artigkeit erklärt habe, nächst ihrem Sohne verdiene kein anderer Fürst der Erde ein so grosses Glück als König Karl. Auch weiss man jetzt aus Deutschland, dass der Papst durch seinen Uebertritt den eigentlichen Ausschlag gegeben. Die Kurfürsten erklären sich dem Könige von England und seinem Gesandten besonders dankbar, denn da von Rom und London König Karl's Erhebung befördert worden, hätten für ihn, der zuerst nur fünf Stimmen gehabt, schliesslich auch Brandenburg und Trier, die Anhänger Frankreichs, sich erklären müssen. Am zuverlässigsten hätten sich der Kurerzkanzler und der Pfalzgraf benommen. Joachim dagegen hätte 50,000 Kronen, seine und des Kurfürsten von Trier Leute viel Geld empfangen, die Franzosen 400,000 Kronen bei sich gehabt.

Als Pace nach seiner Rückkehr am 11. August dem Könige zu Penshurst Vortrag gehalten und namentlich, wie er mit Wolsey zuvor verabredet, die hohen Summen kräftig

betont hatte, da erklärte der Fürst von Herzen froh zu sein, dass er um diesen Preis nicht Kaiser geworden.

So hatte denn König Heinrich durch einen ebenso vorsichtigen wie geheimen Versuch wenigstens seinen Ehrgeiz befriedigt, aber, obwohl sein Bevollmächtigter einige der Kurfürsten und sogar die Nuntien nicht abgeneigt gefunden zu haben meinte, sich nicht entschliessen können zu den Mitteln zu greifen, welche Karl den Sieg erringen halfen. Auch konnte ihm das nationale Moment, das die Wahl beherrschte, unmöglich entgangen sein; rann doch in den Adern des Spaniers deutsches Blut in ganz anderer Weise als in den seinen, und konnte jener doch ausserdem die bei den Wahlen im Reiche immer wieder auftauchende Idee der Erbberechtigung zu seinen Gunsten hervorheben. Heinrich VIII. hat mit leichtem Sinn den Ausgang hingenommen, sich auch schwerlich in der Folge, als er definitiv mit Rom gebrochen, Gedanken darüber gemacht, wie er etwa ohne Papst das heilige römische Reich regirt haben würde. Sein Minister, der ihn gewähren lassen, hatte Recht behalten und einstweilen die Genugthuung, dass Heinrich selber sich mit einer würdevollen Stellung zwischen Habsburg und Frankreich zufrieden gab.

CHARAKTER HEINRICH'S VIII. UND SEINER REGIERUNG.[1])

Es war ein politisch hochbegabtes Haus, das mit Heinrich von Richmond den englischen Thron bestieg. Wie sehr auch die fünf Regenten an Geschlecht, Talent und Richtung von einander abweichen, darin sind sie doch alle gleich, dass ihr persönlicher Wille, offen oder verdeckt, stark und unerschrocken mitten durch grosse Gefahren und Erfolge das Ziel einheitlicher Herrschaft im Auge hielt. Zu Ende des Mittelalters fanden sie England im Innern dem Verbluten nahe, als eine alte Dynastie fast zugleich mit den übrigen Potenzen des Staats zu Grunde gieng; nach Aussen erschien es wie ein Spielball zwischen burgundischer und französischer Politik, und selbst Schottland, das so oft vor ihm gezittert, hatte sich drohend erhoben. Sie hinterliessen ihr Reich den Stuarts kirchlich aus jeder Verbindung mit Rom gelöst, aber eben darum auch in den inneren Elementen, die wesentlich dabei geholfen, wieder erstarkt, während England, mit Schottland zu einem Grossbritannien aufgehend, in den Angelegenheiten Europas sich zu einer Grossmacht aufschwang, das weltgebietende Habsburg-Spanien in seine

[1]) Grösstentheils nach einem Aufsatz in Sybel's Historischer Zeitschrift III, 97 ff., der zum Zwecke hatte, im Anschluss an die gedrungene, gerechte und doch erschöpfende Würdigung bei Ranke, Englische Geschichte, Bd. I., Berlin 1859, die übertriebene, auch aus ungenügender Forschung entsprungene Vergötterung, welche Froude, History of England from the Fall of Wolsey to the Death of Elizabeth, Vols. I.—IV., London 1856—1858, mit Heinrich VIII. treibt, abzuweisen. Für den Anfang ist ebenfalls Einiges entnommen aus Brewer, Letters and papers etc., soweit sie reichen.

Schranken zurückweisen half und bereits jenseits des atlantischen wie des indischen Oceans die ersten Ansätze seiner Colonialgrösse begründete, nach welcher, merkwürdig genug, schon der erste Tudor, allerdings zagend und misstrauisch, aber dennoch ahnungsvoll gespäht zu haben scheint. Sein Sohn, der achte Heinrich, ist aber unstreitig unter allen derjenige, der zuerst das persönliche mit dem nationalen Bedürfnisse bewusst vereinte und mit breiter Schulter, einem Atlas gleich, das wichtigste Triebrad des Staates in neue Angeln hob.

Aus den Jahren seiner Jugend und Erziehung verlautet fast gar nichts. Der Vater, auch von den Nächsten eher gefürchtet als geliebt, aber unablässig für die Familie wie für den Staat mit der Hebung der vornehmsten Sorgen beschäftigt, hat ihm, dem nach dem frühen Tode des Erstgeborenen einzigen Sohne, den ganzen Inbegriff der Wünsche und Gedanken für die Zukunft zugewandt. Der Knabe, körperlich sein entschiedenes Gegenbild, gesund und offen, frisch und leutselig, spielt früh mit Pfeil und Bogen und entwickelt seine geistigen Fähigkeiten gleich sehr an scholastischen Exercitien wie an romantischem Zeitvertreib. Auch die Geschmacksrichtung des jüngst eingedrungenen Humanismus hat ihn wohl damals schon berührt. Als der Vater am 21. April 1509 starb, wurde Heinrich, eben sein achtzehntes Jahr vollendend, mannbar an Körper und Geist. Niemand machte, wie es lange nicht geschehen, ihm den Thron mit den Waffen in der Hand streitig; so begann er unmittelbar je nach seinen Anlagen und Bedürfnissen die Fülle der Macht zu kosten. Auch er wollte, wie so oft in der Geschichte, was sein Vorgänger mühsam gesammelt und vorbereitet in grossem Stil anwenden und ausnutzen.

Vom ersten Augenblicke an assimilirte sich der junge König in Erscheinung, Sitte und Liebhaberei den Zeitgenossen, so dass seine Persönlichkeit wie der natürliche Mittelpunct aller Augen auf sich zog. Und wahrlich, nichts gebrach ihm, um gerade seine Engländer zu gewinnen. Mit einer Fülle guter Laune, mitunter nur von leidenschaftlicher Aufwallung durchbrochen, verband er riesige Körperkraft und unbeugsamen Muth. Selten war ihm ein Anderer im

Lanzenbrechen, im Kampf mit dem zweihändigen Schwerte gewachsen; im Bogenspannen nahm er es mit dem längsten Gesellen aus seiner Leibwache auf. Neben seinem heimischen Englisch wusste er sich französisch, italienisch und spanisch auszudrücken; Erasmus hat sein gewandtes Latein gelobt. Ein grosser Freund der Musik spielte er die Laute, die Orgel und das Harpsichord und liess sich in intimerem Kreise gern auch im Gesang hören. Man bewunderte an ihm den unverwüstlichen Schwung, mit dem er sich ebenso gut der regelmässigen Besorgung der Geschäfte, wie der Ausrüstung seiner Kriegsschiffe, dem Guss und der Richtung des Geschützes, oder den rauschenden Festlichkeiten hingeben konnte, die in Ritterspiel und Mummenschanz besonders zu Weihnachten und zur Maienzeit an der Tagesordnung waren.

Entzückt schildern ihn namentlich Fremde, die sicher beobachtenden venetianischen Gesandten. Sie wollen in der Christenheit keinen schöneren Fürsten gesehen haben; Franz I. gar lasse sich kaum mit ihm vergleichen, denn er ist höher als dieser und fesselt weit mehr durch sein offenes Antlitz, sein hellblondes Haar und den fast goldenen Bart, den er sich einst im Wetteifer mit jenem hat wachsen lassen. Auf der Jagd, wo er zehn Pferde müde reitet, beim Ballschlagen, wo ihm die Muskeln durch das dünne Hemd glänzen, bei der Audienz in seiner vollen Königspracht, überall ist er der Gegenstand freudigen Erstaunens. Auch sie begriffen, weshalb er bei der Nation so populär, ihr Abgott, ihr eigentlicher Schwerpunct sein müsse. Ueber die alten erschöpften Factionen, über die zurücktretende Selbstgeltung der Stände hinweg vermochte sich wohl, besonders im englischen Süden, für einen solchen Fürsten eine hier ungewohnte Loyalität zu entwickeln. Während der Vater sorgsam vermieden, das eigene Erbrecht lediglich an die yorkische Vermählung, an die Versöhnung der beiden Rosen zu knüpfen, erinnerte die Schönheit des Sohnes, was auch sein Selbstgefühl nicht verschwieg, doch manchen älteren Herrn an den mütterlichen Grossvater, an Eduard IV. Und war es nicht, als ob auch bedeutende Tugenden und Schwächen desselben in Heinrich's Wesen wieder zum Vorschein kamen, indem das Blut

von York allerdings reiner geblieben, als das von Lancaster?

In dem einen grossen Puncte, der für ihn, sein Reich und sein Geschlecht entscheidend geworden, in seiner Vermählung mit der sechs Jahre älteren Wittwe seines Bruders hatte schon der Vater, Heinrich VII., ohne wie auch in anderen Stücken zum Abschluss zu drängen, den Weg gebahnt. Die Erhaltung der Mitgift Katharinens war kaum der einzige Beweggrund; der alte, vorsichtige Fürst wollte unter grossen Schwierigkeiten vielmehr die politische Verbindung mit Spanien nicht fahren lassen. Und Ferdinand der Katholische selber hatte den, wenn auch im übrigen Abendland, so doch in Spanien nicht ungewöhnlichen Gedanken angeregt, die Tochter nach ihrer ersten, wie man recht gut wusste, nicht einmal vollzogenen Ehe mit dem jüngeren Bruder des Verstorbenen zu verbinden; durch Heinrich VII. aber liess sich Papst Julius II. zu dem verhängnissvollen Dispens bestimmen.

So wurde denn der noch Minderjährige der Schwägerin angetraut, was freilich nicht behinderte, dass er ohne Einspruch oder Zurede des Vaters am Tage vor dem Eintritt in sein fünfzehntes Jahr als erste unabhängige Willensäusserung vor dem leitenden Minister, dem Bischof Fox von Winchester, einen Protest gegen die Giltigkeit der Ehe zu Protokoll gab. Alsdann blieb die Sache fast vier Jahre hindurch in der Schwebe, bis der junge König unmittelbar nach seiner Thronbesteigung aus freien Stücken, fast ebenso sehr aus Neigung als aus jenen politischen Gründen, die Infantin zu seiner Königin und Gemahlin erhob. Das würdige Benehmen Katharina's in jahrelanger Prüfung, die hohen Eigenschaften, die sie von der Mutter geerbt, hatten ihm Achtung eingeflösst. Wirkliche Liebe hat sie eine geraume Zeit verbunden. Die Ehe selber erschien recht eigentlich als ein Schlussstein der Alliancen, durch welche Heinrich VIII., wieder mehr aus der insularen Absonderung heraustretend, in Kurzem seinem Reiche in Europa Macht und Ansehen bereitete. Während der Gemahl im Sommer 1513 in Nordfrankreich zu Felde lag, war daheim seine Königin die Seele des Widerstandes, an welchem Jakob IV. von Schott-

land zu Grunde gieng. Wer sie sah, fand sie zwar nicht hübsch, aber anziehend in Tanz und Spiel; sie las und schrieb sogar Englisch besser als die meisten ihrer Damen. Ohne Heil und Leben ihres Gemahls erblickt sie in seiner Unternehmung keinerlei Segen. Als Spanierin vom blauesten Blut, so fromm wie Isabella die Katholische, pilgert sie behufs seiner ersehnten Heimkehr zu unserer Frau von Walsingham.

Während die auswärtige Politik der neuen Regierung im Vordergrunde steht, verlautet anfangs drinnen nichts als Freude und helle Festlichkeit, an der die Bevölkerung weit über die Hofkreise hinaus Theil nimmt. Mit voller Absicht wollte man populär sein; und was konnte die Herzen des Volkes mehr gewinnen, als wenn Empson und Dudley, jene beiden verhassten Werkzeuge des sparsamen und drückenden Systems des verstorbenen Königs, einer blutigen Vergeltung preisgegeben wurden? Alle bösen Wolken des Bürgerkriegs, der Pest und Hungersnoth, die so lange auf das Land niederhiengen, schienen vor der klaren Sonne wie zerstoben, denn der Tudor-König, der eine verstümmelte Aristokratie und eine versinkende Kirche sich zu Füssen sah, war als Inhaber souveräner Gewalt in Wirklichkeit der Schirmherr des gesammten Volkes, der Repräsentant der wiedererstandenen Monarchie, nach dessen Willen drinnen wie draussen verfügt und gehandelt wurde.

Das gab sich besonders an dem Zurücktreten der im vergangenen Jahrhundert vornehmlich gediehenen Behörde, des Geheimen Raths, zu erkennen, ohne den selbst Heinrich VII. nicht zu beschliessen gewohnt gewesen. Sein Sohn dagegen arbeitete mit einzelnen wenigen Räthen seines Cabinets, den ersten Staatssecretären, die ihn überallhin begleiten mussten, insonderheit aber mit jenem Manne, der während zwanzig Jahre nicht nur das vornehmste Organ seiner Herrschaft war, sondern, Emporkömmling in seltener Weise, mit grandiosem Ehrgeiz in die allgemeinen Bewegungen eingriff, indem er sie nach seinen Gedanken zu leiten trachtete. Was wäre Heinrich VIII. ohne Thomas Wolsey, der, wenn seine niedere Herkunft auch durch Verleumdung übertrieben worden ist, in seiner wunderbaren Laufbahn

doch recht bewies, wie sehr an diesem Hofe das Talent dem vornehmen Stammbaum ebenbürtig wurde. Der junge Kleriker, ursprünglich von Bischof Fox gegen die eigenen Rivalen dem jungen Könige beigegeben, wurde als Almosenier und Dechant von Lincoln anfangs nicht durch hohe Pfründen gleich so manchem Mitgliede des Geheimen Raths vom eigentlichen Staatsdienste abgezogen, sondern eroberte sich durch die eminent politischen Gaben, deren diplomatischer Instinct vor Allem auf das Ausland gerichtet war, mit der unbeschränkten Gunst seines Herrn zumal durch die Erfolge des Jahres 1513 den allein massgebenden Einfluss. Daher denn auch seine staunenswerth rasche Beförderung: nachdem er nur wenige Monate Bischof von Lincoln gewesen, wurde er, bereits Lord Kanzler, im September 1514 Erzbischof von York; als Franz I. siegreich in Italien eingebrochen, verlieh ihm Leo X. den rothen Hut des Cardinals a latere. Mit der höchsten geistlichen Jurisdiction ausgestattet, stieg er über Canterbury hinaus, und im königlichen Rathe galt seine Stimme allein. Der Pomp, mit dem er auftrat, verkündete aller Welt, dass er der Machthaber in England geworden. Sein König aber fühlte, wie er durch ihn erst über die verschiedenen in seiner Nähe vertretenen Meinungen souveräner Herr wurde. Und viele Gründe gab es, weshalb Heinrich mit unglaublicher Langmuth der fabelhaften Ueberhebung des Mannes nachsah und es duldete, dass Wolsey der anfangs wohl die Regierung mit „der König und ich“ oder mit „wir“ bezeichnete, bald nur von sich selber redete.

Auf dem besten Fusse stand der gewaltige Minister lange Zeit auch mit dem Herzoge von Suffolk, der als Gemahl Maria Tudor's, der jungen Königin-Wittwe von Frankreich, des Königs Schwager und weltmännischer Vertrauter geworden war. Sodann war er in der Philosophie des heiligen Thomas von Aquino so gut wie sein Herr bewandert und förderte bereitwillig dessen scholastischen Eifer, als sich derselbe bis zum Bücherstreit mit Luther verstieg und der englischen Krone bei der Curie den lebhaft begehrten kirchlich orthodoxen Ehrentitel eintrug. Man rühmte Wolsey nicht minder als Gönner der neuen classischen Studien, die

er durch die grossartigsten Stiftungen zu heben trachtete. In glänzenden Bauten und kunstsinnigen Sammlungen wetteiferte er mit dem Könige selber. Aber es fragt sich doch, ob er nur im Geringsten für die edlen Blüthen des Geschmacks Begeisterung fühlte, denn Freude an der antiken Literatur lag ihm so fern wie ein Verständniss der evangelischen Lehre, die sich von Deutschland aus erhob. Aeusserlich Kirchenfürst, kümmerte er sich wenig um eigentlich geistliche Dinge. Mochte er als Kanzler selber Recht sprechen, als Minister mit Talent und Erfolg die Finanzen leiten, das innere Regiment erschien als Nebensache gegen die unendliche Arbeitskraft, die den auswärtigen Angelegenheiten gewidmet wurde. So lange diese Richtung in der nationalen Politik vorwaltete, blieb er naturgemäss der Mann der Situation; schlug sie in das Gegentheil um, so musste der Wechsel folgerichtig ein verhängnissvoller und die Erbitterung, die sein massloser Hochmuth in vornehmen und einflussreichen Kreisen hervorgerufen, ihm zum Verderben werden.

Damals, als die beiden Grossmächte des Festlandes um das Bündniss mit England buhlten, im Jahre 1519 stand Wolsey auf dem Gipfel seiner Macht. Wie treffend schreibt Sebastian Giustiniani über ihn nach Haus: „er allein besorgt dieselben Geschäfte, welche alle Behörden, Aemter und Rathskammern Venedigs in Anspruch nehmen, sowohl die bürgerlichen wie die strafrechtlichen; überdies aber werden sämmtliche Staatsangelegenheiten ohne Ausnahme von ihm bewältigt.“ Wie er sich dann bis zum Schiedsrichter zwischen Karl und Franz, bis zum Stellvertreter des Papstes in England verstiegen, so war unstreitig seine höchste Ambition, selber einmal die Tiara zu gewinnen, damit er, nach Jahrhunderten wieder ein Engländer, etwa im Sinne der grossen Innocenze in den Reichen der Christenheit schalte. Man weiss, wie ihm Karl V. zweimal, bei Leo's X. und Hadrian's VI. Ableben, Verheissungen gemacht, beide Male aber doch nie im Ernste daran gedacht hat, den englischen Cardinal, dem er so viel verdankt, von dem er so viel verhofft, auf den Stuhl St. Peter's zu erheben. Nach Clemens' VII. Einsetzung aber erwachte darüber in Wolsey's Herzen

unversöhnlicher Groll gegen den Kaiser, und bald lockerte sich das wirklich gegen Frankreich eingegangene Kriegsbündniss in rascher Folge. Während Wolsey bereits im Stillen wieder mit Paris anbindet, treten die Engländer von der Cooperation im Felde zurück. Darauf versagt Karl seinem Bundesgenossen den gewünschten Antheil an den immensen Entwürfen, die sich an den Sieg von Pavia knüpften, und bricht definitiv das ihm als vornehmste Bedingung abverlangte Verlöbniss mit der Princessin von England. Eine nahe Verbindung mit Frankreich und eine ritterliche Erhebung zur Vertheidigung des arg bedrohten Papstes, die einigermassen an die heilige Liga vom Jahre 1512 erinnert, nunmehr aber gegen Spanien gerichtet, schien die Folge zu sein. In diesem Moment aber griffen der persönliche Wille Heinrich's und der auf das Tiefste gekränkte Ehrgeiz seines Ministers zusammen, um die politische Verwicklung, der Eine zur Befriedigung seiner Liebe, der Andere seines Hasses, auszubeuten und endlich bei einer Umwandlung der Dinge in England selber anzugelangen, an welche keiner von Beiden zu Anfang gedacht haben kann.

Der König hatte sich im Laufe der Jahre zwar gewöhnt, den allmächtigen Minister, der ihm Unendliches zu verdanken gehabt, und der mit unvergleichlicher Arbeitskraft jede schwere Last seiner ernsten Pflichterfüllung abgenommen, gewähren, aber damit doch niemals völlig über sich selber Herr werden zu lassen. Durch immer neue Befriedigung seiner Eitelkeit meinte er des Cardinals durchaus sicher zu sein; alle Entwürfe und Staatshandlungen desselben hatten seine volle Billigung. Ein solches persönliches Vertrauen aber entsprach nun einmal der ganzen Sinnesart des Monarchen, dem in den Jahren des blühendsten Mannesalters der Genuss seiner erhabenen Stellung mindestens ebenso viel galt, wie die Ausübung ihrer politischen Machtfülle. Auch in diesem Zeitabschnitt möchte man über sein persönliches Leben mehr erfahren. Nur hier und da hebt sich die stattliche Gestalt des Fürsten voll Freudigkeit, Freigebigkeit und Offenheit erkenntlich hervor aus dem beständig von einem Ort zum anderen verlegten Hoflager,

auf kecken Jagdritten, bei häuslichen Lustbarkeiten und glänzenden Hoffesten jeglicher Art, die kaum aufhören. Alles ist Lebensgenuss in vollen Zügen. Kunstsinn, Gelehrsamkeit und staatsmännisches Wesen, in regem Austausch namentlich auch mit Wolsey, treten gelegentlich hinzu. Im Uebrigen empfängt man von Heinrich den Eindruck des ritterlichen Herrn, des katholischen Christen und anständigen Ehemannes. Allein die Moral jener Tage deckte zumal in den höheren Lebenssphären unter strengen äusseren Formen viel innere Corruption. Heinrich stand auch hierin seinem Minister nicht allzu fern, dessen widerwärtige Ausschweifungen fast gleichen Anstoss erregten, wie sein pfäffischer Stolz. Wie dem Cardinal ein Sohn erwuchs, der auf dem Wege war, ein vornehmer Prälat zu werden, so besass der König schon in den ersten Jahren seiner Ehe einen Sprössling verbotener Verbindung, den Herzog Heinrich von Richmond. Man hat versucht, das als den einzigen Fehltritt der Art zu bemänteln und zu entschuldigen; die Spuren aber eines zweiten wenigstens sind nicht gänzlich zu verwischen. Es kochte ja das Blut Eduard's IV. in den Adern der Tudors, denn auch die Incontinenz der beiden Schwestern des Königs darf nicht übersehen werden, von denen die eine als Königin-Wittwe von Schottland der Begierde bis zur grössten Schamlosigkeit Raum gab, die andere schon wenige Wochen nach dem Ableben ihres Gemahls Ludwig's XII. eine heimlich geschlossene Ehe nicht mehr verbergen konnte. Ist es reiner Zufall, dass die drei Geschwister wegen solcher Erlebnisse sämmtlich in ähnliche Verwickelungen gerathen, denen kraft der persönlich erhabenen Stellung auch politische Beziehungen niemals fremd sein konnten? Es stimmt zu der englischen Sitte, wenn Heinrich sich nicht so offen und frech dem Sinnenrausche überliess, wie Franz I. es that; allein es ist auch nicht von ungefähr, dass sie beide einander gerade in dieser Beziehung aufmerksam beobachten. Bei ihrer von Gold strotzenden Zusammenkunft auf dem Felde bei Ardres suchten sie sich gegenseitig auch mit Hilfe von Frauenschönheit zu bestechen; Heinrich's Botschafter berichten häufig von den Courtisanen am französischen Hofe, und Franz hinwiederum lässt sich

mit Interesse von den Liebschaften erzählen, die sein königlicher Bruder unterhalten soll. Von allen diesen Dingen war längst die Rede, ehe nur Jemand sich von einer Ehescheidung träumen liess, welche Europa mit Scandal erfüllen musste.

Sie gibt bekanntlich beim Könige den Anstoss zum Bruch mit Rom. Der konnte aber wiederum nur stattshaben, indem von Alters her dem Fürsten die nationale Ungunst gegen fremde kirchliche Oberhoheit und neuerdings die geistige, im Grunde doch germanische Richtung der Engländer zu Hilfe kam. Ganz unabhängig von dem persönlichen Conflict, in welchen Heinrich mit dem Papste gerieth, waren Land und Leute um dieselbe Zeit doch in manchen Schichten einer religiösen Reform entgegen gereift, deren Bedürfniss aus der Tiefe kam, und die nur in einer principiellen Umwandlung ihr Ziel erkannte. Der Kampf mit dem unumschränkten Primat des Papstes war allerdings schon in der Epoche der Magna Charta eröffnet worden; im vierzehnten Jahrhundert hatte man ihm die oberste geistliche Jurisdiction und das freie Schalten mit englischem Kirchengut und Kirchenamt streitig gemacht. Die damals erlassenen Gesetze waren nicht erloschen, gewannen vielmehr sofort neue Geltung, sobald die Autorität des Bischofs von Rom überhaupt für unbegründet erklärt werden sollte. Aber dasselbe Zeitalter, in welchem das Heinrich so höchst willkommene Praemunire-Statut entstanden, hatte auch den Mann hervorgebracht, der zuerst wider die Prätensionen der Curie mit voller Kühnheit die heilige Schrift als Schwert und Schild hervorgezogen. Nicht scharfe Ketzergesetze, nicht ein Jahrhundert flammender Scheiterhaufen hat Wiclif's Lehre völlig ersticken können. Zwar zählten er und seine Schüler nicht Könige und hohe Magistrate zu ihren Anhängern, aber die englische Bibel und lollardische Tractate wurden trotz aller Gefahr des Leibes und der Seele als edelste Kleinodien bei Handwerkern und Landleuten bewahrt und in heimlichen Erbauungsstunden fleissig gelesen, bis die neue Kunst des Bücherdruckes die verfolgten Schriften zugleich rettete und vervielfältigte und bald darauf Luther's Erscheinen auch über das Meer zu wirken be-

gann. Die Spuren lassen sich wohl verfolgen, wie die deutsche Reformation bei ihrem ersten Anbruch auch jenen fast erloschenen Elementen wieder neues Leben einhauchte. Aus den Lollarden gieng die Gesellschaft der christlichen Brüder hervor, die sich in London wie in vielen anderen Städten innerhalb der Mittelklassen insgeheim zu stillen Gemeinden zusammenschlossen. Schon im Anfang der zwanziger Jahre gelangen die lutherischen Schriften, die man dort begierig liest, in grosser Menge ins Land; der hansische Kaufmann im deutschen Stahlhofe, der rege Transithandel der Niederlande hat am meisten zur Befriedigung dieses Bedürfnisses verholfen; im Jahre 1525 werden dieselben Werke auf beiden Universitäten neben Latein und Griechisch in grossen Kreisen der Studirenden und Graduirten mit Eifer verschlungen. Umsonst lässt Wolsey zu Oxford eine scharfe Untersuchung einleiten. Junge wissbegierige, glaubenseifrige Theologen werden durch diese erste Verfolgung nach Deutschland versprengt; dort sitzen sie zu den Füssen Luther's und Melanchthon's, bis sich die Zeiten zur Heimkehr besser anlassen. Auch Engländer, die im Auslande Gewinn und Abenteuern nachgegangen, sind dabei von den reformatorischen Ideen ergriffen worden. Alle miteinander sollen ihren Platz und Beifall bei vielen ihrer Landsleute finden. Es ist endlich nicht zu übersehen, dass die heillosen Aergernisse, die nicht nur von dem tief entsittlichten Regularklerus gegeben wurden, den König wie seinen Minister von der Unerlässlichkeit tief eingreifender Disciplinar-Reform überzeugt hatten, so dass auch von dieser Seite bereits eine Bewegung im Gange war, ehe nur die Intentionen des Eigenwillens mit ihr zusammentrafen. So konnte es kommen, dass es in wenigen Jahren in England eine protestantische Königin und einen leitenden Minister von derselben Ueberzeugung gab, und eine Gruppe von Geistlichen in den Zug der Dinge eingriff, die entweder selber in Wittenberg oder Nürnberg gewesen, oder doch mittelbar die dortige Auffassung an sich hatten heran treten lassen. Da hieng nun unendlich viel davon ab, wie sich der König persönlich zu diesen gährenden Elementen stellen würde.

Achtzehn Jahre hatte Heinrich trotz gelegentlicher

Untreue in guter Gemeinschaft mit Katharina gelebt.[1]) Sie hatte ihm drei Söhne und zwei Töchter geboren, die freilich alle bis auf die Princessin Maria kurz nach der Geburt dahinstarben. Nun trafen aber fast gleichzeitig verschiedene Momente der Entfremdung zusammen. Die Königin begann zu altern und zu kränkeln; überdies wurde ihr sittenstrenges, vielleicht grämliches Wesen, ihre spanische Orthodoxie dem lebenslustigen Gemahl täglich unbequemer. Es ist doch auch sehr wahrscheinlich, dass sie in gerechter Entrüstung dem Cardinal über seine Aufführung verdiente Vorwürfe gemacht und ihn dadurch sich verfeindet hat. Der Bruch mit dem Kaiser, zu welchem das Rachegefühl Wolsey's hindrängte, brachte ihn auf den Gedanken, die spanische Heirath zu lösen, die gleichsam das Schloss der alten Allianz gebildet hatte, wenn irgend möglich, ein französisches Ehebündniss an ihre Stelle zu setzen, denn durch eine Heirath an höchster Stelle pflegte damals fast ausnahmslos eine politische Vereinigung erst besiegelt zu werden. Zudem wusste er sehr gut, welche Gefühle in der Seele seines Herrn ihm dabei zu Hilfe kommen würden. Obenan als wichtigstes Motiv stand ohne Frage der Mangel eines männlichen Thronfolgers. Auch Heinrich VIII. hat sich doch nicht ganz sicher vor Usurpationen durch die versprengten Sprossen des Hauses York gefühlt — ein unüberlegtes Wort brachte den stolzen Herzog von Buckingham, den Sohn des von Richard III. hingerichteten, auf das Schaffot — und wohl stieg in ihm

[1]) Die ungeheuerliche Fabel, welche der jüngst verstorbene, nach Sensationsstücken haschende Bergenroth, Supplement to Volume I. and Volume II. of Letters, Despatches and State Papers, relating to the Negociations between England and Spain, preserved in the Archives at Simancas and elsewhere, London 1868 p. XIII. ff. construirt, nämlich dass die Infantin kurz vor ihrer Vermählung mit dem Könige ein unzüchtiges Verhältniss mit ihrem spanischen Beichtvater Fray Diego Fernandez unterhalten habe, der in seinen Berichten an König Ferdinand allerdings übel zu deutende Mittheilungen machte und zu Gerüchten Anlass gab, die auch am englischen Hofe umliefen, zerfällt schon dadurch in Nichts, dass Heinrich VIII., der einst von diesen Verleumdungen gehört haben muss, sie schlechterdings nicht achtzehn Jahre später bei der Ehescheidung als bestes Argument gegen Kaiser und Papst unbenutzt gelassen haben würde, wenn sie auch nur den geringsten Grund gehabt hätten.

die Sorge auf, es könne zu einem Erbfolgestreite kommen, wie jene Rosenkriege gewesen, denen er und sein Haus ihre Ascendenz verdankten. Im Volke war man noch durch kein Beispiel an die Thronbesteigung einer Königin kraft eigenen Rechts gewöhnt, und der Fürst war hinwiederum zu sehr ein echter Tudor, um durch Vermählung der einzigen Erbin sein Reich der Gefahr auszusetzen, etwa in Spanien-Burgund oder Frankreich aufzugehen. Er sehnte sich um so stärker nach einem Sohne, je mehr in ihm die Hoffnung schwand, einen solchen noch von Katharina zu erhalten.

Neben diesen Wünschen nun geschah es, dass sich ihm Zweifel und Gewissensscrupel über die Giltigkeit seiner Ehe erhoben; es heisst, der eigene Beichtvater, der Bischof von Lincoln, habe jene ernsten Bedenken in ihm erweckt und den Tod der Kinder den mosaischen Satzungen entsprechend als eine Strafe des Himmels ausgelegt dafür, dass er die Wittwe des Bruders zum Weibe genommen. Superstition und Rechtgläubigkeit haben hier merkwürdig in einander gewirkt. Auf der anderen Seite aber galt es doch von vornherein zwei gewaltige Hemmnisse ins Auge zu fassen. Die Königin war die Tante des Kaisers, der zumal als politischer Gegner seinen ganzen Einfluss aufbieten würde, um einer solchen Absicht energisch entgegen zu treten. Noch schwieriger aber war es, den Grundsatz päpstlicher Infallibilität zu umgehen und die von Julius II. ertheilte Dispensation umzustossen. Heinrich, weniger bekümmert um den weltlichen Widerstand, entschloss sich dazu, durch den Papst entfernen zu lassen, was ein Papst einst aufgerichtet. Wohl wusste er, dass das aus kanonischen Gründen dem Papste selber unmöglich war, aber er schmeichelte sich mit der Hoffnung, das Gesetz Mosis als älteste kanonische Richtschnur und gewisse Unregelmässigkeiten, die unleugbar in und mit der Bulle vom Jahre 1503 vorgegangen, würden zu seinen Gunsten sprechen. Ausserdem aber prophezeite sein Cardinal mit unvergleichlicher Zuversicht guten Erfolg, da Clemens VII., der soeben durch die Eroberung Roms auf das Aeusserste gedemüthigt worden, und dem Alles daran gelegen sein müsse, zu seiner Rettung England und Frankreich fest verbündet zu sehen, unter solcher Zuversicht kein Bedenken

tragen werde, die von ihm geforderte Wohlthat zu gewähren. Und wirklich liefen eine Weile alle diese Strahlen politischer und persönlicher Intentionen wie in einem Brennpuncte am Hofe des bedrängten Papstes zusammen, nicht ohne Aussicht auf Erfolg. Solange der Druck, welchen die mächtige Hand des Kaisers ausübte, schwer auf ihm lastete, hielt Clemens selber die Hoffnung wach, das eigene Interesse jenen Wünschen anzupassen.

Allein diese selber waren schon nicht mehr in sich einig. Wolsey betrieb hastig ein unauflösliches Bündniss mit Frankreich, daher auch eine Heirath mit einer französischen Königstochter, während Heinrich zwar in der auswärtigen Politik gern folgte, Herz und Sinne aber ihm bereits ganz anders gefesselt waren. Wer kennt nicht die Liebes- und Leidensgeschichte der Lady Anna Boleyn und weiss nicht, dass in den unversöhnten Leidenschaften auch der späteren Zeit sie den einen als unschuldiges Opfer, den anderen als gerecht bestrafte Sünderin erschienen? Beide Richtungen haben indess stets dem Könige einen Theil der Schuld zuerkannt, bis in unseren Tagen eine paradoxe Vergötterung des Fürsten versuchte, Heinrich gerade dieser seiner zweiten Gemahlin gegenüber als den beleidigten Ehemann, als gerechten Richter und Held der Tugend hinzustellen. Freilich ist die eine schreckliche Katastrophe in seinem Leben der Angelpunct, in welchem die Entscheidung hängt: sind nach jener grundlosen Annahme die Staatsdocumente und öffentlichen Acte des Königs sämmtlich Urkunden der lautersten Wahrheit, und war Anna die ruchlose Ehebrecherin, wie sie bezichtigt wird, so fällt es nicht schwer, Heinrich aus der Reihenfolge seiner Handlungen zum Abgott zu erheben. Bezweifelt man aber die Stichhaltigkeit jener Vordersätze und glaubt nach Allem, was in Heinrich's Leben vorhergegangen und nachfolgt, an seine starke Sinnlichkeit, zieht auch die Willkür des Selbstherrschers in Betracht, so fällt die sittliche Reinheit, die dem sonst so bedeutenden Fürsten nachgerühmt werden soll, zu Boden. Letztere Ansicht ist noch in seinen Tagen von Protestanten so gut wie Katholiken vertreten worden. Die historische Kritik unserer Tage hat aber noch andere, nicht minder wichtige Momente

zu berücksichtigen als die Papiere, die der absolute Wille hinterlassen; und wenn auch die Vereinigung der verschiedenartigsten Quellen Anna's Gedächtniss keineswegs fleckenlos erscheinen lässt, die gewaltthätige Hand des Königs und sein hartes Herz lassen sich in dieser Episode seiner Biographie so wenig verkennen als in mancher anderen.

Genug, eine brennende Leidenschaft, die ihn ergriffen, die sich aber freilich noch Jahre lang nicht zu dem Gedanken verstieg, gerade diese Dame zu seiner Königin zu erheben und lediglich ihretwegen, die sich seinem Gelüste vielleicht doch noch einfacher fügen würde, von Katharina loszukommen,[1]) nährte die von Rom her schimmernde Erwartung, das Eheband, dessen er überdrüssig geworden, lösen zu können. Die ersten Anträge an den Papst im Jahre 1527 fallen mit dem Zauber zusammen, den die Augen der jüngst aus Frankreich zurückgekehrten, wenn nicht gerade schönen und sittenstrengen, doch anmuthigen und durch ihren Widerstand um so mehr reizenden Dame auf ihn ausübten. Auch muss er sich schon länger für sie interessirt haben, denn bereits 1522 war sie einmal an ihrem heimathlichen Hofe erschienen, wo der König selber sich für und wider das eine und andere Verlöbniss, das sie eingehen sollte, interessirte. Ihr Vater, Sir Thomas Boleyn, war für die Dienste, die er als Gesandter geleistet, als Lord Rochfort in die Pairie und nachträglich zum Grafen von Wiltshire erhoben worden, und mütterlicherseits war der Herzog von Norfolk, der Grossschatzmeister und vornehmste Herr nach Buckingham's Sturz, ihr Oheim. Da sich um ihn Alle sammelten, denen die Administration des Cardinals zuwider war, lässt sich vermuthen, wie störend für die auf eine feste französische Allianz hinarbeitenden Pläne des letzteren diese Neigung gewesen, wie sie von seinen Gegnern gelenkt sein mag. Schwerlich ohne Einwirkung ihrer Anverwandten hat Anna den königlichen Anbeter schmachten lassen, sowie sie ihn vermuthlich längst gefesselt hatte, ehe er von Gewissensscrupeln über seine Ehe gepeinigt wird, denn erst die sechs letzten Jahre dröhnen

[1]) So viel muss ich jetzt Ottokar Lorenz bei Sybel, Historische Zeitschrift XXI, 318 zugeben.

vom Bruche mit Katharina und vom Bruche mit Rom, während die Spuren jenes immer enger werdenden Verhältnisses sich verdichten. Des Königs sinnliche Begier im derben Ausdruck der Zeit, sein Jammern, als die Decenz im Jahre 1528 verlangt, dass die Geliebte den Hof der Königin eine Weile meiden muss, die Mittheilungen über seine Bemühungen zum Ziele zu gelangen —, vier Stunden, schreibt er eines Tages, habe ich heute an der Schrift gearbeitet — Alles wird durch die Persönlichkeit wie durch die Ereignisse hinreichend belegt, wenn nicht ausserdem das originale Englisch und Französisch den Briefsteller verriethe. Dazu nun die vielen Angaben in den Hofrechnungen, die pikanten Notizen in den Briefen von Kämmerlingen oder französischen Gesandten über die mit der höchsten Gunst überschüttete Mistress Anne. Doch diese, freilich geblendet von solchen Huldigungen, wollte nur die Gemahlin, nicht aber die Maitresse des Königs werden. Der Liebhaber musste also seinen Ungestüm bezähmen und mittlerweile fortarbeiten, den Weg zu ebnen, Wahrlich, nichts ist ungerechter, blinder, als zwar die junge Dame einer höchst ungeziemenden Indelicatesse gegen die Königin, ihre Herrin, zu beschuldigen, über die grobe Untreue des Gemahls der letzteren aber kein Wort zu verlieren.

Im Frühling 1528 war nun wirklich den Cardinälen Campeggio und Wolsey der päpstliche Auftrag geworden, den königlichen Ehehandel zu untersuchen. Es sind in der That Schritte geschehen, Katharina zu bewegen freiwillig ins Kloster zu treten; auch ist in Rom der ungeheuerliche Gedanke, die junge Maria mit ihrem Stiefbruder, dem natürlichen Sohne des Königs, zu vermählen, zur Sprache gekommen. Aber ehe nur von Scheidung und Wiedervermählung Heinrich's die Rede sein konnte, hatten doch die Erfolge des Kaisers, auf den sich Katharina unwandelbar verlassen, das Unglück der Franzosen in Süd- und Norditalien Papst Clemens zur Genüge belehrt, dass er sich mit den Widersachern Karl's V. nicht zu tief einlassen dürfe. So gerieth denn das Verfahren, zu welchem er die beiden Legaten abgefertigt, in Stocken. Jene feierliche Gerichtssitzung zu Blackfriars am 18. Juni 1529, als König und Königin in Per-

son vor Wolsey und Campeggio erschienen und Heinrich heilig betheuerte, dass er nur wegen seines Seelenheils von diesem geliebten Weibe geschieden sein wolle, war bereits nach allen Seiten ein falsches Spiel. Die grossen Wandlungen der Politik erwiesen sich mächtiger als die von den einzelnen Acteurs betriebenen Sonderinteressen. Hätte Wolsey, was er seinem Herrn wiederholt zugesichert, sein Ziel erreicht, so wäre unfehlbar eine ihm nicht genehme Verheirathung Heinrich's die Folge gewesen. Nun aber geschah, was er geradezu als unmöglich bezeichnet hatte: nicht nur der Papst fügte sich dem Kaiser, sondern der König von Frankreich selber schloss wieder Frieden mit ihm. Als die päpstliche Commission nur hinhielt, ohne irgend etwas zu erledigen, schwand auch der letzte Rest jenes grossartigen Vertrauens dahin, das so lange in Wolsey den Friedensstifter Europas und die Seele der nationalen Monarchie erblickt hatte, während die feindseligen Gefühle, die namentlich den hohen Adel wider den hochmüthigen Emporkömmling beseelten, in endlicher Vergeltung schwelgten. Das Wort des Herzogs von Suffolk, der sich gleich seinem königlichen Schwager bisher zu Wolsey zu stellen wusste: „Cardinäle und Legaten haben England nimmermehr das Heil gebracht," war bezeichnend für den Umschwung. Der Wille des Königs, vor dem endlich der allgewaltige Diener fiel, stieg hinaus über alle Gegensätze, und wenn sie auch von Papst und Kaiser im Verein geboten würden. Jetzt erst recht wollte er erzwingen, was ihm als Heil des Landes erschien; hatte die Ausdauer der Geliebten ihn so peinlich gequält, so wurde es geradezu eine Genugthuung, wenn er sie zur Königin machte. Es ist daher ganz folgerichtig, wenn, anknüpfend an eine solche Verflechtung der Beweggründe, der König, empört über die Unzuverlässigkeit derer, die er für seine treuesten Genossen gehalten, und voll leidenschaftlichen Dranges nach der Erfüllung seiner Sehnsucht, den Gedanken ergriff, Volk und Reich von der geistlichen Jurisdiction des römischen Stuhls loszureissen, Anna Boleyn aber gleichzeitig das Fächeln des protestantischen Geistes an sich kommen liess.

Die Krisis erhielt ihre Richtung durch das Parlament

vom Jahre 1529, wo nationale und reformatorische Stimmungen auf Grund Jahrhunderte alter Differenzen sich leicht entfachen liessen, deren sich der Fürst dann geschickt zur Erreichung seiner Ziele zu bedienen wusste. Da wurden jene alten Gesetze wider die Eingriffe der Päpste hervorgeholt, um mit ihrer Hilfe den Cardinal, der sich auch über Parlamente hinweggesetzt, jetzt, nachdem er in seiner gesammten europäischen Diplomatie gescheitert war, zu zwingen seine ungeheuere Gewalt niederzulegen — eine Entsetzung, die er in würdeloser Haltung nicht lange überlebt hat, denn mit dem Verlust der königlichen Gnade schwand ihm der Boden unter den Füssen, — und gleichzeitig den englischen Klerus zur Annahme von Beschlüssen zu bewegen, die ihn aus der Gesammtheit des grossen römisch-ekklesiastischen Verbandes losrissen und kraft des Supremats nunmehr dem einzigen Haupte der geistlichen und weltlichen Unterthanen, dem Könige, unterstellten. Da der Papst, vom Kaiser bestimmt, die Lösung der Ehefrage immer entschiedener von der Hand wies, so wurde ihm nun als einer fremden Gewalt von allen Factoren des Staates von England der Gehorsam und der durch so viele Fäden bisher aufrecht erhaltene Zusammenhang aufgesagt, ein Schritt, durch welchen das Oberhaupt dieses Staates sich nicht nur die Möglichkeit geschaffen, in einzelnen, ihm persönlich nahe liegenden Fällen kraft der eigenen Machtvollkommenheit zu schalten, sondern der ihm auch einen unermesslichen Zuwachs an Herrschergewalt, der Landesverfassung aber die Keime nicht geringer Gefahr bereitet hat. Sind diese auch erst in später folgenden Zeiten aufgegangen, so äusserte sich doch die ins Ungeheuere angeschwollene Machtfülle Heinrich's sofort in allen seinen Beziehungen zu Personen, Corporationen und zu dem Auslande.

Während die Curie den König wegen des Handels, der das unreine Motiv seiner Erhebung gewesen, nach Rom citirte, wusste Heinrich die Convocation, das geistliche Parlament seines Reichs, in financieller und jurisdictioneller Beziehung seinem Supremat unterthan zu machen. Als Herrin einer distincten, die Einheit der Confession für das Reich festhaltenden Landeskirche wurde die Krone frei von den Fesseln, welche das universale Institut bis dahin ihr und dem

8*

Lande angelegt hatte. Merkwürdig aber, dass, während die reformatorische Emancipation, die sich in Deutschland und im scandinavischen Norden erhoben, auch in England unverkennbar einwirkte, der nationale Klerus seine bisherige Sonderstellung preisgab unter der Garantie, durch die Allmacht des Königs allein vor dem Ueberwallen protestantischer Meinungen und völliger Umgestaltung der alten Formen geschirmt werden zu können. Die von Luther dem Apostel Paulus entnommene Lehre, dass ein jeder der Obrigkeit zu Gehorsam verpflichtet sei, muthete auch Heinrich VIII. sehr wohl an, so dass er sich in seiner Machtfülle über Pfaffen und Laien geradezu an die Stelle des Papstes setzte und folglich auch jene persönliche Frage, die vor dem grossen umwälzenden Sturm fast in den Hintergrund getreten war und erst nach Wolsey's Sturz den Entschluss reifen liess Anna Boleyn zu heirathen, durch eigenen Spruch zu lösen sich unterfieng.

Ueber die noch immer nicht ganz abgerissenen Verhandlungen mit Rom hinweg, in seinem Gewissen durch die Erkenntnisse der vornehmsten Universitäten Europas beruhigt liess er noch einmal in seinem Sinne die Convocationen von Canterbury und York urtheilen und endlich am 23. Mai 1533 durch den von den deutschen Reformatoren nicht unberührten Erzbischof Cranmer das Ehebündniss mit Katharina lösen. Es geschah dies doch entschieden in protestantischem Sinn mit alleiniger Berufung auf die Bibel, und weil Katharina wirklich die Wittwe des verstorbenen Arthur gewesen sei, was denn freilich ihrer nicht zu bezweifelnden Aussage Hohn spricht. Nachdem sich Heinrich wahrscheinlich im Januar heimlich mit Anna Boleyn vermählt hatte, wurde sie am 31. Mai zu Westminster in herkömmlicher Weise mit grossem Gepränge zur Königin gesalbt. Am 7. September bereits genas auch sie einer Tochter, Elisabeth. Wunderbare Gegensätze, die unvermittelt nunmehr fortbestanden. Die mit ihrer illegitim erklärten Tochter verstossene „Princessin Wittwe“, die reinen Gewissens und der alten Obedienz getreu sich dennoch bis an ihr Lebensende als die alleinige Königin von England betrachtete; der abtrünnige Gemahl, dessen absoluter Wille nur ein äusseres Schisma vollzogen

zu haben meinte, neben welchem das Dogma in allen seinen Consequenzen fortbestehen sollte; und die zweite Gemahlin, so lange unerreichbar für seine Wünsche, deren Herz offenbar protestantischen Regungen zugänglich war, in deren Kreise Männer wie Cranmer, Tyndal, Parker[1]) sich bewegten. Die kurze Zeit ihres Glücks umschliesst aber dennoch den ersten Versuch, den Anglicanismus mit dem Protestantismus auszugleichen. Mit dem Supremat sollte von allen, die mit Amt, öffentlichem Dienst oder Pfründe betraut waren, gleichzeitig die abgeänderte Thronfolgeordnung, freilich doch wieder zu Gunsten einer Tochter, und die Illegitimität Maria's beschworen werden, als das sicherste Pfand, dass der Papst den Gehorsam aller verloren hätte. Sir Thomas More, als geistreicher Humanist und edler Rechtsgelehrter einst des Königs Busenfreund, bald nach dem Sturze des Cardinals an dessen Statt Kanzler von England, der alte Bischof Fisher von Rochester, in früheren Tagen der geistliche Berather des Hauses Tudor und noch im Kerker von Clemens VII. mit der Würde des Cardinalats beschenkt, die Mönche der Karthause als wahre Blutzeugen des alten Glaubens mussten sterben, weil sie dies verweigerten. Die im Bunde von Schmalkalden vereinten deutschen Fürsten hingegen begannen mit dem Könige von England um Annäherung der kirchlichen Grundsätze zu verhandeln, so lange beide Theile mit dem Kaiser schroff gespannt blieben. Die englische Bibel und ähnliche, viel kräftigere Hebel der Reform, als die Beseitigung der päpstlichen Jurisdiction gewesen, wurden zugelassen, eine Anzahl evangelisch gesinnter Bischöfe kam empor; und rastlos arbeitete Thomas Cromwell, der Mann, der, abermals ein Emporkömmling, bei dem zum Kriege wider Frankreich im Jahre 1523 berufenen Parlament sein financielles Genie hatte leuchten lassen, dessen administrative An-

[1]) Dieser, einst Anna's Caplan, bezeugt als Elisabeth's anglicanischer Erzbischof wiederholt seine dauernde Verehrung für deren Mutter. Correspondence of Matthew Parker, Parker Society, Cambridge 1853, p. 59 not forgetting what words her grace's mother said to me of her, not six days before her apprehension. Und 1572 an Lord Burleigh p. 391: yea, if I had not been so much bound to the mother, I would not so soon have granted to serve the daughter in this place.

lagen noch Wolsey erkannt, dem nunmehr als Grosssiegelbewahrer und Generalvicar der König die Executive seiner kirchlichen Autorität übertragen hatte, die noch immer grossartigen Reste des alten Wesens zu entfernen.

Da erhob sich im Norden des Landes die gewaltige Reaction, der unter dem Namen der „Pilgerfahrt der Gnade“ bekannte Aufstand von Adel und Communen, welcher der Verminderung der Klöster ein Ziel setzen, den Supremat des Königs stürzen und das Papstthum wieder an die Stelle der neuen Ketzereien setzen wollte. Es war die Rückäusserung des Volks auf den lediglich durch den Eigenwillen des Königs bestimmten Umschwung. Den nordischen Edelleuten und Gemeinen hatte sich Niemand verhasster gemacht als Cromwell, „der Hammer der Mönche,“ der, auch hierin ein Fortsetzer Wolsey's, die von diesem vorsichtig begonnene Einziehung des Klostergutes im grössten Stil betrieb. Allerdings war Heinrich VIII. durchaus nicht geneigt, einer so ungestümen Widersetzlichkeit zu weichen, es gelang ihm vielmehr, die Empörung mit Kraft und Geschick zu bewältigen. Aber der Eindruck ist doch nicht zu verkennen, den das Ereigniss auf den Gang der Reformation hinterliess, der nun einmal nach seinem persönlichen Willen inne gehalten werden sollte. Heinrich kam auf den Standpunkt zurück, von dem er auf kurze Zeit abgewichen, den katholisch-anglicanischen, in welchem selbst nach dem vollzogenen Bruche mit Rom eine gewisse Einheit seiner Handlungsweise zu Tage tritt, im Dogma nämlich keine wesentlich erkennbare Aenderung zu gestatten. So wurden denn Schritt für Schritt die Scheiterhaufen gegen die Ketzer wieder angezündet, den altgläubigen Bischöfen und den katholischen Tendenzen der Familie Howard Concessionen gemacht, das schreckliche Statut der sechs Artikel, durch welches mit wunderbarer Eintracht der geistlichen und weltlichen Stände Transsubstantiation und Ohrenbeichte, Privatmesse und Klostergelübde, Cölibat und Ausschluss der Laien vom Kelche festgehalten wurden, als Glaubensnorm vorgeschrieben, von der Stellung des Königs dagegen als Oberhaupt der Kirche oder den Spolien der monastischen Stiftungen auch nicht das Geringste aufgegeben. Diese neue Wandlung traf zusammen

mit dem Wechsel in den auswärtigen Beziehungen, die von Seiten Karl's V. als Executor des Papstes und Rächer der seinem Hause geschehenen Unbill drohende Gefahr begann zu schwinden, sein Streit mit Frankreich war einmal wieder in hellen Flammen ausgebrochen; Katharina, seine Tante, war gestorben; in gleichem Verhältniss aber scheiterte die zwischen England und den deutschen Protestanten angebahnte Verständigung.

Wie sehr indess auch an diesen Hergängen wieder die Launen und Gelüste des Königs betheiligt waren, das hatte sich inzwischen in seinen intimsten Beziehungen auf das grausamste offenbaren müssen, als die Liebe zu Anna Boleyn schon im Frühling 1536 einen furchtbar tragischen Ausgang genommen. Von einem Selbstherrscher, einem Blaubart, wie ihm, aus dem Staube gezogen, musste sie wohl die Krone, die sie trug, als eine Folter empfinden. Wer mag sagen, wie lange und wie viel Liebe sie noch für ihn gehegt? Die Keime und Anfänge dieses zweiten ehelichen Zwistes liegen trotz den officiellen Papieren, nach denen uns neuerdings die Legalität des widerwärtigen Processes bewiesen werden soll, tief verborgen. Durch Ranke steht es indess fest, dass Heinrich schon zwei Monate nach Elisabeth's Geburt, im November 1533, über die so schwärmerisch geliebte Mutter einigermassen verstimmt gewesen sei. Im Februar 1536 aber hatte sie einen todten Knaben zur Welt gebracht, wodurch also abermals die Sehnsucht des Vaters nach einem männlichen Erben hinausgeschoben, vielleicht gar der alte Aberglaube, der Zorn Gottes laste auch auf dieser Heirath, wieder erweckt wurde. Es hat darauf harte Worte gegen Anna gegeben. Was indessen zwischen jenen beiden Daten ausserdem bei Hofe und im Closet vorgefallen, lässt sich nur auf dem Wege annähernder Vermuthung höchst unbestimmt erreichen. Noch immer halten die glänzenden Lustbarkeiten Stand, denen Heinrich sich in jüngeren Jahren so gern hingab. Wie hatte die muntere Anna dies so ganz anders mit ihm geniessen können, als die geschiedene, völlig in strenger Devotion aufgegangene Königin! Aber die Jugendjahre, welche jene am leichtfertigen Hofe von Paris verbracht, waren nicht ohne Harm an ihr vorübergezogen;

in ihrem Verkehr mit den Männern brachte sie einen Ton mit, dem am englischen Hofe trotz aller Brutalität zumal für die Haltung der Frauen eine strenge Form äusserer Decenz entgegen stand, und der keineswegs zu dem evangelischen Anfluge stimmte, den man so gern an ihr hervorheben möchte. Der Einfluss, den sie neben dem Gemahl entwickelte, wurde die Pforte zu ihrem Verderben, sobald sich nur wieder sein lüsterner Sinn von ihr abwandte und gleichzeitig die katholischen Tendenzen die Oberhand gewannen. Heinrich hatte durch seine Aufmerksamkeiten gegen Lady Jane Seymour Anna's Eifersucht bereits erweckt; seine neue Leidenschaft aber wurde von der Partei Norfolk's, dem die eigene Nichte in ihrer Gunst für die Neuerungen längst zu weit gieng, als Handhabe ergriffen, sie aus dem Wege zu räumen. Die tückische und rohe Weise, in welcher dies geschah, wird recht ersichtlich daraus, dass König und Königin noch gemeinschaftlich den Festlichkeiten des Maitags beiwohnen, während bereits seit vierzehn Tagen eine Commission im Geheimen damit beschäftigt ist, die scandalösesten Beweise des Ehebruchs und der Blutschuld gegen letztere aufzustellen, und zwei der Männer sich schon in Haft befinden, mit denen sie jene Verbrechen begangen haben soll. Am folgenden Tage wird sie selber nebst noch drei Herren, darunter der eigene Bruder, eingezogen. Aber das Material der Anklage ist noch nicht beisammen, denn im Tower wird das arme Weib von Lauschern umstellt, um die willenlosen Worte des Schmerzes und der Angst aufzufangen, die sie unter hysterischen Krämpfen ausgestossen. Hieraus, sowie aus den zweifelhaften Bekenntnissen eines der Mitschuldigen wird die Bill construirt, welche unter Anrufung des Hochverrathsstatuts Eduard's III. und der neuesten Erbfolgebestimmung gegen sämmtliche Gefangene von den Geschworenen von Middlesex und Kent als wahr befunden worden ist. Die Liste der Juries ist bekannt und ergibt, dass sie nur aus Leuten bestanden, die entweder unmittelbar im Dienste der Krone oder vom Hofe und von Gönnern der orthodoxen Richtung abhängig waren. Inzwischen fordert der König die Unglückliche schriftlich auf, das Geständniss eines Fehltritts abzulegen, um dadurch den triftigen Grund einer Ehe-

scheidung zu erreichen, und ihr Leben solle ihr geschenkt werden. Sie aber, offenbar im Rückblick auf die Zeit ihrer langjährigen Liebschaft mit dem Könige, betheuert ihre Unschuld in jenem unvergleichlichen Briefe, an dessen Echtheit nicht zu zweifeln ist, und den nur eine verrannte Vergötterung des Königs als höchst unziemlich stempeln möchte. Indem er an den Willen des Gemahls appellirt, der allein, und nicht ihr Wunsch, sie zur Königin erhoben, zeugt er wenigstens indirect gegen das künstlich geleitete Beweisverfahren, dessen Actenstücke nicht einmal frei von Verdacht sind, indem die sorgfältig aus einander gehaltenen Daten des in fünf einzelnen Fällen verabredeten und vollzogenen Verbrechens den Eindruck absichtlicher Fälschung machen. Weshalb sind die Zeugenaussagen verschwunden? Weshalb ist Mark Smeton, der einzige, der sich schuldig bekannte, niemals mit Anna confrontirt worden? Und wozu wird das Parlament bereits am 27. April ausgeschrieben, ehe nur die Juries gesprochen, wenn es nicht nothwendig hätte zur Stelle sein müssen, um den erforderlichen Act einer abermaligen Ehescheidung nach dem Buchstaben der Gesetze zu beglaubigen? Von Gnade keine Spur; der Wille des Despoten hatte sich der populären Formen der Verfassung so vollkommen versichert, dass die Geschworenen, die Gemeinen, die Lords, die zu Gericht sassen und Urtheil fällten, handeln mussten und zum grossen Theile aus Hass und Abneigung auch handelten, wie ihm genehm war. Drei der Mitangeklagten, Norris, Brereton und Weston, waren königliche Kammerherren, vor Kurzem noch Heinrich's Lieblinge; ersterer hatte bereits als Zwischenträger gedient zwischen ihm und Anna, als sie noch unvermählt am Hofe weilte. Daher denn auch die leicht erklärliche Vertraulichkeit zu diesen Leuten, mit denen sie ihrer Herkunft nach auf gleichem Fusse stand. Das wurde aber ein Vorwurf, sobald sie Königin geworden. Und welche Thatsachen erst konnte politischer und religiöser Fanatismus daraus construiren! Jene drei Herren, der niedriger stehende Musiker Smeton und Lord Rochefort, der Bruder, als der fünfte sollen zwei Jahre lang, ja, noch kurz vor der letzten Niederkunft Anna's ihre Buhlen gewesen sein, ohne dass Heinrich, in dem die Sinnlichkeit so

mächtig, davon gemerkt hätte! Nein, da sieht es doch so aus, als ob die Kammerherren, die aus den Tagen glühender Liebe her sich zu viel von den Vertraulichkeiten erinnern mochten, und der Bruder, der durch die Gunst gegen die Schwester emporgestiegen, in ihren Ruin nur deshalb begraben wurden, auch ohne Ehebruch begangen zu haben. Die Unglückliche und ihre Genossen wurden einer absichtlich gehäuften Schuld für überführt befunden, Anna aber vor ihrer Hinrichtung noch durch den Erzbischof geschieden. Ihm, dem alten Freunde Cranmer, hat sie ein Geständniss abgelegt, dessen Wortlaut — im Hinblick auf eine spätere Zeit doch kaum unter den Vorschriften der Ohrenbeichte — vorsichtig begraben worden ist. Das wäre sicher nicht geschehen, wenn es ein von ihr begangenes Verbrechen betroffen hätte. Die officielle Aufzeichnung redet nur von gesetzlichen Hindernissen, die von vornherein jede rechtmässige Ehe mit dem Könige unmöglich gemacht; es bleibt also gleich zweifelhaft, ob man darunter ein früheres Verlöbniss, einen Argwohn, den Heinrich gegen Anna's Jungfräulichkeit gefasst,[1]) oder die späterhin vom Cardinal Pole so umständlich erhobene, aber auch anderer Begründung nicht gänzlich ermangelnde Beschuldigung verstehen soll, der König habe schon in früheren Jahren mit Anna's älterer Schwester einen verbotenen Umgang gepflogen. Eine eigentliche Ehe mit Anna hätte demnach gar nicht bestanden. Man sieht dann nicht recht, weshalb es überhaupt noch einer Scheidungsacte bedurfte, da in einem solchen Falle doch von Ehebruch gar nicht die Rede sein konnte. Dennoch ist es geschehen, denn statutarisch musste nun einmal in dem England der Tudors Alles sein; und dieser Widerspruch zeigt eben die entsetzliche Inconsequenz der Gewaltthätigkeit, mit welcher der Fürst gerade diejenigen Institutionen, welche als Schutzmittel der persönlichen Freiheit galten, seinen starken Leidenschaften dienstbar machen konnte.

[1]) Neuerdings von O. Lorenz a. a. O. 328 ff. sogar mit physiologischen Beweisgründen, wie sie jenem Zeitalter entsprechend sein sollen, als Hypothese ausgeführt.

Am 19. Mai fiel Anna's Haupt; Tags darauf schon vermählt sich Heinrich mit Jane Seymour, was doch allein aus rein äusserlichen Gründen ohne längeren Vorbedacht unmöglich gewesen wäre. Dass er dies sofort wagte, dass die Nation es duldete, gibt erst den wahren Begriff von der völlig zerstörten Moral im öffentlichen Leben jener Tage und nährt die Ueberzeugung, dass das Jammern des in seiner Ehre beleidigten königlichen Gatten so gut wie die unterthänigen Beileidsbezeugungen der getreuen Stände unerlässliche Scenen in der Tragödie waren. Es wird sich schwerlich Jemand finden, der Froude's letztes Wort in dieser Angelegenheit unterschreibt: „die grosse Eile, mit der er handelte, ist mir ein Beweis, dass er die Ehe nur als eine gleichgiltige officielle Handlung ansah, welche seine Pflicht (die Thronfolge) erheischte; und wenn man dies eine neue Auslegung seiner Motive nennen möchte, so habe ich nichts Anderes zu entgegnen, als dass ich es im Statutenbuche finde.“[1])

Ja wohl, einen Sohn zu haben, war immer noch der vornehmste Wunsch des Königs; aber die Mutter, die ihm den Prinzen bringen sollte, hatte sein Sultansblick bereits bezeichnet, als Anna Boleyn noch arglos in der Fensterbrüstung mit Norris und Smeton tändelte. Dazu war aber allerdings erforderlich, dass die Verbindung mit der letzteren und der weibliche Sprössling derselben für illegitim erklärt würden. Ein Glück für Lady Jane, dass sie in der That die Mutter eines Knaben wurde, aber unmittelbar darauf im Kindbett starb. Die Geschichte hat verhältnissmässig wenig über diese Dame zu berichten, auch ist aus Schrift und Bild kaum nachzuweisen, dass echte eheliche Liebe sie mit dem Gemahl verbunden; aber all ihr sanfter und edler Sinn hätte ihr ein Geschick wie das ihrer Vorgängerin schwerlich erspart, sobald einmal entgegenge-

[1]) Es scheint vergessen zu sein, dass einst Sharon Turner schon aus demselben Grunde jeden Gewaltact Heinrich's, sogar die Hinrichtung More's zu rechtfertigen gesucht hat. Was Hallam, Constitutional History of England, I, 31 Note (Sixth Edition) gegen ihn bemerkt, gilt ebenso gut gegen Froude: A verdict of a jury, an assertion of a statesman, a recital of an act of parliament, are, with him, satisfactory proofs of the most improbable accusations against the most blameless character.

setzte Launen des Königs mit einer Schwenkung in seiner confessionellen Politik zusammengetroffen wären, was bei der Neigung der Seymours zur Reform keineswegs undenkbar erscheint.

Nur ein Monat ist seit dem Tode der so augenscheinlich betrauerten dritten Gemahlin verstrichen, als der Geheime Rath in tiefer Devotion um eine abermalige Vermählung petitionirt, eine Bitte, die der Monarch, obwohl mit Widerstreben, schliesslich zusagt. Man sieht keinen rechten Grund weder zu der Hast, noch zu der Sache selbst. Die Dynastie stand trotz einigen wirklichen und vermeintlichen Conspirationen seit der Geburt eines Thronerben doch auf weit festeren Füssen; und wenn die Petenten etwa die amorosen Neigungen ihres gestrengen Herrn berücksichtigen wollten, so waren dieselben doch im Laufe der Jahre und bei so eigenthümlichen Erfahrungen, wie er sie gemacht, beträchtlich abgekühlt. Heinrich, allerdings noch in guten Jahren, kränkelte, wurde fett, litt an nicht zu beseitigenden Geschwüren — alles doch wahrscheinlich Folgen des dahinter liegenden, an sinnlichen Genüssen nicht eben armen Lebens. Da ist es wahrlich nicht als lobenswerthe Eigenschaft hervorzuheben, wenn die Nachrichten nunmehr von keiner Maitresse, keiner vorübergehenden Liebschaft zu erzählen wissen. Es ist also auch ganz natürlich, wenn ihm nun weniger um eilige Befriedigung seines Willens zu thun ist, als ehedem; sein Temperament überhaupt hatte sich bedeutend verändert. An die Stelle der jugendlichen Fröhlichkeit waren Verbitterung und Härte getreten; die Feste, an denen es so hoch hergegangen, waren verstummt. Aber die Anwendung der sechs Artikel in ihrer ganzen Schärfe hatte seit einiger Zeit entschieden des Königs volle Billigung.

Allein Cromwell, sein thätigster und einflussreichster Beistand seit dem Untergange des Cardinals, ein Mann, an Geradheit höher stehend als dieser, als Emporkömmling in gleicher, gefahrvoller Lage, bedurfte bei den protestantisch-politischen Combinationen, in denen er sich bewegte, zur Wiederaufnahme der schon früher einmal betriebenen evangelischen Allianz mit den deutschen Fürsten auch einer abermaligen, legitimen, wo möglich ebenbürtigen Heirath

seines Herrn. Der Boden begann auch ihm bereits unter den Füssen zu beben. War er es doch, der am thätigsten den von Rom aus angezettelten Umsturzversuchen und einer Annäherung an den Kaiser entgegengearbeitet, mit Aufwendung grossartiger Mittel das Land gegen alle Möglichkeiten in Vertheidigungszustand gesetzt, der den grossen reichen klösterlichen Instituten vollends ein Ende bereitet, durch alle diese Thaten wie durch seine gesammte Stellung bei Hoch und Niedrig, in allen Kreisen der Einwohnerschaft sich Hass und Feindschaft zugezogen hatte, die bei erster Gelegenheit sich gewaltsam Luft zu machen drohten. Immer schwerer wurde sein Stand zu den altaristokratischen Häuptern des königlichen Raths, zu den conservativen Kirchenmännern wie Bischof Gardiner von Winchester, zu der auch durch die sechs Artikel keineswegs beruhigten niederen Masse. Darum denn sein Drängen zu jener Vermählung mit Anna, der Schwester des Herzogs von Cleve, die ihm so recht geeignet erschien, die Abneigung, die wiederholt zwischen Heinrich und dem jenem Gegner des Kaisers nahe verwandten sächsischen Kurhause hervorgetreten und der Verständigung zwischen dem deutschen und englischen Protestantismus ein Hinderniss gewesen, endlich einmal zu beseitigen und dadurch der englisch-continentalen Politik eine dauernde Richtung zu geben. Lange und ausführlich wurde hierüber verhandelt, auch alle Einzelheiten über die Persönlichkeit der Fürstin in Erkundigung gezogen, natürlich mit beständigem Hinblick auf die Höflichkeiten, welche gerade zwischen Karl und Franz ausgetauscht wurden und bis zu einem Besuche des ersteren in Paris führten. Während es jedoch nicht zu verkennen war, dass von keiner aufrichtigen Versöhnung zwischen den beiden alten Gegnern die Rede sein konnte, war im voraus für Heinrich schon jeder tiefere Beweggrund weggefallen, noch einmal sein schweres Haupt in ein politisches Ehejoch zu stecken. Dennoch liess er seinen Minister gewähren, und am Schlusse des Jahres 1539 kam Anna nach England herüber, um feierlich als Königsbraut empfangen zu werden. Man kennt den Eindruck, den sie beim ersten Begegnen auf Heinrich machte, der Gelegenheit genug gehabt seinen Geschmack zu bilden und seit ge-

raumer Zeit schon in höchst wählerischer Stimmung war. Anna's nicht eben liebliche Erscheinung, ihre geringen Talente stiessen ihn ab; verächtlich wandte er ihr den Rücken und eilte hinweg von Rochester nach Greenwich. Jedesfalls bedurfte es in seinem achtundvierzigsten Jahre ganz anderer Reize, um ihn auch nur vorübergehend zu fesseln. Aber warum hat er sich ihr dennoch wenige Tage später antrauen lassen? War ein früheres Verlöbniss, das auch in diesem Falle zu Hilfe genommen werden konnte, nicht Grund genug, noch vor dem entscheidenden Schritte zurückzustehen? War wirklich noch auf die Stellung des Bruders, des Herzogs von Cleve, zu Spanien oder Frankreich so viel Rücksicht zu nehmen? Weil jedoch die evangelische Partei mit Cranmer an der Spitze das protestantische Bündniss ersehnte, um jene Zwangsacten abzuschütteln, weil sie im Rathe vorwogen, so lange die französisch-kaiserliche Coalition drohend erschien, unterzog er sich mehrere Monate hindurch einer für ihn so widerwärtigen Probe. Endlich aber ist seine Geduld erschöpft und die Luft reiner geworden; die geistlichen und weltlichen Tribunale, die in königlichen Ehesachen schon so viel Uebung erlangt, gehorchen rasch und willfährig. Die Fürstin, welche nichts weiter verbrochen als unschön zu sein, kann auch mit Rücksicht auf ihre Verwandtschaft nicht strafrechtlich belangt werden, sie lässt es sich schon gefallen, wenn die kaum geschlossene und schwerlich vollzogene Ehe für aufgehoben erklärt, ihr aber als Angehörigen des englischen Königshauses auf Lebenszeit ein anständiger Unterhalt zugesichert wird. Weit ernster jedoch als ihre Beseitigung oder das herzlose und indelicate Benehmen Heinrich's in der Angelegenheit ist das Ereigniss, das von der Ehescheidung unzertrennlich eintreten musste. Der König liess Cromwell fallen, den er soeben noch zum Grafen von Essex erhoben, der ihm zehn Jahre hindurch treu gedient und aus dem Bruche mit Rom erst eine vertiefte Reformation der Kirche angestrebt hatte, da der auf seinen Betrieb eingegangenen Vermählung der Durchbruch aller jener Elemente auf dem Fuss folgte, die ihm den Tod geschworen. Um dieselbe Zeit überwältigten ihn seine Feinde im Rath, den er zu beherrschen gesucht,

und wandte sich der König von den schmalkaldischen Fürsten hinweg dem Kaiser zu. Er stürzte noch weit jäher, als das einst seinem alten Gönner Wolsey widerfahren. An ein unbedachtes Wort, das der verwegene Mann in seinen Drangsalen nicht auf die Goldwage gelegt, hieng sich das Verderben. Der lange aufgeschwollene Groll seines Herrn erhielt freien Lauf. Auch ohne die umständlichen gerichtlichen Formen, welche doch in allen übrigen Fällen so sorgfältig beobachtet wurden, ist er als Verräther verurtheilt und hingerichtet worden. Es verlautet von keinem Zuge der Dankbarkeit oder Rührung, der dabei dem kalten, durch Gewaltthaten abgehärteten Herzen des Despoten entschlüpft wäre; im Gegentheil lieh er nun noch einmal einem Ansatze zu katholischer Reaction seine Hand und seinen Supremat. Liess er auch den Erzbischof Cranmer gegen den Losbruch der Verfolgung schirmen — man möchte fast auf einen zwischen ihm und dem Könige über der Vernichtung Anna Boleyn's geschlossenen Pact rathen — so wurden doch Bischöfe und Priester, die gleich ihm zur deutschen Lehre neigten, mit Gefängniss und Tod bedroht. Sofort nach Cromwell's Untergange loderten die Flammen von Smithfield wieder hell empor und verschlangen in ihrer Gluth als Opfer sich widersprechender und doch in gleicher Kraft bestehender Gesetze die Genossen seiner kirchlichen Ueberzeugung und die in die Falle gegangenen Anhänger des römischen Pontificats. Römling und Ketzer, aneinander gebunden, starben auf dem Scheiterhaufen. Die alten Sacramente sollten sich mit der englischen Bibel und einer populär verständlichen Liturgie vertragen.

Aber Feuer und Blut waren gleichsam die Epithalamien zu einem fünften Hochzeitsfeste, zu dem sich Heinrich bereits im folgenden Monat auf die dringenden Bitten seiner Unterthanen abermals verstand, und das ihm eine Gemahlin aus der orthodoxen Familie der Howards zuführte, eine Dame, wie sie von den Ihrigen bezeichnet wird, von züchtiger und jungfräulicher Ehrsamkeit, ein wahres Juwel der Tugend. Alle Welt hoffte, dass der König nun endlich im Hafen des wahrhaft häuslichen Glücks geborgen, dem Staate die Richtung gesichert wäre, in welcher er sich fortbewegen

könnte. Auch ist wirklich Jahr und Tag ohne Unheil verkündende Symptome verstrichen. Man sieht den corpulenten Herrn, dem die Zufriedenheit aus dem gewaltigen Antlitz strahlt, als er am 1. November 1541, soeben heimgekehrt von einem Ausfluge nach dem Norden, das Sacrament aus den Händen seines Beichtigers empfängt und diesem den Dank gegen Gott ausspricht für alle Gnaden und das eheliche Glück, das ihm in Katharina Howard beschieden. Allein die grässlichsten Enthüllungen warten seiner, denn schon am folgenden Tage bringt ein Brief Cranmer's die unzweifelhaftesten Belege für die Lasterhaftigkeit der fünften Königin, die beschuldigt wird, schon vor ihrer Verheirathung, während derselben und gar noch auf der jüngsten Reise ihre Züchtigkeit preisgegeben zu haben. Die Nachforschungen, zu denen sich der König, anfangs noch mit Widerstreben, hat verstehen müssen, die Bekenntnisse bestätigen in rascher Reihenfolge, dass dieses Mal — und nicht das z w e i t e Mal, wie Froude, auf seine unerwiesene Annahme bauend, zu schreiben sich nicht entblödet — Untreue und Ehebruch genug begangen ist. Wahrlich, das Geschick spielte tückisch mit dem Fürsten, indem ihm nun in vollstem Masse bereitet wurde, was trotz allen Anstrengungen ihm nicht gelungen ist, der Mit- und Nachwelt an Anna Boleyn nachzuweisen. Keine Frage, die Howard musste sterben und mit ihr eine Person, weil sie das Geschäft der Vermittlerin geführt, Lady Rochfort, die Gemahlin von Anna's unglücklichem Bruder, auf welcher seit dessen Katastrophe der Verdacht ruhte, aus boshaftem Hasse das Zeugniss von seiner Blutschuld erfunden zu haben. Welche Schmach aber für den Herzog von Norfolk und sein Geschlecht, dem nun die so lange hartnäckig angestrebte Oberleitung der Dinge unrettbar verloren gieng. Welche Genugthuung für den protestantisch gesinnten Erzbischof, der über Anna's Schuld oder Unschuld kein Wörtlein zwar der Geschichte zu hinterlassen gewagt hat, der aber mit dem Niedergange der ihm feindseligen Faction bessere Tage für seinen Glauben, eine thatsächliche Milderung der blutigen sechs Artikel und eine Wiederaufnahme der Kirchenbesserung eintreten sah.

Diese Wendung findet, als ob es sich von selbst verstün-

de, zum sechsten und letzten Mal auch wieder ihren Ausdruck in einer entsprechenden Vermählung. Katharina Parr, die noch jugendliche Wittwe Lord Latimer's, die sich Heinrich im Februar 1542 aus freier Wahl erkor, hat ihm keine Kinder gebracht, hat aber als kluge Gefährtin seiner letzten Tage es wohl verstanden, das immer launenhafter und unberechenbar werdende Gemüth des Königs mit Tact zu handhaben. Der protestantischen Lehre zugethan, stimmte sie keineswegs in allen Stücken mit dem Gemahl, der weder römischer Katholik noch protestantischer Christ sein wollte: ihr Leben hieng daher auch einmal wenigstens, wie es auf diesem Boden nicht anders sein konnte, gleichsam an einer seidenen Schnur. Aber gewandt entgieng sie der Gefahr und bewahrte sich, indem sie der Politik fern blieb, die königliche Gnade. Einen letzten Angriff auf seine eheliche und kirchliche Stellung hat Heinrich selber, dem Tode nah, noch kraftvoll zu Boden geworfen. Die Anzettelung dieses Plans war listig genug angelegt und wirft ein grelles Licht auf die sittliche Verfassung der in Betracht kommenden Personen, vor allem aber auf die Ansicht, welche die Zeitgenossen nun einmal über das Verhältniss ihres Gebieters zu den Weibern hegten. Die gestürzten Howards konnten den Schmerz über den verlorenen Einfluss nicht verwinden und griffen zu dem schmutzigsten Mittel, ihn zurückzugewinnen. Norfolk's Erstgeborener nämlich, der talentvolle Graf Surrey, der sich als ritterlicher Krieger und feiner Poet in seiner Muttersprache frühzeitig einen Namen gemacht, vereinte mit diesen schönen Anlagen in seinem Wesen doch dunkle Flecken, die seinem Gedächtniss ein ausschweifendes Leben und ein brennender, vielleicht gar nach der Krone trachtender Ehrgeiz zugezogen. Er hat, als er schon von der nahe bevorstehenden Auflösung des Königs wusste, die eigene Schwester, die verwittwete Herzogin von Richmond, bewegen wollen, den kranken Fürsten in ihre Reize zu verstricken; auf diesem Wege hoffte er für sich und sein Haus wenigstens die Regentschaft während der Minderjährigkeit des Prinzen von Wales, des erst neunjährigen Eduard, den Seymours abzuringen, wenn nicht gar die Aussicht auf den Thron zu sichern. Aber die Zeit war vorbei, wo Heinrich mit Hilfe

der eigenen Begier zu umgarnen gewesen; dagegen hat er sich noch einmal aufgerafft und den kecken Grafen erbarmungslos zur Verantwortung gezogen und hinrichten lassen.

Der Vater desselben, der alte Norfolk, war höchst wahrscheinlich in die Intrigue verwickelt gewesen und sass unter hochpeinlicher Anklage ebenfalls im Kerker; alle seine langjährigen Verdienste um den König und das Reich hätten ihn schwerlich vor der Axt gerettet, wäre nicht am 28. Januar 1547 ihm und vielen anderen im Lande als ein Geschenk vom Himmel der schon seit einiger Zeit erwartete Tod des Königs eingetreten.

So erscheint von den Knabenjahren dieses Fürsten an, als man ihm die Wittwe des verstorbenen Bruders zugedacht, bis an sein Todesbett, wo Fanatismus und Ehrgeiz es für möglich hielten, ihm die Wittwe des eigenen natürlichen Sohnes aufzunöthigen, die beständig wechselnde Knüpfung und Lösung der Ehen als der nothwendige Ausdruck der im Moment herrschenden politischen und religiösen Stimmung. Allerdings war, sobald der Papst nicht mehr Schiedsrichter in dieser Frage sein sollte, der König selber aber nur dem Triebe und der allgemeinen Lage des Augenblicks folgte, eine so unsittliche Auffassung der Ehe beinahe die nothwendige Folge, so dass von unserem deutschen Historiker mit Recht bemerkt wird, es habe, gleichwie in neueren Zeiten die vornehmen Hofstellen der leitenden Stimme im Regiment folgen müssen, unter Heinrich VIII. eine Partei wie die andere darauf gehalten, dass mit dem System der Fürst auch die Gemahlin wechsle. Das Institut aber bewährte seinen heiligen Ursprung, indem es gleichsam an der Stelle des Schicksals als eine Macht auftrat, unter welche der Despot selber sich beugen und, je nachdem er verdient, auch leiden musste. Darin, dass er überhaupt so handeln konnte, sollte uns dünken, liegt ebenso sehr ein Mangel als eine Stärke des Charakters, denn die Fähigkeit, bei jedem Wechsel der Gemahlin, bei jeder Wandlung in ein politisches Gegentheil nun auch Leib und Seele für die Neuerung bereit zu haben, mag allerdings als eine seltene Erscheinung gelten, die aber einer noch so gewaltigen Persönlichkeit niemals zur Ehre gereichen kann. Das

Grossartige in Heinrich's Wesen besteht aber darin, dass er sich einestheils nicht scheut, Furcht und Schauder zu erregen, auf der anderen Seite aber mit einem unvergleichlichen Tact, staatsmännischem Scharfsinn und der vollen Energie, deren er fähig war, bei einem jeden Umschwunge dieser Art den Moment zu treffen weiss, wo seine Interessen und Stimmungen mit denen der Nation zusammenfallen, ja, diesen stets voraus, ihr Führer ist. Der Sturz Wolsey's und Cromwell's, die Hinrichtung Anna's und das Verfahren wider die Norfolks waren sämmtlich Ereignisse, die bei ihrem Eintritt auch den Beifall Englands hatten. Heinrich hat, da er die Schwenkungen der Gesammtheit, der öffentlichen Meinung, wenn man so sagen könnte, mitmacht, im Grunde die alte Popularität niemals verscherzt, so sehr auch die Anhänger des Papstes ihm grollten, die gestürzten Factionen schürten, die aufrichtigen Protestanten vor seiner strengen Gesetzgebung zitterten. Es gab doch selbst in den extremen Richtungen Leute genug, welche ihm die eigenen Verbrechen und die furchtbaren Handlungen seiner Herrschaft nachsahen und jedesfalls die Verdienste höher anschlugen, welche vor ihren Augen dieser Fürst um sein Reich erworben. Neben unendlicher Gewaltthätigkeit, die man aber doch keineswegs als grundsätzlich absolutistische Regierungsweise bezeichnen dürfte, entwickelte seine Staatsverwaltung, zumal nachdem die Freuden des Lebens vor den ernsten Pflichten desselben in den Hintergrund getreten waren und er in allen Stücken selber verfügte und handelte, eine systematische Fürsorge, die erst in dem aufgeklärten Despotismus eines späteren Zeitalters eine Parallele erhält. Durch Festsetzung des Arbeitslohnes und der Lebensmittelpreise, durch Verbot übergrosser Pachtungen und der Einhegung der Aecker in Weideland, durch Ordnung der Armenpflege, bürgerlicher Thätigkeit und der Jugenderziehung, durch Pflege alles dessen, was die Zeit in Vereinen und Corporationen zum Besten des Handels und Wandels zu fördern suchte, durch Benutzung des rechten Mannes an der rechten Stelle hat er Ruhe, Wohlstand und Frohsinn gehoben, so dass nicht nur die niederen, arbeitenden Klassen, sondern jedermann von Einsicht dankbar zu ihm emporblickte. Unter

dem Scepter dieses Tudor's und seines Geschlechts fallen, was man oft kaum für möglich halten sollte, die Tage des so oft zurückgewünschten M e r r y E n g l a n d. Vielen Tausenden wurde es klar, dass, nachdem einmal der fremde Oberherr zu Rom abgeschüttelt worden, Heinrich niemals das alte unnationale Joch zurückführen, dass er selber vorwärts schreiten würde, und dass er dies, obwohl unter beständigem Schwanken nach rechts und links, wirklich that. Man erblickte in ihm eben mit Recht den Steuermann, dem man im Tosen von Wind und Wetter das Schiff und sich selber getrost anvertrauen konnte. Und er hat denn auch seinen Staat, in der Einheit unbeschädigt, ja, im Gegentheil noch gekräftigt, durch den ärgsten Sturm hindurchgeführt.

In den auswärtigen Beziehungen liess ihm schon der nach kurzen Pausen stets zwischen dem Kaiser und Frankreich wieder ausbrechende Kampf keine andere Wahl, als, je nachdem es sein Interesse erforderte, aber doch vorwiegend zum eigenen Schutze, thätigen Antheil daran zu nehmen. Noch im Jahre 1544 ist er abermals mit Karl V. im Bunde persönlich gegen die Franzosen ins Feld gezogen, freilich hauptsächlich um sich ihrer lästigen Einwirkung auf Schottland zu erwehren. Wenn dann bald hernach das Verhältniss zum Kaiser wieder lockerer wurde, auch ohne dass darum der Krieg mit Frankreich zu Ende lief, so wurde doch noch einmal geschickt nach einer Verständigung mit den deutschen Fürsten getrachtet, ohne dass diese, von ihren Theologen berathen, darum jemals die üble Meinung, die sie seit den Tagen Friedrich's des Weisen von Heinrich's Persönlichkeit hegten, wesentlich geändert hätten. Gerade die Katastrophe des schmalkaldischen Kriegs offenbarte, wie sehr eine Allianz zur gemeinsamen Verfolgung der religiös-politischen Tendenzen für beide Theile unmöglich gewesen.

Im eigenen Lande dagegen war es dem eisernen Eigenwillen des Königs allerdings gelungen, die grösste Aufgabe seines Lebens, wie er sie fasste, zu lösen. An die Stelle des Papstes war er selber getreten, das Dogma der Kirche hingegen noch nicht reformirt. Die Nation sollte nur den einen Glauben bekennen, welcher der des Königs war, mit welchem aber einstweilen noch die weit überwiegenden natio-

nalen Elemente sympathisirten. Der Fürst selber lenkte den Waagebalken zwischen Cranmer von Canterbury, der nach Deutschland, und Gardiner von Winchester, der nach Rom neigte. Gewiss, hier stak ein tiefer innerer Widerspruch, den Heinrich VIII. oft genug zu empfinden bekam. Es war unmöglich die Jurisdiction Roms abzuthun, ohne sich auch in der Doctrin loszusagen. Da aber die Kirchenverfassung als ein Ganzes bestehen blieb und ihre Obergewalt auf den König übergieng, da hier im Lande kein Luther auftrat oder auftreten konnte, vermochte ein Gewalthaber wie Heinrich, dem der reine Schwung der Seele, jedes edlere Gefühl für seine Mitmenschen abgieng, die Entscheidung in Glaubensfragen nimmermehr dem Einzelnen, am wenigsten beschliessenden Versammlungen zu überlassen, deren Urtheil noch weit zurück und gewiss nur in der Minderzahl einer absoluten Neuerung zugethan war. Dass ein solches System nicht haltbar sein würde, hat er selber sehr wohl begriffen, denn auf die Dauer konnten Fürst und Volk weder protestantisch noch katholisch bleiben, so sehr das auch für einen Augenblick der germanisch-romanischen Mischung der Population entsprechen mochte. Daher denn bei seinen Lebzeiten so manche Andeutung, die niemals abgeschlossene Kirchenordnung weiter zu führen, während er doch vorzüglich dem ganzen staatlich-kirchlichen Institut den unvertilgbaren Stempel des Anglicanismus aufgedrückt hat.

Eine schwierige Frage endlich bleibt immer sein Verhältniss zum Parlament, über das er wie sein Vater sich ursprünglich am liebsten hinweggesetzt hätte, dessen er aber in seiner kirchlichen Politik am wenigsten entrathen konnte. Da hat es denn thun und lassen müssen, was ihm genehm war. Auch wenn Protokolle und Sitzungsberichte vorhanden wären, sie würden höchst wahrscheinlich doch nur bestätigen, dass die ständischen und volksthümlichen Elemente, zumal dieser mächtigen und rücksichtslosen Erscheinung des Königthums gegenüber, aus der Demoralisation, in welche sie vordem gerathen, sich noch nicht erhoben hatten und sich gefallen liessen, die Form ihrer Institutionen und Privilegien, aus denen der Geist gewichen schien, dem Despoten zu Werkzeugen seines Willens zu leihen. Der zerknickte

Adel, der hohe Klerus nach dem Martyrium More's und des Bischofs von Rochester und der Beseitigung der Aebte und Prioren konnten kaum anders als sich niedrig fügen und bessere Zeiten abwarten. Die Gemeinen anderentheils zeigten zumal in Geldfragen Spuren unabhängiger Gesinnung genug, doch darf nicht übersehen werden, dass Heinrich bei aller Brutalität gegen den Einzelnen ein gutes Einvernehmen mit ihnen stets im Auge behielt. Man kann sich daher wohl denken, wie neben der Furcht, mit der so viel bewirkt wurde, auch Ehrfurcht und Verehrung ihre Stelle fanden, wie damals im Jahre 1542, als, nachdem der Kanzler dem auf dem Throne sitzenden Könige eine prächtige Lobrede gehalten, Lords und Gemeine willig die Knie bogen zum Zeichen wahrhaftiger Dankbarkeit gegen einen Fürsten, der vom Wirbel bis zur Zehe englisch aufzutreten verstand, jede auswärtige Abhängigkeit gelöst, jede Beleidigung zurückgewiesen, der, als Stammeshass und religiöser Fanatismus die Iren auf immer loszureissen drohte, nun gerade als erster König von Irland die Insel fester an sein Reich kettete, als einer seiner Vorgänger gethan, und Schottland gegenüber abwechselnd mit Strenge und Milde den Weg verfolgte, welcher dermaleinst zur Union führen sollte. Die festen Gestaltungen, die Ordnung, die er auf allen diesen Gebieten erzielt, mussten selbst bei dem von Hass erfüllten geschworenen Gegner Staunen erregen.

Allein ein grosser, ein bewunderungswürdiger Fürst ist Heinrich VIII. trotz allen seinen Erfolgen, die in der Geschichte Englands ihren festen Platz behaupten, nicht gewesen, und es ist daher ein eitler Versuch, im Hinblick auf die constitutionelle Form unserer Tage die Verantwortlichkeit diesem Selbstherrscher abnehmen, dagegen für alles Ungeheuerliche, was etwa während Wolsey's und Cromwell's Administration geschehen, diese beiden zur Rechenschaft ziehen zu wollen. Sie waren eben keine Minister der Gegenwart, sondern weit eher Veziere eines Sultans. Diesem selber aber fehlten alle edleren Saiten der Seele und des Herzens, die nach einer ewigen Ordnung nun einmal anklingen müssen, wenn ein Fürst von Mit- und Nachwelt geschätzt und gar geliebt werden soll. Er zumal hat, da es ihm an tiefer

Herzensüberzeugung durchaus mangelte, das Werk, das er in die Hand genommen, unvollendet, Dynastie und Reich in einem Zustande der grössten Rathlosigkeit hinterlassen, von dem Niemand sagen konnte, ob er zum Guten oder Bösen führen werde, und der durch die schroffsten Gegensätze hindurch erst unter Elisabeth die Bahn wiederfand, welche der gewaltige Vater vorgezeichnet hatte.

SIR PETER CAREW.[1])

Sir Peter Carew stammte aus dem edlen und alten Hause der Carews, die zuerst Barone der Grafschaft Pembroke in Wales und hernach von Mohuns Ottery in Devonshire waren. Sein eigentlicher alter Name ist Mongomery, aber weil ein Ahnherr Eugenius sich mit Eugharthe, der Tochter des Prinzen Rhys von Wales, vermählte und dadurch Baron vom Schlosse Carew in der Grafschaft Pembroke ward, ist im Laufe der Zeit der Name dieser Herrschaft zu dem der Familie geworden und der eigentliche Name Mongomery in diesem aufgegangen.

Dieser Sir Peter Carew, geboren zu Mohuns Ottery im Jahre 1514, war der jüngere Sohn des Ritters Sir William, des Sohnes und Erben Sir Edmund's, Ritters und letzten Barons von Carew, der bei der Belagerung von Terouenne im fünften Jahre König Heinrichs VIII. 1513 von einer Kanonenkugel getödtet ward. Da Peter in jungen Jahren sehr keck und vorwitzig war, hegte der Vater grosse Hoffnung, es werde etwas Gutes aus ihm werden, und da er noch andere Söhne hatte, meinte er seinen Jüngsten in die Schule zu thun, damit er in einer gelehrten Profession sein Glück mache. Er brachte ihn daher, ungefähr zwölf Jahre alt, nach Exeter und gab ihn bei Thomas Hunt, Tuchhändler und Alderman, in die

[1]) Frei übersetzt nach den Aufzeichnungen eines Zeitgenossen, John Vowell, alias Hooker, Anwalts in Exeter, der Agent Carew's in Irland war und auch für Holinshed's Chronik den Abschnitt über diese Insel bearbeitet hat. Die Lebensbeschreibung findet sich abgedruckt in Calendar of the Carew Manuscripts, edited by J. S. Brewer M. A. and William Bullen, Esq. London 1867. Vol. I, p. LXVII ff.

Kost und dem Vorsteher der Lateinschule Freer in den Unterricht. War es aus Furcht vor diesem, der für einen gestrengen und harten Lehrer galt, oder weil er keine Lust zu lernen hatte, genug, er wollte nie zur Schule gehen, sondern war ein Faulenzer und Herumtreiber, weshalb der Lehrer sich oft bei Thomas Hunt beschwerte und dieser dann gieng oder ausschickte den Burschen zu suchen. Meist fand er ihn an den Stadtmauern. Wenn er ihn aber fangen wollte, so kletterte der Schlingel auf die Zinne eines Mauerthurmes und drohte seinem Wirthe, wenn er ihn allzusehr bedränge, sich kopfüber herabzustürzen: „dann breche ich den Hals, Ihr aber werdet gehenkt, weil Ihr mich dazu gezwungen habt.“ Der Hauswirth aber gieng aus Furcht davon, indem er Anderen übertrug, ihn zu ergreifen, sobald er herabstieg. Er schickte aber zu Sir William Carew, um ihm von diesem und anderen Streichen seines Sohnes Anzeige zu machen. Bei dem nächsten Besuche des Vaters in Exeter rief er den Sohn vor sich, band ihn mit Riemen und übergab ihn seinem Knechte, dass er ihn gleich einem Hunde durch die Stadt nach Mohuns Ottery heim führe. Dort wurde er eine Weile wirklich mit einem Hunde zusammengekoppelt. Endlich brachte ihn Sir William, um noch einen Versuch zu machen, nach London in die Schule von St. Pauls, deren Lehrer, dringend ersucht, für den jungen Herrn zu sorgen, sich alle erdenkliche Mühe gab. Nichtsdestoweniger sehnte sich dieser mehr nach Freiheit als nach Lernen; der Lehrer mochte es anfangen, wie er wollte, er konnte Peter nicht an den Geruch der Bücher gewöhnen.

Als Sir William Carew bald darauf wieder nach London kam, um sich nach seinem Sohne zu erkundigen, klagte der Schulmeister über seine Widerspenstigkeit und rieth ihn für einen anderen Beruf zu bestimmen, da er schlechterdings nichts lernen wollte. Da traf es sich, dass Sir William, als er in St. Pauls lustwandelte, einem alten Bekannten begegnete, der am französischen Hofe diente. Nach der ersten Begrüssung erblickte der Herr den jungen Peter, der seinen Vater begleitete, und fragte, wer er wäre. Als er gehört, es sei sein Sohn, und die Keckheit, den Fürwitz desselben bemerkte, bat er Sir William ihm den Sohn mitzugeben, damit er am fran-

zösischen Hofe erzogen werde. Er wolle ihn behandeln, wie einen Gentleman, und als ob er sein eigener Sohn wäre. Sir William, da er ihm doch keine Freude an den Büchern beibringen konnte, gieng auf das Anerbieten ein, stattete ihn mit Kleidern und anderen Sachen aus, wie sie der Page eines Edelmanns braucht, und übergab ihn dem Herrn, der eine Weile viel aus ihm machte. Da aber die Ausstattung des jungen Menschen bald aufgetragen und verthan war, so erkaltete der Herr in seiner Zuneigung und machte aus dem Pagen einen Bedienten. Er wies ihn aus der Kammer in den Stall, wo er das Maulthier warten musste. Freilich war der Bursche hiermit zufrieden, weil er viel Freiheit hatte und verkehren konnte, mit wem er wollte.

Da geschah es, dass ein Carew von Haccombe in Devonshire, Esquire, ein Verwandter Sir William's — sie waren Vettern im fünften Grade — ein Herr von grosser Tapferkeit und Ansehen, der in der Fremde zu dienen wünschte, von Heinrich VIII. mit Empfehlungsbriefen bei dem französischen Könige eingeführt ward und, gut aufgenommen, den Befehl über eine Truppe Reiter erhielt. Dieser Herr ritt einst zu Hof, als am Thore mehrere Bediente und Stalljungen miteinander scherzten und einer den anderen Carew Angloys! Carew Angloys! anrief. Bei diesen Worten sah sich Carew von Haccombe um, fragte, wen sie so hiessen, und als er erfuhr, dass es einer von den Maulthierknaben sei, rief er ihn heran, der ganz zerlumpt und schlecht angezogen war. Auf die Frage nach seinem Namen und Vater, vernahm er, dass er Engländer und der Sohn des Ritters Sir William Carew aus Devonshire sei, dass er Peter heisse, zuerst als Page, jetzt aber als Maulthierknecht eines französischen Herrn bei Hofe diene, der ihn aus England mitgenommen.

Jener fand sogleich Gefallen an seinem Verwandten, befahl einem seiner Leute das Maulthier zu warten und nahm Peter mit sich, um bei Hofe seinen Herrn zu suchen. Als sie ihn gefunden, stellte er ihn wegen der schnöden Behandlung scharf zur Rede, so dass er froh war seinen Pagen laufen zu lassen und sich einen anderen Bedienten zu suchen.

Sofort wurde der junge Mensch von seinem Verwandten neu gekleidet und eine Weile unter dessen Augen am französischen Hofe wie ein Herr erzogen im Reiten und anderen Uebungen, wie sie sich für den Dienst schicken. Nicht lange hernach brach wieder Krieg aus zwischen Kaiser Karl und dem Könige Franz, der für die Eroberung von Pavia in Italien Vergeltung haben wollte. Carew von Haccombe befand sich in dem grossen Heere, das dorthin gesandt wurde, starb aber auf dem Marsche. Ein französischer Edelmann, der Marquis von Salewe,[1]) der sein Freund gewesen und dadurch den jungen Peter und dessen gute Anlagen kennen gelernt hatte, nahm ihn zu sich, so dass er ihm bei der Belagerung von Pavia aufwartete, wo dann freilich der König von Frankreich gefangen genommen und jener Marquis von einem Kanonenschuss getödtet wurde. Als der Jüngling sah, dass das Glück den Franzosen wenig hold war und er selber bei der Zersprengung ihres Heeres keinen Dienst mehr hatte, begab er sich in das Lager des Kaisers und fand solche Gnade beim Prinzen von Oranien, dass dieser ihm freigebig einen Posten gab. Peter blieb mit Freuden in seinem Hofhalt, bis der Prinz nach anderthalb Jahren starb, und erhielt auch nach seinem Tode von der Prinzessin ein gutes und anständiges Unterkommen.

Nach einiger Zeit, als er bereits herangewachsen war, und sich sehnte seine Angehörigen und die Heimath wiederzusehen, bat er die Fürstin unterthänigst um Erlaubniss dazu. Anfänglich wollte sie nicht einwilligen, denn seine Haltung war so sittig, seine Leistungen so tüchtig und edel, dass er aller Herzen gestohlen und jedermanns Liebe, vorzüglich der Prinzessin gewonnen hatte. Indess am Ende genehmigte sie doch sein Gesuch und rüstete ihn mit Allem aus, wie es sich für einen ziemt, der aus ehrenwerthem Hause stammt und den Dienst einer edlen Prinzessin verlässt.

Sie empfahl ihn schriftlich an Heinrich VIII., wie er es verdiente und der König es gern sah. Aehnlich schrieb sie auch an Sir William Carew; dann wies sie zwei ihrer Hof-

1) Der Name ist verschrieben. Man könnte an den Markgrafen von Saluzzo (Saluces) denken, aber leider war derselbe bei Pavia nicht zugegen.

leute an, ihn mit ihren Dienern nach Hause zu begleiten, und gab ihm eine goldene Kette um den Hals und eine Summe Geldes in den Beutel mit dem Versprechen, dass, wenn er wieder zu ihr zurückkehre, er die Stelle eines Edelmanns haben solle, mit der er zufrieden sein werde. Nachdem er für so viele Gnade ehrerbietig Dank gesagt, nahm er Abschied und zog davon.

Sobald er in England angekommen, begab er sich mit seinen Begleitern ohne Weilen an den Hof, der damals in Greenwich war. Sie stellten sich dem Könige vor und überreichten ihre Briefe. Dieser, nachdem er die Briefe gelesen und dankbar entgegengenommen, prüfte sofort den jungen Peter Carew, und da er fand, dass er den Empfehlungen der Prinzessin entsprach, zeigte er ihm Wohlgefallen und nahm ihn in seinen Dienst, indem er ihn zu einem seiner Leibpagen machte. Die Leute der Prinzessin aber liess er wohl verpflegen und gab ihnen zum Abschied fünfhundert Kronen und Dankschreiben an ihre Fürstin mit.

Nachdem der Jüngling also die Gnade des Königs gewonnen, wünschte er Urlaub, um seinen Vater zu besuchen, den er seit sechs Jahren nicht gesehen, und dem er ebenfalls Briefe der Prinzessin zu übergeben hatte. Es wurde ihm gewährt; und so ritt er mit seinen Begleitern nach Mohuns Ottery, wo sein Vater wohnte. Und als er anlangte und vernahm, dass Vater und Mutter zu Hause seien, gieng er ohne Verzug hinein, und da er sie beisammen in der Stube sitzen fand, kniete er unverzüglich ohne ein Wort demüthig nieder und bat um ihren Segen, indem er dem Vater die Briefe der Prinzessin von Oranien überreichte. Sir William und seine Gemahlin erstaunten ob dieser plötzlichen Erscheinung und wussten nicht, was es zu bedeuten habe, dass ein junger Mann, so gut gekleidet und begleitet, sich vor ihnen niederwerfe, denn sie dachten an nichts weniger als an ihren Sohn Peter, der, nachdem er sechs Jahre fort war, nichts mehr von sich hatte hören lassen und völlig verschollen schien. Aber als Sir William die Briefe gelesen und sich überzeugt hatte, dass es sein Sohn Peter sei, empfieng er ihn voll Freude und hiess auch die Herren willkommen, die er und seine Frau bewirtheten, so gut sie konnten.

Nach einigen Tagen bat Peter den Vater um Erlaubniss, dass er von Mohuns Ottery an den Hof, und die Herren in ihre Heimath zurückkehren möchten. Er begleitete sie nicht nur eine Strecke Wegs, sondern belohnte sie auch freigebig und übersandte durch sie seine unterthänigsten Dankbriefe an die Prinzessin.

Sobald Peter Carew wieder bei Hofe war, fand der König grosses Vergnügen an ihm, denn er redete nicht nur die französische Zunge so fertig wie sein eigenes Englisch, sondern war auch aufgeweckt und voll Leben und allen edlen Künsten zugethan, wie sie einem ritterlichen Manne anstehen, besonders dem Reiten, wofür er eine grosse Vorliebe hatte. Nachdem er zwei Jahre Leibpage gewesen und über das Alter für diesen Dienst hinaus war, ward er zum Kammerjunker befördert. Als sich der König einst nach Calais begeben wollte, um mit dem französischen Könige zusammenzutreffen, sprach er häufig mit Peter Carew von dem dortigen Hofe. Der konnte ihm nun in allen Stücken so völlige Auskunft geben und wusste von jedem Edelmann in Frankreich, wie viel er bei Hofe galt, dass der König, je mehr er mit ihm sprach, desto grössere Freude an ihm hatte. Darum war denn auch, als er nach Calais überfuhr, Peter Carew in seiner nächsten Umgebung und einer von den Herren, die zur Aufwartung befohlen wurden, als der Lord Gross-Admiral von Frankreich zum Ritter des Hosenbandes gemacht wurde. Seine Haltung war der Art, dass die Franzosen ihn hoch belobten.

Zwei Jahre nach der Rückkehr des Königs, im 27sten Jahre seiner Regierung,[1]) wurde Lord William Howard nach Schottland gesandt, um König Jacob V. das Hosenband zu überbringen. Unter seinen Begleitern befand sich ebenfalls Peter Carew, der sich am dortigen Hofe so bemerklich machte, dass die Schotten wegen seines vollendeten Französisch und seiner Manieren meinten, er sei ein französischer Herr, und ihn vor allen auszeichneten, weshalb er bei der Rückkehr von dem Könige seinem Herrn belobt und belohnt ward.

[1]) April 22. 1535 bis April 21. 1536.

Drei Jahre hernach, nämlich im 31sten Jahre seiner Regierung,[1]) vermählte sich der König mit der Lady Anna von Cleve. Sie in Calais zu empfangen und von dort nach England zu geleiten ward Sir William Fitzwilliams, Earl von Southampton und Lord Gross-Admiral von England, beauftragt, und unter anderen munteren Herren, die sich zu einem solchen Dienste eigneten, befand sich Peter Carew, der sich wiederum so wohl führte, dass er verdientes Lob einerntete.

Als bald hernach wieder Krieg zwischen dem Türken und dem Könige von Ungarn ausbrach, war bei Hofe das allgemeine Gespräch von dem Grosstürken und seinem königlichen Hofhalt, welch mächtiger Fürst er sei, und wie er die feste Stadt Buda in Ungarn erobert habe.[2]) Das stachelte die jungen munteren Herren vom Hofe so sehr, dass viele von ihnen begierig waren, sich auf den Weg zu machen ihn zu sehen, keiner aber begieriger als dieser Peter Carew, der den sehnlichsten Wunsch hatte, zu reisen und fremde Sitten kennen zu lernen. So berieth er sich hierüber mit einem Verwandten, der auch bei Hofe diente, John Champernowne, der Sohn des Sir Philipp Champernowne und der Lady Catharine, einer Tante Peter's, der, sobald er von dem Vorschlag hörte, ebenso willig war wie er selber, so dass sie jeder Tag bis zur Abreise wie zehn dünkte. Nachdem sie sich oft berathen, kamen sie überein, ihren Wunsch dem Könige zu offenbaren und ihn demüthig und vorschriftsmässig um seinen gnädigen Urlaub anzugehen. Der König nahm ihre Bitte zwar huldvoll auf, doch gefiel es ihm nicht, dass sie sich in eine so gefährliche Unternehmung wagten, wo Verlust des Lebens wahrscheinlicher war als Nutzen von der Reise, und wollte deshalb zuerst seine Genehmigung nicht ertheilen. Dennoch gab er ihrem wiederholten Anliegen in Anbetracht ihrer edlen Gesinnung endlich nach. Nun schafften sie Alles herbei, was für eine so lange Fahrt erforderlich war; trotz allen Spenden ihrer Freunde aber war Niemand freigebiger als der König selber, der sie nicht nur mit Geld versah, sondern ihnen auch Empfehlungs-

[1]) April 22. 1539 bis April 21. 1540.

[2]) August 29. 1541.

schreiben an verschiedene Edelleute in Frankreich und Italien mitgab. Im nächsten Frühling, nachdem Alles fertig war, verabschiedeten sich dann die beiden nebst Mr. Henry Knolles vom Könige und ihren Freunden und begaben sich durch Frankreich nach Italien. Nachdem sie beide Länder durchwandert hatten, verbrachten sie den Winter in Venedig. Hier blieben Mr. Henry Knolles und andere, die ihnen bis so weit gefolgt waren, zurück, sie aber, mit Pässen vom türkischen Gesandten versehen, setzten sich zu Schiff und fuhren nach Ragusa, etwa 500 Meilen (miles), um von dort zu Lande nach Constantinopel, etwa 1000 Meilen weiter, zu reisen. Obgleich sie sich nun mit einem hinreichenden Passe vom türkischen Gesandten in Venedig versehen hatten, wurden sie doch angehalten, wer sie wären und was sie hier zu thun hätten. Da sie nun ungern erkannt sein und den Zweck der Reise die Türken zu sehen nicht angeben wollten, gaben sie sich für Kaufleute aus, die in Alaun machten, unter welcher Maske sie wirklich sechs Wochen oder zwei Monate in Constantinopel blieben. In dieser Zeit besuchten sie den Hof des Türken und sahen ihn zwei- oder dreimal in seiner grössten Pracht und Herrlichkeit, machten auch die Bekanntschaft des französischen Gesandten, der sie beide in Affection nahm, besonders aber Peter Carew, weil er so vollkommen Französisch sprach und in seinem Benehmen fast einem Franzosen glich. Da sie jedoch ihren wirklichen Stand nicht verbergen konnten, geriethen sie am Ende stark in Verdacht und wären leicht ergriffen worden, hätte sich der Gesandte nicht als ihr guter Freund gezeigt. Denn er warnte sie nicht nur, sondern half ihnen auch heimlich fort in einem Kauffahrteischiff, das eben nach Venedig abgieng. Sie nahmen einen Herrn aus Spanien mit sich, den sie aus sechsjähriger Gefangenschaft zu befreien gewusst hatten.

Bei der Ankunft in Venedig rüsteten sie ihn auf ihre Kosten und gegen das Versprechen der Wiedererstattung neu aus, doch machte er sich ohne Lebewohl oder Dank zu sagen aus dem Staube. Hier erfuhren sie nun, dass der König von Ungarn Buda belagere, das an der Donau liegt und etwa zwei Jahre zuvor von dem Türken dem Könige abgewonnen war. Begierig, das Land und den Krieg dort

zu sehen, machten sie sich auf die Reise; unterwegs aber besuchten sie noch den Herzog von Ferrara, dem sie bei ihrer früheren Anwesenheit in Italien die Empfehlungsbriefe Heinrich's VIII. überbracht hatten. Der Herzog nahm sie freundlich auf und behandelte sie wie seine Gefährten, denn er bezog ein Jahrgeld vom Könige von England.

Von ihm giengen sie nach Mailand, wo ihnen der Marquis von Gonzaga denselben Empfang bereitete, da er ebenfalls ein Pfründner König Heinrich's war, von dort aber direct nach Buda, wo König Ferdinand zu Felde lag. Drinnen befanden sich die Frau und der Sohn des Woiwoden, der die Stadt beanspruchte und für den sie der Türke zurückgewonnen hatte. Auch hatten sie viele Truppen bei sich, die oft gegen das Heer Ferdinand's Ausfälle unternahmen. Da endlich auch der Türke mit einem grossen Heere zum Entsatz herbeikam, dem der König nicht gewachsen war, hob er die Belagerung auf und zog ab.[1]) Ohne weitere Gelegenheit ihm zu dienen giengen sie nach Wien in Oesterreich, wo sie einem alten Freunde und Bekannten Mr. Wingfield begegneten; doch dauerte ihr Beisammensein nicht lange, denn sie wurden von der Ruhr befallen, an welcher Wingfield und Champernowne starben. Unverzüglich warf sich Peter Carew, obwohl gleichfalls krank, auf's Pferd und eilte nach Venedig, blieb hier, bis er seine Gesundheit wieder hatte, und kehrte alsdann nach England zurück.

Gleich nach seiner Ankunft ritt er zu Hof und stellte sich dem Könige vor, um ihm von seinen Fahrten zu berichten. Derselbe war nun freilich betrübt, als er den Tod John Champernowne's erfuhr, doch liess er sich mit Vergnügen erzählen. Und Carew berichtete dann auch in der Reihenfolge von den Ständen in Frankreich, den Sitten Italiens und seiner Aufnahme daselbst, von der Regierung und dem Staatswesen Venedigs, der Majestät des türkischen Hofes, den Kriegen der Ungarn, von Wien und vielen anderen Dingen. Nichts aber ergetzte den König und seinen

[1]) Es ist der Feldzug gegen Pesth im Sommer 1542 gemeint, allein die Chronologie der Lebensbeschreibung stimmt nicht.

Adel mehr als die Schilderung des türkischen Hofes und der dortigen Kriege. Sie waren so voll davon, dass sie immer wieder anfiengen, und besonders der König selber, der sich gar zu gern mit Peter unterhielt, so dass dieser bei Hof verblieb und fernerhin seine Zeit den ritterlichen Künsten widmete, in denen er sich hervorthat, denn in Singen, Springen und Reiten stand er keinem nach; kein Wettstreit, wo er nicht dabei gewesen.

Ein Jahr oder mehr nach seiner Rückkehr erklärte der König im Bunde mit dem Kaiser dem Könige von Frankreich den Krieg[1]) und fertigte Sir John Wallop mit 6000 Mann ab, unter denen sich auch Peter und sein älterer Bruder Sir George Carew befanden. Dieser war Lieutenant der Reiterei, der jüngere befehligte hundert Mann Fussvolk, die er auf eigene Kosten ausrüstete und schwarz kleidete, weshalb sie die schwarze Schaar genannt wurden. Beide Brüder leisteten vortreffliche Dienste. Als sie auf dem Marsche von Calais nach Landrecies bei Therouanne vorbeikamen, erschien ein Trompeter aus der Stadt, der dem General erklärte, dass einige Herren drinnen eine gleiche Anzahl fordern liessen, um mit scharfen Speeren zu Pferde zu kämpfen und die Tapferkeit der englischen Herren zu erproben. Der General, mit dem Anerbieten zufrieden, rief alle seine Hauptleute zusammen und theilte ihnen die Botschaft mit. Nun sind aber nicht alle Leute eines Weibes Kinder oder von einer und derselben Meinung, sondern wie es im Sprichwort heisst: so viele Köpfe, so viele Willen. Viele hielten es also nicht für rathsam, das Leben eines Hauptmanns oder Herren um eitle Bravour aufs Spiel zu setzen, so lange sie einen wirklichen Dienst zu leisten hatten. Nichtsdestoweniger hegten Sir George Carew und sein Bruder so viel Kampflust, dass sie das Gegentheil verlangten; ein Shelley, ein Calveley und noch andere erboten sich die Herausforderung anzunehmen und sechs gegen sechs am nächsten Morgen der Mann zwei Rennen zu halten. Auch der General war es zufrieden, und so wurde der Trompeter mit der Zusage abgefertigt. Der Abkunft gemäss rafen sich beide Theile

[1]) Im Mai 1543.

dann an der verabredeten Stelle, wo Peter zeigte was er konnte, denn in dem ersten Rennen fehlte wenig, dass er den Gegner mitsammt dem Ross über den Haufen gestossen, und in dem zweiten brach er den Speer an des Gegners Rüstung.

Hierauf gieng der Marsch weiter nach Landrecies, das gemeinschaftlich mit dem kaiserlichen Heere vier Monate lang belagert wurde, bis man ins Cambrecis aufbrach, um dem französischen Könige eine Feldschlacht zu liefern. Doch dieser, dem gar nicht darum zu thun war, brach heimlich bei Nacht das Lager ab und zog eilig davon. Bei der Verfolgung am anderen Morgen gerieth Sir George Carew, der mehr dreist als umsichtig war, in Gefangenschaft. Doch sein Bruder Peter brachte einen französischen Herrn ein, den er mit sich nach Calais nahm, um ihn gegen Sir George auszuwechseln. Nach seiner Ankunft dort stattete er seinen Gefangenen neu aus und verabredete mit ihm, dass er entweder Sir George Carew nach Hause senden, oder ihm zu einem bestimmten Tage einige hundert Kronen Lösegeld zahlen sollte, welches derselbe bei seiner Treue gelobte. Doch hat er sein Versprechen hernach zur eigenen Schande schlecht gehalten.

Etwas später, im Jahre des Herrn 1544, gedachten der Kaiser und König noch immer im Kriege mit Frankreich wieder einrücken zu lassen. Der König fertigte zwei Heere ab, das eine gegen Boulogne unter Charles Brandon, Herzog von Suffolk, als General, bis der König selber käme, das andere gegen Montreuil unter dem Herzog von Norfolk und Sir John Russell, Lord Privy Seal. Unter Suffolk diente neben anderen auch Peter Carew als Hauptmann eines Trupps Reiter und zeichnete sich so aus, dass er als einer der ersten in Nieder-Boulogne eindrang. Ausserdem sollte er fünf Meilen davon Schloss Hardelowe[1]) einnehmen. Als er heranzog, machte sich der Franzose, der dort befehligte und seinen Namen hörte, davon. So lange er hier Quartier hatte, bis zur Rückkehr des Königs nach England, hielt er so prächtig Haus wie nie wieder in seinem Leben.

[1]) Sollte Hardinghem gemeint sein, das $3^3/_4$ lieues nordöstlich von Boulogne liegt?

Da geschah es nun, dass der Herzog von Suffolk ihn zu einer Unterredung kommen liess und er das Schloss sammt den Leuten seinem Lieutenant, Richard Reynolds von West-Ogwell in Devonshire, Esquire, übertrug. Der Herzog aber schickte ihn mit einer Botschaft an den König, der, nachdem er seinen Auftrag entgegengenommen, ihn fragte, unter welcher Erlaubniss er sein Commando verlassen habe. Als er erwiderte, der Herzog als General habe sie ertheilt, sagte der König, das befriedige ihn nicht. „Denn lernet dies als Regel: so lange wir selbst zugegen sind, gibt es keinen anderen General als wir, noch kann irgend jemand ohne unsere besondere Erlaubniss sein Commando verlassen. Deshalb seid Ihr, da Ihr ohne unseren Befehl hierher gekommen, auch nicht im Stande dafür zu bürgen, falls wir anordnen sollten, was uns gesetzmässig zusteht.“ Bei diesen Worten kniete Peter nieder und bat um Vergebung.

Nach der Einnahme von Boulogne kehrte der König nach England zurück und Peter mit ihm. Doch verlautete bald darauf, dass der König von Frankreich mit einer grossen Flotte das Meer säubern und vielleicht einen Theil Englands anfallen wollte. Der König, dem das nicht gefiel, gebot schleunig eine Anzahl Schiffe segelfertig zu machen und in See gehen zu lassen, von denen ein sehr grosses dem Peter Carew als Capitän übertragen wurde. Unter dem Lord Admiral blieb er den Winter über auf dem Wasser, was bei meist schlimmem Sturmwetter ein sehr schwerer Dienst und ohne Erfolg war, weil der Feind sich ruhig im Hafen hielt. So kehrte denn auch der Admiral, da nichts zu thun war, nach Hause zurück.

Im nächsten Sommer liefen die französischen Galeeren wieder aus, worauf der König, der darum wusste, ein Geschwader von 45 Schiffen ebenfalls in See stechen liess, unter denen ein venetianisches, der Francesco Bardado, wohl versehen mit Leuten und Munition, von Peter Carew befehligt ward. Unter ihrem Admiral Viscount Lisle fuhren sie nach Havre hinüber, wo sie die Galeeren des französischen Königs, 21 oder 22 an der Zahl, ankern sahen.[1]) Carew, der

[1]) Im Juni 1545.

sie zuerst erblickt, wünschte auch zuerst drauf loszugehen, und der Admiral mit den übrigen gaben ihre Zustimmung. Das Gefecht war scharf und heiss und der Sieg schwankte, da das Glück sich bald der einen bald der anderen Seite zuneigte, denn wenn der Wind fiel, hatten die Galeeren, wenn er tüchtig blies, die Schiffe den Vortheil. Zweimal an zwei Tagen griff man sich an und kämpfte wüthend; doch endlich, als die See stürmisch ward, was die Galeeren nicht vertragen konnten, wandten sie sich mit Verlust der Küste zu und liessen den Sieg fahren. Aber auch das englische Geschwader aus lauter schweren Schiffen getraute sich nicht hinterdrein auf die Untiefen und kehrte nach Portsmouth zurück. Sofort landete der Lord Admiral und begab sich zum Könige, der krank lag und nach Nachrichten von seiner Flotte verlangte; ihm berichtete er nun den Erfolg der Unternehmung.

Als bald hernach die See ruhig und wieder schön Wetter war, so dass die Franzosen den Wind zu Willen hatten, wollten auch sie übersetzen, und da sie das Meer frei und das englische Geschwader im Hafen vor Anker fanden, fuhren sie längs der Südküste Englands und selbst der Insel Wight hin, wo einige landeten und Unheil stifteten, andere aber bis in den Hafen von Portsmouth drangen.[1]) Dort fuhren sie auf und nieder, weil in dem Augenblick kein Schiff segelfertig war, noch ein günstiger Wind wehte, um, wenn sie es gewesen wären, einzuschreiten. Der König, der auf die Nachricht selber nach Portsmouth gekommen, knirschte vor Wuth, als er sah, wie die Feinde ihm so nahe unter die Nase zu kommen wagten, ohne dass er ihnen zu begegnen vermochte. Es wurden daher alle Feuerzeichen längs der ganzen Küste angezündet und so viel Volk aufgeboten als hinreichend war, die Franzosen am Landen zu verhindern. Ingleichem erhielten alle königlichen und anderen Kriegsschiffe in London, Queenborough und sonst wo Befehl, unverzüglich nach Portsmouth auszulaufen, was demgemäss geschah.

Als die Franzosen merkten, dass es nicht geheuer sei

[1]) Juli 18. 1545.

länger zu verweilen, fuhren sie wieder hinaus. Da befahl nun der König, sobald die Flotte beisammen war, Alles in Ordnung zu bringen und ins Meer zu gehen. Jedes Schiff reffte die Segel, jeder Capitän empfieng seinen Befehl; als Vice-Admiral für die Fahrt aber wurde Sir George Carew ernannt, der die Mary Rose befehligte, ein so gutes, starkes und wohlausgerüstetes Schiff wie kein anderes im Reich. Vor der Abfahrt speiste der König bei dem Lord Admiral an Bord des Great Henry, wo Sir George Carew, Peter Carew und Sir Gawen Carew nur mit solchen, welche die Reise mitmachten, aufwarteten. Bei Tische verlangte der König, dass einer in den Mast gehe und sehe, ob draussen in See etwas zu erblicken sei. Das Wort war kaum gesprochen, so kletterte Peter hinauf und rief auf die Frage des Königs, dass er drei oder vier Schiffe, dem Anscheine nach Kauffahrer, erblicke. Doch dauerte es nicht lange, so erspähte er eine ganze Anzahl und rief nun, dass er glaube, es müsse ein Geschwader von Kriegsschiffen sein. Jetzt befahl der König, da er die Franzosen vermuthete, wie sie es denn auch waren, die Tafel aufzuheben, an Bord zu gehen und ihn selber in einem Boot an das Land zu setzen. Nach einem Zwiegespräch mit dem Lord Admiral und einem anderen mit Sir George Carew nahm er bei der Abfahrt eine Kette mit einer grossen goldenen Pfeife vom Halse und hieng sie unter freundlichen, ermunternden Worten Sir George um.

Sobald der König ins Boot gestiegen, um ans Land zu rudern, und jeder Capitän an Bord seines Schiffes gegangen, liess auch Sir George Carew seine Leute antreten und die Segel entfalten. Dies war kaum geschehen, als die Mary Rose zu schwanken und nach einer Seite zu sinken begann. Sir Gawen Carew, der es von seinem Schiffe aus bemerkte, fragte den Führer desselben, was dies zu bedeuten habe, welcher erwiderte, dass jenes Schiff verloren sein werde. Dann rief Sir Gawen, als er gerade die Mary Rose passirte, Sir George Carew zu, was er mache. Der antwortete, er habe eine Bande Schurken, die sich nichts sagen liessen; und es dauerte nicht lange, so gieng die Mary Rose, immer mehr sich legend, mit 700 Mann zu Grunde, von denen nur

wenige sich retteten.[1]) Es ergieng diesem Edelmann nach dem Sprichwort: je mehr Köche, desto schlimmer die Suppe. Er hatte nicht weniger als hundert Seeleute an Bord, von denen der schlechteste der Führer des besten Schiffes im Königreich hätte sein können; doch zankten sie untereinander so sehr, dass sie das dringend Nothwendige zu thun verweigerten und im Streit aus Verwegenheit untergiengen.

Inzwischen stand der König am Lande und sah dies Trauerspiel, und ebenso die Gemahlin Sir George's, welche darüber in Ohnmacht fiel. Voll Gram suchte der König sie zu trösten, doch pries er Gott in der Hoffnung, dass nach solchem Anfang der Ausgang um so besser sein werde. Auch gieng nichtsdestoweniger die ganze Flotte, 105 Segel stark, da Wind und Wetter günstig, südwärts in See. Sobald die Franzosen sie gewahrten, machten sie sich davon, wie die Schafe in den Pferch, und schlüpften in ihre Häfen, denn es gefiel ihnen besser mit sicherer Haut still zu liegen, als solchen zu begegnen, von denen sie wenig zu gewinnen hatten. Da nun der Admiral die See rein fand und nicht ohne einen Denkzettel für die Dreistigkeit der Franzosen umkehren wollte, nahm er auf Rath eines gewissen Roybodo seinen Curs nach der Bai von Tréport.

Sobald sie dort anlangten[2]) und es in der ganzen Flotte bekannt wurde, dass eine Landung versucht werden sollte, wollte jeder der erste sein. Allen voraus aber war John Courtenay, der Sohn Sir William Courtenay's von Powderham in Devonshire, Ritter, der ein Schiff befehligte.

Auf einem engen Pfade kletterte er den Felsen hinan und pflanzte auf der Spitze seine Flagge auf; ihm folgten Peter Carew und dann immer mehr. Anfangs hatten die Franzosen von obenher sich üppig machen wollen, als aber die Engländer so rasch zu landen wussten, machten sie sich eilig davon. Tréport in der Nähe wurde sammt seiner Umgebung ohne Weilen geplündert, und alle französischen Fahrzeuge im Hafen verbrannt. Nachdem die Leute ausgetrieben und ihrer Habe beraubt waren, hatte jedermann wieder sein Schiff zu besteigen.

[1]) Juli 19. 1545.
[2]) Sept. 3. 1545.

Der Lord Admiral, der dieses Mal wie früher die trefflichen Dienste Peter Carew's gewahrt hatte, rief ihn heran und wollte ihn wegen seiner Leistungen zum Ritter schlagen. Der machte demüthig allerlei Einwendung und führte namentlich an, dass sein Onkel zur Stelle sei, der, wie seine Herrlichkeit wohl wisse, dem Fürsten zu jeder Zeit am besten gedient hätte. Da der Lord Admiral dies zugeben musste, liess er ihn ebenfalls rufen. Dann pries und lobte er beide für ihre Thaten und ermahnte sie dabei zu verharren, ertheilte ihnen zugleich die Accolade, umgürtete sie und nahm sie in den Ritterorden auf. Hierauf entfaltete die Flotte die Segel und kehrte nach Portsmouth zurück.

Da ist es nun bemerkenswerth, dass Sir Peter Carew in seiner neuen Würde, als er nach dem Tode seines ältesten und einzigen Bruders der einzige Erbe war und gar Mancher den Dienst verlassen haben und nach Hause gegangen sein würde, um grosse ihm zufallende Güter anzutreten, nichtsdestoweniger vorzog, seinem Fürsten auch fernerhin die schuldige Pflicht zu thun und sich selber Anerkennung und Ehre zu erwerben, was ihm schliesslich zu grosser Empfehlung gereichte.

Gleich nach der Heimkehr wurde Sir Peter Carew mit Briefen an den König abgefertigt, ihm von dem Hergange Bericht zu erstatten. Als er eintrat und die Schreiben überreichte, bezeugte der König seine Freude und fragte, ob Alles gut abgelaufen. Sir Peter erwiderte: „Sehr gut." Ehe jedoch der König diese Briefe erbrach, forschte er ihn aus und rief, als er seinen ausführlichen Vortrag vernommen, nach seinem Schwerte, in der Absicht ihn zum Ritter zu schlagen; mittlerweile aber hatte er aus den Briefen ersehen, dass er dazu bereits erhoben worden. So wandte sich der König um, pries die Leistung und Sir Peter Carew insonderheit und versprach, dass er nicht vergessen werden sollte.

Von nun an verblieb er meist bei Hofe und verbrachte seine Zeit wieder rühmlich mit allen höfischen Uebungen dem Könige zu Gefallen, der sich an seinen edlen Eigenschaften, besonders aber an seinem Gesange erfreute. Denn da es dem Könige selber viel Vergnügen machte und

Sir Peter eine angenehme Stimme hatte, pflegten sie gewisse Lieder zusammen zu singen, wie namentlich: „Als ich am Ufer lag“ und „Als ich den wilden Wald durchzog.“

Ein Jahr nach der Rückkehr von Tréport wurde zwischen England und Frankreich Friede geschlossen[1]) und um den Eid des französischen Königs entgegen zu nehmen Viscount Lisle, Lord Admiral, zum Botschafter ernannt, der unter anderen auch Sir Peter Carew mit sich nahm. Während ihres Aufenthaltes am französischen Hofe geschah es, dass der junge Earl von Worcester, der dort die Welt kennen lernen sollte, von einem Franzosen grob behandelt ward, er aber, der noch sehr jung war, nicht Muth hatte Vergeltung zu nehmen. Nun war aber der Lord Botschafter, sobald er es erfuhr, darüber so aufgebracht, dass er seine Herren rufen liess und sich der Art aussprach, dass sie wohl merkten, wie nach seiner Meinung die Beleidigung ohne eine Genugthuung nicht vertuscht werden dürfe. Sir Peter, der auch zugegen, hielt sich durch die Worte persönlich getroffen und gedachte, wie er die Sache, die ihn ergriffen, abmachen könne.

Nicht lange hernach ward der Lord Botschafter zum Könige und zum Dauphin beschieden und, da er mit seinem ganzen Gefolge erschien, ehrenvoll zur Audienz geleitet, denn die Edelwachen standen mit ihren Partisanen zu beiden Seiten, wie es damals an diesem Hofe Brauch war. Als er in den Saal trat, bemerkte Sir Peter Carew den Mann, welcher den Earl beleidigt hatte. Sofort band er mit ihm an und gab ihm einen Schlag ans Ohr, was mitten im Audienzzimmer König und Dauphin nicht wenig verdross. Doch thaten sie, als ob sie es nicht bemerkt; als sie nachher indess die Wahrheit erfuhren, waren sie in Zweifel, ob sie mehr die Unart ihres Dieners rügen, oder den dreisten Muth des Ritters loben sollten.

Der König pflegte den Botschafter während seiner Anwesenheit, um ihm ein Vergnügen zu machen, auf die Hirschjagd mitzunehmen. Als er einst eifrig allein dem Wild nachsetzte und sehr erhitzt ward, konnte er sein Taschentuch nicht finden, sich das Gesicht abzutrocknen. Da war Sir

[1]) Zu Ardes Mai 6. 1546.

Peter Carew allein zur Stelle, ritt heran und bot ihm unterthänigst das seinige. Der König nahm es nicht nur dankbar an, sondern liess sich auch in ein vertrauliches Gespräch mit ihm ein, bis mehr Gesellschaft herbei kam. Fortan zog ihn der König bei der Jagd und ähnlichen Vergnügungen in seine Begleitung.

Während dieses Aufenthalts am französischen Hofe begegnete er auch dem Herrn, den er einst bei Cambray zum Gefangenen gemacht, und forderte ihn, da dieser damals in Calais in Freiheit gesetzt auf sein Wort versprochen hatte, entweder Sir George Carew auszulösen oder eine bestimmte Summe französischer Kronen zu bezahlen, was er beides nicht gethan.

Als dies bei Hofe ruchtbar ward, gerieth der Herr um alles Ansehen, Sir Peter Carew aber ward wegen seines tapferen Auftretens hoch gepriesen. Endlich bewarb sich jener, seinen Leichtsinn einsehend, um Vergebung, die ihm denn auch zu Theil ward.

Auch machten König und Dauphin, da sie ihn gern mochten, ihm viele reiche Geschenke, doch war er nicht so willig zu nehmen wie zu geben. Denn die Geschenke, wie die eigene Habe, die er mitgebracht, gab er mit offenen Händen hin, so dass er kaum ein Kleinod, ein Pferd oder einen Schmuck, wenn er etwas werth war, behielt. Diese und andere Handlungen verschafften ihm am französischen Hofe nicht nur einen guten Namen, sondern auch Dank zu Hause.

Nach seiner Heimkehr ward er in die Fesseln der Venus verstrickt und vom Pfeil Cupido's getroffen als Bewerber um eine Dame bei Hofe, welche die Wittwe eines verstorbenen Barons war. Da hatte er denn manche peinliche Tage, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt. Nachdem er alles versucht und bereits einen Korb erhalten hatte, gieng er zum Könige, um Seine Hoheit unterthänigst um gnädige Verwendung zu ersuchen. Der König, dem es nicht gefiel, wollte anfangs Umstände machen; endlich jedoch in Anbetracht seiner edlen und würdigen Haltung gewährte er nicht nur die Bitte, sondern schrieb selber der Dame einen dringenden Brief, worin er die Ehe mit hundert Pfund Land für sie und ihre Erben auszustatten verhiess. Da gab sie denn nach

und war es zufrieden, doch ehe die Hochzeit gefeiert werden konnte, starb der König.[1]) Nichtsdestoweniger ward die Ehe geschlossen und zwar am Krönungstage Eduard's VI.[2]) Der neu vermählte Ritter begieng nebst fünf anderen die Krönung mit einem Lanzenstechen, wozu sie alle, die Lust hatten, forderten. Dieser Ulysses trug zu Ehren seiner Penelope dabei ihren Handschuh am Helm und that sich rühmlich hervor.

Da auch einige Fremde sich meldeten, wünschte Sir Peter besonders sie zu erproben. So machte er sich fertig gegen einen, der eben den Lauf auf ihn richtete, als er vernahm, dass es kein Fremder, sondern ein Mr. Cooke sei. Er hielt daher an und liess Cooke bitten das Gleiche zu thun und einem Fremden die Bahn zu geben, was dieser aber verweigerte. Nochmals wiederholte er in allem Ernste die Bitte, nochmals vergebens. „Gut," sagte Sir Peter, „wenn er nicht will, so ist es mir gleich." Beim Zusammenstoss wurden Ross und Mann über den Haufen geworfen.

Nach dem Feste beschloss Sir Peter, dessen Herzenswunsch nunmehr in Erfüllung gegangen, sich vom Hofe zurückzuziehen. Er und die Lady, seine Gemahlin, ritten also nach Lincolnshire, um eine Weile auf ihrem Gute Wohnung zu nehmen. Dort blieben sie fast drei Jahre, bis zu dem Aufstande in Devonshire,[3]) um welche Zeit er an den Hof gerufen und von König und Rath gemeinsam mit seinem Oheim Sir Gawen Carew abgefertigt wurde, um die Grafschaft zu beruhigen. Sie erhielten eine Commission unter des Königs Hand und Siegel, um Alles, was dazu gehörte und was sie für gut befänden, zu vollziehen.

Sie begaben sich also in die Stadt Exeter, wo sie in Gemeinschaft mit Sir Piers Courtenay und den Friedensrichtern der ganzen Grafschaft Rath pflogen, um ihrem Auftrage so gut wie möglich zu entsprechen. Allein das Volk war so hartnäckig und dem papistischen Glauben, der reformirt werden sollte, so zugethan, auch begünstigten manche Angesehene die Sache und schürten im Geheimen, dass man vom

[1]) Januar 28. 1547.
[2]) Februar 20. 1547.
[3]) Im Juni 1549.

Streit nicht abzubringen war. Da nun von jener Versammlung in Exeter und ihrem Zweck zu reformiren verlautete, kam eine grosse Menge aus Samford-Courtenay, wo der Lärm zuerst begonnen hatte, und anderswo in Crediton zusammen, etwa sieben Meilen von Exeter. Sobald die Friedensrichter davon erfuhren, beschlossen sie, dass Sir Peter und Sir Gawen Carew mit einer hinreichenden Compagnie dorthin reiten und das Volk zu beruhigen suchen sollten. Als sie aber an die Stadt kamen, war die Landstrasse so versperrt, die Gebäude auf beiden Seiten so voll Leute mit Bogen und Pfeilen und anderen Waffen, dass weder an ein Durchkommen noch an Verhandeln zu denken war. Da steckte ein Reiter, ohne dass die Herren es gewahrten, eine der Scheuern in Brand, und nun flohen die Gemeinen, Weiber und alte Leute zurücklassend, aus der Stadt.

Als die Herren einritten, fanden sie Niemand und kehrten, da Alles ruhig, nach Exeter zurück. Jedoch die Kunde von dem Brande der Scheuern flog durch die ganze Grafschaft, so dass schon am nächsten Tage das Volk sich wie die Wespen erhob. Ein Haufe nahm den Ort Clyst St. Mary, etwa zwei Meilen von Exeter, und verschanzte sich daselbst mit Bäumen und Geschütz auf der Brücke, so dass von der Stadt aus Niemand gegen sie heran konnte.

Nochmals beschlossen die Friedensrichter, jene beiden Ritter als Hauptcommissäre sammt Sir Thomas Denys und Sir Hugh Pollerd abzufertigen, um zur Ruhe zu mahnen. Als sie herankamen und die Brücke gesperrt fanden, stieg Sir Peter Carew vom Pferde und wollte beherzt übersteigen. Doch das Volk war wegen der Religion so wüthend gegen ihn, dass der Mann am geladenen Stück es auf ihn richtete und es abgefeuert haben würde, hätte ihn ein anderer nicht behindert. Trotzdem kam es endlich zu einer privaten Besprechung mit Sir Thomas Denys und Sir Hugh Pollerd, in welcher die Gemeinen freilich nichts nachgeben wollten. Man kehrte nach Exeter zurück. Am nächsten Morgen aber ritt Sir Peter Carew nach London, traf indess schon unterwegs bei George Henton den Lord Privy Seal,[1]) der zu demselben

[1]) Lord Russell, der viel Klostergut in Devonshire erhalten hatte.

Zwecke von London kam. Dieser, nachdem er die Lage erfahren, machte schriftlich bei König und Rath Anzeige und ersuchte um Truppen und Geld.

Sir Peter Carew ritt eilig weiter an den Hof, um dem Könige und seinem Rath zu berichten. Da nun aber der Herzog von Somerset und der Lordkanzler Rich erkannten, dass die Religionsänderung die Ursache des Aufstandes und noch Schlimmeres zu erwarten war, wollten sie alle Schuld auf Sir Peter Carew wälzen. Der eine bezichtigte ihn wegen des Brandes in Crediton, was gegen seinen Auftrag gewesen, der andere, dass, obgleich er königliche Vollmachten gehabt, dieselben nicht genügt hätten, weil sie nicht unter dem grossen Staatssiegel ausgestellt worden. Er verdiene deshalb als Urheber des Aufstandes behandelt zu werden.

Worte, die ihn so empfindlich trafen, bat er um Erlaubniss beantworten zu dürfen, und that es so deutlich und muthig, dass Herzog und Lord Kanzler, König und Rath befriedigt waren. Seinem Antrage gemäss ward denn auch beschlossen, unverzüglich Leute und Geld an den Lord Privy Seal zu senden, und gebilligt, dass er selber ohne Weilen heimkehre, um den Aufstand bewältigen zu helfen.

Der Lord Privy Seal, der mittlerweile von George Henton nach Honiton gegangen, hatte lange auf die verheissene Unterstützung warten müssen. Endlich, da er besorgte vom Feinde angegriffen zu werden, ohne im Stande zu sein sich zu vertheidigen, liess er sich von den Herren von Dorsetshire bestimmen, Honiton zu verlassen und zu ihnen zu kommen, bis er hinreichend Mannschaften bei sich habe. Sir Peter Carew, der hiervon erfahren, machte sich in Mohuns Ottery beritten und traf mit ihm auf Black Down zusammen. Er überzeugte ihn bald, wie sein Verfahren nur den Feind bestärken vorzudringen, der Grafschaft zum Unheil gereichen und ihm selber nur Unehre bringen würde. Seine Herrlichkeit entschloss sich daher nach Honiton zurückzukehren und blieb daselbst, bis er die Feinde angriff und unterwarf. Und wirklich, wäre er bei seinem ersten Vorsatz geblieben, es hätte einen Brand gegeben, den alle Wasser in fünf Schauern nicht hätten löschen können. Weiter von dem Aufstande und den trefflichen Diensten Carew's zu handeln ist nicht

nöthig, da ein besonderes Pamphlet[1]) ausführlich darüber berichtet.

Nachdem die Bewegung vorüber und Alles wieder ruhig war, blieb Sir Peter Carew meist in seiner Grafschaft und war in hohem Ansehen während der Zeit König Eduard's.

Unmittelbar nach dem Tode dieses Königs[2]) wurde Königin Jane ausgerufen und die Proclamation vom Staatsrathe auch in die Grafschaft gesandt. Obgleich Sir Peter wohl wusste, dass ein grosser Wechsel in der Religion erfolgen müsse, falls Lady Mary Königin würde, und dass sie seinen Glauben verabscheue, so liess er doch aus Treue und Pflichtgefühl zu dem angestammten Fürsten und ohne sich um die frühere Proclamation zu bekümmern in zwei Marktplätzen seiner Nachbarschaft, Dartmouth und Newton-Bushel, Lady Mary ausrufen. Bald darauf wurde sie im ganzen Reiche proclamirt. Obwohl ihn nun Niemand deshalb anfocht, so gab es doch Einige von grossem Einfluss und Ansehen, die es übel nahmen, dass er ihnen nicht zuvor seine Hinneigung und die Gefühle des Volks in diesen Gegenden kund gethan hatte.

Königin Maria war kaum im Besitz der Krone, als auch schon eine Botschaft an den Kaiser abgefertigt wurde zum Zweck eines Ehebunds zwischen ihr und seinem Sohne, König Philipp. Dieser war aber so verhasst, dass sich eine Anzahl Edelleute dagegen verschworen, mehr aus schlimmer Ahnung, als einer gerechten Ursache wegen. Unter anderen stand auch Sir Peter Carew in so starkem Verdacht, dass er mit Sir Gawen Carew, Sir Arthur Champernowne, Ritter, und William Gybbes, Esquire, zum Verräther erklärt und den Rittern Sir Thomas Denys, damals Sheriff, und Sir John Saintleger die Commission zugestellt wurde sie zu verhaften. Auch wurden Sir Gawen, Sir Arthur und Mr. Gybbes sofort festgenommen, jene beiden zuerst in das königliche Gefängniss auf dem Schloss zu Exeter, dieser in die dortige Gildhalle, dann aber alle in den Tower von London abgeführt. Im Verhör wurden sie als Mitverschworene Sir Thomas

[1]) Nämlich von Hooker selber bei Holinshed.

[2]) Juli 6. 1553.

Wyatt's und des Herzogs von Suffolk[1]) angeklagt, doch verantworteten sie sich so gut, dass sie als getreue Unterthanen entlassen wurden.

Sir Peter Carew jedoch, der von einer angesehenen Persönlichkeit, die, wenn er verhaftet würde, selber nicht sicher war, einen geheimen Wink erhalten, war zu Pferde gestiegen, wie er sagte, um an den Hof zu reiten und sich von jedem Verdacht zu reinigen. Unterwegs aber, nicht weit von Hause, traf er seinen Diener, den er zu zwei seiner besten Bekannten in Wiltshire und Dorsetshire vorausgeschickt hatte. Da bei ihnen kein Schutz zu finden war, wandte er sich zu einem anderen in der Nähe und verbarg sich daselbst, während ein Bote in Exeter das nöthige Geld borgen, ein anderer in Weymouth eine Barke bestellen musste, um über die See zu gelangen. Sobald Beides besorgt war, ritt er nach Weymouth als Diener verkleidet und einem seiner eigenen Leute aufwartend. Mittlerweile wurde sein Haus durchsucht, seine Habe verwüstet, seine Ländereien schliesslich an einen Kämmerer der Königin, John Basset, Esquire, vergeben.

In derselben Nacht, als er sich einschiffte, träumte seiner Gemahlin, dass er über Bord gefallen und ertrunken sei. Vor Schreck erwachend, sandte sie voll Sorge über den Traum einen Boten an die Küste, um über Sir Peter Erkundigung einzuziehen. In Weymouth erfuhr der Bote, dass Sir Peter Carew wirklich, als er aus dem Boot in die Barke steigen wollte, ausgeglitten und ins Wasser gefallen sei und ertrunken wäre, wenn ihn nicht einer sofort ergriffen hätte.

Sobald er mit seiner Begleitung an Bord war, wurden die Segel gelöst, doch hatte man kaum die Hälfte des Canals zurückgelegt, als ein schreckliches Unwetter losbrach und Alles zu verschlingen drohte. Endlich wurden sie wieder nach Weymouth zurückgetrieben, wo, wären sie gelandet, wie einige wollten, sie unfehlbar ergriffen worden wären, denn das ganze Land fahndete auf sie. Doch Sir Peter, der das Schlimmste ahnte, hielt sich und die Seinen dicht unter Deck, bis sie mit besserem Winde wieder ausliefen und nach Rouen gelangten. Von dort ritt er stracks an den französischen

[1]) Nach deren Erhebung im Januar und Februar 1554.

Hof, wo man ihn gut aufnahm, ihm auch schöne Anerbietungen machte, falls er darauf eingehen wollte. Allein er schlug es aus, indem er erklärte, dass er niemals an Fürst und Heimath Verräther sein und nie, so lange er lebe, eine Anstellung suchen werde, um gegen sie zu dienen. Er verliess daher den französischen Hof und begab sich nach Venedig. Kaum aber war er dort angekommen, als auch Peter Avanne, der Gesandte der Königin Maria beim Dogen und Rath, davon erfuhr und sofort Alles versuchte, um ihn gefangen zu nehmen. Zuerst richtete er sein Gesuch an den hohen Rath, indem er ihn benachrichtigte, dass einer, der an seiner Herrin, der Königin von England, zum Verräther geworden, seine Zuflucht in dieser edlen und berühmten Stadt genommen habe, die zwar eine freie Stadt und ein Asyl sei für alle, die in Noth und Elend zu ihr flüchten, aber nicht für solche, die Verrath an ihren Fürsten und Untreue am Vaterlande begangen.

Sobald Sir Peter Carew davon erfuhr, liess er Francesco Foscarini, den Staatsanwalt von Venedig, zu sich bitten, den er einst zu Zeiten König Eduard's VI. am englischen Hofe hatte kennen lernen. Ihm eröffnete er seine gegenwärtige Lage, und Francesco, nachdem er ihn angehört, bat ihn nur gutes Muths und nicht angst zu sein. „Denn ich will selber", sagte er, „an das Gericht gehen und mich erkundigen, ob Ihr verfolgt werdet; ist dem so, so bürge ich für Euch. Inzwischen seid behutsam und geht nicht aus, es sei denn in Begleitung und gut bewaffnet." Francesco begab sich denn auch sogleich an das Gericht und fand dort die von Peter Avanne beim Staate eingereichte Klage gegen Sir Peter, wogegen er eine so kräftige und wirksame Vertheidigung erhob, dass sie abgewiesen ward.

Hierauf gerieth Peter Avanne auf einen anderen Plan und dang einige Raufbolde, die Sir Peter auflauern und ermorden sollten, wogegen dieser indess auf den guten Rath seines Freundes Francesco Sorge getragen.

Da geschah es, dass Sir Peter eines Tages ausgegangen war und um die Ecke einer Strasse, genannt Ruga Causa[1]),

[1]) Ruga, Strasse, ist alt-italienisch, Diez, Etymol. Wörterbuch der romanischen Sprachen s. v. Aber Causa?

in seine Wohnung zurückkehren musste. Das wusste Peter Avanne und stellte hier die gemietheten Gesellen mit ihren Handbüchsen und Degen auf. Als Sir Peter heran kam und sie bemerkte, machte er sich fertig und hiess seine Leute zwei bei zwei gehen. So passirten sie, er selbst mit einem in der Mitte, die Ecke. Jene aber, die ihm auflauerten, und nicht wussten, wer es sei — ihre Büchsen waren aber nur geladen, um ihn zu erschiessen — da es überdies dunkel ward, fragten einander: „Le quelle?“[1]) Wer ist es? Aber Sir Peter, dessen letzte Leute ebenfalls die Pistolen geladen hatten, kehrte um und fragte, was sie wollten? Als sie merkten, dass der, den sie haben wollten, vorüber war, zogen sie ab und er kam davon. So hatte er denn Gott zu danken, beschloss aber, nicht länger zu bleiben, wo ihn solche Gefahren umgaben. Nachdem er sich nochmals an seinen Freund Francesco gewandt, erhielt er durch ihn einiges Geld und reiste nach Strassburg in Deutschland, wo sich damals Dr. Poynet, der frühere Bischof von Winchester, und andere Engländer aufhielten, die der Religion halber von Hause geflohen waren. Bei ihnen blieb er, bis er von seiner Gemahlin Nachricht erhielt.

Während seines Aufenthalts brach im Hause des Mr. Poynet Feuer aus, und Niemand wagte sich hinein, um all sein Geld und kostbare Habe aus einem Wandschrank zu retten. Sir Peter, der den Jammer des Mannes ansah und hörte, wie er sein Geld beklagte, sprang mit aller Gewalt gegen den Schrank und versetzte ihm einen solchen Stoss mit dem Fusse, dass er ihn aufbrach und das Geld herausnahm. Kaum aber hatte er die Thür hinter sich, so stürzte das Haus ein, so dass er wie durch ein Wunder gerettet schien. Noch immer musste er auf fremdem Boden verweilen.

Mittlerweile lag seine Gemahlin beständig König Philipp und die Königin für ihren Gatten an und musste, da sie in England nichts erreichte, zum Könige nach Brüssel in Brabant reisen. Dort gelangte sie endlich zum Ziel, und sobald sie Sir Peter davon benachrichtigt, kam er von Strassburg nach Antwerpen. Hier hörte er, dass Lord Paget jüngst

[1]) Vielleicht: é quello?

mit einem Auftrage der Königin zum Könige gekommen,[1]) und begab sich daher zusammen mit Sir John Cheeke an den Hof zu Brüssel, ihn zu begrüssen und den ihm schuldigen Respect zu bezeigen, was Lord Paget freundlich und durch guten Empfang zu erwidern schien.

Beide Herren besuchten ihn ohne Arg und wünschten ihn bei seiner Abreise ein Stück Wegs zu begleiten; doch er wollte es durchaus nicht dulden, sondern reichte ihnen zum Abschiede freundlich die Hand, während sie nicht ahnten, dass unter dem grünen Grase eine falsche Schlange und unter so vielen schönen Worten eitel Gift verborgen war. Denn Lord Paget hatte mit dem Marschall oder Sheriff des Landes solche Anstalten getroffen, dass die Beiden, als sie nach Antwerpen zurückkehrten, unterwegs überfallen und als Verräther mit Gewalt nach England geschleppt wurden.

Als sie nämlich Abschied genommen und heim ritten, lag der gedungene Sheriff im Hinterhalt, stürzte sich auf sie, band ihnen die Augen und brachte sie wie Schafe zur Schlachtbank an das Ufer, wo ein tüchtiges Fischerboot bereit lag, sie nach England überzuführen. Die Edelleute des Landes, aufgebracht über eine so unwürdige und verrätherische That, forderten deshalb den Sheriff; doch er, damit die Bestechung nicht zu Tage komme, behauptete, dass er vom Könige Befehl gehabt sie zu ergreifen, weil sie abermals Verschwörung wider König und Königin getrieben hätten, und dass er schleunig hätte einschreiten müssen. Da dies nun gänzlich erlogen, war auch der König sehr unzufrieden, als er davon vernahm, und hätte sie in Freiheit gesetzt, wären sie nicht zuvor fortgeschleppt worden.

Verbunden und gefesselt wurden sie ins Boot gethan, der eine an einem, der andere am anderen Ende. Ohne zu wissen, wo sie waren, wohin sie führen, und was aus ihnen werden sollte, hatten sie den einzigen Trost, mit einander zu reden. Sir John Cheeke, zwar ein gelehrter Mann, aber noch wenig in Leiden geprüft, war in grosser Angst und Verzweiflung und wollte sich nicht trösten lassen. Sir Peter Carew dagegen, dessen Herz durch kein Unglück zu er-

[1]) Im Sommer 1555.

schüttern war, gab ihm Zuspruch, als wäre er ein Geistlicher, er solle nur gutes Muths, geduldig und zufrieden sein.

Als sie in die Themse eingefahren und beim Tower angekommen, hörten sie die Glocken desselben. Nun wusste Sir Peter, wo sie waren, und sie freuten sich solcher Sicherheit, denn sie hatten befürchtet, man wolle sie ins Meer werfen. Unverzüglich wurden sie in den Tower geführt, wo der Constable einem zuvor erhaltenen Befehle gemäss sie trennte. Sir Peter kam in eine enge unbequeme Zelle. Sobald seine Gemahlin hiervon erfuhr, fürchtete sie gewaltig, dass das Ende aller seiner und ihrer Leiden nur der Anfang zu neuen sein werde, und griff zu dem alten Mittel zu petitioniren. Da ihr Gemahl sich in enger Haft befand, kein Bett hatte und Niemand sehen sollte, so ruhte sie nicht, bis er ein besseres Gemach und ein Bett erhielt und ihr der Besuch gestattet ward. Dann setzte sie Alles daran, dass man ihm die Vertheidigung gewährte. Wiederholt erschien er vor dem Staatsrath und rechtfertigte sich so trefflich, dass man ihm billigerweise nichts vorwerfen konnte, ausser dass sein Grossvater Sir Edmund, der letzte Baron von Carew, der Königin eine Summe Geldes schuldete, deren Zahlung an seinem Lande haftete. Da nun alle seine Nöthe in einen Geldhandel ausliefen, fand er die Mittel zu zahlen und ward demnach in Freiheit gesetzt.

Nicht lange darauf stellte er sich der Königin Maria vor, welche offen über seine Leiden sprach, sie bedauerte und sich freute, dass er sich so gut verantwortet habe. Sie verhiess seine gnädige Herrin zu sein, machte ihm auch Anerbieten, falls er dazu geneigt gewesen wäre; doch war er froh nach langer Noth ruhig leben zu können und verharrte während ihrer Regierung in Zurückgezogenheit.

Sobald jedoch nach ihrem Tode[1]) Lady Elisabeth zur Königin ausgerufen worden, begab er sich an den Hof und ward, weil er zum Theil ihretwegen geduldet hatte, huldvoll aufgenommen. Er wäre zu hohen Ehren gelangt, hätte er so bereitwillig annehmen wollen, als sie darbot. Aber es gieng wie im Sprichwort: „Wer den Sack nicht aufmacht,

[1]) November 16. 1558.

wenn ihm ein Ferkel gereicht wird, zieht leer ab." Uebrigens war die Königin sehr freigebig gegen ihn, was dann wieder ebenso freigebig, ja, verschwenderisch daraufgieng.

Zu Anfang ihrer Regierung wohnte er meist in London, als im zweiten Jahre die Schotten sich dringend an sie wandten um Hilfe gegen die Franzosen, die sich in Schottland so gebärdeten, als wenn die ganze Regierung von ihnen abhienge. Die Königin schickte deshalb den Herzog von Norfolk und Lord Grey mit einem Heere ab[1]), und da sich die beiden schlecht vertrugen, sandte sie Sir Peter Carew hinterdrein, damit er den Grund erforsche und einstweilen Frieden stifte. Nachdem er sie erreicht, übergab er seine Botschaft und that ingleichem Ihrer Hoheit Meldung, wobei er, obgleich ein schlechter Schreiber, als sein eigener Secretär handeln musste, da er keinen anderen ins Vertrauen ziehen durfte.

Während seines Aufenthalts im Lager gab es etwas Dienst, was bei dem Streite zwischen den beiden Edelleuten nicht leicht war. Sir Peter nahm daher die Sache in die Hand und stellte die Truppen so geschickt auf, dass jede Uebereilung vermieden, ihm aber das Ansehen eines geschickten Soldaten zu Theil ward.

Nachdem sein Auftrag erledigt war, gieng er an den Hof zurück und empfieng den Dank der Königin. Scherzend dankte sie ihm für die Briefe aus seiner eigenen Feder, weil er ein guter Secretär sei, denn es fragte sich, wem die Arbeit sauerer ward. Er brauchte eine ganze Nacht zum Schreiben, sie aber nicht minder zum Lesen.

Hierauf verliess er London und bezog sein Haus in Mohuns Ottery, wo er wie auch an anderen Orten in Devonshire seine Zeit verbrachte zur Zufriedenheit der Königin und des ganzen Landes, ausser dass Ihre Hoheit einiges Missfallen hegte, weil er im ersten Parlament ihrer Regierung dem Antrage in Betreff ihrer Verheirathung geneigt schien, und weil er sich weigerte, in das Parlament ihres dreizehnten Regierungsjahres[2]) zu treten, wo, wie sie sagte, er von gutem

[1]) Im März 1560.

[2]) November 17. 1570 bis November 16. 1571.

Nutzen gewesen sein würde. Trotzdem benutzte sie ihn, je nachdem sich Gelegenheit bot, und als dem Herzoge von Norfolk der Process in der Westminsterhalle gemacht ward, fungirte er als erster Beamter und Constable des Towers, um ihn von dort nach Westminster hin und zurück zu geleiten.[1])

Bald darauf, als er wieder in seiner Grafschaft war und solche öffentliche Angelegenheiten betrieb, wie sie die Zeit mit sich brachte, gedachte er in seiner Musse auch der Ländereien, auf die er, wie er überzeugt war, im Königreich Irland Erbansprüche hatte. Wohl besass er darüber verschiedene Urkunden, doch waren dieselben so alt und er so unerfahren, dass er sie nicht lesen konnte. Auch kannte er Niemand, der es verstand oder ihm Anleitung geben konnte. Nachdem er sich oft mit seinen Freunden darüber besprochen und den Mangel eines geschickten Mannes beklagt hatte, ward ihm endlich mitgetheilt, dass der Schreiber dieses, bis dahin ihm unbekannt, sich eifrig mit alten Schriftstücken und Urkunden beschäftige, sie vortrefflich zu lesen verstehe und mehr als irgend jemand in Exeter ihm zu Diensten sein könne. Sir Peter, begierig seinen Wunsch erfüllt zu sehen, machte also seine Bekanntschaft und legte ihm sofort zwei oder drei alte Beweisstücke über jene Güter vor, von denen das eine sehr alt und unter die Füsse getreten war, so dass die Buchstaben fast verschwunden waren. Nichtsdestoweniger las sie der Mann und legte sie ihm aus, was ihm so gefiel, dass er ihm die Durchforschung seines Archivs übertrug, um diejenigen auszulesen, welche die Angelegenheit betrafen. Sie wurden sämmtlich in ein eigenes Buch copirt, wie auch aus den übrigen Urkunden ein Stammbaum entworfen. Sir Peter Carew, von seinem Anspruch und Recht überzeugt, begab sich alsdann auf den Rath dieses Verfassers zu Ihrer Hoheit und zum Geheimen Rath und reclamirte unter Vorlegung seiner Beweismittel gewisse Landstücke im Königreich Irland mit dem unterthänigen Gesuch, dorthin reisen und sie in Besitz nehmen zu dürfen. Ihre Majestät und der Rath waren es zufrieden und genehmigten nicht nur sein Gesuch, sondern

[1]) December 1571.

schrieben auch dem Lord Statthalter und seinen Beamten, ihm förderlich zu sein.

Sobald er alles dies nach Wunsch erreicht, gieng er nach Haus, schickte nach dem Schreiber dieses und berieth mit ihm über den Erfolg, was am besten zu thun sein werde. Endlich nach längerer Ueberlegung ward beschlossen, zuerst jemand hinüberzuschicken, um sich zu überzeugen, wie dort das Recht in der Sache stand, und ob es etwa auch durch einen der Vorfahren verwirkt worden und verlustig gegangen, wo nicht, wer es dann in die Hand nehmen könne. Er drang in diesen Schreiber, die Sache auf sich zu nehmen, der, so unlieb es ihm auch war, schliesslich nachgab. So setzte er sich Anfang Mai[1]) in Ilfracombe zu Schiff und fuhr nach Waterford. Auf der Reise von dort nach Dublin kam er durch die Grafschaft Odrone, eine Baronie, ein Stück der Erbschaft Sir Peter's, dessen Ahnen einst ihre Herren gewesen waren.

Sobald er in Dublin seine Briefe dem Lord Kanzler Robert Weston und dem Ritter Sir William Fitzwilliams, den beiden Lords Justices während der Abwesenheit des Lord Statthalters Sir Henry Sidney, und andere dem Master of the Rolls übergeben hatte, erhielt er Zutritt im Archiv des Schlosses von Dublin. Bei der Nachforschung, welche einige Wochen hinnahm, fand er viele Urkunden über die Ansprüche Sir Peter Carew's auf verschiedene Herrschaften und Landstücke sowohl in der Provinz Leinster, wo die Baronie Odrone liegt, wie in der Grafschaft Munster, wo seine Ahnherren einst Marquis gewesen, und in der Provinz Meath, wo die Herrschaften Dowlyke und Maston Twete, ehemals auch Bally Maclethan geheissen, und andere einzelne Stücke liegen. Aber von Verwirkung, Verfall durch Abwesenheit oder Entfremdung war in den Urkunden keine Spur zu finden.

Als er sah, dass Alles gut stimmte und nichts sich auffinden liess den Titel anzufechten, sondern nur Verjährungsrecht, das in dem Lande nicht gilt, schrieb er sofort an Sir Peter Carew, der, nicht wenig glücklich, sich Anfang August in Ilfracombe einschiffte und nach Waterford kam, wo er

[1]) Im Jahre 1568.

blieb, bis der Verfasser, der sich in der Baronie Odrone im Hause Henry Davells', Esquire, aus Devonshire, aufhielt, zu ihm kam.

Nach seiner Ankunft erschienen Thomas Stukeley, Esquire, Constable von Leighlin und Seneschall von Wexford, und der erwähnte Henry Davells, begrüssten ihn, schafften ihm und seinen Begleitern Pferde und begleiteten ihn zuerst nach Leighlin, wo er ehrenvoll von Mr. Stukeley aufgenommen ward. Hier fanden sich einige Häupter der Kavanaghs ein, welche damals die Baronie innehatten, denen er nachwies, dass er ihr Lord und gekommen sei, seine Baronie wieder in Anspruch zu nehmen. Allein was wenig bitter klang, nahmen sie um so bitterer auf.

Nachdem er so die Baronie in Besitz genommen, geleiteten ihn jene Herren nach Dublin, wo er bis Allerheiligen blieb, ohne etwas zu unternehmen, weil Sir Henry Sidney, der Lord Statthalter, noch nicht aus England zurück war. Während seines Aufenthalts wohnte er in St. Mary Abbey, wo er ein so gastfreies Haus hielt und so viele zu ihm kamen, dass er in hoher Achtung stand. Aber nichts wunderte sie mehr, als dass er erschienen war, um so weite Ländereien zu beanspruchen, an deren Besitz Niemand mehr gedacht hatte. Denn obgleich sie alle wussten, dass die Carews, welche sie in ihrer Sprache Carones nennen, einst im Lande grosse Eigenthümer und Edelleute gewesen, und dass es noch immer in fast allen Theilen des Reichs viele von diesem Namen und dieser Familie gab, hatten sie doch wenig gedacht, dass, nachdem der Name seit mehreren Jahrhunderten niedergegangen, noch Einer am Leben sein werde, auf den die Erbschaft übergehen könne. Da es nun bekannt ward, dass er der Mann sei, dem sie zu Recht gehörte, konnten sie nur staunen und doch sein Recht zugestehen.

Als er eines Tages auf seiner Schabracke durch die Strassen von Dublin ritt, geschah es, dass eine alte Frau vor ihrer Thür sass und im Gespräch zu einer ihrer Gevatterinnen sagte: „Ihr habt den alten Spruch gehört, dass ein Todter wieder erscheinen kann. Seht," sagte sie mit der Hand auf Sir Peter weisend, „da ist er, denn seine Ahnherren waren grosse Lords und hatten weite Besitzungen in

diesem Reiche, aber da man seit 200 oder 300 Jahren nichts mehr von ihnen gehört, hiess es, dass sie alle todt seien und keiner mehr am Leben, um das Erbe in Anspruch zu nehmen. Jetzt aber ist dieser Mann wie vom Tode auferstanden und denkt sie aus ihren Nestern zu treiben, die so warm darin zu liegen meinten.“ Und dies war nicht nur ihr Geschwätz, sondern die gemeine Rede im ganzen Lande. Die meisten jedoch freuten sich, dass ein so edler, würdiger, freigebiger und tapferer Herr, der einst von ihrer Nation gewesen, gekommen sei, um wieder unter ihnen zu wohnen.

Während er nun müssig in Dublin weilte, kam ihm der Gedanke, ob es besser sei, den Process mit der Baronie Odrone oder mit Sir Christopher Chyvers wegen der Baronie Maston zu beginnen, denn die grossen Herrschaften in Munster waren von solcher Bedeutung, dass sie sich zu Anfang nicht gut anfassen liessen. Endlich liess er Sir Christopher Chyvers kommen, der in Maston, 15 oder 16 Meilen von Dublin, innerhalb des englischen Pale wohnte, und erklärte ihm, dass Haus und Land nicht ihm, sondern ihm Sir Peter gehörten, was er mit echten Verschreibungen erweisen könne. Sir Christopher ward über die Mittheilung äusserst betroffen, da er aber von Sir Peter sehr höflich aufgenommen ward, dankte er ihm und bat sich eine Frist zur Antwort aus, die dann dahin lautete, dass er nicht ausziehen werde, als bis vor Gericht entschieden worden.

Nach dieser Antwort war Sir Peter entschlossen, mit ihm den Anfang zu machen, weil er ein Herr von Ansehen und Reichthum war, auch zu Advocaten gute Beziehung hatte, denn er sagte, mit dem Besten sei anzufangen, weil die Anderen dann rascher folgen würden. Zuerst war er der Meinung gewesen, mit den Kavanaghs um die Baronie Odrone zu beginnen, weil sie altes Erbe, eine grosse Landschaft oder Grafschaft war und den Titel einer Herrschaft führte.

Sir Christopher Chyvers, der es auf das Gericht wollte ankommen lassen, war mit seinen Advocaten der Sache so sicher, dass kein Anwalt im Lande von irgend Bedeutung Sir Peter Carew zu Dienst sein werde als John Synnot aus der Stadt Wexford in der Provinz Leinster. Er schickte da-

her nach Sir William Peryam, Barrister im Middle Temple, gebürtig aus Exeter, der nach seiner Ankunft eine Bill gegen Sir Christopher Chyvers aufsetzte und dem Lord Statthalter und Rath einreichte. Sofort erhielt er eine Ladung und erschien zum Termin mit seinen acht Anwälten, verweigerte aber die Bill zu beantworten, weil diese behaupteten, es sei dies kein zuständiges Gericht über streitigen Landbesitz, ferner, weil deshalb Niemand in anderer Weise als nach dem Herkommen des gemeinen Rechts belangt werden könne, und endlich, weil das gemeine Recht als das Erbtheil jedes Mannes auch keinem verkürzt werden dürfe. Diesen Einwand liessen die beiden Oberrichter gelten. Mr. Peryam aber entgegnete erstlich, dass der Königin Majestät kraft ihrer Prärogative alle Streitfragen irgend welchen Gerichts an sich nehmen könne; zweitens, dass jeder Mann, wenn er keinen anderen Ausweg habe, seine Sache entweder im Kanzleigericht oder im Staatsrath an Ihre Majestät bringen könne; endlich, dass verschiedenen Präcedenzfällen zufolge dieselben Angelegenheiten auch hier zu Lande vor dem Lord Statthalter und dem Staatsrathe entschieden worden seien.

Da diese Antwort nicht genügte, sondern immer noch die Autorität des Gerichtshofes angefochten ward, kam die königliche Prärogative in Frage: die beiden Oberrichter und der königliche Staatsanwalt erhielten den Auftrag, dem Lord Statthalter zu einem bestimmten Tage nachzuweisen, ob er in solchen Angelegenheiten entscheiden dürfe. Nach Zuziehung anderer Rechtsgelehrten und Consultation ihrer Bücher gaben sie den Bescheid: dass, da Sir Peter Carew aus verschiedenen Gründen nach gemeinem Rechte nicht zu einem gerechten Spruch gelangen könne, seine Sache vor Lord Statthalter und Staatsrath gehöre. Nach diesem Erkenntniss ward Sir Christopher Chyvers aufgegeben, zu einem bestimmten Tage seine Erwiderung auf die Bill einzureichen, was denn auch geschah. Da er nun einsah, dass er aller Einwände, welche seine Anwälte nach gemeinem Recht erheben konnten, verlustig gieng, Sir Peter dagegen so treffliche Urkunden besass, die nicht bestritten werden konnten, liess er das Gesuch stellen, die Sache durch Vergleich zu erledigen. Sir Peter willigte nicht eher ein, als bis ihn Sir

Christopher in demüthiger Weise darum angieng, weil es für ihn, Frau und Kinder vernichtend sein würde, wenn man sie austreiben wollte. Da also Sir Peter aus Erbarmen für den Ritter nachgab, erkannten die Schiedsrichter, dass Sir Christopher keinerlei Ansprüche, sondern nur einen Pachtcontract für einen Theil des Gutes besitze, der noch hundert Jahre laufe; dass der Zins in keinem Verhältniss zu dem Werthe des Landes stehe, aber bedeutend höher sei, als dieser zahlen könne. Er vertraute sich daher völlig der Gnade Sir Peter's an und erreichte auf sein Bitten, dass ihm endlich das ganze Land beinahe für Nichts wieder verpachtet ward, nämlich für eine Trinkschale, eine Nuss in Silber gefasst, im Werthe von 20 £., und drei oder vier Pferde 30 £. werth. Sir Peter Carew schätzte den Erfolg höher, vor dem Lord Statthalter, dem Rath und den gerade anwesenden angesehensten Häuptern des Reiches von jenem das Geständniss erhalten zu haben, dass er keinen Rechtstitel besitze, als den Werth des Landes, obgleich es zum Unterhalt eines anständigen Mannes hinreichte.

Hierauf gieng er gegen die Kavanaghs vor, die seine Klage beantwortet hatten, und es erfolgte der Spruch für ihn, dass er nach Erkenntniss des Lord Statthalters und Rathes der rechtmässige Herr der Baronie Odrone, seines alten Erbes, sei. In Folge eines Erlasses an Henry Davells, Esquire, Sheriff der Grafschaft Catherloghe, befand er sich schon vor Weihnachten in vollem Besitz. Gleich darauf wurde Thomas Stukeley von der Schlosshauptmannschaft von Leighlin entbunden und Sir Peter Carew durch Commission des Lord Statthalters vom 17. Februar 1568[1]) eingesetzt. Nachdem Alles bereinigt war, verabschiedete sich Sir Peter bei Statthalter und Rath und begab sich nach Leighlin.

Hier war er bemüht, sich in allen Stücken ehrenwerth und tadellos zu erweisen. Zunächst waren Haushalt und Gastfreiheit so unbeschränkt wie bei keinem anderen in der Gegend. Sodann führte er eine Verwaltung so gerade und billig, dass sich Niemand beklagen konnte, dass er aus Gunst oder Abneigung das Recht verkümmere, vielmehr die Umgegend gegen gewaltthätige Landstreicher und alles Gesin-

[1]) 1569 neuen Stils.

del ruhig und sicher machte, das vom Raube anderer lebt. Endlich behandelte er seine Hintersassen, die Kavanaghs, so höflich und grossmüthig, dass sie trotz dem Kummer, von den Besitzungen, die sie lange Zeit gehabt, ausgeschlossen zu werden, ihm gern dienten und sich solche Stücke in Pacht verschreiben liessen, die er gegen Rente, Pflichten und Dienste hergab. Auch richtete er an mehreren Plätzen seiner Baronie, um Ruhe und Frieden zu wahren, Baronialgerichte ein nach englischem Herkommen, das bis dahin hier unbekannt gewesen. So gewann sein Name bald grosses Ansehen, so dass der grösste Theil des Volkes sich glücklich schätzte, dass ein so guter Mann unter sie gekommen.

Demungeachtet gab es aber auch solche, die gewohnt waren zu ernten, was andere säen, und auszugeben, was andere einnehmen, und folglich die Nähe eines solchen Mannes nicht ertragen konnten. Voll Neid suchten sie ihn im Geheimen um die Achtung zu bringen und, als das nicht gelang, ihn zu vernichten.

Als er nun eines Tages von Dublin nach Leighlin unterwegs und bis Black Raghe gekommen war, vernahm er, dass einige Reiter und ihre Gesellen bei Bolton Hill im Versteck lägen, um ihn zu überfallen. Dieser Ort ist nicht weit von Tresseldermont, das südlich liegt und in der Nähe von Killmany, einem Hause des Grafen von Kildare, mit Haide im Westen und einem Thal bis an den Fluss Barrow. Ueber den Hügel, von dem aus man eine weite Aussicht hat, führt die Strasse von Dublin. Als Sir Peter Carew durch Kundschafter erfahren, dass die Meldung richtig sei, wandte er sich thalabwärts an den Barrow und ritt an Killmany vorüber nach Carlow. So entgieng er, Bolton Hill links lassend, diesmal seinen Feinden.

Solche Anschläge wurden beinahe täglich gegen ihn gemacht, aus keiner anderen Ursache, als weil er nicht nur auf seinem eigenen Lande, sondern überall gegen die schlechten und abscheulichen Bräuche der Iren (coin and livery, cosheries and cesses) einzuschreiten suchte, die sämmtlich nur das Verderben des treuen Unterthanen und fleissigen Arbeiters und den Unterhalt von Dieben, Mördern und vielem anderen schlechten Gesindel förderten.

Als sein grösster Gegner galt Sir Edmund Butler, der Bruder des Grafen von Ormond. Er gab vor, dass Sir Peter Theile des Gutes beanspruche, welches er von seinem Vater, dem Grafen, erhalten hatte. Es ist wahr, dass in Dullogh, das zur Baronie Odrone gehörte, westlich vom Barrow, Sir Edmund Butler ein Stück Land, Cloghgrennam geheissen, inne hatte, welches sein Vater James, Graf von Ormond, dem Morogh Geyre Kavanagh durch Austreibung abgenommen und seinem Sohne Sir Edmund gegeben hatte. Da diese Uebertragung aber weder rechtmässig geschehen war, noch die Ansprüche Sir Peter's beseitigte, der seine ganze Baronie gegen die Kavanaghs wieder in Besitz genommen hatte, so kam dieser dennoch nach mehreren Verhandlungen mit Sir Edmund überein, dass, obgleich er seinen Rechtstitel für genügend hielt, aus Hochachtung für den Grafen und Artigkeit für Sir Edmund, er ihn nicht behelligen wolle, bis ihrer beider Ansprüche dem Grafen unterbreitet wären. Sollten Sir Edmund's genügend befunden werden, so möge er ruhig im Besitz bleiben; wenn andererseits Sir Peter im Rechte sei, so wolle er ihn freundlich und wie einen Gentleman behandeln, so dass er wie sein Bruder der Graf zufrieden sein würde. Demungeachtet konnte Sir Edmund, der nach einer anderen Seite zog, Sir Peter mitsammt seinem höflichen Anerbieten nicht ausstehen, sondern that aus Bosheit gegen seinen guten Erfolg und aus Hass gegen seine Verwaltung Alles, ihn zu untergraben. Das kam oft genug zu Tage, besonders aber in folgenden beiden Fällen.

Sir Peter Carew war eines Tages in Waterford gewesen und kam auf dem Heimwege bis Thomastown, als er noch vor der Stadt am jenseitigen Ende derselben einen Trupp Reiter halten sah in der Nähe des Weges, den er zu ziehen hatte. Er befahl daher seinen Leuten, sich in Bereitschaft zu setzen, falls sie angegriffen werden sollten, und ritt im offenen Felde um die Stadt herum. Als Sir Edmund Butler die Absicht Sir Peter's und der Seinen errieth, machte er sich in den benachbarten Wald, und jener kam ohne einen Zusammenstoss davon.

Ein anderes Mal war Sir Peter Carew in Dublin, wo er 10 bis 12 Tage blieb und einen Tag vor der Abreise einen

Boten abfertigte, um seine Ankunft in Leighlin anzusagen. Sir Edmund hatte inzwischen gerade eine Zusammenkunft mit einigen Engländern, die jenen ebenso wenig leiden konnten und, weil er eine allgemeine Reformation betrieb, die ihnen allen viel Raub abnehmen konnte, mit Sir Edmund conspirirten. Als sie nun Tag und Stunde erfuhren, an denen Sir Peter aus Dublin zurückkehren wollte, legten sie sich ins Versteck mit der festen Absicht, ihn zu beseitigen. Dieser wusste nichts davon, hatte aber aus verschiedenen Ursachen über den bezeichneten Tag hinaus in Dublin zu thun. So wurden sie denn bange, dass ihre Anschläge herauskommen könnten, und kehrten heim. Nicht lange hernach geriethen sie in Streit mit einander, und einer berichtete Sir Peter von dem Vorhaben. Der stellte sie sehr ernst zur Rede, doch war er endlich in Anbetracht jener Zwietracht und der tiefen Beschämung, welche einige ihm zu erkennen gegeben, williger zu vergeben als sich zu rächen. Und wirklich, einige waren über ihre Thorheit so angethan, dass sie in der Folge nie wieder ihm feindlich begegneten.

Nicht lange hierauf brach die Rebellion aus, die man den Butler-Krieg nennt.[1]) Ihr Haupt war Sir Edmund Butler, der dritte Sohn des verstorbenen Grafen James von Ormond, Bruder des gegenwärtigen Grafen Thomas, der trotz seiner edlen Abkunft in solche Thorheit oder vielmehr Wahnsinn verfiel, dass er nicht nur ein echter Ire, sondern sogar ein irischer Kerne in Anzug, Benehmen und wilden Sitten ward. Von den Landsleuten fortgerissen, verwüstete er alles Land mit Feuer und Schwert. Sein Vorwand war, dass Sir Peter Carew auf einen Theil seines Gutes Anspruch erhob, was jedesfalls nicht hinreichender Grund zum Aufstande war. Aber eine allgemeine Verschwörung war von langer Hand her betrieben, um der allgemeinen Organisation zu widerstehen, welche, wie es hiess, für das ganze Land bezweckt würde, um das lose, barbarische und höchst nichtswürdige Leben dieser wilden Nation zu unterdrücken. Statt dem nachzugeben, wollten sie lieber mit den Lacedämoniern dem Lycurg ein Auge ausstechen und die Krone und Würde der

[1]) 1572.

Königin in Gefahr bringen. Trotzdem hatte ihre Sache den übelsten Fortgang, weil die Schlange der Zwietracht die Eier des Verraths vor der Zeit ausbrütete, denn die Verschworenen, wie es sich zeigte, hielten nicht reinen Mund.

Als der Lord Statthalter von dem Losbruch vernahm, versuchte er Alles, um Sir Edmund von dem bösen Wagniss abzubringen. Da aber weder Höflichkeit, Briefe, noch freundliches Zureden fruchteten, wurden er und seine Genossen zu Verräthern proclamirt, wenn sie nicht bis zu einem bestimmten Tage sich auslieferten. Sie beharrten bei ihrem Vorsatz, und nun rüstete der Lord Statthalter ein Heer, sie mit Gewalt zu unterwerfen, und fertigte auch drei oder vier Fähnlein Soldaten an Sir Peter Carew nach Leighlin ab, unter Humphrey Gylbert, Esquire, Nicolas Malby, Esquire (welche beide seitdem zu Rittern geschlagen sind), und Capitän Bassenet. Sir Peter als General schickte mit ihrer Einwilligung ein Fähnlein nach dem etwa drei Meilen entfernten Cloghgrennam Castle, um es zur Uebergabe aufzufordern. Sir Edmund indess hatte es wohl befestigt und den Befehl hinterlassen, nicht zu weichen. Als nun der Bote zurückkam, wurde beschlossen mit allen Truppen dorthin zu ziehen und das Schloss zu belagern, wobei Sir Peter auf folgende beide Anschläge gerieth.

Das Schloss Cloghgrennam ist viereckig und klein nach Art der Burgen jener Gegend; alle seine Fenster waren verstopft, nur einige kleine Scharten in jedem Stock offen gelassen, um mit den Rohren hinauszuschiessen. Sir Peter liess nun seine Rohre von vielen Leuten bedienen und nach jeder Scharte zielen, so dass einige derselben bald zerrissen und mehrere Mannschaften drinnen getödtet wurden. Bald wollte Niemand mehr ausschauen und einen Schuss wagen. Zweitens aber liess er mehrere Leute mit Gattern auf dem Rücken an die Mauern heranrücken, um das Schloss zu untergraben. Als sie drinnen das wahrnahmen, verlangten sie herauskommen und mit dem General reden zu dürfen. Auf die Genehmigung erschien einer, kam aber zu keiner Verständigung. Als er nun wieder eintreten wollte, die innere Thüre bereits geschlossen hatte und die äussere nach Art des

Landes ganz von Eisen nach sich ziehen wollte, folgte ein Soldat Baker so nah, dass er, ehe die äussere Thür angezogen war, einen grossen Block zwischen beide Thüren warf, die nun nicht mehr geschlossen werden konnten. So drang man in das Schloss ein und nahm es; die Beute wurde den Soldaten überlassen, die Hut kam mitsammt dem zugehörigen Lande zu Nutz der Königin an Sir Peter.

Hierauf erfuhr man, dass Sir Edmund sich in der Grafschaft Kilkenny nicht weit von der Stadt aufhalte. Sie zogen daher gegen die Stadt Kilkenny, die, als dem Grafen von Ormond gehörig, ganz für die Butlers war. Nichtsdestoweniger wurden diese Herren, da sie im Namen der Königin kamen, um Rebellen und Verräther zu züchtigen, eingelassen und untergebracht.

Hier nun erhielten sie durch ihre Späher die Nachricht, dass fast alle Gallowglasses Sir Edmund's an einem Ort nur zwei oder drei Meilen von Kilkenny lagen. So versammelte denn Sir Peter seine Hauptleute mit ihrer Mannschaft und beschloss auszurücken, um sie anzugreifen. Um den Plan zu verstecken, mussten die Trossbuben zurückbleiben; nachdem man herangekommen, stellte er die Mannschaft auf und gab den Befehl zum Angriff. Henry Davells erhob den ersten Ruf, er wie alle anderen Herren zeigten sich so tapfer, dass der Feind geworfen ward und von seinen 200 Mann nur wenige davon kamen. Sir Peter Carew führte ein Paar vortreffliche Büchsen (Snaphannses), deren eine er gleich zu Anfang abfeuerte und dann einem Gegner ins Gesicht schleuderte, so dass er stürzte; das Gleiche that er mit der anderen. Nur eine erhielt er wieder. Alsdann aber zog er das Schwert und zeigte so viel Erfahrung und Muth, dass ihn alle preisen mussten. Nachdem das Gefecht vorüber, nahm jeder Mann eine Axt der erschlagenen Gallowglasses und trug sie als Siegeszeichen in die Stadt.

Um so schmerzlicher war die Niederlage für Sir Edmund Butler und seinen Anhang, auf den er alles Vertrauen gesetzt. Doch hatte ihn der aufrührerische Geist so sehr ergriffen, dass er in seiner Tollheit viel eher bestärkt ward. So setzte denn der Lord Statthalter die Heerfahrt durch die ganze Provinz Leinster fort, bis Sir Edmund, der oft nur eine oder

zwei Meilen Vorsprung hatte und immer noch prahlte, sich endlich auf Gnade ergeben musste.

Während der Anwesenheit in Kilkenny lief Sir Peter Carew Gefahr, von einem Diener des Grafen von Ormond ermordet zu werden. Da dieser ihn täglich im Garten des Grafen zur Seite des Schlosses lustwandeln sah, lud er ein Rohr, richtete es durch ein Fenster und würde ihn im Laubgange erschossen haben, wenn das Feuer nicht versagt hätte. Tags darauf wollte das Pulver wieder nicht anbrennen. Als er zum dritten Mal wieder dabei war, gewahrte der Dechant von Cashel, Kaplan und Haushofmeister des Grafen, dass der Mensch sein Gewehr auf Sir Peter richtete, und schlug es bei Seite, während die Lunte den Schuss abfeuerte. Als Sir Peter hiervon vernahm, dankte er Gott von Herzen für seine Errettung, vergab aber trotzdem dem Feinde, statt an ihm Rache zu nehmen. Gottes Fürsorge hatte ihn wunderbar bewahrt.

Aus dem Felde kehrte Sir Peter nach Leighlin zurück. Der Ruf von seinem Edelmuth aber verbreitete sich so sehr, dass die Herren, welche in Munster die Hintersassen seiner Ahnen waren, ihm wiederholt irische und englische Briefe schrieben, nämlich Lord Courcy, Lord Barry Og, die Mahons, die Mac Swynes, die O'Dryscols, die O'Dalys und andere. Sie ersuchten ihn nach Cork zu kommen, wo sie sich mit ihm einigen und alle solche Ländereien von ihm zu Lehen nehmen wollten, deren rechtmässiger Lord er war. Auch sollten ihm solche Renten und Dienste geleistet werden, wie ihre Vorfahren sie seinen Ahnen zu entrichten gewohnt gewesen.

Sir Peter Carew las die Briefe und nahm das Anerbieten an. Weil er aber von Ihrer Majestät noch keine Genehmigung erhalten hatte, in einer so wichtigen Angelegenheit zu verfahren, nahm er die Boten freundlich auf und verhiess, dass, sobald er im Stande sei, er der Aufforderung Folge leisten werde. Hierauf begab er sich nach England und, nach kurzem Aufenthalt in Mohuns Ottery, an den Hof[1]) mit der Absicht, die Erlaubniss zu erwirken, seine Ansprüche

[1]) 1573.

in Munster ins Werk zu setzen. Allein als er sich vorstellte, fand er Ihre Hoheit nicht gnädig gestimmt, weil sie nach ihr gewordener Mittheilung die Meinung gefasst hatte, dass er die Ursache des Butler-Krieges gewesen sei. Bis sie sich vom Gegentheil überzeugt, durfte er mit seiner Sache nicht vorgehen. Nach längerer Zeit gelang es ihm jedoch die Genehmigung zu erhalten in Schreiben der Königin und des Staatsrathes an Sir William Fitzwilliams, den Lord Statthalter, und dessen Rath des Inhalts: dass sie seine Ansprüche prüfen sollten und, wenn sie als richtig befunden, mit den jene Länder innehabenden Parteien gütlich abfinden sollten, damit es zum Vergleich, nicht zum Process käme. Gelänge dies nicht, so sollten sie nicht weiter verfahren, ohne den Willen der Königin einzuholen.

Diese Schreiben wurden sofort dem Verfasser dieses übergeben und er angewiesen, nach ihrem Inhalt zu handeln. Als er jedoch herüberkam, war in Munster der Aufstand des James Fitz Morys kaum zu Ende und das Land noch nicht beruhigt. Der Lord Statthalter und sein Rath hielten daher auf den Vorschlag von Sir John Perrot, des Lord Präsidenten von Munster, die Sache für zu ernst, weil sie die meisten Edelleute und Herren jener Provinz in ihren Gütern und Besitzungen berührte, als dass sie sich damit befassen mochten. In diesem Sinne antworteten sie Ihrer Hoheit und dem Staatsrath, so dass dieser Versuch wenig Wirkung hatte.

Im nächsten Jahre[1]) gieng der Graf von Essex, der von Ihrer Hoheit die Provinz Ulster erhalten hatte mit der Commission sie zurückzugewinnen, mit einem grossen Gefolge nach Irland, in welchem sich auch Sir Peter Carew befand. Als er dort eine Weile verharrt und die beständigen Unruhen, das tägliche Fechten mit den Feinden, die gewaltigen Kosten und zweifelhaften Erfolge beobachtet hatte, und Alles um einen Boden, der an sich zwar fruchtbar, doch einstweilen wildes, wüstes, von Todfeinden umgebenes Land war, gedachte er seines eigenen Besitzes, und wie nothwendig es sei, sein rechtmässiges Erbe zu erwerben, um so mehr als es sich in den Händen solcher Herren befand, die es ihm aus freien

[1]) Anfang 1574.

Stücken ausliefern und seine Vasallen und Pächter werden wollten. Sobald sich daher eine Gelegenheit bot, reiste er nach Leighlin und fertigte von dort seine dringenden Briefe an den Schreiber dieses ab, sowie an seine Gemahlin und an seine Freunde. Ersterer liess sich bewegen mit ihm nach Munster zu gehen, um den Rechtstitel mit seinen Vasallen festzustellen. Er schiffte sich also in Exmouth nach Cork ein. Doch ward das Schiff durch böses Wetter nach Wexford getrieben, etwa 15 Meilen von Leighlin, wo er landete, während das Schiff gleich hernach mit Mann und Maus zu Grunde gieng. Nachdem er sich in Leighlin mit Sir Peter Carew berathen, übergab dieser sein Haus mit der Schlosshauptmannschaft seinem Vetter Peter Carew und nahm ein Haus in der Stadt Ross, dort zu wohnen, bis er von diesem seinen Agenten von seinem Erfolge in Munster vernehmen würde.

Sie ritten noch beide bis Waterford, wo sich letzterer zur Weiterreise nach Cork verabschiedete. Dort hielten die Commissare der Provinz gerade Sitzung, so dass die meisten Herren der Grafschaft beisammen waren. So ergriff denn dieser Agent die gute Gelegenheit und verhandelte mit ihnen allen, die, da sie von Sir Peter Carew's Entschlusse wussten, zu kommen und unter ihnen zu wohnen, falls sie seine Rechte zugeben würden, darüber sehr froh zu sein schienen. Sofort kamen Lord Courcy, Lord Barry Og, Macarty Riogh, die Mac Swynes, die Mahons, die O'Dalys, die O'Dryscols und mehrere andere mit dem Agenten dahin überein: dass sie sich und ihre Länder mit vollem Vertrauen Sir Peter unterwerfen und letztere von ihm gegen billige Rente zu Lehen nehmen wollten. Als Entschädigung für die Vergangenheit wollten sie ihm 3000 Kühe geben, die sie einer Jahresrente aus ihren Ländern gleich schätzten, ungerechnet die viel bedeutenderen Territorien, welche Macarty More, der Graf von Desmond, Lord Fitz Morys, der Seneschall von Imokelly, Lord Barry von Barrymore, Sir Corman Mac Teyge und andere besassen. Die 3000 Kühe zu einer Mark das Stück waren also 3000 Mark werth, die ihm drei Monate nach seinem Erscheinen gezahlt werden sollten, wie der Agent sagte, in barem Geld. Auch sollten sie von Zeit zu Zeit ihn gegen billigen Preis mit Lebensmitteln für sein Haus versehen.

Sobald der Vertrag geschlossen und in Cork bekannt ward, dass Sir Peter Carew eintreffen werde, verkehrten der Graf von Desmond, Lord Barry von Barrymore, Lord Roche, Sir Corman Mac Teyge und verschiedene andere Herren viel mit dem Agenten und gaben ihre grosse Freude über die Nachbarschaft eines so guten und edlen Herrn kund, indem sie verhiessen ihn auf dem Wege zu empfangen und willkommen zu heissen. Der Graf voll Lob schrieb ihm einen Brief, worin er die Hoffnung aussprach, dass sie sich in Freundschaft begegnen und stets gute Freunde sein wollten.

Der Agent fertigte sofort einen Boten an Sir Peter ab, der über den Erfolg sehr froh war und sofort die Barke eines gewissen Andrew Pyperd mit seinem Hausgeräth nach Munster befrachten liess, während der Bote mit der Anzeige zurückgieng. Inzwischen besorgte der Agent seinen Aufträgen gemäss auf den Rath Mr. Henry Davells' ein Haus in Cork, sowie ein anderes in Kinsale, zehn Meilen von Cork, das von William Galt, dem Oberhaupte dieser Stadt, nach englischer Art gebaut war. Nachdem er mit ihm abgeschlossen, kaufte er Zucker und Spezereien von einem Kaufmann aus Bristol, andere Waaren, die gerade im Hafen von Cork lagen, von einem Kaufmann aus Exeter und machte mit Hilfe einiger Herren vom Lande Contracte wegen Lieferung von Ochsen-, Hammel- und Schweinfleisch, Weizen, Malz, Holz und den sonstigen Bedürfnissen. Darüber blieb er in Kinsale, täglich die Ankunft Sir Peter's erwartend. Doch Gott, dem Lenker aller Dinge, gefiel es ihn zu einer anderen Fahrt zu berufen, denn als er eben zu Schiffe gehen und die Reise antreten wollte, erkrankte er an einem Abscess der Blase, den er sich, wie man vermuthete, durch Versäumung der von der Natur verlangten Purgation zugezogen. Das Uebel wuchs so rasch, dass er todkrank und eine Operation erforderlich ward, die einige Erleichterung brachte. Da er indess das Ende nahen fühlte, brachte er seine Angelegenheiten in Ordnung und liess seinem Testament ein Codicill hinzufügen.

Während der Krankheit zeigte er, wer er war, denn, obwohl die Schmerzen unendlich waren, trug er sie doch mit

fester Geduld, indem er sich unablässig betend in den Willen des allmächtigen Gottes ergab. Mitten im Gebet hauchte er die Seele aus. Er hatte sehr gewünscht den Schreiber dieses noch zu sprechen und liess nach ihm schicken; aber ward in der Zeit gefehlt, oder war der Bote saumselig, er kam zu spät, da Sir Peter schon zwei Tage vor seinem Eintreffen gestorben war. Oft hatte er nach ihm gefragt und gerufen, jetzt aber die geheimen Gedanken, die er ihm anvertrauen wollte, nicht mehr aussprechen können.

Der Verfasser kam daher in ein Trauerhaus, wo er das Ende eines würdigen und edlen Herrn und seiner eigenen langen Bemühungen fand. So blieb ihm nichts Anderes übrig, als seine Pflicht zu erfüllen und seinen theueren Freund und ehrenwerthen Herrn anständig beigesetzt zu sehen. Nachdem der Leichnam einbalsamirt und in den Sarg gelegt worden, verblieb er vom Todestage, dem 27. November 1575, bis zum 15. December, an welchem Tage er zu Wasser von Ross nach Waterford geschafft ward, um dort seinem Range gemäss bestattet zu werden. Der Lord Statthalter und der Rath des Reichs mit seinen Herren und Soldaten, der Mayor der Stadt mit seinen Amtsbrüdern und eine unermessliche Menge Volk bildeten das Geleit in nachstehender Weise.

Zuerst kamen die Soldaten, die Rohr- und Pikenträger, zwei und zwei, die Mündung der Gewehre und die Pikenspitze nach unten gesenkt. Die Trompeter in Schwarz gekleidet bliesen einen Todtenmarsch. Hinter ihnen trug einer das Banner Sir Peter's, dahinter seine Leute zwei und zwei in Schwarz. Dann folgten zwei mit seinem Federwedel und seiner Standarte, hierauf vier Herren mit seiner ganzen Rüstung, der erste mit Helm und Helmzier, der zweite mit dem Schild, der dritte mit dem Schwert, der vierte mit dem Wappenrock. Alsdann trugen vier seiner Leute schwarz gekleidet den mit seinen Wappenschilden verzierten Sarg, dahinter die Trauernden und endlich der Lord Statthalter mit dem ihm vorgetragenen Schwerte, der Staatsrath, der Mayor mit seinen Amtsbrüdern und die übrige Gesellschaft.

In der Mitte der Kirche ward der Sarg vor der Kanzel niedergesetzt und während der Predigt mit allen erwähnten Emblemen umgeben. Nach der Rede ward er in gleicher

Ordnung an das Grab auf der Südseite des Chors nahe am Altar getragen und, nachdem das gesammte Wappenbild des Verstorbenen dem Dechanten der Kirche übergeben worden, von diesem beigesetzt. So lange als die Erde zugeworfen ward, bliesen die sechs Trompeter, fast eine Viertelstunde. Sobald sie schwiegen, wurden die Trommeln gerührt, während die Soldaten ihre Gewehre vier- oder fünfmal abfeuerten, wodurch die Kirche so voll Pulverdampf ward, dass man sich kaum erkennen konnte. Zuletzt wurden mehrere Stücke auf dem Kirchhof und alles grobe Geschütz in der Stadt und in den Schiffen am Ufer abgefeuert. Nachdem dies vorüber, kehrten alle in derselben Ordnung in das Trauerhaus zurück.

Tags darauf ward sein Cenotaph aufgeschlagen in Gestalt eines Feldbettes, mit Schwarz überzogen, in einem Gitter, das mit seinen Wappenschilden und gelben Wedeln voll schwarzer Löwen verziert war. Ueber demselben ward seine gesammte Rüstung mit Standarte, Wedel und Banner aufgehängt, um als Andenken eines so edlen und würdigen Herrn zu dauern, der viele Beweise seines aufrichtigen Glaubens, der Treue zu seinem Fürsten, der Liebe zum Vaterlande, der Offenheit im Verkehr, des gerechten Verfahrens gegen Jedermann zurückliess, die werth sind in das Buch des Ruhmes eingetragen zu werden. Denn wie Sir Henry Sidney, der Lord Statthalter, sagte, als er den Sarg in das Grab senken sah: „Hier liegt nun in der letzten Ruhe ein sehr ehrenwerther und edler Ritter, dessen Treue zu seinem Fürsten, Liebe zum Vaterlande, Tapferkeit im Felde niemals befleckt worden sind. Einen besseren Unterthan hat die Königin nicht gehabt.“

So habe ich denn in meiner schlichten Weise nach dem mir gewordenen Auftrage das Leben dieses Herrn dargestellt. Es erübrigt noch, seine Erscheinung, Gaben und Anlagen zu schildern, wobei Mancher wähnen könnte, dass ich mehr aus Zuneigung als der Wahrheit gemäss verführe. Doch so viel bekenne ich offen, dass, wenn die Planeten auf Geburt und Leben eines Menschen Einfluss haben, wie die Genethliace versichert, sie sicherlich einträchtig alle ihre Einflüsse zu Gunsten dieses Edelmannes ausgeströmt haben.

Denn er war auf das Freigebigste an Leib und Seele mit den Gaben der Natur ausgestattet. Obwohl er von edler Herkunft war sowohl von des Vaters wie der Mutter Seite, indem jener von den Baronen von Carew, diese aus dem edlen Hause der Courtenays stammte, was als eine grosse Zier und erste Stufe des Adels gilt, so zerfällt doch der Adel in Nichts, wenn sein Grund und Inhalt, die Tugend, fehlt.

Leiblich war er von untersetzter Statur, aber wohl gestaltet, etwas breit von starken Knochen und Sehnen, sein Antlitz sehr angenehm, der Teint etwas dunkel und cholerisch, das Haar schwarz, der Bart dick und lang. Er besass grosse Stärke und Beweglichkeit, geschickt für alle Uebungen, wie sie einem Edelmann anstehen. Ingleichem aber war er mit den Tugenden des Geistes geschmückt, ohne welche ein Edelmann nichts gilt. Ich will sie in die vier hauptsächlichsten zusammenfassen, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Weisheit und Mässigkeit.

Hinsichtlich der Gerechtigkeit, welche die Mutter aller Tugenden und der Ursprung aller guten Handlungen der Menschen ist, gegen Gott wie gegen die Mitmenschen, war er in beiden Stücken unermüdlich treu, ein ernster Förderer der wahren Religion Gottes und ein Patron aller gläubigen Prediger, bei deren Vertheidigung er sich oft fest und kühn erwies. Denn gegen das Ende der Regierung König Heinrich's VIII. und in der Zeit König Eduard's VI., als das Evangelium einzuziehen begann, wurde der Dechant von Exeter, Simon Hayne, wegen seiner reinen Predigt arg verleumdet und von seinen Gegnern wiederholt verklagt, aber so freundlich und fest stand ihm dieser Ritter bei, dass alle ihre Bosheit wenig gegen ihn vermochte.

Nach ihm wurde Mr. Alley, späterhin Bischof,[1]) ein ernster, gegen die falsche Lehre kämpfender Prediger, in der Kirche so unwürdig behandelt, dass er die Kanzel nicht wieder zu besteigen wagte. Dieser Ritter übernahm nebst seinem Oheim Sir Gawen Carew seinen Schutz, geleitete ihn verschiedene Male an die Kanzel und schirmte ihn gegen

[1]) von Exeter von 1560 bis 1570.

alle seine Widersacher. Obgleich er in der Schrift nicht eben gelehrt war, besass er doch eine so ernste und aufrichtige Liebe zum Evangelium, dass er nicht nur ein treuer Freund aller Prediger, ein grosser Gönner aller Protestanten und allen guten, gläubigen Leuten zugethan war, sondern auch einen eigenen Prediger hielt, um sein Haus und seine Leute sowie die Umgegend zu unterweisen. Auch ist zu bemerken, dass er niemals zu Tische sass oder sich zur Ruhe legte, ohne Gott und seinen heiligen Namen im Dankgebet zu preisen. Und wenn es wahr ist, was St. Augustinus sagt: „der Mann stirbt selten schlecht, der fromm gelebt hat," so offenbarte wahrlich sein Tod sein tägliches Leben und Gespräch, denn in seiner Krankheit befahl er sich ganz der Gnade des allmächtigen Gottes. Als er gewahrte, dass Lachesis ihr Gespinnst zerriss und sein Ende herankam, brachte er nicht nur alle seine Dinge in Ordnung, sondern legte alle Sorgen ab und überliess sich seine Sünden bekennend und um Erbarmen flehend dem Gebet. Im Gebet athmete er das Leben aus.

Und wie er gegen Gott die Gerechtigkeit pflog, so auch gegen die weltliche Regierung und Jedermann. Als Friedensrichter und Mitglied des Quorum, als Custos rotulorum in seiner Grafschaft war er stets bemüht, das ihm geschenkte Vertrauen zu rechtfertigen. So theilte er ehrlich einem Jeden aus nach seinem Verdienst, strafte den Schlechten, half dem Bedrängten und förderte den Guten. Er war hierin so fest, dass keine Bestechung, keine Vorliebe ihn verführen konnte. Zuweilen nur ward er von solchen missbraucht, die einfältig und schmeichelnd ihm finstere Angaben machten, denen er dann in bester Ueberzeugung zu rasch traute, statt sie zu prüfen. Erfuhr er dann einmal die Wahrheit, so vermochte er nicht leicht jenen Leuten wieder seine Gunst zuzuwenden.

Was Wohlthätigkeit im Privatverkehr betrifft, konnte Niemand williger sein als er, so dass man sagen dürfte, er war geboren, um gegen Jedermann freundlich zu sein, denn sein Beutel, sein Anzug, seine ganze Habe stand nicht nur Freunden, sondern einem Jeden zur Verfügung. Er wollte lieber darben als Freunde mangeln lassen; beständig gab er,

nahm niemals, eingedenk der Worte des Herrn: „Geben ist seliger denn nehmen".[1]) Sollte jemand seine grossen Spenden betrachten, so würde er sie noch eigenthümlicher als unendlich finden. Es war nur zu beklagen, dass er die Warnung Cicero's nicht beachtete und auch solchen gab, denen es mehr ein Schaden als ein Nutzen war. Freigebigkeit soll nicht über die Mittel hinausgehen und Jedem nach Verdienst gelohnt werden. Geschieht das nicht, so gibt es Unzuträglichkeiten für eine so edle Tugend.

Ferner aber ward er für seine Tapferkeit Leibes und der Seele hoch gepriesen. Ist sie eine Tugend, welche die Seele vor böser Lust beschirmt, von Zorn und Bosheit abhält und alles Böse besiegt, stärkt sie den Körper, jede Last, alles Leid zu tragen, keine Gefahr zu fürchten, den Tod selbst in guter Sache und für das gemeine Beste nicht zu scheuen, dann bedurfte dieser wackere Ritter keiner weiteren Lobeserhebung. Obgleich er seine Schwächen hatte, verlautete doch nicht, dass er von den Netzen der Venus umstrickt und im Becher des Bacchus betäubt worden. Die blinde Habsucht des Plutos riss ihn nicht hin; ohne Bosheit und Missgunst war er frei von solchen und ähnlichen Lastern. An körperlichem Muth übertraf ihn nicht leicht Einer; mochte es für ihn Dienst geben zu Lande oder zu Wasser, drinnen oder draussen, in Krieg oder Frieden, er war stets zur Stelle, denn keine Noth, keine Gefahr, keine Furcht, kein Feind schreckte ihn ab, sondern mit den Ersten war er vorne an, wie mehrere Beispiele darthun. Auch war er sicherlich ebenso weise und umsichtig im bürgerlichen Leben wie im Kriege. Obgleich nicht gelehrt, redete er doch Französisch vollkommen und drückte sich gewandt Italienisch aus, was ihm sehr zu Statten kam, da er sowohl in den Hauptwerken dieser beiden Sprachen, wie in seiner Muttersprache bewandert war, vorzüglich in solchen, welche die Politik und den Krieg betreffen.

Sobald es eine Frage galt in Geometrie oder Mathematik überhaupt, in Sachen der Regierung oder Kriegführung, zeigte er scharfen Verstand und treffendes Urtheil. Es

[1]) Acta Apostol. XX, 35.

ward um so mehr bewundert, weil es einem Geist entstammte, dem eitles Prahlen und Grossthun fern lag, der vielmehr ernstlich zu lernen verlangte, um mit Verständniss darnach zu handeln, wie er denn auch that. Denn ausser gutem Rath in diesen Dingen besass er eine solche Kriegserfahrung, dass er ein Lager schlagen, das Feld besetzen, Truppen aufstellen und zum Kampf führen konnte so gewandt und richtig, dass es zum Vortheil des eigenen Heeres, zum Verdruss des Feindes war. Er hat in seinem Leben Proben genug gegeben, wie er Alles verstand, was bei der Führung der General, der Capitän, der Soldat zu thun hatte, überhaupt den ganzen Krieg zu Lande und zu Wasser.

Auch in der Baukunst, mochte es nun ein Haus, ein Schiff, ein Fort, eine Bastion oder dergleichen gelten, wusste er gut Bescheid und betrieb sie so leidenschaftlich, dass er nicht nur grosse Summen seines Geldes auf Häuser, Schiffe, Mühlen u. s. w. verwandte, sondern auch andere dazu antrieb. Während die meisten anderen Menschen von so guten Anlagen sie in der Regel durch ebenso viele Fehler und Thorheiten verderben, beharrte dieser Ritter bei seiner Mässigkeit und Vorsicht. Er that nichts ohne guten Rath und Ueberlegung, so dass die Lectüre der Werke Cicero's, an denen er grosse Freude hatte, nicht ohne gute Früchte war. Denn dieser sagt:[1]) Mässigkeit ist die Tugend, welche die Vernunft anleitet, das Gute zu wählen und das Böse zu meiden, alle Freuden besonnen und mit Anstand zu geniessen, eine Tugend, die nicht, wie einige wollen, im Essen und Trinken besteht, da sie auch noch in vielen anderen Stücken gilt, in Sittsamkeit, Schamgefühl, Enthaltsamkeit, Keuschheit, Ehrlichkeit, Nüchternheit, welche alle das gesammte Leben und Verhalten eines Mannes von guten Werken repräsentiren. Wenn ich ohne anzustossen das Leben dieses wackeren Ritters damit zusammenhalte, so ist er solcher Tugenden nicht ledig gewesen; denn er verstand die Triebe des Leibes und der Seele so sehr durch Vernunft zu zügeln,

[1]) Eine bestimmte Stelle der Schrift *de Officiis*, an die der Verfasser denkt, ist nicht gemeint.

dass er zu keiner Zeit sich in Bosheit, Missgunst, Zorn und sinnlichen Lüsten ergieng. Weder liebte er pöbelhafte und schmutzige Reden, noch that er, was unehrlich oder gemein war.

Auch blieb er mit dem zufrieden was sein war, so dass er weder unrechtmässig anderer Leute Gut begehrte, noch nach eines anderen Weib oder einem fremden Weibe überhaupt blickte, wie ich, der Schreiber dieses, nach meinem eigenen Wissen bestätigen kann, dass ich zur Zeit unserer Bekanntschaft niemals einen Zug oder irgend eine Neigung nach dieser Richtung bemerkt habe, denn er scheute den Umgang mit Weibern von nicht gutem Rufe und wollte auch in keinerlei Verdacht kommen, so dass ich ihn ohne Anstand mit Paulus Aemilius und Publius Scipio, den beiden edlen Römern, vergleichen darf, die wegen dieser Tugenden am meisten gepriesen werden.

Wegen seiner Ehrlichkeit (*honesty*), — ich meine nicht das von Cicero als das vollendet und absolut Gute bezeichnete *honestum*, sondern die Beharrlichkeit des Charakters, das Gute zu wählen und so zu leben, dass ein guter Ruf erfolgt, auch alle Dinge in ihren eigenen Grenzen zu wahren, weder aus Dreistigkeit zu viel zu wagen, noch aus Schlaffheit zurückzubleiben — verweise ich auf das Urtheil derer, welche wissen, wie sicher er hierin war.

Endlich in Betreff der Nüchternheit, des mässigen Genusses in Speise und Trank, der trefflichsten und nothwendigsten Tugend, ohne welche alle übrigen ihren Schmuck verlieren, hielt er solches Mass, dass niemals von einem Excess verlautet ist, denn er hasste Beides, Gefrässigkeit und Trunkenheit. Und doch, wie es ein Fehler war, dass er seinen Beutel nicht in den Schranken der Freigebigkeit zu halten wusste, so vermochte er auch oft sein Auge nicht zu sättigen: denn sobald er irgend Jemand von Ansehen zur Tafel geladen, wenn sie auch mit Ueberfluss bedeckt war, hielt er es doch nie für genug, sondern für zu wenig. Im Uebrigen war er für seine Person mit dem Gewöhnlichen zufrieden.

So habe ich denn nach meiner schlichten Art den Lebenslauf, die Sitten, Eigenschaften und Anlagen dieses wackeren Ritters geschildert, wie mir dazu der Auftrag gewor-

den, und wie ich es zum Theil aus eigener Erfahrung vermag. Ich weiss, es ist nicht so gelungen, wie der Gegenstand erfordert und sein Werth verdient. Nichtsdestoweniger habe ich mein Bestes gethan und bitte um eine freundliche Aufnahme in der Hoffnung, dass, was ich versäumt, von Anderen ergänzt und gebessert werden möge.

IRLAND.[1])

Der gewaltige Zug der Nationalität, von dem als Reaction wider kosmopolitische Träume unsere Gegenwart ergriffen ist, hat dort am wenigsten geschlummert, wo mehr als ein Stamm, wo eine Race, die sich nicht nur von ihren nächsten übermächtigen Gegnern, sondern fast von der europäischen Genossenschaft und Gesittung hinwegwendet, trotz den fürchterlichsten Schicksalen, wenn auch nur in den letzten Trümmern, heute noch ausharrt.

Irland ist häufig von und für Touristen, bald oberflächlich, bald tiefer eingehend, beschrieben worden; die Dichtung in Poesie und Prosa, wie sie dort heimisch, hat gleichfalls manches Saatkorn in die Fremde getragen. Jahre lang hat sich der Zeitungsleser an langspaltigen Berichten belehren können, angefüllt mit irischen Reden, Balgereien, herzzerreissenden Leiden; der englische Staatsmann muss sich seit Generationen, mehr als ihm lieb ist, mit einem ernsten Studium der Dinge auf der Schwesterinsel befassen. Wer ihnen zugleich Sympathie und Verständniss abgewinnen will,

[1]) Aus einer im Jahre 1861 nach Irland unternommenen Reise entstanden die in den Preussischen Jahrbüchern VIII, 529 ff. X, 209 ff. 315 ff. abgedruckten „Reise- und Geschichtsbilder aus Irland,“ die hier noch einmal überarbeitet erscheinen. Sie stützen sich wesentlich auf Goldwin Smith, Irish History and Irish Character, London and Oxford 1861, doch ist Einzelnes auch aus Lappenberg's Arbeit über Irland bei Ersch und Gruber, aus den allgemeinen Werken von Ranke und Froude, aus Brewer's Carew Papers, London 1867—69 3 Vols., Lord Stanhope's Life of William Pitt, London 1861 4 Vols. und des Verfassers Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815, Bd. I. und II. Leipzig 1864 und 1867 entnommen.

erreicht gewiss Manches aus Autopsie, durch Reisen in einem von Nicht-Briten nur wenig erforschten Lande; er wird aber das Volk nicht begreifen, ohne sich vorurtheilslos mit dem ganzen Entwickelungsgange seiner Geschicke zu beschäftigen.

Ueberall, zu allen Zeiten haftet ein Fluch an dem mächtigen Bedrücker und darf das Opfer der Gewalt auf das Mitleid rechnen. Geknechtete Völker finden stets, zumal in politisch erregten Tagen, ihre Fürsprecher. Aber die Leidenschaft des Mitgefühls wird da nicht minder blind als die des Hasses. In Deutschland und Preussen wissen wir im Hinblick auf Polen aus jüngster Erfahrung, wie rasch solche Gefühle in ihr Gegentheil umschlagen können; die Engländer haben wenigstens unter sich selber eine ähnliche Wandlung oft genug beobachten können. Wer indess den Kern, das Wesen des Widerstreites begreifen will, darf sich zunächst nicht an wechselnde Stimmungen halten, er muss den Ursprüngen eines historischen Processes nahe treten, und da offenbart sich ihm die Geschichte als die einzige Richterin, welche nach beiden Seiten Strenge und Erbarmen übt.

Natur und Geschichte von Irland aber lassen in Anlage und Entwicklung einen doppelten, unheilvollen Charakter erkennen, indem Land und Volk, obwohl zu einer abgeschlossenen Stellung geschaffen, dennoch nicht alle Eigenschaften mit sich bringen, um sich selbständig zu behaupten. Neben den edelsten Elementen altnationaler Freiheit finden sich früh feindselige Gegenwirkungen, die keineswegs nur von Aussen kommen. Lange bleibt die Insel fern von den Wellenschlägen europäischer Cultur, ja, sucht sogar ein in ihr selbst entsprungenes Geistesleben dem Auslande mitzutheilen; aber mit immer stärkeren Banden der Gewalt wird sie an dieses gekettet, ihre eigenste Habe, die ursprünglichen gesellschaftlichen und religiösen Gestaltungen, gehen verloren, Sitte und Sprache beginnen in der Berührung mit fremden Elementen zu weichen. Weiter in den Ocean hinausgeschoben als irgend eine andere Küste Europas, sehnte sich das Eiland gewissermassen von Anfang an hinweg von dem hinterliegenden Continent einer verschleierten, unbekannten Welt entgegen. Unter den frühen Schiffersagen, welche die Phan-

tasie des Mittelalters an den atlantischen Gestaden erzeugte, gehört die Legende von der Insel St. Brandan's, die in den fernen Fluthen des Westens zu finden sei, unstreitig zu den ältesten. Es ist, als ob schon mit dem Anfange der Geschichte ein unheimliches Gefühl von der Nähe des grossen Britanniens vorhanden gewesen wäre. Aber die Entfernung und Grösse Irlands waren doch beträchtlich genug, die Natur der gegenüberliegenden Küsten, das dazwischen fluthende ungestüme Meer boten zu gewichtige Hindernisse, als dass die Unabhängigkeit mit einem Schlage hätte fallen können. Auch ist die britische Küste keineswegs die nächste, von der aus anziehende oder abstossende Kräfte wirken könnten; zur schottischen schlagen gleichsam Inseln und Vorgebirge eine natürliche Brücke, so dass von hüben und drüben stets merkwürdige gegenseitige Beeinflussung stattgefunden hat. Der Süden endlich stellt sich Gallien und der iberischen Halbinsel entgegen: wie die ersten Iren vermuthlich auf ihrer frühen Wanderung von dort her übergefahren, so sind sie immer wieder von mächtigen Impulsen auch aus jener Richtung berührt worden.

Und nun die Natur selber mit allen ihren Gaben, hat sie nicht doch wie eine Stiefmutter gehandelt und ihrem Pflegling die bedeutendste Mitgift vorenthalten? Auf das Seltsamste sind Höhe und Flachland ausgetheilt und wechseln das Trockene und die Tiefe mit einander. Der Rand von felsigem Gestein, hie und da in den herrlichsten vulcanischen Basaltbildungen, fördert nahe bei einander die üppigste Vegetation und ewige Oede; durch tiefe Einschnitte lässt er das Meer ein und sperrt doch wieder die gewaltigen braunen Fluthen aus, die aus unergründlichen Torfmooren hervorquellen oder von den unfruchtbaren Höhen der Mitte herabsickern, bis sie reissende Bäche und mächtige Binnenseen bilden. Manche herrliche Strecke mit dem üppigsten Baum- und Graswuchs, wie ihn der warme, feuchte Niederschlag des atlantischen Oceans hervorzaubert, berechtigt zu dem dichterischen Namen von Green Erin. Doch gilt er meistens nur von romantischen Bezirken unfern der Küste. Von dem weiten Plateau des Innern dagegen wendet sich der Blick oft mit Schrecken; es ist, als ob ein Ring von Brillanten ein

hässliches Bild einfasse. Man denke sich, das Meer stiege um einige hundert Fuss, so würde statt der Insel ein gezackter Kranz wie ein Korallenriff übrig bleiben, aus dessen Mitte nur einige Spitzen hervorragen. Während sich im Südwesten um die reizenden Seen von Killarney vielleicht die herrlichste Landschaft der britischen Inseln überhaupt lagert, fehlt der Rückgrat eines langgestreckten Gebirges, an welchem ähnlich wie das lebende Wesen ein Land sich aufrecht hält. Wenn jenseit des Wassers die Eingeweide der Erde das harte, schneidige Eisen, „das selber den Mann anzieht,“ in unerschöpflicher Menge von sich geben, so ist es hier fast ebenso spärlich wie die edleren Metalle, nach denen im Gerölle der Küstenflüsse mühsam gesucht wird. Mit Erfolg hingegen gräbt man nach dem weichen, tückischen Blei. Steinkohle, der „schwarze Diamant,“ ist vorhanden, aber weder in ausgibiger Masse, noch bequem zugänglich; die ungeheuere Torfkruste, die vielleicht die Hälfte von Irland bedeckt, liefert zwar das billigste, aber keineswegs das wirksamste Feuerungsmaterial. Weich und milde allerdings ist das Klima, die Abstände von Winter und Sommer, zumal im Westen, liegen nahe bei einander; indess Regen und Sturm nässen und erkälten doch im Uebermass. So wuchern denn die immergrünen Gewächse wie Epheu, Lorber und der prächtige Arbutus in beinahe tropischer Fülle, so wächst die Kartoffel, das verführerische Geschenk Americas, auf der dünnen, auf Stein aufliegenden Erdkrume gleich dem üppigsten Unkraut, doch hat der Weizen in manchem Sommer Noth zur Reife zu gelangen. Wiederholt ist namentlich in Frankreich darauf hingewiesen worden, dass Irland sich zum Ackerbau vortrefflich eigene und überhaupt die wesentlichsten Mittel der Subsistenz selbst hervorbringen könne; allein in seinen frühesten Tagen bereits war es, und noch heute ist es in den Gegenden, wo erträgliche Zustände herrschen, vor allen Dingen Viehzucht treibend. Weder Schifffahrt, noch Industrie, zu denen die Handhaben wahrlich nicht fehlen, sind aus einheimischem Triebe entsprossen, die Fremde hat beiden erst den Aufschwung geliehen.

Mit solchen halb entwickelten Naturkräften nun ist die Insel Jahrhunderte lang auf sich angewiesen gewesen. Die

Römer selber, denen doch so viel daran lag, das kleine britische Alpenland Wales fest in der Hand zu halten, und die vom Gipfel des Snowdon bei hellem Wetter über die Wogen des irischen Canals hinweg die schönen Formen der Berge von Wicklow erblicken mussten, hielten es nicht für gerathen, eine Fahrt von wenigen Stunden zu wagen, um sich des letzten Eilands Europas zu bemächtigen. Ihnen genügte ein gelegentlicher Tauschhandel, um irische Rohproducte zu erwerben. Wohl waren seit alten Tagen dort einzelne handeltreibende Fremdlinge gelandet, Phöniker und Phokäer, wohl hatten hellenische Geographen schon mancherlei Vorstellung über Lage und Beschaffenheit von Jerne, aber noch keiner hatte sie in den Bereich der Geschichte gezogen. Auch Julius Agricola, als er im Jahre 82 unserer Zeitrechnung in Wales stand, und ein irischer Häuptling erschien, seine Hilfe anzurufen, da doch mit einer Legion die Insel zu bezwingen und zu halten sei, hütete sich vor dem Wagniss. War es Scheu vor dem stürmischen Meere, vor dem wilden Volke, das da drüben hauste? Beides scheint unmöglich: manch kühner, seedurchwetterter Germane stand in den Reihen, und die besten Feldherren Roms befehligten damals in Britannien. Allein sie hatten eben auch hier vollauf zu thun, und bald wendeten sich überhaupt die Zeiten: die römischen Adler haben sich niemals auf Erin niedergelassen.

Es ist keine Kunde auf uns gekommen, welchen Antheil die Ureinwohner Irlands etwa gehabt an den Schicksalen ihrer keltischen Stammgenossen auf der grossen Nachbarinsel und dem Festlande, die sich schon im vierten Jahrhundert vor Christus vermassen, an der Spitze der Civilisation marschiren zu wollen, bis sie mit blutigen Köpfen an den Widerstand der alten Culturvölker anrannten. Als Cäsar dann später Gallien, die Burg des Keltenthums, umwarf, sicherte sich der nationale Druidendienst auf den Inseln jenseits des Wassers. Ein allgemeiner, loser Begriff der Zusammengehörigkeit hat gewiss bestanden; aber ebenso unzweifelhaft ist, soweit die Geschichte blicken kann, eine Zweitheilung des grossen Stammes in Nord- und Süd- oder in Ost- und West-Kelten, deren Grenze besonders auch

zwischen Wales und Irland hinlief. Nicht von ungefähr haben Waliser und Iren schon in alten Tagen niemals gemeinschaftliche Sache zu machen gewusst; nicht von ungefähr können ihre Nachkommen, soweit sie heute noch keltisch reden, sich kaum einander verständlich machen. Allein wie dem auch sei: der Irländer zeigt in seinem ganzen Wesen durchaus dieselben Anlagen und Eigenthümlichkeiten, wie der Kelte des Alterthums und wie noch heute der Franzose. Dieser ist Gallier geblieben, obwohl zuerst die Römer und späterhin die Franken seiner Herr geworden und dadurch frühzeitige Mischung und das stete, kraftvolle Eingreifen der keltisch-romanischen Nation in die Geschicke der europäischen Menschheit herbeigeführt haben. Bei einer unter masslosen Verfolgungen bewunderungswürdigen Zähigkeit hält dagegen ein Stück unversetzter irischer Nationalität heute noch Stand und wirkt gewissermassen negativ durch seine Renitenz auf den Gang der allgemeinen Geschicke ein. Dieses Stück bewahrt aber dennoch dieselbe lebhafte, ja, geistreiche Ader, die im Franzosen schlägt; eine Imagination ohne Grenzen, ohne Gleichen, wie sie die feuerige Askese der althibernischen Mönche beseelte, sprüht heute noch aus den Reden gebildeter und ungebildeter Iren. Unverkennbar ist auch bei ihnen der Sinn für das Schöne, die romantischen Reize der Natur sowohl wie die Erscheinung des Menschen in Antlitz und Tracht, nur dass er sich unmittelbar mit der Carricatur berührt. „Paddy" weiss sein Lieblingsgewand, den abgerissenen, mitunter nur noch einschössigen Frack, und den randlosen Cylinder, wie sie ihm aus allen Trödelmärkten Europas zugeführt werden, noch immer mit Würde zu tragen; aber die blossen Beine, der Knotenstock im Rockschoss und die kurze Pfeife unter der stumpfen Nase machen doch eine unübertrefflich komische Figur aus ihm. Was ist rührender, reizender als der Anblick seiner Töchter im fernen Südwesten, deren rabenschwarzes Haar, tiefblaue Augen und fein geschnittene Züge in den fabelhaftesten Fetzen ihren einzigen Schmuck finden?

Unverwüstlich heiter, sorg- und ziellos wie der Sinn der Menschen klingt das Volkslied. „Das wesentliche Element des poetischen Lebens der Kelten," sagt Ernest Rénan, „ist

das Abenteuer, das heisst die Verfolgung des Unbekannten, ein Rennen ohne Ende nach dem Gegenstande, welcher stets vor dem Verlangen herflieht.“ Die irische Dichtung hat aber ausserdem als Hinterlassenschaft der nationalen Schicksale eine tief melancholische Saite mitbekommen, die der französischen abgeht, so nahe sie auch an zügellose Ausgelassenheit anzuklingen pflegt. Selbst die Kunstpoesie in den irischen Melodien des Thomas Moore hat sich dem nicht entziehen können. Kein Germane entwickelt eine geläufigere Beredsamkeit als so mancher Sohn der grünen Insel; nicht nur Fluss, sondern selbst logischer Glanz, dem gallischen ähnlich, ist seiner Rede eigen. Aber die Form hat die Oberhand über den Gehalt; Feuer und Schwung reissen leicht fort bis zum baren Unsinn. Dem zerlumpten Hausirer auf dem Jahrmarkte so wenig wie dem Advocaten oder Parlamentsmitgliede versagt jemals der Wortschwall, untermischt mit sprudelndem Humor, drolligen Einfällen und den kühnsten Sprüngen der Logik. Aber selbst Musterredner wie Burke, Grattan, O'Connell liefen im höchsten Pathos Gefahr, unversehens ins Lächerliche zu verfallen; auch der verstorbene Lord Palmerston, dem bekanntlich ein Tropfen irischen Blutes in den Adern rann, ist von demselben oft genug zum Spassmachen gekitzelt worden. Selbst ein Vergleich des französischen und des irischen Witzes läge nahe; er würde recht deutlich zeigen, wie weit die Bildung der beiden Völker aus einander gegangen, auf welcher Stufe der Entwicklung die irische stehen geblieben ist. In englischer Gesellschaft wird man bis zum Ueberdruss mit irischen Spässen, sogenannten Bulls, geplagt, in denen nicht nur wie bei dem gewöhnlichen Witzwort zwei ungereimte Dinge glücklich und unverhofft verbunden werden, sondern die auch ausserdem an einer bedenklichen Schlusswidrigkeit leiden. Bekannt ist die Geschichte vom Earl von Kildare, der zu Ausgang des Mittelalters die Kathedrale und Klosterbauten von Cashel zerstört hatte und, als ihn die englische Regierung in Dublin darüber zur Rechenschaft zog, sein Bedauern mit der Erwiderung ausdrückte, er habe vermuthet — der Erzbischof sei darin gewesen. Echt irisch schrieb kürzlich ein Penny-a-liner: „das Ministerium hatte in allen Stücken die Majorität,

— ausser in den Zahlen.“ Als wir uns in den romantischen Gebirgspässen im Westen der Seen von Killarney bei einer der vielen barfuss bettelnden Schönen nach ihrer Winternahrung erkundigten und unser Befremden über die geringe Abwechselung zwischen Kartoffeln und Ziegenmilch äusserten, wurde uns zur Antwort: „Abwechselung genug, Euer Gnaden, bisweilen missrathen die Kartoffeln, bisweilen gibt's keine Milch.“

Wie bei allen antiken und modernen Kelten ist auch in Irland der Enthusiasmus überaus leicht entzündbar. In religiösen Dingen kann er ebenso gut zu Gunsten des unbedingten Glaubens wie des verstocktesten Skepticismus ausschlagen. In patriotischen Schwung dürfte kaum ein anderes Volk Europas so rasch gerathen; ist doch selbst die Begeisterung für die englische Verfassung, die aus Burke's Reden und Schriften sprüht, noch auf Rechnung dieser irischen Ader zu setzen. An persönlichem Muth steht der Ire durchaus mit dem Franzosen auf einer Stufe. Unter den Antrieben physischer und geistiger Erhitzung haben irische Heere und Rebellenhaufen Wunder der Tapferkeit vollbracht; wo jene versagen, kann nur eiserne Disciplin, wie die eines Wellington, nationalirische Regimenter den englischen und schottischen ebenbürtig machen. Es mangelt ihnen wie den Franzosen die Ausdauer unter allen Umständen; die Probe, die aus Eisen Stahl macht, bestehen sie nicht. Auch geht ihnen die französische Ruhmsucht ab; die grösste Exaltation macht, sobald der Sturm vorüber, harmloser Gutmüthigkeit Platz. Etwas mehr nationale Eitelkeit, die den Franzosen nie verlässt und viel zu seinen Erfolgen beiträgt, hätte die Geschichte Irlands auch wohl in andere Bahnen lenken und ein begabtes Volk vor steten Rückfällen in stumpfe Indolenz behüten können. Das Schlimmste aber, dieses Volksgemüth ist so trügerisch wie der irische Moorboden. Ein einziger Schluck Whisky zu viel, und der Schädel auch des besten Freundes ist nicht sicher. Unter biederer Zutraulichkeit versteckt sich tückische Rachsucht; noch heute sagt Einer scherzend dem Anderen gute Nacht und schickt ihm hinter der nächsten Hecke eine Kugel nach. Wie viel unmenschliche Grausamkeit trotz allem hochherzigen

Schwunge! Es ist, als ob in der Psychologie dieses Volkes die zartesten und reinsten Saiten des menschlichen Herzens mit den schlimmsten Misstönen unentwirrbar verschlungen wären. Barbarei und schrankenlose Phantasie haben ihm den Sinn für das Factische längst geraubt, das historische Element in Fabel umgewandelt, ehe nur fremder Druck den Nationalcharakter noch tiefer entwürdigte.

Dazu stimmen durchaus die Grundlagen der socialen Existenz. Als die Iren noch sich selber gehörten, konnte von einem Staate schlechterdings nicht die Rede sein. Wie bei allen Kelten galt das Geschlechtshaupt zugleich als Vater und Gewaltiger des Clans oder der Septe, wie sie hier hiessen, deren Mitglieder durchweg seinen Namen trugen, die ihm Gefälle lieferten und seine Fehden ausfochten. Das Flachland in der Mitte der Insel wirkte wohl auf grössere Consolidirung hin, so dass vier, fünf Fürstenthümer erscheinen, die mit einander in beständigem Hader liegen um die Oberherrlichkeit und deren Symbol, den Besitz des Königshügels von Tara. Kaum jedoch hat ihn Einer erklommen, so wird er schon von dem Anderen heruntergeworfen. Beständige Katzbalgerei und blutige Köpfe, das ist der monotone Inhalt altirischer Geschichte. Und wie heute noch in regelmässigen Jahrmarktsprügeleien die alte Geschlechtsfehde fortlebt, wie sogar im Volksmärchen die Elfen der einzelnen Landschaften, Donegal, Kerry, Limerick, Tipperary, sich wüthend bekämpfen, so prahlen auch moderne Demagogen, O'Brien, O'Donoghue und wie sie sonst heissen, gegen einander mit ihrer Abstammung von verschiedenen fabelhaften milesischen und fenischen Königen. Der gewaltige O'Connell selber noch trotzte auf solche mythische Legitimität; nicht ohne Absicht hielt er einst auf Tara ein Monstermeeting, er liebte es, umgeben von Söhnen und Schwiegersöhnen, wie ein Clanhaupt zu Westminster in das Unterhaus zu treten.

Nur schwer kann man sich von den ältesten Zuständen einen Begriff machen. Der Landbesitz war ursprünglich ein allgemeiner, wie bei vielen Naturvölkern, wie auch in den Anfängen derer, welche zu voller Cultur fortschritten. Von diesem Princip aus haben immer neue Theilungen des Sept-

Landes stattgefunden, ohne dass sich sagen liesse, wann und wie. Aber der Uebergang vom Nomadenleben führte doch auch hier zu festen Sitzen, zur Erwerbung besonderen Eigenthums; nicht nur that sich der Häuptling frühzeitig durch Domanialland vor den Uebrigen hervor, sondern die Masse selber glich sich aus über Benutzung und Behauptung einzelner Parcellen. Vielleicht dass dafür dem Haupte, als dem Repräsentanten der Allgemeinheit, die Naturalabgaben entrichtet und das Recht gelassen wurde, bei den Septgenossen zu quartiren und zu fouragiren (*coyne and livery*). Auch findet sich schon vor dem Beginn der englischen Eroberung die Gewohnheit, beim Ableben des Besitzers das Gut auf alle Söhne des Verstorbenen zu vererben. Aber dieser unleugbare Fortschritt wird doch auch fernerhin durch das altnationale wilde Erb- und Theilwesen zurückgehalten; gerade der Conflict mit dem geschlossenen Erbrechte der Eroberer sollte das Verhältniss des Irländers zu Grund und Boden zu einem heillosen machen. Einer Sicherheit des Besitzes sollte er nicht froh werden, so dass bis auf diesen Tag die allergrösste Schwierigkeit darin liegt, dem Pächter oder kleinen Eigenthümer, dem doch sein Anrecht felsenfest steht, eine dauernde Anhänglichkeit an den Boden zu erwecken, die über die sommerliche Kartoffelernte oder die fällige Rente hinausgeht. Und sind auch grössere Gegensätze denkbar, als das anglo-normännische Majorat mit dem festgeschlossenen Gute, und das irische Tanistry, jenes Gewohnheitsrecht, nach welchem beim Tode eines Geschlechtshauptes frei in seiner Familie der Nachfolger unter echten und unechten Sprossen gewählt, beim Tode eines Genossen das von ihm benutzte Land von Seiten der Septe wieder ausgetheilt wurde? Die englischen Rechtsgelehrten, die zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts solche Bräuche noch antrafen, wollten ihrer Regierung das Recht vindiciren, dergleichen Barbarei mit Gewalt zu beseitigen. Mag auch den Engländern und ihren damals schon über vierhundert Jahre dauernden Eingriffen ein Theil der Schuld zur Last fallen: das Unheil ist doch zunächst in den Anlagen und in der Eigenthümlichkeit des keltischen Charakters begründet. Die feine Vermuthung Hallam's klingt sehr wahrscheinlich, das un-

selige Theilungssystem habe deshalb so lange Beifall gefunden, weil der Kelte in alten und in neuen Tagen, in Irland wie in Frankreich, ganz besonders nach Gleichheit des Vermögens und der Berechtigung trachte und bereitwillig von der persönlichen Freiheit opfere, wenn nur alle gleich vor einem Mächtigen den Nacken beugen. Es blieben also alle Schwächen der Clanpolitik fortbestehen: bei dem Mangel an sicherer Ordnung über Besitz und Erbe beständiger Hader und Zank, bei dem Vorzug, den man der Gleichheit vor der Freiheit ertheilte, die Unfähigkeit, für sich selber einstehen zu lernen, bei der primitiv-loyalen Hingabe an ein unregelmässig erhobenes Haupt eine Vorliebe für den Imperialismus, mit einem Worte die Unmöglichkeit, zu einem Rechts- und Verfassungsstaat zu gelangen. Lediglich aus sich selber mussten die Iren auf einer unvollkommenen Stufe der Entwicklung beharren.

Und liegt dem Glauben und der seltsamen Religionsgeschichte Irlands etwa der Ordnungssinn oder eine andere treibende Kraft zu Grunde, als die im Nationalcharakter begründete, blind überschwängliche Begeisterung? Man wird dem druidischen Cultus wahrlich nicht civilisatorische Triebe zuschreiben; aber die einst so hoch berühmte frühe christliche Kirche auf der keltischen Insel hat doch, wie es scheint, von ihm ihre Umrisse überkommen. Ein primitiver Aberglaube, wilde, fanatische Askese, eine unbedingte Verehrung und Unterwerfung gegenüber den Dienern der Religion, Intoleranz und die Sucht nach Propaganda treten, die einen mehr, die anderen weniger, bei allen keltischen Völkern hervor. Der druidische, der katholische, der protestantische Glaube macht da keinen principiellen Unterschied, denn demselben Eifer mit seinen bösen Auswüchsen wird man bei den Culdäern, den irischen Katholiken des siebenzehnten Jahrhunderts, den schottischen Cameronianern und den Waliser Methodisten begegnen. Es ist eine seltsame Erscheinung, wie fast im Gegensatz zu der politischen, einem Imperialismus entgegenstrebenden Neigung in Sachen der religiösen Ueberzeugung das keltische Bewusstsein mehr centrifugal wirkt. Hier ist keine im Wesen der Nationalität haftende Anlage zu finden, kirchliche Schöpfungen in festen,

und doch elastischen Formen hervorzubringen, die, wie der Geist, der leben soll, nicht rasten darf, auch fortbildungsfähig wären. Der keltische Enthusiasmus heftet sich mit unvergleichlicher Hingabe an Person und Lehre, die ihn einmal tief ergriffen haben, ja, der Zufall, nicht innere Prädisposition wirkt dann solche Wunder, dass der begeisterte Gläubige sich blindlings einem Leitstern hingibt, auch wenn er ihn in die Irre und ins Verderben führt. Schwung, Wärme der Rede, Schmuck und Glanz in der Umgebung reissen unter allen Umständen das irische Herz hin; man hat Beispiele plötzlicher Bekehrungen, wie sie talent- und einsichtsvolle protestantische Missionare unter einer bigotten Masse zu Stande gebracht. Wären in dem Zeitalter der anglicanischen Reformation feuerige Redner von der Natur eines Latimer oder Knox in Dublin und Limerick, in Waterford und Cork aufgetreten, es hätte wahrlich dem Papstthum schwer fallen sollen, sogar mit Hilfe spanischer und italienischer Jesuiten aus Irland ein Bollwerk seiner verjüngten Lehre zu machen.

Kann man doch überhaupt erst seit dreihundert Jahren von einem dem Papste ergebenen Irland sprechen. Einst im fünften Jahrhundert hatte sich das Volk der Predigt seines Apostels St. Patrick begeistert zugewendet, dessen Gedächtniss bald von den absonderlichsten Wundern und Legenden so umhüllt wurde, dass er der Geschichte nicht mehr angehört. Mehr einem Hercules als einem Glaubensboten gleichend, hat er nach der Volkssage in die Wildniss der Natur eingegriffen, das geliebte Eiland von allem Ungeziefer gesäubert und den einzig wahren Weg in das Fegefeuer eröffnet, das noch immer gefeierte Purgatorium auf einer düsteren Insel im Lough Derg. Nach diesem Nationalheiligen will ein jeder gute Christ heissen, nach ihm nennt er mit besonderer Naturschönheit gezeichnete Stätten, ihm werden noch immer die Kirchen geweiht. Und sein Name vergegenwärtigt doch eine eigenthümliche Entwicklung des Christenthums, durch welche die rohe, heidnische Naturwüchsigkeit nur wie mit dünnem Schleier bedeckt wurde. Wie lange hat es in Irland noch gedauert, dass man bei feierlichen Eidschwüren an der bezeugenden Gegenwart der Reliquien der Heiligen nicht genug zu haben meinte, sondern

sich gegenseitig eine Ader öffnete, um das Blut zusammenrinnen zu lassen! Es kam vor, dass bei der Taufe der rechte Arm des Knaben ausdrücklich ungeweiht blieb, damit er einst ungehemmt im Kampfe wüthen könne. Bei Unterdrückung der Klöster fand man in Kildare neben der Kirche ein Gemäuer, in welchem ein heiliges, von Jungfrauen gewartetes Feuer unterhalten wurde; Niemand konnte angeben, wer es gestiftet, wenn nicht Druiden. Wer in Irland, zumal auf dem Lande, ein Begräbniss nach Weise des Volkes gesehen, wird den Anblick und die Töne nimmermehr vergessen. Der Leiche zunächst folgen die offenen Karren mit schwarz vermummten, laut klagenden und schluchzenden Weibern und dann in unübersehbarer, oft meilenlanger Reihe das Geleit von Reitern, Fussgängern und dicht besetzten Karren. Mit Ausnahme der Vordersten zieht Alles schweigend, ernst die Strasse; aber der Zug wächst beständig, da man bis zur Begräbnissstätte weit hat. Nach der Einsenkung der Leiche unter dem Ritual der Kirche aber geht es ins Wirthshaus, das nicht fern, und das Geheul um den Todten wird beim Whisky fortgesetzt. So reichen bis in die Gegenwart die niemals völlig verwischten Züge des altheidnischen Daseins. Kein Wunder, wenn die eigenthümlichen Heiligen der irischen Kirche als Spiegel der Gesellschaft, der sie entsprossen, ebenfalls ein Erbstück des Nationalcharakters bewahren. Sie vollbringen oft wilde, abenteuerliche Thaten, wie man sie in der fränkischen, deutschen, englischen Heiligengeschichte vergeblich suchen wird; auch lieben sie Ueberraschungen, Schnurren und den besonderen irischen Witz, Scenen, wie sie das moderne Volkslied der katholischen Iren so gern zum Ergetzen der Fremden vorträgt.

Aus solchen Ueberlieferungen freilich hat man sich nun keineswegs ein Bild der alten culdäischen Kirche zu entwerfen; denn dass dieselbe ein schöpferisches Leben besessen, davon wissen noch andere Länder zu erzählen. Wie es die Insel dem Zufall zu danken hatte, dass sie nicht von kaiserlichen Legionen dem Weltreiche einverleibt wurde, so waren es Fügungen unabhängig von den grossen, massgebenden Tendenzen, welche ihr eine in Lehre und Disciplin eigenthümliche Form des Christenthums zuführten. Mögen

sich die modernen Ultramontanen noch so sehr anstrengen, den von der frühen keltischen Kirche Rom gezollten Gehorsam constructiv nachzuweisen, die Epoche von St. Patrick bis auf Bernhard von Clairvaux steht dem frommen Eifer störend im Wege. Sie bietet in ihren ersten Jahrhunderten das einzige Zeitalter irischer Geschichte, wo, von der fernen Insel im Westen ausgehend, warmes Leben durch weite Gebiete des Abendlandes pulsirte. Der unmittelbar aus dem Orient entsprungene Funke hatte gezündet, ehe er noch von römischen Constitutionen in die einen italienischen Primat anbahnenden Pfade gebannt werden konnte; er fand seinen Weg über dieselben Strecken, durch welche vor Jahrhunderten die Kelten selber in ihre Heimath gezogen, wo sie im Westen und Südwesten Europas noch vielerwärts ansässig waren. Orientalisch also, dem heissblütigen Sinne der Race verwandt, sind die Grundzüge der frühen, nur so schwer erkennbaren christlichen Stiftungen in Armagh oder Bangor; das ägyptische Mönchthum mit seiner Beschaulichkeit, Entsagungskraft, glühenden Andacht und laxen doctrinellen Haltung dürfte das Vorbild gewesen sein, zu dem dann druidische Reminiscenzen hinzugetreten sein werden, um etwas Neues hervorzubringen. Die „Heiligen" begannen in ihrer auf innere Erregung gerichteten Weise zu leben und zu wirken; ihr Ruf drang bis zu den Ohren Gregor's des Grossen, der aber den heiligen Columban nicht von den heimischen Weisen der Disciplin abzubringen vermochte, und dessen orthodoxe Eroberer in Britannien auf dem Flecke stehen blieben, wie einst die Feldlager Agricola's. In unklarem Gegensatze wider Rom ist dann bald darauf die auf dem „Eiland der Heiligen" gezeugte Brut flügge geworden und beginnt zu schwärmen, von glaubensfroher Wanderlust und Bekehrungssucht ergriffen. Zuerst fliegt sie aus in das nahe Schottland, wohin viele kleine Inseln, Schrittsteinen gleich, schon zuvor der irisch-scotischen Bevölkerung den Weg gewiesen hatten. Zwei von den Fluthen umrauschte Felsen, Iona, die Stiftung St. Columba's im Westen, Lindisfarne an der Ostküste, mit ihren mönchischen Ansiedelungen bilden gleich Leuchtthürmen die Brennpuncte einer eigenthümlichen Mission in jenem nordischen Himmelsstriche, wo zwischen

Klippen und Tiefen wilder, romantischer Natur wie des menschlichen Herzens die Pfade und Furten zur Bewältigung der Wildniss und der Einöde schwer zu finden waren. Hier im Norden werden die culdäischen Glaubensboten geradezu geographische Entdecker, die sich selbst bis nach Island hinausgewagt, um dort ihre Zellen zu errichten, lange bevor die Scandinaven dahin gelangt. Auf ihrem Zuge nach Osten und Süden aber haben sie nicht sowohl mit der Natur, als mit dem Widerstande der Menschen zu ringen. Mit den orthodoxen Angelsachsen wird Jahrhunderte lang eine bittere Controverse geführt, in welcher sich zuerst der Racenhass mit der Feindschaft vereinigt, wie sie aus der Doppelnatur zweier Confessionen zu entspringen pflegt. Nur solange sie am Bodensee, an Rhein, Main und Donau den Urwald rodeten und unter Franken, Alemannen und Baiern bekehrten, blieben die irischen Apostel jener Gegenden, deren die Nachwelt sich noch dunkel erinnert, von ähnlichen Conflicten unberührt. Allein kaum bedurfte es der herausfordernden Handlungen einzelner, wie Columban's bei den Merowingern und Longobarden: die römische Orthodoxie im Bunde mit dem gehorsamen Germanenthum erhob sich seit dem achten Jahrhunderte, die culdäisch-keltische Mission auszutreiben. Aus ihrer einsiedlerischen Disciplin konnte sich so wenig die Gemeinde entwickeln, wie aus dem Clan der Staat; und der Angelsachse Bonifaz, der auch in Deutschland die irischen Widersacher verfolgte, war sich bewusst, dadurch zugleich den Glauben der Schwaben und Baiern rein zu erhalten. So wurde die einzige grosse Eroberung, die Irland je gemacht, durch ein Bündniss des Papstes mit der germanischen Race siegreich zurückgedrängt. Allein der irische Canal blieb noch auf Jahrhunderte die Grenzscheide, hinter welcher sich eine anomale, von Rom absehende Christenkirche behaupten konnte. Der katholischen Uniformität stand man in äusserlichen Kennzeichen wie Osterrechnung und Tonsur, in ernsteren Fragen wie Taufe, Priesterehe, Bisthum schroff gegenüber. Wie jenes ältere Mönchthum mit der Regel St. Benedict's wenig gemein hatte, so fehlte dem irischen Kirchensystem durchaus die pyramidale Einordnung, die der römische Primat zu Stande gebracht.

In den Tagen der beiden grossen Könige Karl und Aelfred erbleicht der helle Stern, der einst von Irland aus Gelehrsamkeit und feuerigen Glauben auf die benachbarten Völker ausgestrahlt; scheu wendet sich die gesammte Kirche des Abendlandes von dort hinweg, und nur kometenartig, schreckhaft greift ein Johannes Erigena durch sie hindurch. Der Sohn der grünen Insel verleugnet seinen Ursprung nicht, denn sein Witz bringt stolze Könige zum Schweigen, sein forschender, kühner Geist wagt schon im neunten Jahrhunderte gegen die römische Sacramentslehre aufzustehen mit Gründen, die erst im sechszehnten durchbrechen sollten.

Der Mangel an Städten, welcher der nationalen Entwicklung so lange hinderlich gewesen, stand auch dem kirchlichen und überhaupt dem gesitteten Leben im Wege. Erzbischöfe gab es zunächst gar nicht, dagegen scheint jedes Dorf, eine jede Septe ihren eigenen Bischof gehabt zu haben. Heute noch ist der Fremde erstaunt, selbst in kleinen Landstädten, wo sich doch schwerlich ein Bischofssitz befunden, die Hauptkirche allgemein mit dem Titel Kathedrale geehrt zu finden. Wahrscheinlich aber fielen in culdäischen Tagen mönchische Ansiedelungen mit dem Bisthum, dem Mittelpuncte eines Clans, und der gemeinsamen Begräbnissstätte zusammen, indem eine zähe, Alles überdauernde Pietät die irischen Geschlechtsverwandten an ihren Gottesacker kettet. Die zahllosen mit der Silbe Kil beginnenden Ortsnamen bezeichnen die Plätze, wo die Heiligen lebten und die Todten ruhen; und die vielen Trümmer uralter Kirchenbauten nebst den überaus anziehenden Kirchhöfen sprechen heute noch als die eigenthümlichen Zeugen einer Vergangenheit, die von der romanischen und germanischen Form weit abliegt. Nachdem statt der armseligen Weiden- und Holzbauten, unter denen einst die hohe Schule von Armagh aufgeblüht, aus denen Columban, Gallus, Kilian in die Welt traten, die Iren die überall am Wege liegenden Steine zu verwenden gelernt, entstanden jene eigenthümlichen Kirchenzellen, deren rohe Construction noch immer der zerstörenden Wirkung eines übermässig feuchten Klimas trotzt, deren Stil und Gruppirung zum Theil noch ungelöste Räthsel bieten. Man zählt

eine ganze Reihe von „Sieben Kirchen", die — wer kann sagen, ob in Nachahmung der sieben asiatischen Gemeinden — sich vieler Orten beisammen finden und einen sehr frühen kirchlichen Steinbau vorführen. Auf der Insel Arranmore in der Bai von Galway, zu Clonmacnoise am oberen Shannon, zu Glendalough in den Bergen von Wicklow, an dem unteren See von Killarney, an der Brandung des Oceans, mitten in stillen Binnenwassern, in schauerigen Thalschluchten, überall begegnet man ihnen. Die Wahl des Ortes war offenbar von der Einsamkeit bedingt, und diese hat ausser dem harten Material wesentlich dazu beigetragen, dass noch so manche Gruppe erkennbar geblieben ist. In der That sind es meistens sieben winzige Steinhaufen, über eine beträchtliche Fläche zerstreut, deren grösster in der Regel die Kathedrale heisst, während die anderen je einen frommen Büsser beherbergt haben mögen. Doch begreift man kaum, wie diese drinnen nur aufrecht stehen oder sich strecken konnten. Die Steine, unregelmässig und roh behauen, halten zusammen, auch nachdem der Mörtel längst herausgefallen. Die niedrigen, plattgedeckten, fast ägyptisch aussehenden Thüren haben wohl das Kreuz in ältester Form in die untere Fläche des granitenen Decksteines eingehauen; Spuren der einfachsten Zierrathen finden sich am Gesims, nur selten ein mehr künstlerischer Versuch des Meissels, das Relief einer Thiergestalt oder eines Bischofs darzustellen. Nur der runde Thurm gleicht sich überall. Kerzengerade, allein wie ein Riese in der Mitte, steigt er in die Luft von einer zirkelrunden Basis, die kaum zwanzig Fuss Durchmesser hat, deren Weite sich nur langsam gegen die Spitze hin verkürzt. Die Wände sind wohl eine Elle stark, von dem härtesten, roh, aber in vorsichtiger Rundung behauenen Gestein der Nachbarschaft.

Da man solche Thürme stets in der Nähe von Gotteshäusern und auf Gottesäckern findet, da der auf dem berühmten Hügel zu Cashel in seinem Material nicht zu den Ruinen des alten Palastes der Könige von Munster, wohl aber zu den benachbarten kirchlichen Trümmern stimmt, so wird man darin nur Denkmäler des frühen christlichen Cultus, nicht aber des Druidenthums, des phönikischen Sonnendienstes, oder gar von den Dänen des neunten oder zehnten Jahrhun-

derts errichtete Wartthürme erkennen dürfen. Immerhin verdienen sie die volle Aufmerksamkeit des Geschichtsforschers. Gar mancher ist noch wohl erhalten, wie der von Clondalkin unweit Dublin, der trotz einer Pulverexplosion in nächster Nähe nicht den geringsten Riss zeigt, wie jener an dem Ufer des melancholischen Bergsees von Glendalough oder der nicht minder berühmte neben der Kathedrale von Kildare auf dem höchsten Puncte der Stadt. An 110 Fuss hoch erinnern sie in ihrem orientalischen Gepräge lebhaft an ein Minaret. Kein Zweifel, dass sie einst die flachen Glocken trugen, worauf die Schalllöcher an der Spitze deuten, nach deren Pulsen die Heiligen ringsumher in den verschiedenen Kirchen, Capellen und Zellen zwischen harter Arbeit, Lesen und Schreiben ihrer Bücher und geistlichen Uebungen regelmässig abwechselten. Allein auch weltlichen Zwecken diente ein solcher Bau: dieselben Glocken riefen die Septe zur Versammlung oder in Waffen, wenn Gefahr heranzog, das runde schmale Innere barg als Zufluchtsstätte die wenigen Kostbarkeiten von Pfaffen und Laien. Das lässt sich aus der einzigen thürartigen Oeffnung schliessen, die ungefähr fünfzehn Fuss über dem Boden angebracht ist und demnach nur mit einer Leiter erreicht werden kann.

In der Regel sind diese uralten Stätten frommen Lebens von noch bestellten Friedhöfen umgeben, die der irischen Landschaft ihren ganz besonderen schwermuthsvollen Reiz verleihen. An vielen Plätzen begräbt der Ire heute noch den Todten ebenda, wo ihn schon die Vorfahren in den Tagen St. Patrick's hingelegt. Der Vorsprung in einem See, wie der unvergleichliche Garten von Muckross Abbey bei Killarney, oder das enge Thal von Glendalough sind von Wasser oder Fels eingefriedigt, und Menschenhand hat sich darum nicht zu bekümmern gehabt. Das Uebrige thut dort im Südwesten namentlich die waldartige Vegetation kolossaler immergrüner Gewächse, unter denen der Erdbeerbaum geradezu die Gestalt mässiger Eichen erreicht. In solchem Schatten oder unter dem Schutze öden Feldgesteins bedecken zahllose Gräber den Boden, meist in solider Weise gekennzeichnet. Von modernen Crucifixen aller Art oder dem stattlichen Mauerbau, den sich der Grundherr auf der ur-

alten Friedstätte errichtet hat, reichen sie zurück bis zu den imposanten Kreuzen von altirischem Dessin und mit Inschriften in Nationalbuchstaben des achten oder neunten Jahrhunderts. Erregt der granitene Monolith von zwölf Fuss Höhe in Glendalough schon gerechte Bewunderung, wie staunt man erst über die zwanzig bis dreissig Fuss hohen Kreuze in Clonmacnoise oder zu Monasterboice bei Drogheda, die zwar aus mehreren Stücken zusammengesetzt sind, aber, auf den Mittelbalken aufgesetzt, stets die altkeltische Form mit gleich langen Armen und dem sie verbindenden massiven Steinring wahren. An ihnen finden sich dann neben der Inschrift auch ähnliche geschmackvoll verschlungene Verzierungen, wie sie aus den Illuminationen altirischer Handschriften wohl bekannt sind. Aber zur Seite solcher Denksteine von Prälaten und Magnaten folgen die zahllosen Ruhestätten schlichter Leute, grossentheils mit denselben Zunamen, denn nach Jahrhunderten noch liegen hier erkenntlich die späten Enkel zu den Füssen ihrer Ahnen. Und wie mit liebenden Armen schlingt sich der in der feuchten Atmosphäre ringsum aufsprossende Epheu um sie alle; malerisch rankt er von den Balken hoher Kreuze herab zu dem grünen Kleeblatte, das sich in den seltsamen Uncialen granitener Steinplatten eingenistet. Auf den Kirchhöfen tönt vernehmbar die klagende Harfe vom grünen Erin.

Allein die Zeitgenossen, denen jene Thürme und Kreuze angehören, wurden mit ihrem Glauben, mit ihrem Wissen und ihrer Kunst doch dem orthodoxen Abendlande zum Gräuel. Der strenge englische und französische Klerus im eilften und zwölften Jahrhunderte vernahm mit Entsetzen, dass ihre geistlichen Brüder dort in der Ehe, in der Unzucht lebten. „Statt zu fasten“, ruft Giraldus Cambrensis, der Archidiaconus von St. Davids, um 1200 aus, „essen sie von Thieren und leben gleichwie die Thiere.“ Man bewundert wohl die eiserne Enthaltsamkeit, mit der sie keusch sein und Tag und Nacht ohne Speise und Trank existiren können; aber man erzählt auch mit Frohlocken, dass, sobald die geschlossene Zeit vorüber, ebenso tapfer gezecht und gerauft werde. Ganze Clans ziehen regelmässig einmal im Frühling auf Plünderung aus, um anständig Ostern feiern zu können; da mag es

denn an der Zeit gewesen sein, dass der Priester mit dem Allerheiligsten und den Kostbarkeiten vor dem sengenden und brennenden Schwarme im runden Thurme seine Zuflucht nahm. Unter solchen Wechseln führten Geistliche und Laien ein gefahrvolles Leben; die brausenden, zügellosen Naturkräfte schäumten über; der fremde Angriff, sie zu bändigen, war vor der Thüre.

Zur Zeit der Kreuzzüge, als im europäischen Staatswesen der Feudalismus in Blüthe und das Papstthum an der Spitze der abendländischen Welt stand, war das Mass altirischer Freiheit voll und die kirchliche Absonderung von anderen Nationen zum Verderben geworden. Die Normannen, die sich in England zu Herren aufgeschwungen und gleich ihren Stammverwandten in Frankreich und Italien den regsten Antheil an Bekämpfung der Ungläubigen nahmen, erhoben sich und giengen den Furten nach, auf denen früher schon Scandinaven im Süden und Osten Irlands Städte und selbst Reiche gegründet hatten. Allerdings war mit den seit dem achten Jahrhundert in verschiedenen Pulsen eindringenden Nordmännern durch Vermischung mit den Eingeborenen ein sehr wesentliches Ferment zurückgeblieben, das aber nicht stark genug war, um der normännisch-englischen Eroberung als Unterlage zu dienen. Jetzt erst schlug gleichsam eine vereinzelte Welle jener auf das Morgenland gerichteten Zeitströmung auch an den Strand der abgelegenen Insel, nachdem der Finger des Nachfolgers Petri selber dazu das Zeichen gegeben. Merkwürdig, der einzige Engländer, der je den heiligen Stuhl bestiegen, Hadrian IV., erliess, wie er sich ausdrückt, als „Herr aller Inseln, auf welche Christus, die Sonne der Gerechtigkeit, geschienen," im Jahre 1154 die berühmte Bulle, durch welche, um heillose Sünden zu tilgen und die Grenzen der Kirche zu erweitern, Irland der Eroberung preisgegeben worden ist. Jener Stamm, der in England den consequentesten Lehnsstaat errichtet hatte, die Cisterciensermönche, die gehorsamen Jünger St. Bernhard's, der gegen die Culdäer wie gegen die Seldschucken predigte,

sollten sie im gemeinsamen Interesse von Staat und Kirche vollbringen. Von Rom aus aber — wer sollte das heute denken? — haben die Leiden Irlands angefangen.

Auf den Ruf eines irischen Verräthers, dem die Pläne in der Heimath nicht glücken wollten, landet zunächst von den waliser Gestaden, wo sie bisher nur mässige Erfolge gehabt, eine Schaar normännischer Abenteurer. Der gewaltigste unter ihnen, Graf Richard von Clare, genannt Strongbow, der sich durch Vermählung und Besitzergreifung zum mächtigsten Herrn in Leinster aufwirft, wird als der feine, zierliche Rittersmann geschildert, wie er so häufig unter den Normannen, dem aber bei aller Eleganz hohe Gedanken und eiserne Thatkraft nicht mangeln. Neben ihm steht Mac Dermait, der Irenfürst, der ihn gerufen, ein Riese an Gliedmassen, von mächtiger Faust und furchtbarer Stimme, der unter Dankgebeten wohl das Haupt des erschlagenen Feindes an den Mund nimmt, um mit den eigenen Zähnen ihm Nase und Ohren abzureissen. Wer ist der Stärkere, der Barbar oder der Gentleman, der Kelte oder der Germane?

Während nun aber Strongbow und seine Genossen mit dem Schwerte in der Hand in Ulster, Leinster und Munster eindrangen, geschahen hier Eroberung und Colonisation unter sehr ähnlichen Bedingungen wie mehrere Jahrhunderte später die der Spanier in America. Die Abenteurer, durch das Meer von der Heimath getrennt, die neuen Herren unter den Wilden, widerstanden schwer den Lockungen, sich von dem Mutterlande gänzlich zu lösen; die Staatsgewalt des letzteren über seine Unterthanen und deren Eroberung wäre verloren gegangen, hätten hier nicht das starke Königthum der Plantagenets und die streitende Kirche Roms zusammen gestanden. Als Heinrich II. im Jahre 1171 die Bulle Hadrian's durch sein persönliches Erscheinen in Irland zur Ausführung bringen wollte, ist von einem nationalen Widerstande kaum die Rede. Der letzte König von Tara verschwindet, als ob es sich von selbst verstünde, und die verschiedenen grossen Factionen mit ihren Führern an der Spitze, der König von Connaught in Person, beeifern sich, einem wirklichen Könige als dem „Herrn von Irland“ zu huldigen. Alle sonnen sich berauscht in seinem Glanze. Nur zu bald

indess wurde Heinrich durch die Angelegenheiten seines Reiches abgerufen, um niemals wiederzukehren und den Nachkommen das erste verhängnissvolle Beispiel des Absentismus, der Herrschaft von aussen her, zu geben. Seine Macht in Irland erstreckte sich factisch wenig über das Gebiet von Dublin hinaus; den Courcies und Lacies im Norden, den De Burghs im Westen, den Fitzgeralds und Butlers im Süden blieb die Aufgabe, auf eigene Hand das Feudalwesen auf den Trümmern der Septe aufzurichten; eine römisch-orthodoxe Synode zu Cashel suchte gleichzeitig durch ihre Decrete die Kirche der Culdäer zu reformiren. Dem gegenüber nun die Masse der Eingeborenen, die als Lehnsleute vergeben und römisch-katholisch getauft wurden, ohne viel davon zu begreifen. In den Bergen, Schluchten und Moorgründen behaupteten sie sich unter ihren angestammten Fürsten, die mit der Zeit sogar ganz Ulster und Connaught, alles Land nördlich vom Shannon, wieder herbeibrachten.

Heinrich's Sohn Johann, dem der Vater noch bei Lebzeiten den irischen Titel übertragen, hat diesen späterhin als König einmal durch persönliches Erscheinen zur Geltung zu bringen gesucht; aber schon stehen die inneren Zustände Englands hinter ihm und halten ihn von weiterer Durchführung der Herrschaftsrechte zurück. Dann hat über anderthalb Jahrhunderte kein englischer König die Insel betreten; die Verfassungskämpfe im Mutterlande und die gegen Schottland und Frankreich verfolgte Politik liessen die Autorität jenseit des St. Georgs-Canals fast als eine lästige Bürde erscheinen. Erst der unglückliche Richard II. machte sich in böser Stunde auf, um in Irland durchzugreifen, — der Ausgang war, dass er auch hierüber in England Reich und Krone verlor. So blieb die Gewalt dessen, der sich Herr von Irland nannte, auf Jahrhunderte hin durchaus unconsolidirt. Und ähnlich stand es mit dem Papste, den noch mehrere englische Könige sich nicht gescheut als ihren Vollmachtgeber und Lehnsherrn über Irland anzurufen, und der nicht zu helfen vermochte, wie er wohl gewollt. Die Trabanten beider blieben als vorgeschobene Posten stehen und auf sich selber angewiesen, wodurch denn neben der Abwesenheit des Königs

noch andere Uebel zum Ausbruch kamen, die sich hinfort charakteristisch durch die Geschichte Irlands hindurchziehen.

Während das Königthum in dem Pale, dem Pfahlgraben, der mit einem Kranze von Burgen das Gebiet um Dublin absteckte, repräsentirt war und dort bis in das sechszehnte Jahrhundert ein verkleinertes und verzerrtes Abbild der englischen Staatsentwicklung bot, stellte sich die eingewanderte Aristokratie, zumal ausserhalb jenes Walles, zwischen das Princip staatlicher Einheit und der nationalen Unabhängigkeit der Iren. Letzteren wurde es unmöglich gemacht, wie ihre Natur verlangt hätte, staunend an der sie blendenden Erscheinung der Monarchie hinaufzuschauen; eine wilde Adelslibertät wollte sich andererseits dem Fürsten und seinem Statthalter in keiner Weise fügen. So gab es bald drei Machtgebiete neben einander: den kleinen englischen Staat mit Magna Charta, Schatzkammer und Parlament, die angloirischen Barone und die unbezwungene Masse der Ureinwohner. Hätte eines der drei in den Tagen des Mittelalters die Oberhand gewonnen, so wäre entweder ein absoluter Despotismus oder ein Reichstag nach der Weise des polnischen oder jäher Rückfall in die Barbarei die Folge gewesen. Es war noch am günstigsten, dass sie sich gegenseitig in Schach hielten, einander neutralisirten. Die wildesten, grausamsten Kämpfe unter Kelten und Germanen reissen niemals ab. Wer von diesen bessere Habe oder einflussreiche Freundschaft daheim im civilisirteren Mutterlande hat, folgt dem Beispiele des Fürsten und absentirt sich gern von seinem irischen Besitze. Die meisten aber setzen Krieg und Eroberung fort, ohne dass sie von der Behörde zu Dublin controlirt werden können. Da, wo Ebene, Thal und Fluss ihre Schätze bieten, nisten sie sich besonders gern ein und richten an Pässen und Furten jene engen und hohen Schlösser auf, deren Trümmer, von hartem Felsgestein, von dichtem Epheu malerisch überhangen, überall im Inneren Irlands begegnen. Auch ebenso viele Abteien und Klöster sind in diesem Zeitraume entstanden. Der in Krieg, Raub und Mord ergraute Edelmann geht häufig in sich, das religiös-asketische Feuer des Bodens, mit dem er sich assimilirt, hat in ihm gezündet; und Kreuzgänge, Bogenfenster und Portal, wie sie heute

gebrochen und umrankt dastehen, zeigen, wie und wann dort einst normännisches und römisches Leben im Bunde mit einander vorgedrungen.

Gegen Ende der mittleren Zeit, als die Plantagenets in den Rosenkriegen zu Grunde giengen, nachdem Eduard IV. die letzten Anstrengungen gemacht, jenes rohe System des Gleichgewichts dürftig zu erhalten, schien das aristokratische Element auch in Irland über das Königthum den Sieg davon getragen zu haben. Der Pale schrumpfte eher zusammen, als dass er sich erweiterte; wegen des beständigen Haders zwischen englischen und angloirischen Factionen riss ein häufiger, schädlicher Wechsel der Statthalter ein; der jährliche Bericht, dass die Schatzkammer nichts eingenommen, war stehend geworden, die Regierung schien in voller Auflösung begriffen. Das grosse Wort aber führten die angloirischen Barone oder vielmehr Häuptlinge; denn die Nachkommen der einst so vornehmen und feinen Normannen waren in vielen Fällen geradezu zu Kelten verwildert: so sehr hatte die Naturkraft des Bodens und der Nation, unter die sie eingedrungen, auf sie zurückgewirkt. Indem sie sich in Stoff und Farbe der Iren kleideten, wie diese Haupt- und Barthaar wachsen liessen, den Harnisch ablegten und mit blossen Beinen ohne Sattel die struppigen Thiere des Landes bestiegen, scheuten sie sich auch nicht aus der einheimischen Verwandtschaft einen Clan zu bilden, ihm nach altirischer Art Gut und Blut auszusaugen, das wilde nationale Erbrecht anzunehmen, ihrer ganzen Herkunft untreu zu werden. Aus anglonormännischen Stammbäumen waren Mac Mahons, Mac Sweenies, Mac Shehies entsprossen, die De Burghs waren zu Burkes, ein Zweig der Fitzgeralds zu Desmonds geworden; echte Kelten hausten wieder unter den Mauern von Dublin und Waterford. Merkwürdig, wie sich hier dieselbe Entwicklung vollzieht, wie gleichzeitig an den Ostmarken der germanischen Welt, wo ebenfalls dem ursprünglich niederdeutschen Adel, der einst Mecklenburg, Pommern und andere slavische Gebiete colonisirte, wie aus dem Boden ins Blut übergehend, die slavische Libertät zuwuchs. Andererseits erinnern die Angloiren bereits an die Mischlingsgeschlechter der Spanier in Mexico und Südamerica: sie warfen sich

zwischen zwei mit einander ringende Racen, Rechte und Culturstufen störend und hemmend in die Mitte. Man glaubt schon den Verhältnissen jener Colonialstaaten zu begegnen, wenn in den englischen Staatsacten der Zeit zwischen des Königs irischen Unterthanen, des Königs irischen Rebellen und des Königs irischen Feinden (auch wohl: Irrois sauvages) sorgfältig unterschieden wird. Mit Gesetzen, den irischen Brehon oder den Statuten von Westminster, war hier nicht zu regiren, ihr Gegensatz gerade schürte die heillose Verwirrung, in welche die beiden mächtigen Factionen der Butlers und Fitzgeralds, jene hauptsächlich in Kilkenny, diese in Kildare ansässig, sich gegenseitig bekämpfend, Staat, Kirche und Nationalität unwiederbringlich hineinzureissen drohten.

Mittlerweile aber hatte sich aus dem vernichtenden Wettstreit von Lancaster und York das Haus Tudor erhoben, das zwar im Sinne des modernen Staats die Zügel der Verwaltung straffer anzog, aber auch, der alten halb zertrümmerten Aristokratie Meister, sich mehr mit den Bedürfnissen und Gedanken des Volkes zu befreunden verstand. Die Tendenzen und Geschicke dieser Dynastie sollten Irland dauernd, jedoch mit furchtbaren Mitteln an Grossbritannien ketten. Es lässt sich nicht sagen, dass die Plantagenets, soweit sie überhaupt ihren Staat jenseit des St. Georgs-Canals zur Geltung brachten, dort systematischen Druck geübt hätten; auf dem Wege der Gesetzgebung vielmehr, namentlich durch die Statute von Kilkenny, suchten sie die beiden Racen zwar nicht zu nähern, doch keineswegs unmenschlich von einander zu scheiden, wobei das wie ein Unkraut wuchernde Mischgeschlecht freilich am meisten im Wege stand. Immerhin war es für Irland charakteristisch, dass, als zwei Betrüger, die sich nacheinander für einen der von Richard III. umgebrachten Söhne Eduard's IV. ausgaben, zuerst hier auftauchten, sie von Hoch und Niedrig mit echt nationalem Jubel empfangen und gar in St. Patrick's Kathedrale gekrönt wurden. Mögen auch die Parteihäupter wohl gewusst haben, was sie damit vornahmen, das Erscheinen eines Repräsentanten des Königthums, und sei es auch eines unrechtmässigen, selbsterhobenen, riss die Masse in gewohnter Weise hin. Mit treffendem Spott liess Heinrich VII.,

als er nach Lambert Simnel's Katastrophe die irischen Rädelsführer am Hofe zu Greenwich empfieng, sie von eben jenem als Bratenwender und Speisewart bedienen, indem er dazu bemerkte: „In eures Königs Abwesenheit waret ihr im Stande Affen die Krone aufzusetzen.“ Obwohl im Anfange die Erlasse der Tudors bei den geistlichen und weltlichen Magnaten des Pale kaum dreissig englische Meilen landeinwärts Gehorsam fanden, so sollte sich ihr verändertes System doch bald genug geltend machen. Der Zweck war, die ganze Insel den englischen Gesetzen zu unterwerfen; freilich ob klug und erfolgreich, das blieb noch lange zweifelhaft.

Heinrich VII. suchte noch die Lordstatthalter aus den Häuptern einheimischer Factionen zu nehmen, deren Macht indess weit mehr im freien Irland als in dem unterworfenen Bruchstück wurzelte. Nachdem er aber an dem Grafen von Kildare, dem Chef der Geraldinen, üble Erfahrung gemacht, fertigte er einen bewährten englischen Kriegsmann als Deputirten ab, den Ritter Sir Edward Poynings dessen Waffen zwar den wilden Gegnern in dem völlig unwegsamen Inneren nicht beikommen konnten, dessen Ordonnanzen aber, das berühmte Staatsgrundgesetz vom Jahre 1495, eben weil sie der englischen Herrschaft einen festen Unterbau geschaffen, seinen Namen im Munde aller Patrioten der kommenden Jahrhunderte und selbst derer, die heute noch Repeal schreien, mit dauerndem Fluche beladen haben. Das Gesetz bestimmte, dass die englischen Statute in Irland volle Kraft haben sollten, dass das irische Parlament nichts ohne Genehmigung des Staatsrathes zu Westminster zu Beschluss erheben dürfte. Mit Hilfe des heimathlichen Rechtes meinte man das keltische Treiben der degenerirten Herren sprengen, die Umwandlung freier Insassen angelsächsischer Herkunft in Leibeigene hemmen, den Mord als Mord bestrafen, kurz das immer wieder aufschiessende Clanwesen an der Wurzel packen zu können. Aber wenn man privatrechtlich die Menschen einfach auf Befehl in ihr Gegentheil verwandeln wollte, wenn die safrangelben Kleider, der nationale Schnurrbart und die Stirnlocke, die irische Sprache als barbarisch verboten wurden, wenn alle nur englisch leben, heirathen und sterben, ja, schliesslich gar

glauben sollten, war es nicht kurzsichtig und widersinnig gegen die Natur, die sich hier unermüdlich selber half, indem sie aus zwei Factoren durch Uebergänge und Verbindungen einen dritten herstellte, der wahrscheinlich bei den entgegenstehenden Raceninteressen der einzige entsprechende war? Erst die Nachwelt deckt in vollem Masse den Missgriff auf, der hier durch schroffe, unversöhnliche Gegenüberstellung des Kelten- und Germanenthums begangen wurde, wie er auch von anderen Dynastien und anderen politischen Anschauungen fortgesetzt werden musste; aber gar manche Unzuträglichkeit kam doch schon sofort zu Tage. Zwar wirkte die Politik Heinrich's VIII., der sich mit Kraft und Klugheit in seinem Königreiche zum unumschränkten Gebieter gemacht, auch mächtig nach Irland hinüber: seine Feldherren drangen wieder über den Pale hinaus gen Westen vor, seine Staatsleute wussten bereits die Gefolgschaften mehrerer Häuptlinge abspänstig und für englische Sitte empfänglich zu machen. Aber der grässliche Charakter des Kampfes schwoll nur höher an. Wie mancher Magnat, mit irischen und englischen Titeln bedacht, endete im Tower oder am Galgen, oder wurde, obwohl ihm Leben und Freiheit auf dem Sacrament beschworen, verrätherisch und heimtückisch bei Seite geschafft! Wie wateten die Rebellen, wenn sie einmal gesiegt, dann wieder im Blute derer, die ihnen die Civilisation bringen wollten! Kein Wunder, dass, wenn man die letzten Sprossen eines Dynasten vertilgt zu haben meinte, als Rächer sofort neue emporschossen.

Es war ein Uebelstand, dass England auch in diesem Zeitalter, obschon mit unvergleichlich gekräftigten Mitteln, doch stets vorwiegend nach anderen Richtungen hin engagirt blieb. Die Fortschritte im eigenen Regiment mussten nothwendig auf die Colonie zurückwirken. Auch aus diesem Grunde schon der häufige Wechsel unter den meist tüchtigen Statthaltern, die vom Hofe herübergeschickt wurden, nachdem man an den einheimischen Fitzgeralds und Butlers genug bekommen. Um sich zu behaupten, mussten sie in der Regel bald im Widerspruch mit ihren despotischen Instructionen handeln, wodurch dann wieder ihre eigene Stellung nicht nur fast ausnahmslos untergraben, sondern alle niederen

Grade auf irischer wie auf englischer Seite nothwendig immer mehr demoralisirt wurden. Ferner aber warfen sich, als Englands maritime Jugend auf dem Meere auszuschwärmen begann, viele verwegene Abenteurer auch auf Irland, wo so leicht ein Gut zu erhaschen war. Der letzte grosse Kampf, in welchem die Septe und der Häuptling alten Stils schliesslich untergiengen, zieht sich entsetzlich durch die ganze Tudorperiode hin; sein Gedächtniss knüpft sich an die Namen Desmond's und des grossen O'Neil, des Grafen von Tyrone, die, obwohl Halbbarbaren, so oft es ihre Lage erforderte, sich doch wundersam dem Hofe zu Westminster und seinen Ordnungen zu nähern wussten. Die hohen Eigenschaften des letzteren namentlich, seine ritterliche Tapferkeit verfehlten nicht, auf die Königin Elisabeth Eindruck zu machen; aber sie musste es erleben, dass ihr Liebling Essex ihm gegenüber den Kürzeren zog. Doch Gewalt und Tücke schmetterte endlich diese letzten Repräsentanten altkeltischer Politie nieder.

Das Land freilich war über solchen Kämpfen zur Einöde geworden. Edmund Spenser, der Dichter der Fairy Queen, freilich ein grösserer Poet als Politiker, der als Grundbesitzer und Secretär eines Statthalters eine Reihe von Jahren in Irland verbrachte und namentlich den Südwesten kennen lernte, warf als einer der ersten Schriftsteller über die Insel die Frage auf: „Weshalb ist es England nicht gelungen, Irland zu bezwingen?“ Er schildert den damaligen Zustand Munsters folgendermassen: „Aus jeder Waldecke, aus den Schluchten krochen die Leute herbei, da ihre Beine sie nicht mehr tragen konnten; sie sahen aus wie Todtengerippe, sie sprachen wie Geister aus den Gräbern; sie assen von gefallenem Thier, glücklich, wo sie es fanden, ja sogar Einer den Anderen, denn selbst die Leiber scharrten sie aus den Gräbern und schonten ihrer nicht; und wo sie ein Fleckchen Wasserkresse oder Klee entdeckten, da sammelten sie sich wie zu einem Feste, ohne doch lange davon zu bestehen, so dass in kurzer Zeit fast Niemand übrig war und eine bevölkerte und reiche Landschaft plötzlich von Menschen und Thieren verlassen schien. Und doch erlagen in dem ganzen Kriege nicht eben viele dem Schwerte, sondern

alle dem furchtbaren Hunger, den sie selber bereitet." Und derselbe Autor will nicht begreifen, weshalb englische Pflanzer immer noch sich Mühe geben, die Sprache der Eingeborenen zu erlernen, „da doch der Eroberer stets die Mundart des Unterworfenen zu verachten und ihn zur Annahme der eigenen zu zwingen pflegt", weshalb sie sich mit Iren verheirathen — „zwei höchst gefährliche Ansteckungen, denen sie sich aussetzen."

Aber längst schon stand hinter solchen Furien die Megära, welche die Fackel des Glaubenshasses über einem unglückseligen Volke schwang. Als Heinrich VIII. sich von Rom losriss, als er zuerst statt eines Herrn sich König von Irland nannte, um im voraus jedem Rückgriff auf die päpstliche Verleihung im zwölften Jahrhunderte zu begegnen, da dachten unter den Iren Freunde und Feinde nicht daran, sich sofort gegen den neuen Supremat und für den katholischen Glauben zu erklären. Im Gegentheil, die Masse galt damals auch in Rom noch nicht als orthodox; der Zustand der Religion in diesem Lande war ein unendlich trostloser; die meisten der kleinen Herren folgten jubelnd dem Beispiele des Königs und säcularisirten nach Herzenslust Stifter und Klöster, die in ungewöhnlicher Anzahl den Boden bedeckten. Geistliche und Laien hatten keinen Begriff, dass eine die Tiefen des Bewusstseins erfassende Umwälzung im Anzuge sei; die Kirche, die fortan die anglicanische hiess und seitdem die Pfründen und die Kirchenbauten des Mittelalters als ihr Eigenthum festhielt, bewahrte einen Ritus, der zunächst kaum merklich von dem altkatholischen abwich. Als um dieselbe Zeit die Fitzgeralds rebellirten und einen Engländer hinmordeten, der zum Erzbischof von Dublin und zum Kanzler erhoben worden, da traten Desmond und andere schon in Verbindung mit Karl V. Gegen einen evangelisch, aber wenig klug handelnden Erzbischof und andere Werkzeuge Thomas Cromwell's, die selbstverständlich den Sprachzwang auch für den Gottesdienst forderten, standen loyal gesinnte Prälaten meist englischer Herkunft, die wie der König in der Lehre keinerlei Aenderung gestatten wollten. Nach den beiden Extremen hin hat sich der confessionelle Gegensatz auch in der Folge nur langsam entwickelt. Unter

Eduard VI. und der blutigen Maria hat die streng protestantische und wieder streng katholische Regierung in Irland ein und dasselbe Interesse, nämlich sich nach Tudor Weise politisch zu consolidiren. King's und Queen's County, bis wohin nun westlich von Dublin die Einverleibung und das englische Grafschaftssystem vollzogen wurden, sind nach Philipp und Maria genannt. Noch lange halten katholische Magnaten und selbst katholische Bischöfe treu zu der Staatsordnung des Pale, und finden sich Rebellen, die gleich den Anglicanern dem Papste abgeschworen. Erst als Paul IV. Elisabeth in den Bann gethan, als das Spanien Philipp's II. auch hier eingreift, als der neue Orden kampffähig geworden, um mehr noch als die Cistercienser des zwölften Jahrhunderts die bisher von spanischen, französischen und englischen Bettelbrüdern unter dem armen Volke betriebene Mission aufzunehmen, da wirft sich die erstarkte katholische Reaction mit besonderer Wuth auf Irland, und fremder, romanischer Einfluss stellte sich dem ekklesiastisch-politischen Andrange Englands entgegen. Der grosse Tyrone, obwohl er sich wenig um confessionelle Satzungen gekümmert, erhält zugleich mit dem Segen des Papstes einen geweihten Kopfputz von Phönixfedern, und seine so leicht reizbaren Landsleute werden von fanatischen Sendlingen zu wilder Glaubensbegeisterung entflammt. Jetzt erst werden die keltischen Iren streng katholisch, jetzt erst tritt zu dem alten Gegensatze der Race wieder der andere der Religion. Die Bisthümer ultramontaner Opposition, eine Nationalkirche im Gegensatze zur Staatskirche, werden inmitten grauenvoller Hergänge gegründet. Wiederholt landen die Spanier im Süden und Westen, um den Glaubensgenossen Rückhalt zu bieten — deutet doch die südliche Erscheinung von Häusern und Menschen namentlich in Galway heute noch auf den stürmischen Verkehr jener Tage hin — wiederholt geben tapfere protestantische Führer unbarmherzig den Gegnern die Grausamkeit zurück, welche damals allgemein die Action des grossen spanisch-jesuitischen Angriffs charakterisirt. Die Predigt der Jesuiten, die Pönaledicte, mit denen Elisabeth ihr Leben, ihren Staat und ihre Kirche schützen musste, trieben nunmehr die beiden Confessionen immer schärfer

auseinander, so dass sie in Irland mit den Schlachtreihen der kämpfenden Stämme zusammenfielen. Seltsam, während die einst katholische Kirche des Pale protestantisch geworden, wird die nationale Kirche, die sich bisher so schwer von der Weise ihrer culdäischen Begründer entwöhnte, in eine streng römische verwandelt; Anglicanerthum und Ultramontanismus sind nur andere Phasen des alten Gegensatzes der Race.

Natürlich wurde hierdurch der Nationalhass doppelt geschärft. Die Fremden, die bereits seit vier Jahrhunderten die Insel zu unterwerfen gesucht, drangen unter dem Schilde ihrer neuen Kirche vorwärts. Diese Kirche selbst ist eine Eroberung, denn die Gebäude, die Pfründen, ihre liegenden Güter sind den rechtmässigen Besitzern entrissen, sie findet mit ihrer Lehre und ihrem kalten Ritual keine Stätte in den warm schlagenden Herzen des schmählich beraubten Volkes. Der anglicanische Klerus hingegen, meist nicht ein Muster des christlichen Hirtenamtes, obwohl keineswegs ohne einige fromme, gelehrte und einsichtsvolle Männer — „denn ausser dass sie die Weihen haben", schreibt Spencer, „handeln und leben sie wie die Laien" — bietet seitdem das Bild eines fremden, vornehmen Instituts, das von den Zehnten elender, zwangsweise eingepfarrter Katholiken vegetirt und, weil ungerechten Ursprungs, ohne Segen wirkt. Das Dreifaltigkeitscollegium zu Dublin, eine von Elisabeth nach dem Muster von Oxford und Cambridge aus geistlichen Spolien ausgestattete Universität, soll der Staats- und Kirchenmacht den Nachdruck humanistischer Bildung verleihen und ist daher nur als Pflanzschule für das eine kirchenpolitische Institut thätig gewesen. So lange sie grundsätzlich der anderen Confession, dem irischen Volke verschlossen blieb, hatte auch der Staat nichts übrig, um einem hochbegabten Stamme zur Erziehung und zur Bildung zu verhelfen.

Und dieser, zu dessen Beistand von jenseit des Meeres die spanisch-ultramontane Orthodoxie herbeigeeilt, vermochte, aller materiellen Grundlagen beraubt, nur eine Bauernkirche aufzurichten und, entblösst von allen Schulen und unter dem Drucke des vernichtenden Systems, das Spanien moralisch zu Grunde gerichtet, sich weder in Priestern noch Laien aus

Unwissenheit und Aberglauben zu erheben. Diese Kirche, die nach englischem Staatsrecht nicht existirt, hat aber vor ihrer Rivalin den grossen Vortheil, dass sie, so jämmerlich auch das Dasein, Hirt und Heerde innig verbindet, und dass trotz aller geistlichen Wühlerei und Pfaffenherrschaft im Privatleben der Priester sich ein Funke altirischer Frömmigkeit und Sittenreinheit, und in der Gesammtheit ein Enthusiasmus für den so lange gedrückten Glauben erhalten hat, der gegenwärtig hier am äussersten Rande Europa's fast vereinzelt dasteht. Wenn in der St. Patrick's-Kathedrale zu Dublin, wo sich noch der Brunnen befindet, in welchem einst der Heilige die ersten Christen getauft haben soll, pomphaft der anglicanische Ritus gefeiert wird, während in den nächsten Gassen das verstossene Volk wie in einem Ghetto dicht, schmutzig, aber liebevoll zu Tausenden um das entrissene Heiligthum haust; wenn durch ganz Irland in Stadt und Land die winzigen, in Roccoco oder aftergriechischem Stil errichteten Messhäuser stets voll gedrängt und daneben die gothischen Bauten fast gar nicht besucht erscheinen; wenn der katholische Ire seinen Tempel bescheiden die Capelle und den der Gegner die Kirche nennt, so begreift man erst, welche furchtbare, erfolgreiche Waffe die anglicanische Staatskirche in der Hand der Eroberer gewesen ist. Sie hat vollbracht, was der Krone und den Baronen nicht gelungen; aber sie war auch ein zweischneidiges Schwert gerade für ihre Inhaber.

Das haben bereits die Stuarts erfahren müssen, deren Willkürherrschaft sich wesentlich auf die anglicanische Episcopalgewalt stützte. Ein grelles Schlaglicht fällt aus den tief aufgewühlten Zuständen Irlands auf diese Periode. Unter Jacob I., dessen pedantische Königskunst doch manchen bedeutenden Gedanken zur Ausführung zu bringen suchte, erscheint zuerst die ganze Insel in Grafschaften eingetheilt und tritt gesittetes englisches Erbrecht immer mehr an die Stelle des wüsten Brauches von Brehon und Tanistry. Aber die Personalunion der drei Kronen auf dem Haupte dieses überweisen Fürsten, sein unklarer Wunsch, zu einer Parität verschiedener Bekenntnisse zu gelangen, führen doch in den einzelnen parlamentarisch auseinander gehaltenen

Ländern zu verhängnissvollen politischen Wagnissen. In Irland berief Jacob ein Parlament ohne Unterschied der Race und des Glaubens, während noch kein Theil zur Duldung des anderen befähigt war. Schon bei der Wahl des Sprechers gerieth man sich in die Haare: als die katholische Minderheit rascher bei der Hand war und ihren Erwählten auf den Stuhl erhob, stülpten die Protestanten ihren Sprecher jenem in den Schooss. Die Anmassung der Eroberer stiess überall auf die unerloschene Berechtigung einer Nationalität, die gerade jetzt durch ihre Priester eine neue Organisation erhielt.

Sie bedurfte derselben zu ihrem Schutze um so mehr, als das alte Object, um welches es sich seit Jahrhunderten gehandelt, Land, in dem Zeitalter, da so viele über das Meer giengen, um unter mächtigen Impulsen zu colonisiren, von Neuem doppelt begierig in Irland gesucht wurde. Die grossen noch von Elisabeth vollzogenen Confiscationen brachten manche Niederlassungen nach dem Westen und Süden; doch die denkwürdigsten Colonien zogen nach Norden und Osten, in die weiten Gebiete von Ulster, betriebsame Schotten, die hier längst selbständig einzudringen gesucht, und die zahlreichen Ansiedler einer unter der Londoner Commune handelnden irischen Societät, welche um hohe Summen von der Krone Grund und Boden erstand. Mit ihnen fassten erst wirklicher Protestantismus, das Puritanerthum, und communale Selbstverwaltung Fuss. Ihr Anrecht an den Grundbesitz, die Austreibung der noch septenartig an einander klebenden Urbewohner bestehen freilich keine rechtfertigende Prüfung; eine eigene Classe von „Entdeckern“ vermittelte das für den König höchst einträgliche Geschäft und wandte in besonders ernsten Fällen sogar ungehindert peinliches Verfahren an.

Unter Karl I. wurde der Druck dieses Systems kleinlicher und darum empörender. Nicht nur Dispensation von den strengen religiösen Strafgesetzen, von der anglicanischen Uniformität der Tudors liess sich dieser Fürst um hohe Busssummen (*graces*) von den Katholiken abkaufen, sie meinten gegen ähnliche Abgaben das noch gerettete Bodeneigenthum sich erhalten oder selbst geringfügigere Dinge, wie

ihren jämmerlichen Brauch behaupten zu können, Rinder und Pferde mit dem Schwanze statt des Geschirres an den Pflug zu spannen. Und wie bezeichnend für die verrätherische Sinnesweise Karl's, der alle diese Schmerzensgelder einsteckte: hinterher hat er seine Bewilligung wohl unter dem Vorwande widerrufen, dass er ohne vorherige Genehmigung des englischen Staatsrathes, also gegen das alte Poyning's-Gesetz gehandelt habe. Und welche weittragenden Gedanken enthüllten sich erst, als der gescheuteste Förderer seiner verzweifelten, volks- und freiheitsfeindlichen Politik, Thomas Wentworth, Lord Strafford, auch Statthalter von Irland wurde! Ohne den im grossen Stil betriebenen Landraub zu hemmen, hat derselbe dort zwar als der Erste nach volkswirthschaftlichen Principien zu bessern gesucht und unter Anderem die berühmte Leinwandindustrie begründet, aber auch nicht minder im Widerspruch mit den bestehenden Gesetzen aus Nationaliren, den geschworenen Feinden der Religion und der Verfassung des Staates, den Kern zu einer stehenden Truppe schaffen wollen, um mit ihrer Hilfe dem Absolutismus in den drei Reichen Bahn zu brechen. Gerade seine irische Administration, die Tendenz, der Krone mit Gewalt Respect zu verschaffen, offenbarte hinreichend das Ziel dieses kühnen Mannes. Die nach Laud's Principien auch in Irland schaltende hohe Kirche erbitterte Katholiken und Puritaner; alle Theile bekamen den modernen Despotismus zu schmecken, mit welchem der Stuart religiöse und politische Freiheit unter die Füsse treten wollte. Ein Land wie Irland zu regiren mochte Graf Strafford vielleicht geschaffen sein, aber schon wurden seine Grundsätze in den beiden anderen Reichen hartnäckig angefochten, und die Vorkämpfer der Freiheit hatten Brüder und Freunde auf der grünen Insel. Mit der Revolution in England explodirte gleichzeitig der aufgeschichtete Zündstoff in Irland.

Längst standen die Puritaner der Colonie und die gedrückten irischen Katholiken auf der Lauer, jene in engster Beziehung zu ihren trotzigen englischen und schottischen Gesinnungsgenossen, diese geleitet und angestachelt durch geistliche Agenten, die von Paris, Madrid und Rom ihre

Parole empfiengen. Jedoch, sobald Strafford's Haupt gefallen, als das Parlament zu Westminster dessen irische Truppen für aufgelöst erklärte und daran gieng, in der grossen Remonstranz nebst Sternkammer und hoher Commission die Prärogative der Krone und die Macht der anglicanischen Hierarchie zu brechen, da wurden die bösen Geister auf beiden Seiten, die bisher mit Anstrengung in Zaum gehalten worden, zu wilder Wuth entfesselt. Zum festgesetzten Tage, dem des heiligen Ignatius, dem 23. October 1641, brachen vornehmlich unter Führung Phelim O'Neil's und Roger O'More's, in denen noch einmal die alten Häuptlinge wiedererstanden, von fanatischen Ordensbrüdern angefeuert, die Katholiken altirischer wie englischer Zunge über die Protestanten des Pale und der Pflanzungen im Norden herein, überrumpelten beinah die Hauptstadt selber und richteten jenes fürchterliche Blutbad an, in welchem an die Hunderttausend zu Grunde giengen. Es war, als ob sie sich die sicilianische Vesper und die Bartholomäusnacht zugleich zum Vorbilde genommen. Die englisch-schottischen Gegner setzten sich freilich bald erfolgreich zur Wehr, indem sie die Gräuel, die sie erfahren, mit ausgesuchter Grausamkeit zurückgaben; allein das blutige Massacre und die Forderungen der barbarischen Iren offenbarten doch den inneren Zusammenhang, in welchem diese Ereignisse mit dem soeben in England und Schottland scheiternden Despotismus standen. Karl selber, das ist sicher, hatte keinen persönlichen Antheil an dem Ausbruch, den ihm unversöhnliche Feinde in die Schuhe schieben möchten. Allein die Bewegung war ihm keineswegs entgegengesetzt; die irischen Katholiken, denen er allerdings Indulgenzen gewährt, erblickten gleich ihm in dem puritanischen Parlament den geschworenen Feind, und der König hat von dem Eindrucke, den das furchtbare Ereigniss machen müsse, wie es seine unerschöpfliche Art war, noch einmal eine Wendung zu seinen Gunsten verhofft. Erst später, in halber Verzweiflung, hat er den Iren Zugeständnisse angeboten — Zugeständnisse, deren Erfüllung aus ihm einen Vasallen Roms gemacht haben müssten.

Während der folgenden Revolutionskämpfe lassen sich

anfangs in Irland vier Factionen unterscheiden: die verbündeten irischen Katholiken, der katholische Adel des Pale, die anglicanischen Royalisten und die Anhänger des Parlaments, die auch hier bald in Presbyterianer, die sich einen abhängigen König erhalten wollten, und republicanische Independenten auseinander giengen. Im Laufe der Zeit blieben nur zwei Factionen: Ultramontane und Independenten; jene, getrieben von Pfaffen und Nativisten, und der Weisung eines päpstlichen Nuntius folgend, trachteten die Insel einem auswärtigen katholischen Fürsten zuzuwenden, einem Prinzen von Spanien oder Toscana, diese dagegen alle Abgöttischen mit der Schärfe des Schwertes zu schlagen und Irland endlich angelsächsisch zu machen. Zwischen beiden fand Graf Ormond, der Einzige, der mit Mannesmuth nicht von der Fahne des Königs wich und der lieber die letzten festen Plätze den englischen Parlamentariern als den katholischen Wilden auslieferte, keinen Platz mehr. Erst als Karl's Haupt gefallen und mit der Errichtung des Freistaates in England eine kurze Weile die Waffen ruhten, wurde den Siegern Zeit, für das Gemetzel, das neun Jahre unbestraft geblieben, volle Rache zu üben und einen Versuch, von Irland aus das anglicanische Königthum wieder aufzurichten, im Keime zu ersticken.

Im Sommer 1649 erschien Oliver Cromwell, dem Kopf und Schwert den Weg an die Spitze des neuen Staatswesens bahnten, als General-Gouverneur in Irland. Mit seinen Regimentern, den einzigen wirklichen Soldaten, die aus dem grossen Aufruhr Britanniens hervorgegangen, sämmtlich Puritaner wie er selber, fuhr er wie ein Donnerkeil auf die Häupter der Royalisten englischer Abstammung und auf die Nationaliren, die in sehr loser Einigung einer solchen Kraft gegenüber am wenigsten geschlossen zu widerstehen vermochten. Die Härte, mit der er beim Sturme von Drogheda und Wexford Alles über die Klinge springen liess, hat er keineswegs fanatisch, sondern kaltblütig damit zu entschuldigen gesucht, dass dadurch allein fernerem Blutbade vorgebeugt werde. Was englisch, wenn auch katholisch war, gieng über oder unterwarf sich; das Keltenthum setzte sich bald nur noch in einigen festen Plätzen des Westens, in den

Bergen und Schluchten von Connemara und Kerry, den Sümpfen von Connaught zu verzweifelter Wehr; Hugh O'Neil und Hugh Mac Phelim, auch wohl ein streitbarer Bischof wie vor Alters waren die Führer. Hatte einige Jahre zuvor der päpstliche Bevollmächtigte die Insel von Grossbritannien abzureissen und dem katholisch-romanischen Europa zu annectiren gesucht, so zog sie der grosse Oliver nun um so fester zu seinem protestantischen Staate hinüber; ihm galt es, noch ganz anders zu colonisiren, als Tudors oder Stuarts jemals zuvor gethan.

Wer möchte behaupten, dass es in seinem Plan gelegen, eine ganze Race vom Erdboden zu vertilgen, auch wenn er, wie er sich ausdrückte, Irland so zahm wie Yorkshire machen wollte? Aber der Krieg hatte doch den gehetzten Kelten arg zugesetzt, Tausende wurden nach Westindien in die Knechtschaft geschleppt, Tausende flohen ins Ausland, um fortan unter fremden Fahnen in aller Welt den Protestantismus zu bekämpfen. Und mit den Zurückbleibenden liess sich der Sieger wegen ihres Glaubens auf kein Compromiss ein; die Toleranz des Independenten erhob sich nicht über die eine Ausnahme, zu welcher ihm das katholische Bekenntniss verdammt schien. In seiner Weise aber ist auch er ein Wohlthäter der Insel geworden, so gut wie Graf Strafford vor ihm. Von seinen Eisenrippen nämlich blieben viele zurück und zogen als Pflanzer ihre englischen und schottischen Landsleute hinterdrein, um weite, oft herrenlos gewordene Striche in Besitz zu nehmen, sie meistens zum ersten Mal urbar zu machen und mit Hilfe ihrer durch alle Revolution nicht geschädigten Gemeinde-Institutionen, durch Friedens- und Geschworenengericht die Einöde wie die Barbarei zu bewältigen. Ein aufmerksames Auge wird heute noch die Spuren dieser gottesfürchtigen, kriegerischen und arbeitsamen Ansiedler entdecken können. Ferner aber wurde Irland während der nächsten Jahre durch eigene Abgeordnete im Parlament zu Westminster vertreten und jede Schranke des commerciellen Verkehrs mit dem Mutterlande beseitigt, damit factisch politische, religiöse und mercantile Union der drei Reiche bestehe. Allein andere Aufgaben riefen Cromwell nur zu bald wieder ab, und wenn auch

während des Protectorats zunächst Ireton die letzten Plätze im Westen unterwarf und nach ihm der tüchtige Heinrich Cromwell das Werk des Vaters fortsetzte und festigte, so trat doch bald nach dessen Tode in allen drei Reichen die Restauration ein. Auch für Irland bedeutete sie die Sprengung jener Union. Der Name dessen aber, der sie zu begründen versuchte, lebt seitdem als dunkler Schrecken beim irischen Volke, obwohl es nach den nun wieder entrissenen Gütern mehr als anderthalb Jahrhunderte vergeblich hat seufzen müssen. Wo nur in Stadt und Land eine besonders mächtige Burgruine sich erhebt, da hat Cromwell sie dazu gemacht; und am Gestade des atlantischen Meeres, an den Baien von Galway und Clewe, bis wohin er selber doch niemals vorgedrungen, da scheucht heute noch die Mutter ihr schreiendes Kind mit seinem fürchterlichen Namen zur Ruhe.

Mit der Rückkehr der Stuarts verschwanden Ordnung und Einheit wegen der Einseitigkeit und der Illegitimität des Princips, das sie eingesetzt. Allein der Leichtsinn Karl's II., der bigotte Unverstand seines Bruders beseitigten zwar rasch das revolutionäre Staatsrecht auch in Irland, aber liessen nicht minder alle bisherigen Ansprüche gleich Bluthunden von Neuem gegen einander los. Wohl gab es goldene Verheissungen für die Katholiken Irlands, als schliesslich ein katholischer König die drei Reiche unter seinen Zwang beugen wollte. Sein Statthalter Tyrconnell, von verwegener angloirischer Herkunft, führte die englischen und irischen Glaubensgenossen wieder zusammen. Aber die Proscriptionsdecrete des Dubliner Parlaments gegen die protestantischen Ansiedler aus den letzten Jahrzehnten offenbarten nur zu sehr, dass es einem Theile dieser Royalisten weit weniger um ihren Glauben als um das stets bestrittene Land zu thun war; die Urbesitzer wären auch mit Hilfe dieser Massregeln niemals wieder zu ihrem Recht gekommen. Im letzten Augenblick eines zweiten Bürgerkrieges, als er schon die beiden anderen Kronen verspielt hat, wirft sich Jacob II. selber nach Dublin, seit drei Jahrhunderten der einzige König, der dort erschien, aber ein katholischer, den der Spruch der Stände zu Westminster vom Throne ausgeschlossen. Während der protestantische Heldenmuth der

Vertheidiger von Londonderry und Enniskillen ihm auch auf dieser Insel Trotz bietet, wissen ihn die entzückten Iren selbst mit der Hilfe Frankreichs nicht zu schützen. Denn der Erwählte der englischen Nation, der bereits seine holländische Heimath gerettet, der überall wie die Seele erscheint, wo es dem Despotismus Ludwig's XIV. zu begegnen gilt, Wilhelm III. der Oranier, ist in Person hinterdrein. Mit britischen, holländischen, hugenottischen, brandenburgischen Scharen treibt er nach dem Siege am Boyne-Fluss zugleich den Stuart und die Franzosen aus und wirft die Urbewohner, die endlich ihre Hauptstadt und einen eigenen König gewonnen zu haben wähnten, in die Wildniss zurück. Sein Sieg erinnert mannigfach an den Cromwell's, die Folgen desselben indess sind für die Reste von Altirland noch weit unheilvoller geworden, da mit der erzwungenen Aufrichtung des Verfassungsstaates alle germanischen und protestantischen Eindringlinge, der conservative Edelmann wie die Nachkommen Cromwellscher Soldaten oder die industriellen Schotten, unter allen möglichen Titeln in ihrem Raubbesitze legalisirt worden sind.

So hatte denn das englische Wesen, parlamentarisch, protestantisch, das Feld behauptet; das keltische Element dagegen war jämmerlich zurückgetrieben oder unterworfen. Seine besten Kräfte zerstoben in alle Winde und conspirirten in bitterem Exil, wie hernachmals die Polen. Jedoch der eigentliche Schaden, der wunde Fleck, der Fluch, den England mit seinem Siege überkam, lag in der Unmöglichkeit, jene entsetzliche Waffe wegzuwerfen, die den Siegern wie den Besiegten wiederholt zum Verderben geworden. Wilhelm III., seiner Zeit und seinen Völkern auch in Glaubensfragen voraus, wünschte noch entschieden Gnade für Recht ergehen zu lassen. Aber man weiss, wie er als constitutioneller Fürst daheim und dem katholischen Europa gegenüber gebunden war, wie er nicht verhindern konnte, dass allerdings erst einige Jahre nach seinem Tode der grünen Insel jene Knebel angelegt wurden, die Alles, was katholisch geblieben, rechtlos machten, indem ihm der Genuss der britischen Freiheitsmittel, zumal jeder Antheil an der parlamentarischen Verfassung abgesprochen wurde. Der fürchterliche, auf die

Pönaledicte Elisabeth's zurückgreifende Strafcodex, mit dem die nunmehr herrschenden Whigs — denn die kurze Tory-Episode unter Anna kam hier gar nicht in Betracht — die Beute fest hielten, ist, von welcher Seite man ihn auch betrachtet, ein Schandmal inmitten der Aufklärung des Jahrhunderts und gerade in dem politischen System, das eben anfieng als das gediegenste die Augen der Welt auf sich zu lenken. Den Ausgestossenen ist jede Möglichkeit genommen, ihren Angehörigen Unterweisung zu verschaffen: treten sie nicht über, so bleiben sie von den Schulen ausgeschlossen, um wie die Wilden aufzuwachsen; suchen sie die Kinder ins Ausland zu schaffen, so werden sie dafür an persönlicher Freiheit und Habe gestraft. So wurde ein Volk mit hellen, lernbegierigen Köpfen dahin getrieben, dass die Armuth hinter den Hecken, in den Gräben an der Strasse oder im Schmutze armseliger Hütten sich einen Lehrer suchte, dessen Mühe mit einer Handvoll Kartoffeln oder einem Haufen Torf gelohnt wurde. So knüpfte sich nur um so fester das innige Band zwischen Laien und Priestern, die denselben Sphären entsprungen, so wurden die wenigen Bevorzugten in Glauben, Wissen und Hass auf die doch niemals völlig zu sperrende auswärtige Verbindung angewiesen. Ferner durften die Nativisten, im Verlaufe der Eroberungs- und Bürgerkriege meist von freien Landbauern zu Pächtern und Einliegern herabgesunken, nicht mehr liegendes Eigenthum erwerben, und während Protestanten wie in England Pachtcontracte auf drei Menschenleben eingehen konnten, war ihnen höchstens gestattet, Verträge auf einunddreissig Jahre zu schliessen. Nicht Friedensrichter, nicht Anwalt, nicht einmal Feld- und Wildhüter eines Edelmannes durften sie werden. Das unbewegliche Eigenthum soll nicht einem einzelnen Erben, sondern, als käme es eben darauf an, den Fluch des altirischen Erbrechtes wieder zu beleben, sämmtlichen Nachkommen zugetheilt werden. Trat einer der Söhne gar zum protestantischen Bekenntniss über, so verlangte das in der Hölle geschriebene Gesetz, dass er damit den eigenen Vater enterbe. Verheirathung zwischen den beiden Confessionen war streng verboten, so dass jede Gelegenheit menschlicher Versöhnung systematisch ausgeschlossen schien. Priester und Ordens-

geistliche, die, da auf Messelesen Verbannung und im Wiederholungsfalle die Todesstrafe stand, nur geheim in Privathäusern ihr Amt pflogen, wurden in den protestantischen Pfarreien registrirt und internirt. Wer es wagte, sich etwa in St. Omer oder Salamanca die Weihen zu holen oder gar als Bischof die Jurisdiction auszuüben, that es auf Gefahr als Hochverräther belangt zu werden.

Und was anders war der Zweck dieses satanischen Drucks, als das Instrument, das am nachdrücklichsten zur Eroberung des Bodens mitgewirkt, jene Staatskirche zu behaupten, die in Irland alles Andere, nur nicht ein nationales Institut sein konnte. Statt des evangelischen Friedens hatte sie die Ruhe des Grabes über das Land gebracht. Als herrschende Minorität konnte sie sich nur durch Mittel der Gewalt und des Zwanges halten; in den Augen selbst ihrer würdigeren Vertreter war ihre Existenz eine Lüge, hatten sie doch für die Beseitigung der katholischen Feiertage, für den Ausschluss der Nicht-Anglicaner vom Trinity College keine andere Entschuldigung, als sich in ihrem Besitz zu sichern und vor der Welt als rechtmässige Inhaber zu erscheinen. Seiner starren und stolzen Art gemäss gab sich der anglicanische Klerus nur selten die Mühe, die unwirsche und verhasste Muttersprache der Unterjochten zu erlernen; mit ihrer Predigt vor leeren Bänken, mit der Pflege der Schulen, deren Besucher sorgfältig nach dem Taufcertificat gefragt wurden, haben sie selbstverständlich nichts geleistet. Ihre eigene theologische Schule war zu sehr von weltlichen und polemischen Interessen wider die Gegner beherrscht, die es galt möglichst schwarz zu malen, als dass dort für sie selber frisches, hoffnungsvolles Leben hätte entspringen können. Erst gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts beginnt eine Thätigkeit, wenigstens die Gebäude, die vieler Orten gräulich desecrirt worden, anständig herzustellen und mit der anglicanischen Liturgie eine unbedeutende Propaganda zu machen.

Zunächst jedoch hatte das scharfe Instrument eine schneidende Wirkung. Als in den Jahren 1715 und 1745 das schottische Keltenthum sich noch einmal in letzter krampfhafter Zuckung regte, als die Tories im Bunde mit den ver-

jagten Stuarts selbst in England dem herrschenden System Gefahr bereiteten, blieben in Irland Tendenzen, die dort auf weit mehr Sympathie als in den Nachbarländern hätten rechnen können, ohne Anklang und Vertretung. Hier gab es nur innerhalb der protestantischen Bevölkerung eine Art politischen Lebens, indem auf den Parlamenten zu Dublin sich zwei Factionen, ein englisches und ein irisches Interesse, wie man es hiess, gegenüber traten. Man könnte sie mit den Spaniern vom blauen Blut und den Creolen in Mexico oder Chile vergleichen. Engländer und protestantische Iren rangen um den Alleinbesitz der Macht mit allen ihren Aemtern und Pfründen in Kirche und Staat. Kam es letzteren darauf an, jene thörichter Weise wieder aufgerichtete Sperre von Handel und Verkehr abzuschütteln, so knüpften die Engländer wenigstens administrativ die Colonie an das Mutterland und handelten unter weiteren, höheren Gesichtspuncten. Jene hatten eine Weile an Swift, dem Dechanten von St. Patrick, einen Wortführer mit scharfer Zunge und spitzer Feder, der, ein geschworener Tory und zur Agitation geschaffen, den Geifer seiner Satire und seiner Wuth oft bis zur Widersinnigkeit an den Gegnern ausliess. Die Engländer ihrerseits lehnten sich an eine Regierung an, deren Vertreter und Mittel natürlich ein Seitenstück waren zu der Fäulniss, die auf ein paar Menschenalter auch in den herrschenden Kreisen daheim um sich griff. Es ist klar, wie durch den Kampf solcher Elemente ihre gemeinsamen Interessen, die confessionelle Herrschaft, innere Sicherheit und Wohlstand geschädigt wurden, während beide nur das gemeinsame Ziel hatten, die Millionen der Unterdrückten in Verdummung, Trägheit und Knechtschaft zu erhalten.

Die irischen Creolen haben in dieser selbstmörderischen Thätigkeit ohne Frage das Meiste geleistet. Zwar stand bei ihnen Handel und Wandel, vorzüglich die Leinwandindustrie von Ulster, in einiger Blüthe, aber die Behinderung eigener Rhederei und die winzige Landwirthschaft, mit der sich die meisten zugleich befassten, liessen kein rechtes Behagen aufkommen, worauf die Auswanderung vieler Tausende, und ausschliesslich Protestanten, hindeutet, die schon unter den ersten Georgen sich von den Häfen von Belfast und Lon-

donderry nach America einschifften. Ueberdies waren jetzt auch die Nachkommen der Officiere und Soldaten Cromwell's, eine zahlreiche Gentry, von der es hiess, dass sie sich einst neunzehn Zwanzigtheile des Grundbesitzes bemächtigt habe, ohne Seelenadel und moralischen Gehalt auf dem tückischen Boden verwildert, wie einst die normännischen Barone. Parvenus, wie sie waren, nahmen sie es in Brutalität und Verschwendung, in Trunk- und Raufsucht mit der verkommensten Aristokratie Europas auf. Die Verschuldung, in welche solches Leben und grenzenlose Unwissenheit sie stürzte, suchten sie einigermassen mittelst der Zwangsgesetze durch grausame Behandlung ihrer Untergebenen zu decken; fanden sich doch unter diesen oft die Träger altberühmter Nationalnamen, in denen für die Clangenossen den vom Pfluge und vom Ladentische hergekommenen Bedrängern gegenüber der rechtmässige Titel des Besitzes forterbte. Der Zustand lässt sich nicht besser schildern, als mit den Worten Arthur Young's in den Aufzeichnungen über seine Reisen in Irland während der Jahre 1776 bis 1779. Da heisst es mit gerechtem Zorn: „Ein Gutsherr in Irland kann kaum einen Befehl erfinden, den ein Diener, Arbeiter oder Häusler zu vollstrecken sich weigern darf. Nur mit unbedingtem Gehorsam ist er zufrieden. Geringschätzung oder Trotz kann er vollkommen sicher mit Stock oder Peitsche strafen. Dem Elenden würden Arme und Beine zerbrochen, wenn er sich erdreistete, die Hand zur Abwehr zu erheben. Von Niederhauen wird auf dem Lande in einem Tone gesprochen, der einen Engländer staunen macht. Angesehene Gutsbesitzer haben mich versichert, dass viele ihrer Häuslinge sich eine Ehre daraus machen würden, wenn sie ihre Weiber und Töchter einlüden sich ihnen hinzugeben: das bezeugt die Knechtschaft, unter welcher dieses Volk leben muss. Ja, man erzählt mir, wie selbst das Leben der Armen nicht geschont wird, ohne jede Achtung vor dem Gesetz. Freilich ist dies nicht mehr gewöhnlich; denn ehedem geschah es alle Tage, jetzt aber gewinnen die Gesetze die Oberhand. Dem gleichgiltigsten Reisenden muss es auffallen, wenn er ganze Züge von Karren von dem Bedienten eines Edelmannes in den Graben peitschen sieht, um dem Wagen seines

Herrn Platz zu machen. Werfen sie um oder werden zerbrochen, so müssen sie es geduldig ertragen; wollten sie sich beklagen, so gäbe es sofort die Hetzpeitsche. Die Vollstreckung der Gesetze ist in der Hand der Friedensrichter, die meist der illiberalsten Klasse des Königreichs angehören. Wenn ein Armer gegen einen Gentleman oder ein Unthier, das sich Gentleman zu nennen beliebt, Klage führt und der Richter lässt ihn vorladen, so gilt das für eine Beschimpfung und es erfolgt sofort eine Forderung. Wenn Sitten sich wider das Recht verschwören, bei wem soll das unterdrückte Volk da Zuflucht finden? Es steht fest, ein armer Mann, der mit einem Gentleman einen Process anfängt, muss — doch ich rede thöricht; sie kennen ihre Lage zu gut, als dass sie es sich einfallen liessen. Für sie gibt es keine andere Vertheidigung, als wenn ein Herr sich wider den anderen schützt, der seine Vasallen etwa sicher stellt wie die Hammel, die er zu verzehren gedenkt.“ Es war das roheste Junkerthum, wie es gern an der Grenzscheide zweier Racen haftet.

Das ganze System mit unerschwinglichem Pachtzins und niedrigstem Tagelohn, und nicht nur die der einheimischen Bevölkerung zugeschriebene Arbeitsscheu liess ein Land verkommen, über welches die Natur so manche ihrer Segnungen ausgegossen. Ist es zu verwundern, wenn viele der edlen Herren ihren Höfen und Schlössern den Rücken wandten, um altem Beispiel folgend den Schweiss von Tausenden in Saus und Braus zu Dublin oder London zu verprassen? Es lag weniger daran, dass diese Absentees unfruchtbare Capitalien — Young berechnet sie auf 732,000 Pfund jährlich — draussen durchbrachten, so sehr auch späterhin gerade in Irland die Abneigung gegen eine Union aus dieser Besorgniss entsprungen sein mag; der vornehmste Schaden bestand darin, dass die höhere, vornehmere Klasse sich selbst dem Lande entzog, sie, die bei gesitteten Zuständen den breiten, niederen Schichten der Bevölkerung ein Beispiel zur Nachahmung hätte bieten können. Statt ihrer blieb nun vornehmlich jenes Geschmeiss ansässig, die berüchtigten Mittelmänner, die, wie die Procuratoren des alten Rom, die Rente von dem Grundherrn in Pacht nahmen und, um sie

zu steigern und sich selber obenein die Taschen zu füllen, das Land oft fünffach über den Werth in kleine Pacht und Aberpacht austhaten. Sie sind es, die auch den herrlichsten Boden bis auf den niedrigsten Grad unproductiver Zwergwirthschaft herabgebracht und die letzte Spur des Sinnes für Reinlichkeit und Fleiss in den zu thierischen Heloten entwürdigten Leuten vertilgt, die, da Herr und Knecht einander nicht mehr berührten, auch die Möglichkeit genommen haben, Mitleid zu üben. Das Unheil musste sich steigern, wenn gar drei oder vier solcher Blutsauger zwischen dem Lord und seinen Bauern standen und statt zu amelioriren durch ihre Folterrenten dem Boden wie dem Menschen systematisch jede Kraft entzogen. Auch der Liberator O'Connell trieb dies Geschäft noch mit Profit, indem er als Mittelmann dreimal so viel von den Pächtern bezog, als er dem Gutsherrn bezahlte.

Nur in einem Puncte harmonirte jedoch der Grundherr häufig mit den Hörigen: ihm war das vom Gesetz anerkannte und erzwungene Recht des Klerus auf den Zehnten ebenso fatal wie dem kleinen Manne. Wenn die Anträge, welche die Gentry im Parlament dagegen stellte, nicht halfen, so griffen die Junker zu dem echt irischen Mittel des Widerstandes auf eigene Faust. Associationen auf den Gerichtstagen der Grafschaft drohten mit Gewalt; verschmitzte Advocaten und ein gemeinsamer Fonds suchten die Processe mit der Geistlichkeit zu gewinnen. Gab es ein besseres Beispiel für Paddy, wenn er in seinem Elend einmal Gelegenheit fand sich zu regen? Ihm schwoll die Galle längst wider die fremden Pfaffen, die keine Seelsorge hatten, nur selten auf der Pfründe lebten, aber um so schärfer auf das pünctliche Einlaufen oder die Einpfändung ihrer Zehnten hielten. Der Druck, die Noth von allen Seiten, die Verzweiflung trieben Armuth und Elend schon um die Mitte des Jahrhunderts, namentlich in den südlichen Grafschaften, zu geheim organisirtem Raub und Mord: unter dem Namen der Whiteboys haben sie sich lange den grössten Schrecken bereitet. So sammelten sich in entgegengesetzten Sphären wiederum die Brennstoffe gefährlicher Explosion zu einer Zeit, als der Ertrag des Bodens, des Handels und Gewerbes zu-

sehends abnahm, das Elend aber haarsträubend sich steigerte. Schon Swift hat die Lumpen und Scharen der Bettler geschildert, wie man sie heute kennt; längst stand der Ire in dem Rufe der Faulheit, der Dieberei, des Lügens. Man kann sich nur wundern, wie in solcher Lage ein Volk nicht nur sich zu ernähren, sondern sogar reissend zu vermehren vermochte.

Diese Erscheinung ist verschiedenen Umständen zuzuschreiben. Seit anderthalb Jahrhunderten wucherte die Kartoffel auf der Insel, deren Bau fast ohne alle Mühe die reichlichste Nahrung abwarf. Menschen und Vieh verzehrten sie in ungeheueren Quantitäten gemüthlich aus einem Topf, den allerelendesten schmeckte sie sogar noch mit Seetang gemischt. Ein Obdach aus Feldstein, Lehm und Torf, von einigen Sparren nothdürftig zusammengehalten, war überall in wenigen Stunden leicht herzustellen. Der Fremde konnte sich nicht genug verwundern, dass da, wo gestern noch keine lebende Seele gehaust, am anderen Tage eine Hütte stand oder eine Höhle angebaut worden, in welcher Mann und Weib, Kinder und Schweine, Alles bunt durch einander, ihr Wesen trieben. Ein Kofen umschloss sie alle. Bei so naiver Leichtigkeit der Existenz, bei einer Gleichgiltigkeit, die sich längst entwöhnte, an den kommenden Morgen zu denken, bei sehr mangelhafter Enthaltsamkeit war das Heirathen der jungen Leute hergebracht, und ein kolossaler Kindersegen ist in Irland eine alte Thatsache. Noch heute fördern die Priester die frühzeitige Ehe und erhalten ihrer Nation dadurch den Ruhm der Keuschheit. Auch Young billigt das System, wie er, der gewiegte Landwirth, in der Kartoffel das Heil Irlands zu erblicken glaubte.

Allein auch das achtzehnte Jahrhundert, ohne Krieg in Irland, schwang seine Geissel über die Bevölkerung, dass sie nicht zu reissend um sich griff. Im Jahre 1741 raffte ein grosses Sterben an 400,000 Menschen hin, worüber ein Bericht sagt: „Nachdem ich einige Jahre abwesend gewesen, fand ich bei meiner Wiederkehr im letzten Sommer das jämmerlichste Elend, von dem ich je in der Geschichte gelesen. Armuth und Verderben auf jedem Antlitz, der Reiche nicht im Stande dem Armen zu helfen, die Strassen bedeckt

mit Todten und Sterbenden; die Menschenkinder von der Farbe der Ampfern und Nesseln, von denen sie sich nährten; zwei oder drei, bisweilen mehr auf einem Karren mit der Leiche, statt der Träger, viele nur eingescharrt in Feld und Graben, wo sie eben gestorben.“ Die Werbeofficiere der englischen Regimenter fanden hier längst die beste Ausbeute an Recruten; viele Tausende verschlang der Krieg, die meisten noch immer unter den Fahnen der Habsburger oder Bourbonen. Man hat berechnet, dass von 1691 bis 1745, wo irische Regimenter bei Fontenay über die Garden Georg's II. siegen halfen, 450,000 Iren allein im Dienste Frankreichs gestorben sind.

Unter allen diesen Plagen wuchs nun der Geist des Widerstandes. Der Whiteboy, der unmöglich Achtung vor dem Gesetz seiner Bedränger haben konnte, griff zu Verschwörung und wildem Faustrecht; umsonst mahnte sein Priester ab, als Wegelagerer legte er die Flinte an auf Eigenthümer, Mittelmann oder Zehntpächter. Die Rachsucht gegen den „Sassenach“ trieb zum agrarischen Mord. Dabei war Streit und Blutvergiessen auch unter den Eingeborenen selber an der Tagesordnung zu grosser Befriedigung der herrschenden Stände. In dieses Chaos von Gewalt, Elend und Verbrechen fiel nun im letzten Viertel des Jahrhunderts der Funke der Revolution.

Der Aufstand in America wirkte auf der Stelle. War hier nicht auch eine misshandelte Colonie, durch die unvernünftigsten Monopole sogar von dem nahen Mutterlande abgesperrt? Vegetirten hier nicht Millionen, denen die allerersten Menschenrechte grausam vorenthalten wurden? Schon 1778 suspendirten die Parlamente von Westminster und Dublin wenigstens die grausamsten Paragraphen des Strafcodex und die widersinnigsten Bestimmungen des Zolltarifs. Die irische Opposition strebte nach ähnlicher parlamentarischer Vollberechtigung, „wie sie die Neuengländer soeben erfochten.“ Unter hoher Begeisterung und dem Vorwande, einer Landung der Franzosen zu begegnen, bewaffneten sich die Leute als Freiwillige und zwangen die Regierung im Jahre 1782 das durch eine Acte Georg's I. verschärfte alte Poynings' Statut aufzuheben. Welch edler Patriotismus

sprühte aus den Reden Henry Grattan's, zu welchen wahnsinnigen Declamationen, zu wie fabelhafter Corruption und legislativer Unfruchtbarkeit haben aber auch die kurzen Flügelschläge des souveränen Parlaments von Irland verführt! Da war es nun an erster Stelle William Pitt, der als leitender Minister die bessernde Hand anlegte, als er die unsinnigen Handelsschranken fallen liess, die zu Gunsten Liverpools und Manchesters der irischen Leinwand, dem irischen Vieh und Korn den Eintritt in England versagten, als er den Katholiken zur Errichtung des theologischen Seminars zu Maynooth die erste Staatshilfe bot und sich ernstlich mit bürgerlicher Emancipation der Verstossenen trug. Vielleicht wäre jetzt schon der staatsmännische Griff Oliver Cromwell's glänzend gerechtfertigt worden, wäre nicht hemmend und immer mehr von der Fährte der Reform ablenkend der Donnergang der französischen Revolution dazwischen getreten.

Während die Regierung den Jacobinern in England und Schottland den straffen Zaum von Ausnahmsgesetzen anlegte, brach der Geist republicanischen Umsturzes zuerst unter den Dissenters von Ulster in wilde Flammen aus. In Belfast entstand 1791 der Bund der United Irishmen, und dieser Krater warf bald seine Funken, die Ideen der Gleichheit, über die ganze Insel. Wie in Frankreich betheiligten sich auch geborene Aristokraten an dem Werke der Zerstörung, ein hirnverbrannter anglicanischer Prälat, Graf von Bristol und Bischof von Derry, und Lord Edward Fitzgerald, der Bruder des Herzogs von Leinster, der nebst anderen nicht abliess, bis sie Leib und Leben verloren. Thätiger und gefährlicher jedoch als alle erwies sich Wolfe Tone, Advocat und Protestant, der Alles aufbot, um das altnationale Element völlig in die Conspiration hineinzuziehen. Auf flüchtigem Fusse in Frankreich ruhte er nicht, bis er die völkerbefreiende Demagogie bestimmt hatte, mit bewaffneter Hand in die aufgewühlten Zustände Irlands einzugreifen. Die Republik unternahm, was einst Ludwig XIV. gewollt, die grüne Insel aus den Fesseln des normännisch-sächsischen Gesammtstaates loszureissen. Keine militärische Vertheidigung, sondern nur die stürmische, felsenreiche Küste hat im

Jahre 1796 die Expedition unter dem General Hoche, der fruchtlos in der Bai von Bantry landete, zu Schanden gemacht; als späterhin ein Corps unter General Humbert in Killala erschien, wurde es mit Leichtigkeit bezwungen und gieng Tone, der es in blinder Vaterlandsliebe begleitet, zu Grunde. Allein nur wenige Splitter einer Invasion genügten und andere Demagogen waren zur Stelle, um die grollende, unwissende Menge in fast allgemeinen Aufruhr zu entfachen; die verschiedenen Geheimbünde liessen jetzt in blutiger Ausschweifung ihrer Rachgier freien Lauf. Die warnende Stimme der Priester, der vornehmen, gebildeten, einsichtsvollen Landsleute, die beim Anblick des Schicksals, von dem Kirche und Adel in Frankreich betroffen, fast ohne Ausnahme treu zur Regierung hielten, verhallte im Sturmwind. Der Racenkampf wüthete 1798 noch einmal mit denselben Gräueln wie einst 1641. Nur durch Feldschlachten, Füsiladen und lange Galgenreihen hat dieses entsetzliche Todeszucken Altirlands bewältigt werden können, zum unsäglichen Nachtheil für die umfassenden Entwürfe des grossen britischen Staatsmannes. Die Sieger, fortan Tories und ultraprotestantisch, darunter auch solche, die jüngst noch vom Beispiele der Jacobiner angesteckt gewesen, scharten sich ebenfalls zu geheimen Orden in den sogenannten, den grossen Namen Wilhelm's III. entehrenden Oranienlogen zusammen, um auch fernerhin erbarmungslos den Gegnern jede Gnade zu bestreiten.

Dem gegenüber beharrte Pitt bei der ungeheueren Pflicht, die parlamentarische und commercielle Union mit Grossbritannien zur Ausführung zu bringen. Vielleicht wäre es rathsam gewesen, das irische Parlament noch einige Zeit unabhängig bestehen zu lassen, nicht nur um mit seiner Hilfe die Gegensätze im eigenen Lande vermitteln zu helfen, sondern um aller Welt das wahre Bild dieses verrotteten Instituts vorzuführen; nach den letzten Hergängen jedoch stand ausser Frage: die parlamentarische Union mit Grossbritannien trat 1801 nicht zu früh, sondern zu rechter Zeit ein. Auch machte hier kein durch systematische Reform gesäubertes Parlament der einheitlichen Versammlung zu Westminster Platz; vielmehr war Abkauf mit hohen Summen,

Gnadengehältern, Adelstiteln, eine Bestechung in grossem Massstabe, schlechterdings nicht zu umgehen. Jene Ueberlieferungen, die wir heute wohl berechtigte Eigenthümlichkeiten nennen, die in der Regel aber nur politische Unreife oder Fäulniss bemänteln, sind zu keiner Zeit und in keinem Lande mit einem Schlage und ohne Anwendung ausserordentlicher, nicht immer der reinsten Mittel zu beseitigen gewesen.

Aber Pitt hat mit unsäglicher Mühe nur die eine Hälfte seines Werkes erreicht; die andere, die den Katholiken nun auch die volle bürgerliche Gleichberechtigung hätte gewähren sollen, scheiterte bekanntlich an dem Widerstande des vermittelst der Staatskirche dominirenden Protestantismus, der conservativen Tendenz der eigenen Partei und persönlich an der bornirten Bigotterie Georg's III. Auch fernerhin sollte die ungeheuere Mehrheit der irischen Bevölkerung weder in Armee und Flotte oder in der Staatsverwaltung höhere Aemter bekleiden, noch zu Westminster im Ober- und Unterhause mittagen dürfen. Aus solchen verkümmerten Massregeln stammt jenes Gähren und Wühlen, das, abhängig von den Wechselfällen der englischen Parteiregierung, von der aus dem Heldenkampfe wider Napoleon entsprungenen Reaction, von der bis zu radicaler Umgestaltung ausschreitenden Reform, auch in unserem Jahrhundert unter freilich immer misslicheren Bedingungen wiederholt den Gedanken einer völligen Sprengung jeder Union ausbrüten möchte.

Den gewaltigsten Anlauf nahm bekanntlich in dieser neuesten Periode Daniel O'Connell, dieser an versatilem Geiste, an feurigem Patriotismus, an kühnem, aber auch unhistorischem, rechtslosem Sinne echteste Sohn der grünen Insel, der, mit Klerus und Volk hinter sich und eine Weile secundirt von der Opposition der Whigs, fast bis zum Dictator aufstieg, um sich selber und seinen Landsleuten von einem Wellington und Peel den Eintritt in das Londoner Parlament zu ertrotzen. Allein auch nach den grossen, den Anglicanismus und Parlamentarismus Englands an ihren Wurzeln treffenden Concessionen der Jahre 1829 und 1832, der Emancipations- und der Reform-Bill, liess der Liberator

nicht einen Augenblick von der Agitation ab, da er in allen möglichen Nothständen immer neuen Anlass fand, die Seinen rings durch das Land in Verschwörungsclubs zu organisiren und die Regierung mit dem Repeal der Union zu bedrohen. Aber wäre nur die Rückkehr zur Personalunion mit eigenen Ministerien, Vertheidigungswesen und Vertretung, wie es etwa Norwegen neben Schweden besitzt, wäre die Errichtung eines völlig getrennten Staates oder gar die hibernische Republik nur noch denkbar gewesen, nachdem die reine alte Race längst bis auf einen geringen Bruchtheil der Bevölkerung zusammengeschmolzen und der beste Grund und Boden in englische und schottische Hände übergegangen war, nachdem neben der starken Garnison eine vollendete Polizei, die musterhafte Schöpfung Peel's, mit Hilfe der von der Regierung gebauten Poststrassen, der Eisenbahnen und Dampfschiffe, welche heute Holyhead und Dublin bis auf drei Stunden nähern, die Insel immer fester an die Schicksale Grossbritanniens gekettet hat? O'Connell hat denn auch viel Aufruhr gesprochen und possenhaft gespielt, ihn ernstlich gewagt hat er im Grunde niemals, denn seinen Landsleuten ist, wenn das Mass ihrer Bildung und ihre Geltung im Leben sie dazu befähigt, Alles an Freiheitsrechten gewährt, was ihre protestantischen Mitbürger besitzen; sie selber wurden an der Redlichkeit der katholischen und patriotischen Ueberzeugung dessen irre, der sein Treiben zum Beruf und die Pfennige der Befreiungsrente zu seinem Lebensunterhalte machte. Gerade O'Connell gegenüber kam eine weisere Staatskunst zu einiger Anerkennung: im Gefolge der Gerechtigkeit, die endlich den Iren in confessioneller und politischer Beziehung zu Theil geworden, zeigte die Administration bei allem Wechsel der Parteien auch immer mehr Herz für die wirthschaftliche Noth. Während Irland von mancher allgemeinen Steuer verschont blieb, sind ihm mit englischen Capitalien seine Strassen und die ungeheueren Arbeitshäuser gebaut worden, in die sich das zerlumpte Volk zur Winterzeit so gern flüchtet.

Aber diese und andere Geschenke des Mutterlandes, die grossartigen dauernden Schutzanstalten, Militär und Polizei, deuten schon zur Genüge an, wie wenig gesichert ein

so kostspieliger Besitz erscheint. Und in der That lebt, wenn auch in anderer Gestalt, der alte Fluch des Bodens fort, der Fluch jener Eroberungspolitik, den England jetzt vergebens sühnen möchte. Er ist noch immer, nachdem der Gegensatz der Race sich zu verflüchtigen begonnen, agrarischer und confessioneller Natur. Ohne Zucht und Enthaltsamkeit, ohne entsprechende Nutzung des Ackerlandes befand sich die Gesammtbevölkerung, bis auf ein Zwanzigstel bereits englisch redend, in allen anderen Stücken aber der grossen Mehrheit nach in trostlos verkommener Lage und wuchs doch während eines halben Jahrhunderts in schreckenerregender Weise von fünf bis fast auf neun Millionen an. In grauenvollen Hütten aus Lehm und Torf hausend und mit den Schweinen aus einem Napf von demselben Kartoffelgericht zehrend, vermochten die Menschen weder von den zersplitterten Pachtäckern zu existiren, noch sich irgend moralisch aufzurichten. Schon der Census des Jahres 1841 that kund, wie viele Iren Arbeit suchend, aber ebenso sehr lungerndes Gesindel, in die grossen Plätze Englands und Schottlands hinüberzogen. Da brach als Folge der Kartoffelfäulniss vom Herbst 1845 jene grimmige Hungersnoth über die Insel herein, durch welche die Bevölkerung in wenigen Monaten beinahe decimirt wurde. Der Tod freilich hat nur die Minderzahl hingerafft, dagegen aber die Massenauswanderung vorzüglich nach den Vereinigten Staaten Americas in wenigen Jahren die Insel reichlich um drei Millionen entleert. Wer möchte die Schrecken dieser Lösung, wer möchte aber auch verkennen, dass die Natur selber die Bahn gewiesen, um die Bevölkerung mit der Tragfähigkeit des Bodens auszugleichen und die Eigenthümer zu jedem billigen und gerechten Vergleich zu nöthigen? Es ist nicht zu bestreiten, dass ohne jene Katastrophe und den ihr folgenden Auszug das Jahr 1848 in Irland zu ernsteren Erscheinungen als zu dem lächerlichen Aufstandsversuche Smith O'Brien's geführt haben würde. Die duldende Masse blieb ihm fern, die Autorität des Gesetzes aufrecht. Als sich bereits im nächsten Sommer die Königin Victoria nach Irland wagte, was von ihren hannöverischen Vorgängern allein der unwürdigste, Georg IV., einmal versucht hatte, flog ihr ein

Täubchen mit einem Lorberblatt in den Wagen als Symbol wahrhaft rührender Sympathien. Es ist denn seither auch ausser der unbeschränkten Korneinfuhr, den unermesslichen Segnungen des Freihandels und besseren Armengesetzen allerlei geschehen. Gar mancher Lord wirthschaftet heute selber auf seinem Besitz, eine Menge verschuldeter Grossgüter sind durch das Expropriationsgesetz von 1848 unter den Hammer gebracht, in Stücke zerschlagen und in kleines Freigut ausgethan worden; vernünftigere Pachtverträge werden abgeschlossen, die Arbeitslöhne sind sichtlich im Steigen begriffen. Selbst in dem gebirgigen Südwesten der Grafschaft Cork lassen einsichtsvolle Grundbesitzer, wie der Marquis von Lansdowne oder Mr. Herbert, ihren Pächtern und Tagelöhnern reinliche Häuser aus Stein errichten; die unerspriessliche Zwergwirthschaft ist im Abnehmen begriffen. Wenn nur bei so erfreulicher Ermannung des Staates und der Privaten auch der Grundstock der Bevölkerung von den noch aus keltischem Blute stammenden Untugenden lassen wollte, wenn er aus eigenem Antrieb emsig die Hände rühren wollte statt zu bummeln und zu betteln, statt zu saufen und zu raufen, statt sich für die kalte Jahreszeit auf die Caserne des Arbeitshauses zu vertrösten und von englischem Almosen zu leben, ohne jemals ernstlich dafür zu danken! Es ist, als ob die Unfertigkeit der irischen Dinge selbst an ihrer Oberfläche, in den Verkehrsmitteln, in der Verwendung der von der Natur gezeichneten prächtigen Häfen, sogar an den glänzenden, bisweilen nur halb vollendeten Bauten der Hauptstadt, nicht zu bewältigen wäre, als ob durch den dünnen Firniss der Civilisation überall noch etwas vom Urzustande hindurchschimmerte. Arg genug, dass nur fremde Zucht und Gewalt, nicht eigene Schöpfungskraft dahin geführt, noch schlimmer, dass es jener nicht gelungen, ihre Aufgabe völlig zu lösen.

Ohne Zweifel wirkt immer noch am meisten feindselig, lähmend und zerstörend die Differenz des Glaubens. Gegenwärtig kommt ein Protestant, Anglicaner, Presbyterianer oder Freikirchler ungefähr zu gleichen Massen gerechnet, auf $3^1/_2$ Katholiken. Während jener meist über Bildung, Reichthum und Connexionen verfügt, haben diese das alte

Recht und den alten Groll keineswegs vergessen. In ultramontanen Extravaganzen, in agrarischen Morden, den Resten uralter Blutrache für vorenthaltenes, aber rechtlich doch nicht wiederzuerwerbendes Eigenthum, oder wegen Austreibung von der Pacht, für die nie bezahlt worden, macht sich der Hass Luft. Alle grossen Errungenschaften der letzten vierzig Jahre, die parlamentarische Vertretung, die eine geschlossene, ultramontan schillernde Gruppe bildet, der freie Zutritt zu den öffentlichen Aemtern bis zum Lord Kanzler hinauf, die in ganzen Grafschaften und grossen Städten fast ausschliesslich von ihnen geübte Communalverwaltung, genügen also den katholischen Iren noch immer nicht. Hinter Allem steht der römisch gesinnte Klerus zuwartend und im Grunde mit keiner anderen Emancipation befriedigt als der unbehinderten Herrschaft seines Glaubens mittelst der vollständigen Entstaatlichung aller übrigen Confessionen. Zwar wird auch seinen Leitern, wie dem fanatischen Cardinal Cullen, das Schwinden der reinen alten Race, die Fortdauer der Emigration, welche jenseit des Wassers die Seele manches Beichtkindes kostet, recht unbequem; zwar hüten sie sich wie früher wohl den Meuchelmörder vor dem Spruche des Richters zu schirmen, warnen vielmehr in ihren Hirtenbriefen gegen die neuerdings auch ihnen selber gefährlich werdenden Verschwörungsversuche. Allein von einem britischen Nationalgefühl, von dem Wunsche, der Staatsregierung in ihren Verlegenheiten beizuspringen, ist dabei wenig zu merken. Es ist noch nicht so lange her, dass das indische Ungeheuer Nana Sahib in Dublin öffentlich als ein Wohlthäter der Menschheit gefeiert, dass in Irland zu einem Ehrendegen für einen vermeintlichen Landsmann, den Marschall Mac Mahon, gesammelt wurde, in der Erwartung, er werde einmal die Regimenter Napoleon's III. über den Canal führen.

Ein Grund dieser verzweifelten Abneigung ist trotz aller politischen Gleichberechtigung in dem bevorzugten Dasein jener herrschenden Kirche der Minderheit zu suchen, wie gebrechlich, wie verhängnissvoll für den Gesammtstaat sie sich auch erwiesen hat. Knüpfen sich doch an sie die bittersten Erinnerungen einer noch frischen Vergangenheit. Seit

Peel's, ja, seit Pitt's Tagen sind daher auch alle jene Compromisse gescheitert, welche mit der grössten Mühe den Tories und den Orangisten, die sich als conservative Vertreter des Anglicanismus betrachten, abgerungen wurden. Die mit Staatsmitteln erhaltenen confessionslosen Nationalschulen, die allen Bekenntnissen eröffneten Queen's Colleges, — eine über die vier Hauptplätze des Landes zerstreute freie Universität — das alte Dreifaltigkeitscollegium zu Dublin, auch nachdem es die Testeide abgeschafft, werden von der katholischen Geistlichkeit als vom Argen perhorrescirt, denn aller Volksunterricht bis hinauf zu der imaginären katholischen St. Patrick's-Universität soll, wie sie verlangt, nur unter ihrer Aufsicht stehen. Sie will lieber keinen Schilling Gnadengeschenk als ihn mit den Ketzern theilen, durch deren Intoleranz und diplomatisches Ungeschick einst, als es noch an der Zeit gewesen, mit Rom eine festere Ordnung als einen dürftigen Modus vivendi zu treffen versäumt worden ist. Sie hat mit Freuden die alte furchtbare Schneide der Staatskirche völlig stumpf werden sehen. Im Jahre 1833 suchten die Whigs sich dieser noch mit halbem Herzen anzunehmen: durch Zwangsgesetze wollten sie O'Connell unschädlich machen, während zugleich eine Kirchenbill schüchtern die erste Reduction einleitete. Neben der Ablösung der Zehnten wurden von dem ungeheuerlichen Etablissement zehn Bischöfe von zweiundzwanzig, zwei Erzbischöfe von vier gestrichen. Das Parlament sollte über die überschüssigen Revenüen einer meist gemeindelosen Kirche verfügen. Aber wer hatte damals den Muth, solche auf weltliche Zwecke oder gar zum Besten der feindseligen Religionsgemeinschaft zu verwenden? Der Staat sorgte höchstens für das Einkommen der gering dotirten Diener seiner Kirche, deren Seelsorge sich im Entferntesten nicht mit der katholischen, ja, nicht einmal mit der auf freien Füssen stehenden der Presbyterianer vergleichen liess. Im Laufe der Jahre erwies sich denn auch jene ganze Gesetzgebung als unzureichend; aber ernstlich hätte selbst ein liberales Ministerium schwerlich daran gerüttelt oder gar die Axt an das von den Tudors stammende Institut zu legen gewagt, aus dem gerechten Bedenken, damit der Staatskirche des Mutterlandes

directen Schaden zuzufügen, wäre nicht nochmals ein Stoss aus jener Sphäre erfolgt, in welcher gegenwärtig der unbekehrbare Nativismus fortlebt.

Um die Zeit des Ausbruchs des nordamericanischen Bürgerkrieges, im Jahre 1862, verlautete zuerst von den Feniern. Nachdem die Auswanderung schon numerisch stärker geworden als die in der Heimath verbliebene Masse, während zahlreiche irische Regimenter den Nordstaaten wie den Conföderirten dienten, erhitzte sich bei den Emigrirten die nationale Erbitterung gegen den alten Unterdrücker. Nach Fionn, einem Helden der althibernischen Fabelzeit, nannte sich der Verschwörungsbund, der sofort auch in Irland selber seine geheime Thätigkeit zu entwickeln begann. Nicht auf die Mittelklassen und die Diener der katholischen Kirche wollte er sich stützen; der verwahrloste, wuthschnaubende Haufe allein sollte zu einem Losbruch organisirt werden. Auch auf die Rachsucht der Vereinigten Staaten wegen der von Grossbritannien beobachteten Neutralität wurde von Anfang an gerechnet, eine fenische Republik war bereits auf americanischem Boden errichtet, als jener Krieg unerwartet sein Ende nahm und nun die Explosion in Irland erfolgen sollte. Es war ein ungeheuerlicher Gedanke, über das Weltmeer hinweg mit Hilfe des gewaltigen, bitter grollenden Freistaates Green Erin aus der Verbindung mit England, vielleicht mit Europa losreissen und daraus eine keltische Musterrepublik machen zu wollen. Er scheiterte zunächst an der mangelhaften Zurüstung und Vorsicht, an feiler Verrätherei der Iren selber. Seit dem Herbst 1865 war die Regierung im Besitz des Grundplans und mehrerer Rädelsführer der Conspiration, um fortan scharf zu wachen und, wo es erforderlich, energisch einzuschreiten. Aber was diesseit des atlantischen Oceans fehlgeschlagen, lebte mit viel bedeutenderen Mitteln in dem offen constituirten, von den Vereinigten Staaten geduldeten Fenierbunde fort, der nicht nur drohend für Canada geworden, sondern immer wieder in Irland, Manchester, London blutig spukt. Gegen die jeder Moralität Hohn sprechende Tücke der Verschworenen, gegen die, wie es scheint, nicht zu beseitigende Feindschaft Nordamericas findet England seinen besten Schild, die Ruhe

eines guten Gewissens, nur in dem eifrigen Ausbau der seit mehr als dreissig Jahren betriebenen legislatorischen Gesetzgebung. Da auch die katholische Priesterschaft sich rückhaltslos gegen die alle Sitte, allen Glauben zerstörenden Fenier erklärt hat, war es um so mehr geboten, dass endlich ein Stein des Anstosses entfernt werde, der von allen billig und selbstlos denkenden Staatsmännern schon lange als solcher erkannt worden ist.

Die einst mit Gewalt auf Gut und Blut eines unterjochten Volkes fundirte, der Suprematie der Krone gehorchende Kirche erreicht endlich in Irland ihr Ende, indem Gladstone, der Jünger Peel's, der geistlich gelehrte Politiker, den verhängnissvollen Knoten zu durchhauen wagt. In einem umfassenden, klar durchdachten Gesetz, an welchem alle Gegenversuche scheitern müssen, löst er das schwierige Problem, das in der Verwendung der einer entstaatlichten Kirche abzunehmenden Revenüen steckte, zum Theil sogar nach den Forderungen, wie sie einst von Daniel O'Connell erhoben worden. Während den anglicanischen Diöcesen und Gemeinden, nunmehr auf sich selber angewiesen und daher dem wirklichen Bedürfnisse gemäss zusammenschrumpfend, ihr Unterhalt verbleiben soll, wird mit dem Ueberschusse nicht nur die katholische Kirche in der Staatsunterstützung von Maynooth und der presbyterische Cultus mit seinem Regium donum abgekauft, sondern, worauf schon der Liberator hingedeutet, dringenden Zwecken der Menschlichkeit in der Ausstattung von Hospitälern, Irrenhäusern und Volksschulen entsprochen. Ein ungerecht einseitiges Band ist völlig zerrissen, nachdem jede confessionelle Bevorzugung abgenommen worden.

Da ist denn wohl die Frage gestattet, was jetzt nach siebenhundertjährigem Ringen der endlichen Versöhnung noch im Wege steht. Weshalb noch immer die wildesten Umsturzpläne gegen eine Union, auf welche Natur und Geschichte die britischen Inseln angewiesen haben? Man muss gestehen, der alte grausame Kampf zweier Racen um den Grundbesitz ist nicht gelöst und ist vielleicht ohne den Untergang des Ganzen nicht zu lösen. Das Keltenthum hat die unendlichen, hartnäckigen und oft so ungeschickten Ver-

16*

suche, ihm Zucht und Ordnung, wirthschaftliches Gedeihen, Staat und Kirche aufzunöthigen, seinen germanischen Zuchtmeistern auf das Empfindlichste zurückgegeben. Es hat sein wüstes Proletariat in die grossen Städte Englands und Schottlands, die barbarische Blutrache in das segenbringende Princip der Gewerbegenossenschaften geworfen, die politische auf Besitz und Reichthum begründete Erbweisheit in immer weiter gehender demokratischer Vertretung auflösen helfen, einen bewunderten Parlamentarismus in Frage gestellt, das feste Gefüge zwischen Staat und Kirche, das der Verfassung so lange als Stütze gedient, vermuthlich auch für England selber gesprengt. Schon droht von allen Seiten die Gefahr, dass die Gleichheit über die Freiheit siege. Aber liegt nicht gerade in dieser Entwicklung ebenfalls eine in die Tiefe dringende Vermischung, welche, mag sie nun Heil oder Unheil für die Zukunft bedeuten, einen Losbruch Irlands und die unbedingte Besitzergreifung des versprengten Nativismus noch viel unmöglicher macht als je zuvor? Ein Verlust dieser ältesten Colonie, der thränenreichsten von allen, müsste den der übrigen in aller Welt und damit einen jähen Sturz Grossbritanniens zur Folge haben, dem nur der Untergang des antiken Rom gleich käme. Und doch, ist es nur denkbar, dass das angelsächsische Wesen, das sich um alle Interessen der Menschheit bis an die äussersten Enden der Erde hoch verdient gemacht, vor den jammervollen Resten einer unbildsamen Race diesen entsetzlichen Ausgang nehmen sollte?

CAVALIERE UND RUNDKOEPFE.

I.

Blick auf die beiden ersten Stuarts und die Ursprünge der Parteien.[1])

Die Tudor-Dynastie, unter welcher sich in England die Lostrennung von der päpstlichen Obedienz und eine kräftigere Entfaltung nationaler Präponderanz nicht nur über die anderen Theile Britanniens, sondern zum ersten Mal auch über den Ocean vollzog, wurzelte entschieden in echt monarchischem Boden. So seltsam es klingen mag, Heinrich VIII. und seine beiden Töchter, die katholische Maria so gut wie die protestantische Elisabeth, waren kraftvolle, sogar mehr oder weniger populäre Herrscher. Das Geheimniss aber lag darin, dass sie stets den wandelbaren Strömungen entgegengesetzter Meinungen ihren Willen voranzustellen wussten, indem sie vorsichtig mit einer Macht verfuhren, welche älter und legitimer war als der aus Eroberung und vertragsmässiger Uebereinkunft combinirte Anspruch, dem sie ihren Thron verdankten, nämlich mit dem altparlamentarischen Landrecht. Während sie sich weise hüteten, dasselbe in seinen Umrissen und Fundamenten anzutasten, haben sie es

[1]) Benutzt sind neben den allgemeinen englischen und deutschen Geschichtswerken Studies and Illustrations of the Great Rebellion by John Langton Sanford, London 1858, Historical and Biographical Essays by John Forster, Vol. I. London 1858, Memoirs of the Life of Colonel Hutchinson, written by his widow Lucy, Fifth Edition, London 1846, Memoirs of Prince Rupert and the Cavaliers by Eliot Warburton, London 1849. Darnach der Aufsatz in den Preussischen Jahrbüchern III, 387 ff.

sich im Wesen nach Gutdünken, ja, bis zu den Zwecken fürchterlichster, unerträglicher Herrscherlaune dienstbar gemacht.

Auch waren ja die Stände im Vergleich zu ihrer früheren Geltung äusserlich und innerlich heruntergekommen. Das Haus der Lords bot noch lange Zeit ein grelles Bild der Verwüstung, welche die Rosenkriege über den alten stolzen Adel, und der Bruch mit Rom über die grosse Gruppe der Prälaten gebracht hatten. Neben den Bischöfen, die von diesen allein zurückblieben, sass ein kleines Häuflein weltlicher Barone, bis sie durch die Erhebung neuer Geschlechter aus der Gentry, denen treue Dienste reich belohnt wurden, Zuwachs erhielten. Es dauerte lange, dass unter solche Elemente das Bewusstsein einer vornehmen Genossenschaft zurückkehrte, die ehedem so erfolgreich mit der Krone um ihre Privilegien gerungen. Da unter den Tudorherrschern nicht vornehme Geburt, sondern Muth und Talent zu Gunst und Standeserhebung berechtigten, schwoll die Reihe neuer Leute an, die zu Ahnherren grosser Adelsfamilien geworden sind. Den Gemeinen sodann wurde von oben her mit kluger Rücksicht begegnet, das Recht und Herkommen, das sie in tiefer Devotion beanspruchten, sogar ängstlich gewahrt. Die Gesinnung, die öffentliche Meinung freilich gerieth durch die gewaltigen Hergänge des Zeitalters in ein so heftiges Schwanken, dass mit Zuthun desselben Unterhauses Staatsgesetze umgestossen werden konnten, die soeben erst beschlossen worden. Nicht allein der mächtige Einfluss der Regierung bei den Wahlen zum Hause der Gemeinen, zu den Friedens- und Geschworenengerichten bewirkte so stürmischen Wechsel, nein, in den Köpfen selbst schlugen die Ansichten in jenen Tagen oft wie die Windfahne um. Erst unter Elisabeth begannen die Ueberzeugungen sich zu setzen und — bei den Gemeinen noch eher als bei den Lords — der Selbstrespect zurückzukehren. Nicht uneben fasst einmal ein französischer Gesandter die Beziehungen der beiden Stände zu der Krone: „Der Adel ist durch Verschwendung im Anzuge und in der Bedienung tief verschuldet; Kaufleute bringen den Besitz seiner Güter an sich; während Männer von Rang sich in niederer Sphäre verheirathen, wird die Mittelklasse verhält-

nissmässig sehr reich; sie weiss Wohlleben mit guter Haushaltung zu verbinden und wird keineswegs durch viele Steuern bedrückt. Die Regierung ruht ausschliesslich in den Händen der Königin, die sich einen wunderbaren Gehorsam verschafft hat und vom Volke unbeschreiblich geliebt und verehrt wird. Das Parlament geniesst ein grosses Ansehen im Reiche, thut gegenwärtig aber Alles, was die Königin will. Die Prälaten sind abhängig von ihr, die Barone wenig zahlreich.“ Es ist nicht zu verwundern, wenn sich ein freudiges Andenken dieses Verhältnisses erhielt, selbst lange nachdem es durch Parteiung zerrissen worden.

Die erste Klärung der Parteien war gewissermassen Elisabeth's That, als sie staatskirchliche Uniformität statuirte. Da erschienen die Papisten als Feinde ihres Thrones, während alle, die nach genferischem, schottischem und niederländischem Beispiele über die anglicanischen Satzungen hinausstrebten, wohl der Krone zu Bund und Stütze gereichten, aber niemals ihre offene Huld gewannen. Freilich hegten die Eiferer bisweilen die kühnsten Hoffnungen, dass, was in Schottland Unterwerfung des Thrones kostete, die Aufrichtung einer calvinischen Kirche, sich unter einer solchen Fürstin werde erreichen lassen. Während des glorreichen Kampfes mit dem katholischen Spanien zählten nicht nur der Mittelstand, sondern Staatsmänner und Bischöfe, Höflinge und reiche Gutsherren zu den entschiedenen Anhängern eines protestantischen Bekenntnisses, das mit dem von John Knox auch staatlich entwickelten eine Menge Berührungspuncte hatte. Auch in England wuchs die Schar derer, welchen nicht allein was die Bibel ausdrücklich verwarf, sondern Alles, was sich nicht direct aus ihr nachweisen liess, in den Gebräuchen, in den Lehren, in der Stellung der Kirche zum Staate als Abgötterei erschien. Wie die Krone durch Säcularisation neue Machtfülle erhalten hatte und mittelst des Supremats auch die Gewissen abhängig zu machen suchte, so giengen sie umgekehrt von der Freiheit des Gewissens aus, um bei der absoluten Theokratie anzulangen, deren Consequenz den Staat zur Kirche, den Bürger zum Priester machen musste. Der Gegensatz der beiden Momente schärfte sich, je mehr sie verbündet dem

gemeinsamen Feinde gewachsen waren. Bei ihren ersten Straussen handelte es sich zunächst um Beseitigung rein äusserlicher Dinge, wie der Kniebeugung, des leinenen Chorrocks, der Orgel, des kirchlichen Bilderschmucks; doch gerade Uniformität auch in diesen Stücken verlangte die Königin mit besonderer Festigkeit. Kaum aber hatte sie zu verfolgen begonnen, so thaten die Gegner einen weiteren Schritt, indem sie das anglicanische Kirchenregiment selbst anfochten. Der bischöflichen Verfassung setzten sie die synodale entgegen, die in ihren Augen einer nationalen Ordnung zu Grundeliegen müsse und, obschon sie nicht conformire, nimmermehr mit dem Stigma der Secte behaftet werden dürfe. Allein der Arm der Königin war stärker; er erzwang entweder Trennung oder Unterwerfung, sei sie auch noch so äusserlich oder erheuchelt. Scharen von Laien und Geistlichen verschiedenen Ranges fanden sich solchergestalt mit der Regierung ab, ohne innerlich mit dem zu brechen, was man Puritanismus hiess. Neben ihnen erhoben sich kühner und schroffer Congregationen, die nichts anderes als Secten und meist eine jede für sich die Auserwählten Gottes sein wollten. Die Gospellers knüpften an die alten Lollarden an und gediehen zu wiedertäuferischen und quäkerischen Erscheinungen. Die Independenten verzichteten auf jede Idee einer gemeinsamen Kirche und überliessen den einzelnen Gruppen, abgesondert von einander, innerhalb ihrer Sphäre Disciplin und Dogma so fest und scharf aufzurichten, wie sie nur mochten. Mit aller Strenge suchte die Staatsgewalt wohl solche Auswüchse zu entfernen, aber Elisabeth wachte doch andererseits darauf, dass aus religiösen Abweichungen nicht unversehens politische Factionen entstünden.

Auf parlamentarischem Boden bot die Selbstherrlichkeit der Krone und das durch das religiöse Feuer neu entfachte Bewusstsein, dass man hohe Privilegien der Rede und Verwilligung besitze, Gelegenheit genug zum Streit. Je schroffer die Eingriffe, desto kecker replicirten bereits die Gemeinen; aber Klugheit auf der einen, Hochachtung auf der anderen Seite haben dennoch einem ernsten Conflict vorgebeugt. Elisabeth wusste sehr gut, dass ein grosser Theil der Nation, die überwiegende Mehrheit des Unterhauses puritanisch ge-

sinnt war, in grossen Tagen hatte sie erfahren, welchen nationalen Halt ihr diese Menschen gewährten; darum benahm sie sich gegen Ende ihres Lebens voll Tact und Huld und sah im Wesen Vieles nach, wenn nur die Form erhalten wurde. Mit loyalem Patriotismus haben daher auch ihre Unterthanen diese Hochherzigkeit gelohnt, als sie ihr am 30. November 1601 eine berühmte Dankadresse zu Füssen legten. Niemals hat ein Fürst von seinem Volke grossartiger Abschied genommen als Elisabeth bei jener Gelegenheit. Voll Ehrfurcht blickten Hoch und Niedrig zu der Gebieterin empor, weil sie mit seltenem Erfolg und im erhabensten Stil die nationale Ehre hoch gehalten hatte.

Da folgte nun nach ihrem Tode auf Grund des Erbrechts ein anderes, ein ausländisches Geschlecht. Aus anglonormännischem Adel waren die Stuarts auf schottischem, noch halb keltischem Boden entsprossen. Wie einst die Karolinger als Hausmeier über die königlichen Merowinger emporgestiegen, so gelangte der erbliche Seneschall der schottischen Könige, der Stewart, zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts in den Besitz der Krone. Tüchtige Persönlichkeiten sind aus dem Geschlechte in schottischer und hernachmals in englischer Geschichte hervorgegangen; aber ein Grundzug des Charakters findet sich fast ohne Ausnahme bei allen wieder: die hohen königlichen Eigenschaften des Muthes und staatsmännischen Wesens werden von unbeugsamem Eigenwillen, von einem bösen Hang zur Verstellung und Falschheit und von massloser Rachsucht beeinträchtigt. Allen, mehr oder weniger ritterlich gesinnt, scheint eine leichtfertige Moral angeboren gewesen zu sein, nicht minder, ja, noch weit verderblicher, eine wahre Sucht, ihr Vertrauen sowie ihre materiellen und geistigen Mittel an die unwürdigsten Günstlinge zu verschleudern. Es ist eine inhaltsschwere Thatsache, dass zwei Jahrhunderte hindurch die meisten Regenten dieser Dynastie nicht in ihrem Bette, sondern eines gewaltsamen Todes gestorben sind. Individuelle und politische Ursachen trafen immer wieder zu so schrecklicher Wirkung zusammen. Die Armuth Schottlands, der Druck, den das mächtigere Nachbarreich ausübte, das turbulente Gebahren des einheimischen Adels machten den

nationalen Thron der Stuarts zu einem höchst unsanften Sitze und trieben seine Inhaber traditionell einer ausländischen, vorzüglich der französischen Politik in die Arme. Im Inneren ihres Reichs hatten sie eine Verfassung ausbauen helfen, deren ständischer Organismus gleichfalls continentalen Mustern eher entsprach als dem englischen. Nach ererbten, auch von Jacob und Karl gehegten Vorstellungen, die sich schwer von dem bequemen Institut eines ständischen Ausschusses, der Lords of Articles, loszureissen vermochten, hätte ein Parlament einfach die königlichen Befehle zu registriren gehabt, wie das bereits in ihrer Zeit in Frankreich geschah. Sie brachten demnach weder Achtung noch Verständniss mit für die altenglische Verfassung, durch deren von beiden Seiten wenigstens stillschweigende Annahme und Garantie, wie einst bei Lancaster und Tudor, das Erbrecht der Stuarts doch erst vollgiltig wurde, deren Formen wenigstens auch die gewaltigsten ihrer Vorgänger sich wohl gehütet hatten anzutasten. Daneben nun hatte die Reformation bei den Schotten frühzeitig eine Wendung genommen wie die hugenottische, ja, sie war der Krone bald völlig über den Kopf gewachsen. Die Träger der letzteren haben hinfort zu der presbyterianischen Landesreligion und der dirigirenden Generalversammlung der Kirche nur eine verdächtige, oft geradezu heuchlerische Haltung angenommen. Es erschien ihnen in England neben der reicheren und würdevolleren Ausstattung der Krone nichts lockender als die Macht dieser über die dortige Staatskirche, die, nachdem hier die Reformation im Bunde mit der Staatsgewalt vollzogen worden, siegreich an der alten bischöflichen Verfassung fest hielt. Wenn auch in manchen anderen Stücken Neulinge und Fremdlinge auf dem Boden des öffentlichen Lebens in England, in der solidarischen Einheit der weltlichen und geistlichen Autorität fanden sie sich völlig heimisch. Ausländisch, modern endlich war die Vorstellung von dem *jus divinum*, von dem durch die göttliche Gnade vor allen anderen Staatsformen besonders bevorzugten Königthum, wie sie es in ihrer Hinneigung zum romanischen Europa verstehen gelernt hatten.

Es war von weittragender Bedeutung, dass Jacob I., der

Sohn Maria Stuart's, bei Zeiten auf die Anträge Elisabeth's eingegangen war und, so misslich oder ehrenrührig es sein mochte, allen Verlockungen oppositioneller Art, selbst katholischen oder puritanischen, widerstand. Die verschiedenen Complotte vor und nach dem Tode der Fürstin haben seine Succession nicht verhindern können. Aber wie stach seine ganze Persönlichkeit von ihr ab, als er nach dem weinerlichen Abschied in Edinburgh, wo alle auf baldiges Wiedersehen vertröstet wurden, in England eintrat, das reiche Land Gosen, wie er es hiess, um scheu und langsam seinen Aufzug zu halten! Arm und abgerissen, mit schwerer Zunge seinen schottischen Dialect stammelnd, auf schlotternden Knien erschien er wie ein widerlich faselnder Pedant, vor herzhafter Ansprache furchtsam, vor vermeintlichen Attentaten in dicht wattirte Kleider gesteckt, kein mannhafter, offen und selbständig hintretender Fürst. Bald genug giengen den Engländern über ihren neuen Herrscher die Augen auf. Statt der offenen, imponirenden Leutseligkeit der Tudors erhielten sie einen verächtlichen, unwahren Feigling, statt der königlichen Haltung jener ein Wesen, das ihren Anschauungen von Grund aus zuwider war. Trunk und Völlerei, denen sich Jacob und mit der Zeit auch seine dänische Gemahlin ergaben, das ekelhafte Abküssen von Freund und Feind und andere Verstösse gegen schon damals in England als gute Sitte beobachtete Convenienzen empörten bald die Gemüther. Neben der Leidenschaft für die Jagd, von der er auch fernerhin nicht abliess, schwelgte seine Seele längst in gelehrter Eitelkeit. Wie gern liess er sich den Salomo des Nordens nennen! Und war nicht auch bei aller Pedanterie sein Wissen, zumal in der theologischen Controverse, ein bedeutendes? Zeigte er nicht in Schrift und Unterhaltung Gedankenfülle und Urtheil, in seinen Ideen die höchsten edelsten Zwecke? Wenn aber nur jemals der Theorie die Handlung entsprochen hätte! In allen Stücken gieng es ihm vielmehr wie mit dem erhabenen Vorsatz, an die Stelle seiner zwieschlächtigen Reiche ein einziges Grossbritannien zu setzen.

Mit Verachtung hatte Jacob wohl in Schottland von der anglicanischen Kirche gesprochen, welche jüdisches Pascha

und heidnisches Julfest feiere, einen verschlechterten Messdienst eingeführt und das papistische Institut der Bischöfe beibehalten habe. Die prälatenfeindliche Partei unter den Engländern mochte daher in ihm einen gut calvinistisch gesinnten Fürsten erblicken, wenn nur er nicht gerade den Schotten wieder Bischöfe aufzunöthigen gesucht hätte. Man ist früh genug enttäuscht worden, als Jacob auf der Synode zu Westminster einen theologischen Frieden stiften wollte, aber sich eben bei dieser Gelegenheit offen den strengen Anglicanern in die Arme warf. Sein Wahlspruch: „Kein Bischof, kein König" entzückte sie; das *jus divinum* fand seinen stärksten Pfeiler im Episcopat. Derselbe Fürst, der auch in der Folge seine Abneigung gegen arminianische Lehren so oft aussprach, huldigte doch dieser Tendenz mit Entschiedenheit.

Sein ganzes Thun und Lassen, der Mangel an Selbstrespect mussten der Hochachtung für das persönliche Königthum unendliche Einbusse bereiten, wenn es mit den öffentlichen Organen des Staates in unmittelbare Berührung kam. „Will er die Sprache des Königs reden", schreibt ein französischer Gesandter, „so nimmt er den Ton des Tyrannen an; will er sich herablassen, so wird er gemein." Bald urtheilten die Genossen des ersten von ihm berufenen Parlaments ebenso. Was war unvernünftiger als den durch Jahrhunderte geheiligten Brauch, die Wahlen seiner Mitglieder selber zu prüfen, dem Unterhause streitig machen zu wollen: das komme ihm zu, denn alle ihre Privilegien hätten sie lediglich ihm und seiner Huld zu danken. Wie ernst und vorwurfsvoll, wie fest auf dem alten Rechtsboden fussend lauteten dagegen die Worte, die sich der König bei der langen, aus solcher Herausforderung entspringenden Controverse von seinen Unterthanen als guten Schild musste entgegenhalten sehen: „die Privilegien der Fürsten wachsen rasch und wachsen täglich; die Rechte der Unterthanen sind dagegen meist ewig unwandelbar. Sie lassen sich durch gute Hut und Sorgfalt erhalten; jedoch einmal verloren, sind sie nur mit grossem Unfrieden wieder zu gewinnen. Gott kann, um die Sünden des Volkes zu strafen, statt eines guten und frommen Königs auch einmal Heuchler und Tyrannen senden, daher müssen Lords und Gemeine bei Zeiten eifersüchtig über ihr gutes

Recht und ihre Freiheiten wachen." Schon blickte man tief in den Abgrund des Zwiespalts, welcher drei Generationen hindurch Kirche und Staat bis an die äussersten Wurzeln aufwühlen sollte. Alle inneren Angelegenheiten mussten an diesen völlig auseinander gehenden Anschauungen zu Schanden werden; und doch nöthigte das durch Habgier, Verschwendung und den gänzlichen Mangel finanziellen Sinnes gesteigerte Geldbedürfniss die Krone immer wieder sich an das verhasste parlamentarische Institut zu wenden. Indem sich die königliche Prärogative auch vor den Ständen von 1610, 1614, 1621 und 1624 über alle Privilegien des Landrechtes hinaussetzte, erzeugte sie durch die stets anwachsenden Forderungen und den schulmeisterlichen Zorn Jacob's nur neue Erbitterung und das Gefühl des berechtigten Widerstandes. Und auch die auswärtige Politik stimmte völlig zu der inneren. Es war, als ob der unselige Fürst von Allem, was seine grosse Vorgängerin gethan, das gerade Gegentheil ergreifen müsse. Gewiss war es ein Vortheil für ihn, dass ihn der Papst nicht bannte und für vogelfrei erklärte; aber war er der Charakter, um zwischen dem regenerirten Katholicismus und dem auch durch seine theologische Gelehrsamkeit weiter entzweiten Protestantismus zu vermitteln? Was konnte in England unpopulärer und verderblicher sein, als das Bündniss mit Spanien, um welches er sofort in der erniedrigendsten Weise zu buhlen begann? Was musste das stolze Andenken an die Vernichtung der Armada mehr verletzen, als wenn man die Schiffe in den Häfen verrotten sah und Fremde über die geringe Seerüstung Englands höhnen hörte? Um zu seiner Allianz zu gelangen oder doch in elender Neutralität zwischen riesigen und unerbittlichen Gegnern den Schiedsrichter zu spielen, kündigte Jacob den eben frei werdenden Niederländern das durch gemeinsame Erfolge geweihte Bündniss und gab beim Ausbruch des böhmisch-pfälzischen Krieges den eigenen Eidam, den armen Winterkönig Friedrich, die eigene hochherzige Tochter dem Verderben preis. Umsonst erhob das Parlament unter vielen anderen Klagepuncten wiederholt seine Stimme für die Sache der Pfalz und ihres verjagten Herrscherhauses; der harte und bethörte Sinn des Vaters war so wenig zu erweichen,

wie seine unnationalen Vorstellungen von der königlichen Macht zu beugen. Vor aller Welt konnte eine solche Politik nur Unehre ernten.

Und doch hatte dieser Fürst, der sich selber so wenig in der Gewalt hatte und mit allen seinen guten Gaben nur das Böse schuf, bereits auch im Lande eine königliche Partei herangezogen. Sie lehnte sich wesentlich an das zwischen Krone und Kirche bestehende enge Verhältniss. Das den Hof beherrschende Günstlingsregiment zog Hoch und Niedrig in ihre Bande; durch die dort waltenden unsittlichen, aber profitlichen Mittel liessen sich selbst erhabene Geister verlocken, von dem Pfade der Rechtlichkeit abzuweichen. Jacob trieb bekanntlich auch einen unerhörten Schacher mit Adelspatenten; die massenhafte Verleihung des Baronetstitels, den er erfunden, der für 1050 Pfund Sterling das Stück feil geboten wurde, war nicht allein auf bequemen, der Parlamentscontrole nicht zugänglichen Geldgewinn angelegt, sondern entwickelte ebenso sehr den Kern einer Adelsklasse, die vielleicht einmal durch Dick und Dünn zu gehen bereit war. Noch liess sich der alte Adel, die zahlreiche wohlhabende Gentry ungern in den Strudel der bei Hofe dominirenden Gesellschaft ziehen; habgierige schottische Abenteuerer und unwürdige Favoriten verstellten ihnen den Weg. Wie Jacob bei aller seiner souveränen Eitelkeit doch viel zu feige war, um jemals einen offenen Kampf zu wagen, so hätte er auch schwerlich viele ehrliche Degen zu seiner Vertheidigung gefunden. Er hat indess mit vollen Händen die unheilvolle, seiner Persönlichkeit, aber auch der Dynastie eigenartige Saat ausgeworfen, welche Sohn und Enkel ernten sollten.

Vieles wurde anders, sobald Karl I. den Thron bestieg, ob freilich besser, war sehr die Frage. Die Nation allerdings hatte sich nach Erlösung von dem unberechenbaren und unwürdigen Schaukelsystem des Alten gesehnt und wenigstens noch nicht alle Hoffnung auf den jedesfalls viel ebener angelegten Sohn verloren, der bei seiner Thronbesteigung am 27. März 1625 so viele Jahre zählte wie das Jahrhundert. Genug aber war doch auch bereits über sein Wesen bekannt. Ursprünglich ein kränklicher Knabe, der niemals den Fehler

einer anstossenden Zunge verlor, bewahrte er auch in der Folge, als ihn Leibesübung und die angeerbte Jagdlust kräftigten, eine mädchenhafte Schüchternheit und kühle Zurückhaltung. Von der offenen und schwungvollen Lebendigkeit, welche seinen früh verstorbenen ältesten Bruder Heinrich einst so populär gemacht hatte, besass er wenig. Allein, wie er durch Gestalt und Antlitz einen vortheilhaften Eindruck machte, so fehlte es ihm weder an Wissbegier noch an edler Kunstliebe. Stand er an Geist und Vielseitigkeit dem Vater nach, so stellte er ihn wie von selbst in den Schatten durch den geordneten, massvollen, man möchte sagen, natürlichen Fluss seiner Anlagen. Dass er in seiner sittlichen Führung durchaus ohne Makel gewesen, dürfte sich nicht behaupten lassen, vielmehr finden sich Spuren von Liebesintriguen, bei denen der letzte und mächtigste Günstling Jacob's, der lüderliche Herzog von Buckingham, den Versucher wie den Vertrauten gespielt zu haben scheint. Er hatte sich tief bei dem Thronfolger eingeschmeichelt, der auf seine Verschwiegenheit bauend doch allerlei vor dem Vater verbergen musste. Wohl hat die kalte Sinnesart des Prinzen ihm den Ruf der Keuschheit verschaffen helfen; gepaart mit fürstlichem Selbstgefühl aber streifte sie früh an Herzlosigkeit. Es pflegt weniger beachtet zu werden, wie er unter Buckingham's Einwirkung schon frühzeitig gegen die parlamentarische Opposition heftige Abneigung fasste und bereits im Jahre 1621 auf den Vater einzuwirken suchte, damit er die „aufsässigen Gesellen“ des Unterhauses nach Gebühr zur Rechenschaft ziehe. Die Intimität mit dem verwegenen Günstlinge, dem er sich wie späterhin keinem anderen Menschen hingab, konnte der Hochachtung für den Prinzen nur schädlich werden. Theilte er auch schwerlich dessen Ausschweifungen, so drückte er doch nachsichtig darüber ein Auge zu und zog an seinem Beispiel die eigene Selbstsucht gross.

Ihr gemeinsamer Besuch in Madrid, wo die von Jacob längst angestrebte Ehe seines Sohnes mit der Infantin eingeleitet werden sollte, wo sie aber den spanischen Hof hintergiengen und den eigenen Instructionen zuwider handelten, erscheint als eines der schlimmsten Intriguenstücke, zu wel-

chem je ein Königssohn mitgeholfen. Durch Enthüllungen, die nicht ausblieben, und durch die unerschütterlich enge Verbindung mit Buckingham war Karl's Ehre bereits vor dem ersten Parlament compromittirt, das er als König eröffnete. Man freute sich, dass er die zum Theil ekelhafte Gesellschaft von Narren und Schlemmern abthat, welche den Vater umgeben hatten, dass seine Höflinge, wenn auch locker, sich durch ritterliche Haltung und Geschmack auszeichneten. Man rechnete ihm sogar den Bruch mit der spanischen Infantin als persönliches Verdienst an. Aber nur zu bald geschah in der Verheirathung mit Henriette Maria von Bourbon doch eine ähnliche Herausforderung an sein protestantisches Volk. Nicht nur, dass ein Schwarm von Priestern, dass Barfüsser und Capuziner bei Hofe einzogen und die Seele der Camarilla wurden, sondern sämmtliche Katholiken begannen aus ihrer während der vorigen Regierung doch nur vorübergehend gelinderten Bedrängniss die Augen nach dem Hofe zu richten. Die Absicht leuchtete durch, sie nöthigenfalls in die Hofpartei aufzunehmen. Allerdings hat Karl mit kurzem Entschluss das ganze fremdländische Gefolge seiner Gemahlin wieder nach Hause geschickt, aber um so mehr gewann diese Gewalt über ihn. Nach dem kurzen elenden Kriege mit ihrer Heimath brach die Noth der inneren Zustände um so schlimmer herein. Die absolutistischen Massregeln in der Regierung, die kirchliche Reaction machten reissende Fortschritte. Ein Renegat, der einst als Vorkämpfer der Volksrechte aufgetreten, der äusserst talentvolle und entschlossene, aber grundsatzlose Lord Strafford, betrieb jene; ein bornirter Priester, der tyrannische, superstitiöse und katholisirende Erzbischof Laud, erblickte die Reinheit des Glaubens nur in verdächtigen Aeusserlichkeiten und in dem Siege einer erzwungenen Autorität des royalistisch-episcopalen Supremats, so dass man ihm, dem anglicanischen Primas, von Rom aus bereits mit dem rothen Hute winkte. Während Jacob von seiner „Königskunst" nur bis zum Ueberdruss gefaselt hatte, erhob Karl dieselbe zum allein correcten System: das aus göttlichem Rechte entsprungene Königthum, unzertrennlich mit der restaurirten Hierarchie verbunden, hatte nach seinen Begriffen Macht

und Heiligkeit zugleich, jeden populären und separatistischen Widerstand zu brechen.

Auch an ihm haftete der alte Fluch seines Hauses, ein Hochmuth des Eigensinns, der durch starken Gegensatz bis zum Unverstande des Trotzes anwuchs. Ueberall, in seinen niemals festen, niemals ehrenvollen Beziehungen zu den grossen Weltmächten, als Haupt der Staatskirche übel berathen von jenem engherzigen Pfaffen, schwankend zwischen den einst von den Tudors geförderten nationalen Grundzügen des Anglicanismus und dem Rückfall an Rom, den aber der unschätzbare Besitz seines Supremats ein für alle Mal verbietet, misstrauisch gegen die constituirten, in den Grundfesten noch völlig königstreuen Autoritäten seines Reiches, wandelt er taub gegen jede Mahnung die immer schmalere Bahn dem Abgrunde zu. Indem ihm, der auf seine Königsehre so unendliche Stücke hielt, gar nicht daran gelegen schien, wie sehr oder wie wenig man seinem Worte Glauben schenkte, vereinte er in seiner Persönlichkeit wahrhaftig Eigenschaften, die selbst ein unendlich langmüthiges Volk zur Verzweiflung treiben konnten.

Nachdem er rasch nach einander drei Parlamente berufen und aufgelöst, nachdem er die Petition of rights in der Bedrängniss beschworen und gleich hernach unter unwürdigen Ausflüchten seinen Eid gebrochen, versuchte sich der verstockte Fürst in dem eilfjährigen parlamentslosen Despotismus, dessen entsetzliche Resultate ihm schliesslich Krone und Leben kosten sollten. Das Centrum des Angriffes, der allen Fundamenten der Selbstverwaltung und der bürgerlichen Freiheit galt, war auf das Besteuerungsrecht gerichtet, jenes uralte Privilegium, welches Tudor, Lancaster und York höchstens zu umgehen, niemals hinwegzuräumen gewagt hatten. Ordonnanzen und Proclamationen traten wieder an die Stelle von Bills und Parlamentsacten, um jede Art von Auflagen, erzwungene Anleihen und das vor Zeiten in den Hafenstädten ausnahmsweise für den Kriegsfall erhobene Schiffsgeld mit Gewalt im ganzen Lande umzulegen. Unter dem Obertribunal der Sternkammer wurden die Gerichte terrorisirt, und gegen Widerspänstigkeit jeder Art mittelst eines polizeilichen Schreckenssystems verfahren. Am ver-

hängnissvollsten aber wurden die Massregeln, die der episcopalen Orthodoxie Gehorsam erzwingen sollten. Was war thörichter, ja, unsittlicher, als die von den Kanzeln verlesene königliche Cabinetsordre, dass der Sonntag, dessen strenge Heilighaltung den vielen ernsten Calvinisten eine Gewissenssache war, mit Spielen und Lustbarkeiten begangen werden sollte? Zu welchen hartnäckigen Aeusserungen des Unwillens in Wort und Schrift, zu welchen grausamen Pressstrafen gab namentlich der lockere Ton bei Hofe und die ritterliche Lüderlichkeit seiner Partisanen Anlass! Als endlich der König und sein Erzbischof dem finsteren Glaubenseifer der Schotten ihre bunte papistische Liturgie aufdrängen wollten, fiel der Funke ins Pulverfass, und flackerte von Norden her ein Brand auf, den Karl nicht wieder zu löschen vermochte.

Dieser Fürst, der in der Betheiligung an den grossen Welthändeln ein Haar gefunden und sich um so heftiger mit den Angelegenheiten seiner Reiche befasst hatte, meinte wohl gleich den grossen Monarchen des Continents, dem Kaiser, den Königen von Spanien und Frankreich, dem Zuge der Zeit folgend, sich der ständischen Mitwirkung auf immer entledigen und durch engste Vereinigung seiner weltlichen und geistlichen Machtbefugniss den widerspänstigen Geist des Protestantismus, der in das Parlament gedrungen, bezwingen zu können. Wie, wenn alle seine unenglischen, im Grunde doch revolutionären Massnahmen an dem festen Communalwesen der Grafschaften und Städte des Reichs, den Grundpfeilern einer halbtausendjährigen nationalen Entwicklung, scheitern sollten? Um die rebellischen Schotten zu züchtigen und zu verhüten, dass sie den Religions- und Geistesverwandten im Süden nicht die Hand reichten, sah er sich genöthigt, zu den von ihm bekämpften, verletzten, ja, wiederholt gebrochenen Institutionen selber seine Zuflucht zu nehmen. Allein noch einmal wurde ein Parlament berufen und sogleich fruchtlos wieder aufgelöst, dann ein vergeblicher, weil unverfassungsmässiger Versuch gemacht, sich mit den Pairs allein zu verständigen. Endlich abermals ein Parlament, das s. g. lange, bei dem der König in der äussersten Bedrängniss seine Rettung suchte. Aber der ganze, bisher gewaltsam aufgedämmte Unmuth der

Nation hat sich hier gleichsam verkörpert; eine Reihe grosser Charaktere, welche über die Menge Gleichgesinnter hervorragen, durch grausame Verfolgung auch wohl zu Märtyrern und Volksmännern geweiht, von tiefem Ernste, religiös, während der Zeit des Drucks durch anhaltendes Studium in Geschichte und Verfassung der Heimath geschult, erscheint im Vordergrunde. Ohne der königlichen Würde und der Person ihres Trägers schnöde den Respect aufzukündigen, erhebt sich weit überwiegend die in protestantisch-parlamentarischer Ueberzeugung wurzelnde Opposition gegen die absolute, auf afterkatholischem Wesen fussende Despotie. Der König brauchte Geld, um sein Heer zu besolden, das wider die Schotten im Felde stand; aber bevor ihm willfahren wurde, brach gleich einer Windsbraut die hoch gestaute Fluth der Beschwerden herein, bis sie sich in der grossen Remonstranz durch selbsterzwungene Abstellung der seit zwölf Jahren angewachsenen Missbräuche und eigenmächtig genommene Sühne für so viele Gewaltthat entlud. Rasch nach einander erfolgt die Unterdrückung der Sternkammer und der hohen oberkirchenräthlichen Commission, die vorzüglich den populären Hass auf sich geladen. Mit unerschütterlicher Consequenz weiss Pym vor allen den Hochverrathsprocess gegen Strafford einzuleiten und zum Ziele zu führen, bis Karl selber wider sein heiligstes Wort den treusten und verwegensten Diener seines unheilvollen Systems der erbarmungslosen Rache siegreicher Gegner zum Opfer bringt. Schon erwartet den Erzbischof ein ähnliches Loos. Der Sturz der Episcopalkirche ist im Anzuge, als unter den ersten blutigen Raufereien die Bischöfe von den Sitzungen des Oberhauses ausgesperrt werden.

Aber täglich wurde es klarer, dass mit Hinwegräumung der Werkzeuge wenig gewonnen sei, dass man mit einem unverbesserlichen Fürsten zu thun habe, mit dessen Souveränetätsansprüchen die Eidbrüchigkeit längst gewohnheitsmässig verwachsen war. Als der furchtbare Aufstand in Irland, das Massacre vom St. Ignaztage 1641, ausgebrochen, verhehlte Karl wenigstens nicht, wie sehr jene wilden katholischen Unterthanen, aus denen Strafford die Prätorianer des Despotismus für die drei Reiche hatte machen wollen, seine

Sympathien besassen. „Ich hoffe,“ sagte er, „diese böse Kunde wird dazu beitragen, die Narrheiten in England zu legen.“ Als er endlich hoffnungsvoll mit dem Parlament um Subsidien feilschte, dazwischen aber verlautete, dass er in Deutschland einige Reiterregimenter anwerben liess, und erbittert dagegen reclamirt wurde, da erklärte er nach seiner Weise: „Auf mein königliches Wort! ich gedenke nicht sie in England zu verwenden.“ Trotzdem dass mit den Schotten Friede geschlossen und die Armee im Norden entlassen worden war, unterhielt Karl der Uebereinkunft zuwider eine Schar meist echter Soldaten von Gewerbe, Abenteurer und Glücksritter, darunter selbst Ausländer, wie sie die Sturmfluth des grossen deutschen Kriegs einzeln an den Strand der Insel warf. Im Verein mit den königstreuen Edelleuten nannten sie sich die Cavaliere. Wer ahnte nicht, dass dies, sobald sich die Gelegenheit biete, der Kern zu einem stehenden Heere sein werde, an den sich der übrige Anhang des Königs, vor Allem auch die Katholiken der drei Kronländer und fremde Hilfstruppen ansetzen würden? Als endlich, um jeder treulosen Verwendung seiner Autorität zu begegnen, die Unauflösbarkeit des Parlaments decretirt worden und die Gemeinen den Widerspruch einer Majorität der Lords unter die Füsse traten, liess sich Karl, der die anglicanische Kirche vor ihrem Verhängniss noch schirmen zu können meinte und die Versuche der Parlamentarier, ihm den Befehl über die Streitmittel aus den Händen zu winden, kreuzen wollte, zu einem verzweifelten Schritte blinder Rachsucht hinreissen. Nachdem er die Auslieferung der fünf kecksten Wortführer vergebens gefordert, vergass er sich so weit, am 4. Januar 1642 an der Spitze eben jener Cavaliere, die Faust am Degen, die Pistolen in den Händen, in die Sitzung der Gemeinen einzudringen, um persönlich wie ein Häscher die Uebelthäter zu ergreifen. Mit stolzer Miene die Versammlung überblickend, rief er dann freilich: „Ich sehe, die Vögel sind ausgeflogen;“ aber, während er erzürnt mit seinem Gefolge wieder hinausschritt, brach das Haus, das bis dahin in düsterem Schweigen verharrt, stürmisch in den Ruf aus: „die Privilegien! die Privilegien!“ Ein Versuch, die Flüchtlinge dem Schutze der City von London abzuringen, miss-

lang nicht minder. Wie sollte vor solcher Missachtung wohlbegründeter Gerechtsame der tief erschütterte Gehorsam gegen die Autorität der Krone noch zusammenhalten? Am 10. schon wandte Karl, in hellem Zorn die Gebote der Klugheit vergessend, der Hauptstadt den Rücken, um sie erst nach sieben Jahren, gefangen und zum Tode verurtheilt, wieder zu sehen. Von beiden Seiten war der Ausbruch des Bürgerkrieges nicht mehr zu hintertreiben. Tags darauf kehren die verfolgten Abgeordneten im Triumph auf ihre Sitze zurück, und die bewaffneten Banden der Stadt, die Rundköpfe, wie sie von den Höflingen gescholten wurden, beziehen die ihnen bisher streitig gemachten Wachen des Palastes zu Westminster. Während noch eine Weile verhandelt wird zwischen dem Könige im Parlament und dem Könige in Person, klafft der Riss unheilbar weiter. Beide Theile bieten durch das Land die einzige vorhandene Streitmacht, die Milizen, auf, nehmen die communalen Rüstkammern und den Oberbefehl in Anspruch und erklären die Commission des Gegentheils für Verrath. Nach monatelanger, alle Klassen der Bevölkerung ergreifender Spannung liess König Karl endlich am 22. August auf dem Schlosshügel von Nottingham sein grosses Kriegsbanner flattern.

Das ist denn auch der Moment, um die beiden zwei schroff gegenüberstehende Principien vertretenden Parteien social und individuell zu erfassen, wie sie sich inzwischen herausgebildet und wie sie den Zeitgenossen erschienen, als sie statt der Worte zuerst die Schwerter mit einander massen.

Man könnte den Riss zunächst einen geographischen nennen, indem vorwiegend die südöstliche niedere Hälfte Englands der nordwestlichen gebirgigen gegenüberstand, jene damals die treibende, diese die beharrende. Nächst der Hauptstadt, ohne deren mächtige Hinneigung das Parlament schwerlich so weit gediehen wäre, und deren Finanzkraft auch fernerhin der Sache eine unvergleichliche Stütze bot, waren es die benachbarten Shires, die Grafschaften an der Ostküste und viele namhafte städtische Communen im übrigen Reiche, welche überwiegend der populären Richtung huldigten, während der König im Westen, an der

Waliser Mark, in Oxford, dem Sitze der orthodox anglicanischen Hochschule, besonders aber unter dem zahlreichen, hier und da noch katholischen Landadel des weiten Yorkshire und der benachbarten Gebiete seinen treuesten Anhang fand.

Aber auch die Bevölkerung wurde in ihrer ständischen Gliederung durch einen ähnlichen Querschnitt geschieden. Das Haus der Lords, dessen geistliche Beisitzer nunmehr sämmtlich ausgetrieben, im Grunde eine nicht gewählte, sondern erbliche Auslese der Gentry, bestand zu zwei Dritttheilen aus den zahlreichen erst von Jacob und Karl geschaffenen Pairs; es war kein Wunder, wenn diese fast ohne Ausnahme nunmehr ihre Sitze zu Westminster räumten, mit ihren Hintersassen, beritten und bewaffnet, dem königlichen Hoflager zuzogen und den kläglichen Stamm eines royalistischen Gegenparlaments in Oxford bilden halfen. Um so bemerkenswerther ist es, dass im Verlaufe des Kampfes wenigstens dreissig, mitunter fast vierzig vornehme Herren entweder an der parlamentarischen Herrschaft Theil nehmen, oder selbst persönlich die Waffen wider den König führen. Es sind vorwiegend die Häupter der wenigen alten Geschlechter, bei denen das Andenken an eine bessere Dynastie fortleben mochte. Graf Essex ist der erste Oberbefehlshaber des Parlamentsheeres, ein guter Protestant wie sein Vater, dessen Ueberhebung über die Launen Elisabeth's ihn einst das Leben gekostet. Graf Suffolk, ein Spross der Howards, Graf Bedford, das Haupt der Russells, die in alle Wege für die Verfassung und den Glauben einstehen, halten zu dieser Seite. Der Graf von Manchester, ein Montagu, sucht eine Weile die kriegerischen Standesprivilegien selbst im Wettlauf mit seinem gewaltigen Nachbar Cromwell zu behaupten. Lord Pembroke sichert Wiltshire für Westminster. Andere wie die Lords Warwick, Holland und Say sassen neben Essex in dem Landesvertheidigungsausschuss. Und Algernon Percy, Graf von Northumberland, dessen silberner Halbmond auf Schild und Banner dem Percy schon auf mancher blutigen Walstatt geschimmert, als weder Stuart noch Tudor eine Krone getragen, war thätiger für die gemeinsame Sache als irgend jemand, bald als Gross-

admiral, bald an der Spitze einer Truppe unter dem alten Feldzeichen, bald im Rathe nicht nur der monarchisch gesinnten Parlamentarier, sondern sogar der Independenten, der Soldaten „nach dem neuen Modell.“ Der Vater hatte seinen Katholicismus einst unter Jacob im Tower büssen müssen; der Sohn, an welchen Karl alle seine Gunstbezeugungen umsonst verschwendete, war vielleicht eben deshalb ein so eifriger Puritaner. Nichts bestätigt so sehr die feste Ueberzeugung und den alten Unabhängigkeitssinn dieses stolzen Aristokraten, als sein Benehmen bei der Restauration Karl's II.; da erklärt er unerschrocken, gegen die Bestrafung der Königsmörder stimmen zu müssen, „damit das Beispiel für die Nachkommen um so wirksamer und zukünftigen Königen heilig bleibe.“ Schon damals scheuten die Mitglieder des pairieberechtigten Adels selbst vor radicalen Grundsätzen nicht zurück. Mehrere der Führer des Unterhauses und der ihm gehorsamen Grafschaftsmilizen, wie St. John, Fiennes, Pierrepont, Denzil Holles, waren Söhne von Pairs.

Das Meiste aber kam auf die Haltung der landsässigen Ritterschaft an. Mochte auch die grössere Hälfte derselben, durch ihren kirchlichen und weltlichen Unterthaneneid gebunden, den Degen für den König ziehen, so fällt doch diesem Stande, er mochte Partei nehmen, wie er wollte, der Ruhm zu, England gegen den ihm von der Dynastie zugedachten Absolutismus beschirmt zu haben. Ein Theil, mitunter aus Ueberzeugung, doch vorwiegend der Ehre halber oder aus Geschmack an der leichten Sitte, ficht unvergleichlich brav für „König und Kirche.“ Gar Manche haben in den Niederlanden oder der Pfalz wirklichen Kriegsdienst geleistet und wissen den Cameraden militärische Gewohnheiten beizubringen. Die Goring, Lunsford, King und andere haben dieser Schichte der gespaltenen Grafschaftsmiliz, den berittenen Junkern und Pächtern, neben dem Corpsgeist durch beherzte Führung den Sinn für kühne Reiterstücke eingeflösst. Es fehlt nicht an solchen, die in den Tagen des Bürgerkriegs wegen ihrer Verdienste durch königliches Patent den ritterlichen Helm mit dem Krönlein des Barons vertauschen, wie z. B. die Byrons, deren erster Lord den

Tower von London für den König zu behaupten suchte und überhaupt in seinem Wesen schon Spuren der Hartnäckigkeit und der Tollheit seines berühmten Nachkommen zeigte. Aber ganz andere Namen dieses Standes, von Märtyrern, rechtskundigen Patrioten und Helden, leben auf Seite der Gegner fort, Dulder für die heilige Sache der Freiheit, wie der feuerige Sir John Eliot aus Somerset, der ehrliche Sir Roger Twysden aus Kent, John Pym, der Taktiker des parlamentarischen Angriffs, John Selden, der vornehmlich die von Sir Edward Coke gewahrte alte constitutionelle Doctrin weiter trug, und Männer der That, wie Hampden, Hutchinson und viele andere. Wie zündet Hampden's Beispiel, als ihn nichts bewegen kann, das geringfügige, aber unrechtmässig erhobene Schiffsgeld zu zahlen! Als Hutchinson eines Tages von seinem Gute nach Nottingham geritten, findet er den Ort stark erregt, denn Sir John Digby will sich als Sheriff auf Befehl des Königs der Waffen- und Pulverkammer bemächtigen. Als er auf seine Frage erfährt, dass sie das Eigenthum der Grafschaft sei und zu deren Vertheidigung unterhalten werde, tritt er sofort für das Recht in die Schranken, und bald vertheidigt er entschlossen und gewissenhaft die Burg von Nottingham für das Parlament, während die meisten seiner Standesgenossen dem Könige zuziehen. In der Regel lag zwischen zwei rivalisirenden Gutsfamilien die Entscheidung, ob eine Grafschaft königlich oder parlamentarisch wurde. Die Städte und die kleinen unabhängigen Grundbesitzer neigten meist auf die letztere Seite; und wenn auch die Mannschaft beider Heere vielleicht mehr aus Hintersassen, Pächtern und Dienstleuten recrutirt wurde, so war doch ihnen vornehmlich die weit bessere Finanzlage der parlamentarischen Regierung zu verdanken, während der König bereits im ersten Kriegsjahre zur Einschmelzung des ihm dargebrachten Universitätssilbers von Oxford und zu precären Anleihen im Auslande seine Zuflucht nehmen musste, und mehr als ein Versuch, eine feste, reiche Stadt durch Gewaltstreich zu gewinnen, scheiterte.

Höchst romantische und deshalb sehr irrige Vorstellungen haften an den Parteinamen Cavaliere und Rundköpfe. Die unnachahmlichen Phantasiebilder Sir Walter

Scott's haben sie nicht wenig befestigen helfen. Darnach gleichen die ersteren sämmtlich ihrem Könige, wie ihn Van Dyk gemalt, mit dem stolzen, kalten Antlitz, dem sorgfältig gepflegten Barte auf Oberlippe und Kinn und wallendem Haupthaar, in der eleganten spanischen Tracht der Zeit, die schwanke weisse Feder auf dem goldbetressten Hute. Jeder Vertheidiger der nationalen Sache hingegen hat trotzig die Eisenhaube oder einen spitzen, breitrandigen Hut auf das fast kahl geschorene Haupt gestülpt; lange Ohren und ein struppiger Bart verunstalten seine Züge; die Kleidung verräth halb den Buschklepper, halb den Quäker; in der einen Hand den Carabiner, in der anderen die Bibel, sitzt er zu Pferde, eine Vogelscheuche, wie in den Spottversen des Hudibras.

In solcher Verzerrung hat allerdings lange Zeit das Andenken an die beiden Parteien fortgelebt. Ihre wüthende Feindschaft war die natürliche Ursache; die Literatur der Restaurationsepoche hat dann durch Uebertreibung viel verschuldet; spätere Geschlechter endlich haben die verschiedenen Phasen der Entwicklung nicht aus einander zu halten gewusst und die republikanischen Schwärmer der fünfziger Jahre mit den Führern des ersten Bürgerkriegs zu wüster Verwirrung zusammengeworfen. Nichts aber ist widersinniger als die „gottseligen Reiter Cromwell's, von denen keiner schwor, keiner sich betrank, keiner den anderen Rundkopf schimpfte," zum Typus einer Partei zu erheben; denn in ihnen überstürzte sich bereits die Bewegung und drängte der Militärherrschaft entgegen. Man wird diesseit des Jahres 1646 bleiben und etwa die Schlacht bei Naseby als den Zeitpunct nehmen müssen, nach welchem sich die Erscheinung beider Gruppen bemessen lässt. Nach dem Zeugniss der Frau Hutchinson brachten die puritanischen Geistlichen die Sitte auf, das Haar kurz abzuschneiden, und ihre Anhänger, die Gesellen und Milizen Londons zunächst, ahmten ihnen nach. Allein wenn die parlamentarischen Truppen von ihren Auszügen heimkehrten, war wenig mehr davon zu bemerken, so dass etwa ein Fremder nicht sagen konnte, woher sie ihren Spottnamen erhalten. Unter Standesgenossen und Männern guter Herkunft herrscht äusserlich

kaum ein Unterschied; sind sie doch Landsleute, Gutsnachbaren und alte Freunde, ja, sogar Vettern und Brüder, welche der unselige Bruch unter die entgegengesetzten Fahnen geworfen hat. Dieselbe geschmackvolle Kleidung und glänzende Rüstung, überall derselbe üppige Haarwuchs. Ein Gang durch die Familiengallerie so manches altenglischen Landsitzes, wo die Porträts von Freund und Feind aus ihren eichenen Rahmen ernst herniederblicken, bestätigt, dass der Gentleman, wie er im Frieden gewohnt gewesen, die gemeinsamen Angelegenheiten seines Kreises, Gericht und Polizei, im Austausch mit den übrigen zu besorgen, auch nachdem sie sich im Heerwesen gespalten, durchweg derselbe geblieben, mag er nun für König Karl oder für das alte Landesrecht und die Gewissensfreiheit sein Schwert ziehen. Niemand wird Bildnisse Hampden's, Milton's oder des grossen Protectors nachweisen können, auf denen sie mit kurz geschnittenen Locken abconterfeit wären. Wie ganz anders erscheint der von Walter Scott karrikirte, späterhin als Schwärmer für die fünfte Monarchie notorische General Harrison in den Memoiren Sir Thomas Herbert's über die letzten Lebensjahre König Karl's! Der König, schon in der Gewalt seiner finsteren Gegner, hält eine Musterung über ihre Truppen. „An der Spitze einer Schwadron hielt der Hauptmann, trefflich beritten und bewaffnet. Er trug einen sammtnen Hut, ein gelbledernes Collet und um den Leib die Schärpe von rother Seide, mit feinen Spitzen reich besetzt. Als der König in leichtem Schritt vorbeiritt, wie einer, der an so vorzüglich equipirten Leuten sein Wohlgefallen hatte, salutirte der Hauptmann mit Hut und Degen, und seine Majestät erwiderte den Gruss.“ Erst in der Folge, als die Sache des Königs wie des Parlaments schon gleich schlecht stand, haben die Einen aus Ziererei und die Anderen aus Sprödigkeit sich wohl charakteristische Merkmale im Anzuge beigelegt, die dann von späterer Mode wieder rasch beseitigt sind. Immerhin blieb bei den Gegnern der Spottname Rundköpfe beliebt wie es scheint, zum dauernden Verdruss der Puritaner.

Der wahre Unterschied zwischen den beiden Hälften, in welche die Nation aus einander brach, liegt weit tiefer und hat nichts mit Aeusserlichkeiten zu schaffen. Eine ernste,

wenn auch enge und unschöne Religiosität bildete Grundzug und Richtung aller Handlungen vorzüglich in der Klasse der kleinen Freigutsbesitzer, sowie der Kaufleute und Gewerbetreibenden in den Städten. Wir wissen, eine wie beträchtliche Anzahl des Adels und der Ritterschaft aus religiöser und politischer Ueberzeugung sich an ihre Spitze setzte. Puritaner hatte man schon frühzeitig alle diejenigen genannt, die ihr Leben in der Familie, in der Gemeinde und im Staate, unbekümmert um die Satzungen und Schranken des officiellen Kirchenthums, der Bibel möglichst getreu zu gestalten suchten. Bis nahe an die Tage der Republik indess hatte sich die Hauptmasse noch nicht von der anglicanischen Kirchengemeinschaft losgesagt, obwohl diese längst alle Ursache dazu gegeben, vorzüglich aber, weil sich, wie die Schotten begehrten, ihr Presbyterianismus nicht so ohne Weiteres auf England übertragen liess. Eine Menge Secten, auch die extremsten, suchten sich noch immer in dem dehnbaren Rahmen eines allgemeinen Landesglaubens bewegen zu können. Aber Recht und Wahrheit, nach dem strengen Massstabe der heiligen Urkunden des Christenthums selber geschätzt und mit altenglischer Zähigkeit vertheidigt, waren allerdings in der Kirche und im Staate der Stuarts wenig zu entdecken gewesen. Mochte man den Puritaner noch so sehr mürrisch, unduldsam oder heuchlerisch schelten, da er in alttestamentlicher Zucht auf Heilighaltung des Sonntags bestand, allen Glanz und Tand des Kirchendienstes, die Freuden und selbst die Culturinteressen des Lebens verschmähte und gerade demjenigen gram war, was, wie Theater, Sang und gesellschaftliche Feinheit, bisher ein Stolz Englands genannt werden konnte, er zeigte sich in seinem Privatleben in der Regel als ein wahres Muster christlicher Tugenden, in allen Beziehungen der Familie voll warmen Gefühls, von unbeugsamer Treue in seinen communalen Pflichten. Unerschütterlich in seiner Ueberzeugung lässt er mit klarem, ruhigem Blick den Gegner herankommen. Diese Eigenschaften haben ihn vielfach verhasst und zur Zielscheibe frivolen Spottes gemacht. Die hochherzige Frau Hutchinson äussert sich hierüber mit energischem Stil in den ihrem Manne gewidmeten Lebenserinnerungen: „Sobald einer über die Schmach

des Königreiches klagte, über die Noth der Armen, über die Bedrückung der Unterthanen, die ersonnen worden, um auf tausendfache Weise die Lustbarkeiten der Höflinge und einen Schwarm bettelnder Schotten zu unterhalten, die, vom Könige herbeigeführt, gleich Heuschrecken die Fülle des Landes verzehrten, so hiess er ein Puritaner. Wenn Jemand mit Höflichkeit und guter Sitte die Abgötterei jener Tage verabscheute, so war er ein Puritaner, wie sehr er auch den abergläubischen Gottesdienst mitmachen mochte. Wenn Jemand gottesfürchtige und ehrbare Leute gern hatte und mit ihnen umgieng, ihrer Nothdurft abhalf oder sie gegen gewaltthätige und ungerechte Bedrückung schützte, so war er ein Puritaner. Wenn ein Gentleman in seiner Nachbarschaft die guten Gesetze des Landes aufrecht erhielt oder für das öffentliche Wohl, für gute Zucht und Ordnung eintrat, so war er ein Puritaner. Kurz, Alles, was die Absichten habgieriger Höflinge, die stolze Herrschsucht der Priester, diebischer Schwindler, lüsterner Pairs und Edelleute kreuzte, ein jeder, der für Gottes Ehre und Anbetung eiferte, der nicht schandbare Flüche, Zoten, Spott, Sabbathschändung, Verhöhnung des göttlichen Wortes und Aehnliches ertragen konnte, der dagegen eine Predigt, ehrsames Gespräch und Benehmen und jede gute Sitte vorzog, alle diese waren Puritaner und als solche Feinde des Königs und seiner Regierung, aufrührerische, factiose Heuchler, ehrgeizige Friedensbrecher, mit einem Worte, eine wahre Pest des Königreiches.“ So schildert eine edle Frau im Lichte feindseliger Verachtung ihre Gesinnungsgenossen. In der That, der lebendige Glaube an Gottes Gerechtigkeit erweckte diesen Leuten unversöhnlichen Hass; aber derselbe Glaube — und das darf nimmermehr verschwiegen werden trotz dem gerechten Tadel, der in der Folge ihr sauertöpfisches, pharisäisches, ja, culturfeindliches Wesen trifft — gab ihren Herzen und Händen Kraft, die Freiheit Englands zu schützen.

Und wie waren ihre Gegner denn in Wirklichkeit? Es wäre thöricht zu verschweigen, dass es auch den Rundköpfen an verworfenen Gesellen nicht fehlte, die in eigennützigem und sittenlosem Treiben es mit den verkommensten Junkern aufnahmen; war es doch eines der grossen Ver-

dienste Cromwell's, dass er, um seine Geschwader in einen eisernen Guss zu bringen, sie von solchem Beisatze läuterte. Mit Freuden dagegen erinnert man sich, wie der Adel und die Gentry Englands in der Mehrzahl Habe und Leben für ihren König hergaben, auf dem Schlachtfelde muthig in den Tod giengen oder in unwandelbarer Treue gleich Montrose und Derby, ja, dem königlichen Märtyrer ebenbürtig, unter der Axt auf dem Blocke endeten. Gar mancher echte Cavalier hat die Krone niemals verlassen, „mochte sie auch nur noch an einem Strauche hangen." Das Lied mit dem Refrain: „der König soll sein Eigen haben" ist ihm auch in den dunkelsten Tagen nicht aus dem Sinn gekommen. Allein es bedurfte eines ähnlichen Läuterungsprocesses, wie es den Gegnern der Durchgang durch die Republik war, um sie aus dem Schlamme der Demoralisation zu erheben; die völlige Niederlage, das Exil und bei der Restauration die Verleugnung guter und schlechter Wünsche, — erst das hat aus den Cavalieren eine nationale Partei machen können. Die Autobiographie des geistvollen Lord Herbert von Cherbury zeigt recht grell, eine wie grosse Schuld in dieser Beziehung der verderbte Hof der Stuarts an ihrem eigenen Unglücke gehabt hat. Der junge Edelmann, erst fünfzehnjährig, nimmt sich eine Gemahlin und bezieht mit ihr und seiner Mutter die Universität Oxford. Er ist kaum majorenn, so wächst ihm eine Familie heran, und Jahre lang lebt er für seine Kinder und seine Besitzungen; nur die Mussestunden gehören den geliebten Wissenschaften, der Weltweisheit, der Philologie und der Historie. Allein seine Religion, wenn er überhaupt eine hat, ist die der Griechen und Römer, nicht die christliche seines Landes; der Zufall bringt ihn an den Hof Jacob's I., und nun ist er verloren. Von dem Drange ergriffen, die Welt, das Ausland, Abenteuer zu sehen, verlässt er ohne Gewissen Weib und Kind, schlägt sich in den Niederlanden gegen die Spanier, sucht den Zweikampf und blutige Rauferei, wo sie sich findet, bald im Lager des Feindes, bald wegen der Schleife eines Hoffräuleins, bald wo ihn ein Ehemann wegen der verletzten Ehre auf Tod und Leben angreift. Schlechte Liebeshändel schliessen die Erzählung. Edelleute solchen Schlages, reiche Herren

selbst ohne Titel gab es leider mehr als genug, auch im Feldlager Karl's I. Meist hielt sie die anglicanische Doctrin, in welcher sich das hohe Bekenntniss des Königthums von Gottes Gnaden mit deistischer Freigeisterei und laxer Moral ganz gut vertrug, mit ihren nahen Verwandten in dem reich bepfründeten Klerus fest zusammen. Hier fand sich Alles bei einander, was Vergnügen, Putz und lockeren Zeitvertreib zum Lebensberuf erkoren. Wohl waren Possenreisser und Hanswurste, die unter Jacob fast die erste Rolle gespielt, vor hochgebildeten Männern und den Meistern des edelsten Geschmackes, den Gönnern eines Van Dyk und Rubens, in den Hintergrund getreten; allein der Localgeist einer solchen gesellschaftlichen Atmosphäre verschonte die keuschen Musen nicht mit seiner Ansteckung. Durch seine katholische Gemahlin, der Karl, obwohl er niemals Papist werden konnte, in aufrichtiger Liebe ergeben war, von deren rührigem Talent er sich vielfach beherrschen liess, wurden ihm die Herzen der katholischen Unterthanen freudig zugewandt, denen mit dem Siege der Puritaner das sichere Verderben drohte, die aber eben deshalb vielleicht mehr Vorsicht als ihre hochkirchlichen Standesgenossen beobachteten. So muss denn wohl das feine, anständige Wesen, der klassische Geschmack, ja selbst das politische Ehrgefühl eines Falkland oder Southampton als seltene Ausnahme gelten, die mit ihrer Achtung vor dem Gesetz unter der Masse der Cavaliere eher Argwohn als Zutrauen erweckte. Aus Clarendon's übertünchter Erzählung ergibt sich zur Genüge, dass man ihn, der sich nach Aufgabe seiner anfänglichen Grundsätze dem Könige gänzlich geopfert, nur als unentbehrlichen Staatsbeamten duldete, dass die Königin selber den Ton angab, in welchem seine sittlich strenge Haltung verspottet wurde. In einer Vindication König Karl's vom Jahre 1647 heisst es wörtlich: „Niemals hatte eine gute Sache so viele unwürdige Vertheidiger, solche abscheuliche Lästerer und arge Bösewichter, wie die unsere. Ich bebe zurück, wenn ich daran denke, noch mehr, wenn ich wieder sagen wollte, was meine Ohren von ihren Lippen vernommen. Allein es ist nicht meine Absicht, dies zu offenbaren; ein Tag wird kommen, an dem die Welt sehen soll, dass wir, die wir dem

Könige aus Ueberzeugung gefolgt sind, die Gemeinheit und Niederträchtigkeit unserer eigenen Leute ebenso aufrichtig verabscheut haben wie die Untreue und Rebellion des Feindes." Ein Triumph der Cavaliere wäre nicht nur das Ende parlamentarischer Ordnung gewesen, er hätte auch ihre Wurzeln, die alte, in ernst-sittlichen Principien beruhende Selbstverwaltung der Communen, ausgerissen.

Es ist leider nur zu wahr, dass die Erhaltung des wilden, zuchtlosen Tones, selbst in den Tagen des Unglücks, auch einem deutschen Prinzen, dem Neffen Karl's, Rupert von der Pfalz, zur Last fällt. Brav und unvergleichlich wagehalsig bei kühnen Streifpartien, im Reitergefechte, beim Berennen eines festen Hauses, von wahrhaft loyalem Fluge, nährte er doch vorzüglich unter seinen Gesellen das Wohlgefallen an den Unsitten des seit dem dreissigjährigen Kriege immer roher werdenden Junkerthums. Hätte sein Einfluss unbehindert walten können, so würde sich schwerlich der anständige, ritterliche Cartel erhalten haben, der die beiden streitenden Parteien im englischen Bürgerkriege fast beispiellos auszeichnet. Nicht ohne Grund hiess Rupert im Munde eines Rundkopfes Robber, denn planmässig wurde auf seinen Befehl geraubt und zerstört, wie es wohl das arme Deutschland, aber England noch nicht erfahren hatte. Dem englischen Wörterbuche gilt als erster Gewährsmann für das aus dem Deutschen übernommene Wort *to plunder* Prinz Rupert von der Pfalz. Es lag zum guten Theil an dem zügellosen Ungestüm, weshalb die von ihm befehligten Geschwader schliesslich nicht gesiegt haben; der Angriff der Cavaliere war jedesmal voll Schwung wie die Losungsworte auf ihren Fahnen, aber ihr Geschichtschreiber Clarendon selber muss einräumen, was sich bei den entscheidenden Gefechten herausstellte; einmal von den geschlossenen, standhaften Gliedern der Puritaner zurückgetrieben und versprengt, haben sie sich nicht wieder zu sammeln vermocht. Marston Moor und Naseby haben es bewährt, dass mehr als der verwegenste Muth oder das Feldgeschrei: König Karl und die Kirche! dazu gehörte, die Reihen derer zu durchbrechen, die für den protestantischen Glauben und für das alte vaterländische Recht Gut und Blut eingesetzt hatten.

Der Cavalier aus Karl's Feldlager dürfte schwerlich der heutigen Gesellschaft erträglich erscheinen, so wenig wie der Gottselige, der in Westminster regirte und unter Cromwell's Standarten focht. Erst viel später vermischt sich in dem Typus des englischen Gentleman die hochfliegende, echt aristokratische Ader des Einen mit dem morosen, ja, langweiligen Wesen des Anderen. Noch lange, lange Jahrzehnte, noch wunderbare Wechselfälle sollten sie erleben, bis, geläutert und abgeklärt, aus diesen Keimen die beiden Schwergewichte des Parlamentarismus, Whigs und Tories, das Princip der Bewegung und des Beharrens, des berechtigten Widerstandes und des respectvollen Gehorsams emporstiegen, beide in ihrer Vergangenheit demselben Boden entsprossen, beide social und politisch gleich befähigt, in beständiger Wechselwirkung einander ablösend, das Eine nichts ohne das Andere. Ist es nicht, als ob Milton, vielleicht der Einzige, dessen Geist in raschem Fluge gleichsam alle Stadien der religiösen und politischen Stimmungen seiner Zeitgenossen durchlebt hatte, in jenem hellen Doppelgestirn seiner Dichtung, jener köstlichen Strophe und Antistrophe: L'Allegro und Il Penseroso, die edlen Seiten beider Theile bereits im voraus geschildert habe: zum Preise der Fröhlichkeit das Leben des Cavaliers auf der Jagd, im Sonnenglanze der englischen Landschaft; als Lob der Schwermuth hingegen die ernsten Gedanken des Puritaners, der beim Mondenscheine im Schlossthurme über seinen Büchern sitzt. Wie unverwüstliche Lebenslust die ausgelassenen Verfechter des Königthums beseelte, so zog sich ein tief melancholischer Hauch durch das Dasein der besten und der grössten ihrer Gegner.

2.

Robert Blake. Ein Seestück.[1])

Die gewaltige Erschütterung, von welcher Staat und Gesellschaft in England ergriffen wurden, nahm nothwendig auch eine Richtung auf die ursprünglichen Bedingungen der insularen Lage, sowie auf die bereits in die grössten Fernen hinausreichenden maritimen Verhältnisse. Wie unmittelbar aus dem Streite über die Aufbietung der Landmacht die beiden feindlichen Heere des Bürgerkrieges erwuchsen, so rangen Krone und Parlament nicht minder um den Besitz und die Verwendung der Flotte. Während nun aber die beiden ersten Stuarts von ihren verhängnissvollen Gesichtspuncten aus derselben niemals die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, sondern im Gegentheil zwischen Spanien und Frankreich schwankend die Herrschaft zur See hatten verkümmern lassen, gedieh der Nationalgeist, auch in dieser Richtung einst von Elisabeth gehoben, zu vollem, der Dynastie entgegengesetzten Bewusstsein. Da brachte der grosse Kampf, bei dem es sich um die persönliche, religiöse und politische Freiheit des Einzelnen wie der Gesammtheit handelte, denn auch einen Mann hervor, der, von allen diesen Momenten berührt, in unvergleichlicher Weise das maritime Genie seines Volkes verkörpern sollte, an dessen Lebensgange erkennbar wird, wie und warum die stärkste, weil echt nationale Waffe dem Königthume entwunden, und die Republik die eigentliche Schöpferin der Seeherrschaft Grossbritanniens geworden ist.

Die Blakes sollen aus Northumberland stammen, wo ihre Vorfahren, wie man aus dem Namen schliessen möchte, wohl einst im Gefolge skandinavischer Vikinge sich niedergelassen haben. Vielleicht dürfen der Drang nach dem Meere und selbst die religiöse Anschauungsweise des Admirals noch als ein spätes Erbtheil seines nordischen Ur-

[1]) Robert Blake, Admiral and General at Sea, based on family and state papers, by Hepworth Dixon. Ed. II. London. 1858. Memoirs of Prince Rupert and the Cavaliers by Eliot Warburton, London. 1849. Darnach der Aufsatz in den Preussischen Jahrbüchern. IV. 1 ff.

sprunges betrachtet werden. Allein unter Heinrich VIII. erscheint der Stammvater Humphrey Blake als der Besitzer eines Rittergutes in der südwestlichen, weide-und viehreichen Grafschaft Somerset. Bekanntlich aber verschmähte die englische Gentry niemals, zumal nicht im sechszehnten Jahrhunderte, neben dem Landleben auch einen anderen Beruf zu ergreifen, und so wird denn schon die nächste Generation dieser Familie in der Stadt Bridgewater ansässig, um als Kaufherren und Kauffahrer an dem Welthandel Theil zu nehmen, der damals auch vom Canal von Bristol und den Severn-Häfen aus einen mächtigen Aufschwung nahm. Hier wurde dem ebenfalls Humphrey Blake geheissenen Bürger gegen Ende August 1598 als ältester einer zahlreichen Nachkommenschaft Robert geboren; die Mutter, eine Williams von Plansfield, gehörte einem landsässigen Geschlechte der Grafschaft an.

Aus den Fenstern des noch erhaltenen altväterischen Wohnhauses erblickte der Knabe die bewimpelten Schiffe, wie sie den Parret-Fluss hinab ins Meer glitten oder reich beladen, von Sturm und feindlichen Geschützen arg mitgenommen, aus weiter Fahrt heimkehrten. In den langen Winterabenden am Kamine erzählten dann wohl der Vater und seine Freunde von den Abenteuern, die sie auf fernen Meeren zu bestehen gehabt. War es doch gerade die gewaltige Romantik der Seefahrt und der verwegenen Kämpfe mit den verschiedenartigsten Gegnern, die so manchen Engländer hinauslockten, sein Glück zu versuchen. Noch schwärmten maurische Corsaren mit alter, glaubensfeindlicher Erbitterung auf dem Mittelmeere wie auf dem Ocean, noch zahlte Spanier und Malteser den Heiden in derselben Münze zurück. Auch Christ gegen Christ legte sich fast überall auf die Kaperei, um wirkliches oder vermeintliches Unrecht zu sühnen; die Nationalität und der Glaube hatten zwischen Katholiken und Protestanten, zumal zwischen den das ganze oceanische Monopol beanspruchenden Spaniern und den Germanen Britanniens und der Niederlande eine Abneigung erzeugt, die noch weit drohender wurde als die gemeinsame gegen die Ungläubigen. Der Einzelne, auch wenn er friedlichen Zwecken nachgieng, musste daher stets

Waffen an Bord führen und auf Alles gefasst sein; in England hiess der Seefahrer geradezu Adventurer. Es war ein maritimer Fehdezustand, der für den Kampflustigen im Vergleich zu den üppigsten Zeiten des Faustrechts nichts zu wünschen liess. Der Protestantismus, der schon unter Elisabeth den englischen Seemann auf kühnen Unternehmungen beherzt gemacht, hatte sich seitdem noch tiefer in seine Seele gesenkt; Gottesfurcht von entschieden puritanischer Färbung lebte auch in dem Hause der Blakes und bildete die Richtschnur für alle ihre heimischen und öffentlichen Handlungen.

Unter solchen Einflüssen wuchs der junge Robert auf. Sorgfältig liess ihn der Vater in der trefflichen Ortsschule unterrichten und sandte dann den siebzehnjährigen, der sich mit Lust und Liebe dem Studium der lateinischen und griechischen Autoren zugewandt, wie es sein Stand verlangte und trotz verschiedenen confessionellen Richtungen noch ohne Bedenken geschehen konnte, auf die Universität nach Oxford. Jede Neigung zu einem praktischen Leben schien überwunden, als er hier neun lange Jahre hindurch mit Fleiss und innerer Freude seinen Büchern, dem Universitätscursus und den vorschriftsmässigen Andachtsübungen oblag, Beschäftigungen, die freilich nach der Gewohnheit des Gentleman auch durch Jagd und Fischfang und andere den Körper und den Muth stärkende Erholungen unterbrochen wurden. Seine Neigung hatte ihn entschieden zum Gelehrten, vielleicht gar, wenn die Zeiten weniger auf Spaltung in der Lehre gerichtet gewesen wären, zum Geistlichen bestimmt; noch in späteren Tagen, im Feldlager oder auf dem Meere, hörte man wohl ein treffendes Citat aus Horaz oder Juvenal von seinen Lippen fallen. Aber der Himmel hatte ihn zu ganz anderen Dingen ausersehen. Schon dass er nicht bei der Bewerbung um eine jener reichen Pfründen in Christ-Church oder Merton College erfolgreich war, wahrlich nicht wegen Mangels an Tüchtigkeit, sondern lediglich, weil es ihm an der ortsüblichen Patronage gebrach, mag als ein Wink des Schicksals erscheinen. Dann trat ihm, als er sechsundzwanzig Jahre alt geworden, der Tod des Vaters hemmend in den Weg und, da das Geschäft in den letzten Jahren wahrscheinlich doch auch in Folge der charakterlosen Stuart-Politik

herunter gegangen, die Sorge in den Vordergrund, ein zusammenschrumpfendes Vermögen und einen mit Schulden behafteten Besitz für sieben, meist unerwachsene Brüder und einige Schwestern wieder nutzbar zu machen. Unvergleichlich treu und gewissenhaft unterzog er sich dieser widerwärtigen Aufgabe und hatte wenigstens die Genugthuung, aus seinen sämmtlichen Geschwistern tüchtige Leute werden zu sehen. Soldaten und Seemänner, ein Kaufmann und ein Gelehrter erscheinen unter ihnen; die Nachkommenschaft des einen, der späterhin in eine neue amerikanische Pflanzung, nach Carolina auswanderte, soll heute noch dort blühen.

Als Blake von Oxford in sein väterliches Haus heimkehrte, war sein Wesen bereits fest begründet. Eine kräftige Gestalt von mittlerer Grösse, schlicht und einfach im Aeusseren, ernst und in sich gekehrt, entwickelte er einen eisernen Willen, der vor nichts zurückbebte. Seine strenge Haltung jedoch wurde mitunter durch den Anflug einer gesunden Laune unterbrochen; Schwung, sowie Kürze und Kraft seines Ausdrucks zeugten zugleich von der angeborenen Wärme des Herzens und von der inneren Durchbildung, die er auf der Universität erworben. Als mit Karl's I. Regierungsantritt die schweren Gewitterwolken, die längst über England hiengen, sich immer finsterer zusammenballten, stand Blake's religiöse Ueberzeugung bereits unwandelbar fest und liessen seine scharfen, treffenden Aeusserungen über die Regierungsmaximen der Stuarts nicht mehr einen Zweifel zu. Wie bei dem grossen Zeitgenossen Milton lebten in seiner Seele die gewaltigen Gestalten aus Athens und Roms Geschichte; gegenüber den von Jacob und Karl aufgepflanzten Theorien von Kirche und Staat barg der presbyterianisch fromme Mann in sich den Keim zum Republikaner. Demungeachtet war er durchaus nicht dazu angelegt, sich durch Speculation oder durch Splitterrichterei zu offenem Gegensatze wider das Bestehende hinreissen zu lassen, sein praktischer Sinn vielmehr hat ihn noch eine Reihe von Jahren von jeder unmittelbaren Einmischung fern gehalten. Aber der Zufall spielte doch eigenthümlich, dass um dieselbe Zeit, als Blake die Universität verliess, Bischof Laud den Spren-

gel von Bath und Wells erhielt und sofort Alles daran setzte, mit seinem unduldsamen System den wenig hochkirchlichen Geist, der auch in den betriebsamen Handelsstädten des Westens herrschte, zu bezwingen. Freilich wurde er schon 1628 auf ein bedeutenderes Feld nach London abberufen, aber einer seiner Nachfolger, Pierce, fuhr in seiner Weise fort, schritt auch in Bridgewater gegen zwei dort besonders beliebte puritanische Geistliche ein und wollte einen Bruder Blake's, welcher Kirchenvorstand war, zu einem Acte öffentlicher Busse nöthigen. Aehnlich wie an die weltbekannten Gewaltschritte des Erzbischofs von Canterbury und seiner bischöflichen Gesinnungsgenossen in den übrigen englischen Diöcesen knüpfte sich an diesen Fall die Consolidation der Opposition in der Grafschaft Somerset. Vornan erscheint die Familie Blake, vor allen Robert, der Aelteste; frühzeitig schon treffen sie mit alten, ebenfalls landsässigen Nachbaren, den Stawells und Wyndhams, zusammen, die sich an die Spitze der royalistischen Partei gestellt.

So traten die Ereignisse ein, welche die englische Nation in Waffen wider ihren König bringen sollten. Als Vertreter seines Geburtsortes gehörte Blake dem kurzen Parlament an, welches Karl, getrieben durch die Noth des schottischen Krieges, im April 1640 einberief, aber alsbald wieder auflöste; in das lange trat er nicht vor 1645 ein, und zwar, da Bridgewater durch seinen Gegner, Oberst Wyndham, repräsentirt war, als Abgeordneter für Taunton, nachdem er sich gleich Cromwell erst in den Jahren des reiferen Mannesalters in den Sturm des Lebens geworfen und bereits einen Namen gemacht hatte. Sobald nämlich im Sommer 1642 der Kampf ausgebrochen, hatte er, wie Hampden in Bucks, Cromwell in Huntingdonshire und so mancher entschlossene Mann in seinem Kreise, die gleichgesinnten Leute der Nachbarschaft zu einem Reitergeschwader gesammelt. Willig scharten sie sich um eine Persönlichkeit wie die seine und bildeten sich unter seiner Leitung in mehreren blutigen Scharmützeln zu Soldaten heran.

Während der ersten Feldzüge hatte bekanntlich der König im Westen die Oberhand; nicht nur dass die grosse Mehrzahl von Adel und Ritterschaft dort sich freudig zu ihm schlug, es schien auch zu gelingen, die Ortschaften eine

nach der anderen zu bewältigen. Schon war die ganze Linie des Severn-Flusses von den Rundköpfen gesäubert; Bristol, die Hauptstadt des Westens, an Einwohnerzahl und Bedeutung damals die zweite Stadt des Landes, hoffte man durch einen Handstreich einnehmen zu können. Blake, der bisher mit seinen Reitern und Dragonern kühne Streifpartien im offenen Felde ausgeführt, befand sich unter den Vertheidigern und kam hier zuerst mit demjenigen in Berührung, der sich als wagehalsiger Vorkämpfer der Cavaliere aufwarf. Eine wunderbare Verkettung des Schicksals hat es gewollt, dass ein deutscher Prinz sich immer wieder mit dem schlichten Patrioten aus Somerset messen sollte. Seit dem Sommer 1642 befand sich Prinz Rupert, der dritte Sohn der einst in England so hoch gepriesenen Elisabeth Stuart, der Herzkönigin, wie man sie zärtlich nannte, nebst seinem Bruder Moritz am Hoflager seines Oheims Karl's I. Er war damals zwar erst zweiundzwanzig Jahre alt, hatte aber, seitdem er in der grossen Katastrophe der Pfalz das Licht der Welt erblickt, doch bereits ein ereignissreiches Leben hinter sich. Auch er hatte zu Leyden die Universität besucht, jedoch den klassischen Studien wenig Geschmack abgewonnen, sich höchstens mit Mathematik und den neueren Sprachen eingelassen. Dann versuchte sich der Fürstensohn, erst vierzehn Jahre alt, an der Spitze eines Regiments wider die Kaiserlichen und sammelte in dem grossen Continentalkriege die erste militärische Erfahrung. Dazwischen allerhand Abenteuer, Jagdbelustigung, kaiserliche Gefangenschaft, Liebschaft. Nachdem er seine Freiheit wieder gewonnen, irrte er ohne Heimath, ohne Habe, ausser seinem Range und seinem Degen, gleich einem fahrenden Ritter durch das Leben. Erzbischof Laud soll einmal den Gedanken gehegt haben, einen anglicanischen Bischof aus ihm zu machen; als die englische Krone mit weitschichtigen transmarinen Entwürfen umgieng, die auch auf eine Eroberung der Insel Madagascar zielten, hatte Lord Arundel ihn zum Vicekönig vorgeschlagen. Jetzt war Karl sehr damit gedient, den loyalen Neffen, einen Soldaten von Beruf, an die Spitze seiner durchtriebenen Edelleute zu stellen, denn „Prinz Rupert besass“, wie Sir Philipp Warwick sagt, der in seinen Aufzeich-

nungen manchen Charakterkopf der Zeit geschildert hat, „obgleich noch jung im Kriegshandwerk, so viele Geschicklichkeit und selbst Erfahrung, war von so unerschrockenem Muthe und so rastloser Thätigkeit, dass es ihm bald gelang, sein kleines Heer zu ordnen und zu discipliniren.“

Im Juli 1643 rückte er vor Bristol. Noch nie und nie wieder standen die Aussichten des Königs so gut, denn überall zogen die Parlamentarier vor dem Ungestüm und der besseren Führung der Cavaliere den Kürzeren. Hampden hatte soeben auf Chalgrove Field seinen Reitertod gefunden, selbst im Osten mussten die Associationen der Grafschaften die äussersten Anstrengungen machen, um das Banner des Parlaments nicht sinken zu lassen. So konnte ein Heer von 20,000 Mann und tüchtig mit Artillerie versehen heranrücken und vier Tage hindurch die höchst unvollkommen befestigte Stadt stürmen, bis Fiennes, der parlamentarische Gouverneur, die weisse Fahne aufzog. Nur auf Prior's Hill, wo Blake in der Eile ein Erdwerk aufgeworfen und mit einigen Feldstücken bepflanzt hatte, behaupteten sich die Vertheidiger auf das Hartnäckigste. Dort wurde Sturm für Sturm trotz den tapfersten Führern abgeschlagen; auch als Geschütz und Muskete schwiegen, trafen sich die Rundköpfe, Blake voran, Pistole und Pike in den Händen, im Graben Brust an Brust mit den Edelleuten. Sie wollten nicht glauben, dass Fiennes so kleinmüthig gewesen, zu capituliren; noch vierundzwanzig Stunden länger setzte Blake diesen erbitterten Widerstand fort, unbekümmert um des Prinzen Drohung, dass er ihn sofort nach der Uebergabe hängen werde. Zu seinem eigenen Schaden indess hat dieser sein wildes Wort nicht gehalten, sondern die kleine tapfere Besatzung der Capitulation gemäss abziehen lassen. So blieben Männer verschont, die für irdische und für unvergängliche Güter ihr Leben einzusetzen gelernt, die dem habelosen, ausländischen Fürstensohne gegenüber Weib und Kind, das Vaterland und dessen Rechte zu vertheidigen unternommen.

Gleichzeitig begieng der König den Fehler, statt nach seinen bedeutenden Erfolgen mit allen zu Gebote stehenden Kräften auf London zu ziehen, im Westen zu verharren. Von dort wich aber auch Blake nicht. Das Parlament, das seinen

Werth erkannt, hatte ihn als einen der Steuerempfänger für die Grafschaft Somerset und als Oberstlieutenant im Regiment Popham bestätigt. So erschien er eines Tages an der Spitze einer Schwadron in seiner Vaterstadt Bridgewater und machte den ihm so wohl bekannten Gasthof zum Schwan zum Hauptquartier, so unheimlich dies auch unter den Kanonen der Burg sein mochte, in die sich Wyndham zurückgezogen. Inzwischen war sein Bruder Samuel über Land geritten, sein junges Weib wiederzusehen, hatte aber unterwegs in einer Dorfschenke erfahren, dass soeben zwei Werbeofficiere der Cavaliere dagewesen. Waghalsig ritt er hinterdrein, band mit ihnen an und fiel durch eine Pistolenkugel. Als die Nachricht zur Stadt kam, standen Blake's Officiere auf dem Markte in kleinen Gruppen; keiner mochte der erste sein, es dem Obersten zu melden. Der aber, aus der Thüre tretend, musste fragen, was geschehen sei. „Sam hatte dort nichts zu schaffen," sagte er trocken, wandte jedoch um in sein Zimmer, schloss sich ein und rief wehklagend trotz David: „Abner ist gestorben, wie ein Thor stirbt."[1]) Ein echter Puritaner, unerschütterlich im Unglück, aber menschlich weich in innerster Seele, suchte er den Trost in seiner Bibel. Es war eine bittere Stunde, als er über die alte heimische Steinbrücke wieder davon ritt.

Aber es gab Zerstreuung und Gelegenheit genug, seine ernste Pflicht zu thun. Im Frühling 1644 warf er sich in den kleinen Fischerort Lyme an der Küste von Dorset, der kaum tausend Einwohner zählen mochte, um denselben mit fünfhundert streitbaren Leuten gegen Moritz von der Pfalz zu vertheidigen. Dieser, nachdem er sich vergebens an Plymouth versucht, glaubte mit starken Reitermassen und zahlreichem Geschütz die Feinde im ersten Anlaufe aufheben zu können. Aber mit dem grössten Heldenmuthe wurde ein Angriff nach dem anderen abgeschlagen; Wochen, fast zwei Monate verstrichen, und der kleine Haufe hielt sich immer noch in einem Theile des Fleckens, der noch nicht zerstört war. Da brachte ihm die Flotte unter Earl Warwick Hilfe. Der Prinz musste von einem Unternehmen abstehen, das

[1]) Samuelis II, 3, 33.

Aller Augen in England auf sich gezogen; es hatte den König nicht nur zweitausend seiner Leute gekostet, sondern Moritz geradezu den besten Theil seiner militärischen Ehre. Blake's Name war auf allen Lippen, als das kurze Glück der anderen Seite bereits rasch dahin schwand. Zwar hatte die bis an die Küste zurückgedrängte Infanterie des Grafen Essex zu Plymouth die Waffen strecken müssen, aber schon mehrere Wochen früher hatte Cromwell im Norden den Royalisten einen Schlag auf den Kopf versetzt, während Blake, der mit einer unvergleichlichen Zähigkeit an seiner Heimath festhielt, ohne viele Mühe die militärisch wichtige Stadt Taunton überrumpelt hatte. Hier sollte er die dritte, glänzendste Probe einer verwegenen Vertheidigung ablegen, — seine grösste That auf dem festen Lande. Siegestrunken von ihren Erfolgen im Südwesten kehrten die Cavaliere heim und meinten, die letzte kleine Bande, die in jenen Strichen der Insel noch nicht vernichtet war, im Vorüberziehen leicht aufheben zu können. Allein noch nicht genugsam hatten sie die stahlharte Kraft solcher Menschen achten gelernt, die hier, um Blake geschart, der Todesgefahr gleich einer gewöhnlichen Erregung zu trotzen verstanden.

In der Eile waren einige Befestigungen hergestellt, als zuerst der stolze Wyndham erschien und nach vergeblicher Aufforderung zur Uebergabe Taunton zu blockiren begann. Jedoch mit Hilfe eines kecken deutschen oder niederländischen Officiers — Vandruske nennen ihn die englischen Berichte —, der unerwartet bei ihm eingetroffen, gelang es Blake durch einen Ausfall den Verhau zu durchbrechen, den Anhängern auf dem platten Lande wieder Muth zu machen, Lebensmittel einzutreiben und beim Rückzuge selbst den Gegnern einen Streich beizubringen. Mit Verachtung hatte man bisher im königlichen Heere das tolle Beginnen Blake's behandelt und liess Monate verstreichen ohne einen Versuch, der so leicht schien, ihn aus Taunton wieder hinaus zu werfen. Als endlich Lord Goring, der fürchterliche, an der Spitze von 10,000 Mann heranzog, besserte sich die Lage keineswegs, denn diese Abtheilung war durch ihre Scheusslichkeiten der Schrecken des ganzen Landes geworden, ihr Führer zankte beständig mit anderen Befehlshabern, und als

sie endlich auf das persönliche Andringen des Prinzen von Wales sich zu Belagerung und Sturm anschickten, hatte sich die Zuversicht der Stadt bereits verdoppelt. Mancher friedliche Landmann hatte vor den Freveln der Cavaliere dort Zuflucht gefunden und voll Erbitterung zu den Waffen gegriffen; ein gottesfürchtiger Geistlicher, dem sie Alles genommen, erhob, so recht im Gegensatze zu dem wüsten Treiben vor den Mauern, Besatzung und Einwohnerschaft durch seine begeisterte Predigt. Endlich aber war um diese Zeit die Reorganisation des parlamentarischen Heeres vollzogen: Fairfax führte den Oberbefehl, Cromwell, Waller operirten schon gen Westen. Letzterem musste Goring die Spitze bieten und zugleich die Laufgräben vor Taunton bedienen. Der Kriegsrath, in welchem auch Prinz Rupert ein gewichtiges Wort führte, entschied indess zunächst für einen allgemeinen Sturm, — in wenigen Tagen müsse ja die Stadt genommen sein. Allein die Tage wurden wieder zu Wochen, die Wochen zu Monden; trotz heftiger Beschiessung bei Tag und Nacht, trotz beständigen Gefechten, in denen die Vorstädte genommen wurden und Manchem sein Haus über dem Kopfe zusammenstürzte, hielt sich die eigentliche Stadt nebst der Burg auf das Hartnäckigste. Hunger und Seuchen begannen unter den tapferen Vertheidigern zu wüthen; dennoch schauten sie kühn auch dem letzten Verderben ins Gesicht. Die Pamphlete der Zeit bewahren mehr als einen seltenen Zug. Als einst ein Trompeter zur Uebergabe blies, erwiderte Blake lakonisch: er besitze noch vier Paar Stiefeln, drei müssten erst verzehrt sein, ehe er die gewünschte Antwort geben könne. Ein ander Mal erklärte er auf die Drohung, dass bei der Einnahme nur sieben Leute mit dem Leben davon kommen sollten: man möge ihm die sieben nennen und ihre Leichen sollten auf der Stelle ausgeliefert werden. Die Wuth der Royalisten war begreiflich, denn der Widerstand dieses einen Ortes spaltete ihre Streitkräfte in dem Augenblicke, als Alles darauf ankam, dem Parlamentsheere entschlossen entgegen zu gehen. Es war eines Sonntags Morgen, der 11. Mai 1645, als endlich vier von Fairfax unter Welden entsandte Regimenter die Belagerung durchbrachen und den bis zum Aeussersten getriebenen

Vertheidigern Entsatz brachten. Eben predigte Pfarrer Welman zu St. Marien über den Text des Propheten: „Ich bin der Herr, der nicht lüget, und es soll mit euch Kindern Jacob's nicht gar aus sein“[1]) — als Soldaten, untermischt mit Welden's Reitern, in die Kirche drangen, Erlösung! Erlösung! rufend. Sogleich lag Alles auf den Knien, und der Jubel gieng im Gebete auf. Diese freudige Stimmung flog durch das ganze Land, in London zumal wurde der Sieg festlich begangen, das Parlament votirte dem tapferen Blake und seinen Genossen Dank und Belohnung. Erschien dann auch Goring noch einmal unvermuthet vor Taunton, um es fünf bis sechs Wochen hindurch weiter zu berennen, — jetzt konnte er am wenigsten zu seinem Ziele gelangen. Inzwischen war die Schlacht bei Naseby gewonnen, der Kern des königlichen Heeres vernichtet und der Westen Englands befreit. Die Leiden und die Ausdauer Tauntons hatten das Ihre dazu beigetragen.

Als nun während der nächsten Jahre das Schwert in der Scheide ruhte, statt dessen aber die inneren Reibungen der siegreichen Partei weiter gediehen, machte Blake in charakteristischer Weise von seiner Eigenschaft als Abgeordneter in Westminster kaum Gebrauch, sondern zog es vor, von Taunton aus Somerset und die nächste Umgegend zu pacificiren. Sein Ehrgeiz trieb ihn nicht, den Wettlauf so Vieler nach Einfluss und Gewalt mitzumachen. Froh seines unbefleckten Ruhmes, weilte er, dem Römer gleich, am liebsten in der Heimath, sobald der Staat seiner Dienste nicht mehr bedurfte. Ausserdem begannen seine Anschauungen von denen der neuen Gewalthaber beträchtlich abzuweichen. In Betreff seiner republikanischen Ueberzeugung kann nicht der geringste Zweifel walten: sie gründete sich, wie damals bei so vielen seiner Landsleute, auf einen festen Christenglauben und auf die Erfahrung, dass Karl, der auch im Unglück unverbesserliche, die Sache des Königthums einstweilen verscherzt habe. Aber gleich anderen verabscheute er das Verfahren wider den von Schotten und Engländern schmählich misshandelten Monarchen: seine Hinrichtung war ihm ein

[1]) Maleachi III, 6.

Greuel. Man hat damals die Worte von ihm gehört, dass er ebenso freudig sein Leben opfern wolle, um das des Königs zu erhalten, wie er es für die Rettung des Parlaments in die Schanze geschlagen. Cromwell, dessen Handlungsweise besonders ihm nicht gefiel, durchschaute ihn natürlich. Er hat ihn nicht entbehren können, noch sich an dem tapferen Manne vergreifen mögen; statt dessen weist doch sein durchdringender Blick vor Allen ihm nunmehr den wundervollsten Platz an, den Platz, wo sein Ruhm auf immer strahlend geworden ist. Und Blake gehorchte, sobald es wieder galt, dem Vaterlande zu dienen.

Die Flotte hatte während der Bürgerkriege eine höchst bemerkenswerthe Haltung beobachtet. Als wenn es sich so von selbst verstände, waren die Kriegsschiffe mit ihren Mannschaften gleich den Seestädten auf die Seite des Parlaments getreten. Der Antheil der ersteren an den Fortschritten der Erhebung war indess sehr gering; sie bewachten hauptsächlich den Canal und die offene See gegen die doch nicht unmöglichen Eingriffe fremder Mächte in die Vorgänge zu Hause. Die Seeleute waren zunächst Engländer und erst in zweiter Linie Parteigänger der Bewegung. Treffend sagt Lord Clarendon: „sie sind eine Nation für sich“; und das sind sie bis auf den heutigen Tag und müssen dabei belassen werden überall, wo sie neben dem furchtbaren Element, auf dem sie leben, auch den Feind des Vaterlandes bekämpfen sollen. Auf der Flotte, welcher die Kurzsichtigkeit der Stuarts bisher keinerlei Gunst zugewandt hatte, deren einst Elisabeth nicht vergass, waren indess Hochkirche und absolutes Königthum nicht minder verhasst, als unter den Mitgliedern des langen Parlaments; der Seemann war fast ohne Ausnahme der presbyterianischen Kirchenform zugethan, bei welcher der Puritanismus eine Weile beharren zu wollen schien. Heute noch will man bemerken, dass es den Matrosen unendlich schwer falle zu begreifen, was denn eigentlich ein Bischof vorstelle. Allein so wahr es auch ist, dass eine blühende Seefahrt mit der Freiheit des Landes in Wechselwirkung zu stehen pflegt, dass das Meer, der grosse Culturträger, die Gemüther und die Anschauungen erweitert und befreit, so irrig ist die Ansicht, dass der Seemann zu

demokratischen Tendenzen neige. Auf einem Schiffe herrscht nothwendiger Weise Oligarchie, ja, im Grunde die Despotie des Einzelnen; der Matrose kann nicht anders: im Sturm wie im Gefechte muss er zu wetter- und kampferfahrenen Vorgesetzten aufblicken. Völlige Gleichheit an Bord des Schiffes bedroht den Einzelnen mit Verderben. Was also im Kleinen zu erfahrungsmässiger Gewohnheit geworden, bewährt sich nicht minder in grösseren Verhältnissen. Die Natur des Dienstes verbietet jede Decentralisation; hier konnte auch die altnationale Selbstverwaltung nimmermehr Raum gewinnen. Statt bürgerlicher Milizen gab es nur eine Seewehr von Beruf, in welche der Streit um ihre Verwendung und Führung so viel schwerer eine Spaltung riss. Das siegreiche Heer wurde demokratisch und independent; die Flotte blieb presbyterianisch und brach doch eigentlich niemals offen mit dem Königthume. Es äusserte sich hier jener Antagonismus zwischen den Streitkräften zu Lande und zu Wasser, der auch in anderen, selbst den glänzendsten Epochen der englischen Geschichte zum Durchbruch kam.

Earl Warwick hatte sich während des ersten Bürgerkriegs durch seinen Oberbefehl für Vaterland und Parlament unstreitig Verdienst erworben. Ihm folgte aber, als ihn die Selbstentäusserungsacte zur Niederlegung des Commandos zwang, Admiral Batten, der im Herzen Royalist war. Er musste wieder weichen, als man im Jahre 1648 mit Recht einen Handstreich auf die Insel Wight zur Befreiung des Königs befürchtete. Kaum aber war Oberst Rainsborough, eine independente Landratte vom reinsten Wasser, nebst anderen Landofficieren eingetroffen, um seine Flagge aufzuhissen, so brach die Flotte, die auf den Rheden der Themsemündung lag, in helle Meuterei aus und erklärte sich für König, Parlament und Covenant. Bald steuerte die Hälfte der Schiffe nach Holland, nahm den Prinzen von Wales und seinen Bruder an Bord und kehrte unverzüglich unter die englischen Dünen zurück. Das waren angstvolle Tage für England, als Warwick, der schleunigst die andere Hälfte gerettet hatte, und Batten sich kampfbereit gegenüber lagen. Allein viele der aufrührerischen Matrosen giengen wieder reumüthig zu dem Führer zurück, den sie in früheren Jahren

hochachten gelernt, einige brachten sogar ihre Schiffe mit; die Royalisten kehrten nach Holland um, indem der Geist der Insubordination wie im Landkriege nun auch ihr maritimes Vorhaben durchdrang. Da erbot sich Prinz Rupert, der, nachdem er wegen der unter ihm geschehenen Capitulation von Bristol beim Könige in Ungnade gefallen und im Herbst 1645 mit schnödem Undank ausgewiesen war, in Frankreich und den Niederlanden das alte abenteuernde Soldatenleben wieder aufgenommen hatte, seinen königlichen Vettern eine Seemacht zu erhalten. Er, der hoch im Oberlande an den dunkelen Fluthen der Moldau geboren war, getraute sich keck das Schiff, wie bisher sein Schlachtross zu besteigen. Mit einigen eigenen Fahrzeugen, die er trotz bitterer Noth herbeizuschaffen gewusst, mit einigen Holländern und dem Reste der zurückgebrachten Flotte wagte er sich sofort auf See, aber nicht gleich einem Admiral, der, stolz auf sein Vaterland, die nationale Flagge am Maste wehen lässt, sondern als echter Corsar, den der Grieche oder der Barbareske beneiden könnte. War doch das Raubsystem auf dem Meere noch viel ergibiger, als während des Landkriegs. Nicht nur jedes englische Handelsschiff war verfallen, mochte sein Besitzer für König Karl oder seine Mörder sein, — Spanier, Franzosen, Schweden, ja selbst die Schutzmacht der protestantischen Niederlande wurden geplündert. Die von Prinz Karl ausgestellten Wechsel wurden eine Weile durch Wegnahme des ersten besten Schiffes honorirt; zeigten sich seine Matrosen aus Mangel an Sold rebellisch, so liess Rupert sie ohne Achtung der Flagge auf das Segel los, das zuerst am Horizont in Sicht kam. Seit den Vikingen oder dem gefürchteten Grafen Warwick, dem Königsmacher, in den Tagen der Rosenkriege, hatte es auf nordeuropäischen Meeren keinen ähnlichen edlen Freibeuter gegeben.

Hiegegen nun musste nothwendig etwas von der starken Regierung geschehen, die sich unmittelbar nach der Hinrichtung des Königs an der Spitze der Republik constituirte. Galt es doch gleichzeitig die alte nationale Waffe vor gänzlichem Untergange zu bewahren, die Flotte neu zu bilden, wie vor einigen Jahren mit dem Landheere geschehen, und

arge Missbräuche, die sich seit Jacob I. eingenistet, mit kräftiger Hand auszurotten. Und zu diesem Werke ersah sich eben doch vor Allen Cromwell den tapferen Blake aus Somersetshire. Er war zwar auch Soldat, hatte, fünfzig Jahre alt, niemals ein Seeschiff zu steuern gelernt, aber sein Muth befähigte ihn für die Stelle; mit dem Titel Flottengeneral trat er sein neues Amt an. Und er stammte doch auch wenigstens von Seeleuten, war in der Seeluft und im Anblicke des Meeres aufgewachsen; fast schien es von vorn herein, als ob der Matrose ihn schon deshalb dulden würde. Dazu aber sein Kriegsruhm, sein einziges Talent zu organisiren, die unmittelbare Theilnahme, die er überall für seine Untergebenen zeigte. Kaum waren die neue Einrichtung, die Rüstungen, die Aufstellung vier starker Geschwader unter zuverlässigen Führern vollendet, kaum war Blake am 18. April 1649 zuerst unter der Flagge des Freistaates von England, dem rothen Kreuze in weissem Felde, in See gegangen, so schwärmten seine Leute für ihn, als wenn er einer ihres Gleichen gewesen. Er selbst hatte sich die Aufgabe gestellt, wo möglich den Prinzen Rupert einzufangen. Cavalier und Rundkopf sollten sich also auch zu Schiffe treffen, wie bisher nur im Felde oder auf den Schanzen. Rupert aber lag mit seinen Schiffen eben in der Bai von Kinsale im südlichen Irland, hoffte wohl noch auf einen guten Ausgang der royalistischen Erhebung in dieser Insel; sein Hauptzweck jedoch war, seine reichen Prisen in jenes Raubnest sicher einzubringen. Dort hat ihn Blake den Sommer über eingeschlossen, während Cromwell selber in Irland reine Bahn machte. Erst mitten im Winter, als einmal die Stürme jener schrecklichen Gewässer das Blockadegeschwader an die Küste von Wales verschlugen, gelang es dem Pfälzer mit Hinterlassung von drei Schiffen zu entwischen, und zwar nach Portugal in den Tejo. Da wiederholte sich denn im folgenden Jahre unter angenehmeren und grossartigeren Umgebungen dasselbe Schauspiel. Prinz Rupert und sein Bruder Moritz erhielten trotz ihrer Seeräuberei und Ketzerei von dem orthodoxen Braganza Dom João IV. Schutz zugesichert; Robert Blake aber erschien mit fünfzehn Schiffen; seine Instructionen besagten im All-

gemeinen, dass England seit unvordenklichen Zeiten in diesen Gewässern die Herrschaft beanspruche, er möge die geeigneten Mittel ergreifen, um den Staat vor Nachtheil zu schützen. Es gab zwar am Hofe zu Lissabon eine Partei, der sehr darum zu thun war, zu dem mit Spanien und Holland geführten Kriege nicht noch einen solchen mit den Engländern hinzuzufügen. Allein der entgegengesetzte Einfluss herrschte vor, und Rupert, der von seinem Decke aus die Republikaner stets vor Augen hatte, wie sie ihm den Fluss sperrten, wusste sogar die Portugiesen zu vermögen, für ihn zu rüsten. Da machte Blake dem höflichen Verkehre mit Dom João ein Ende und griff eine Anzahl grosser Schiffe auf, die eben aus Brasilien heimkehrten. Die Versuche, ihn dafür zu züchtigen, sein Geschwader zu durchbrechen, missglückten, und Portugal musste mit der mächtigen Republik einen demüthigenden Vergleich schliessen. Den Prinzen, denen nunmehr bedeutet wurde, sich zu entfernen, gelang es abermals hindurch zu schlüpfen.

Eine Weile setzten sie ihr Treiben im Mittelmeere fort, aber auch in diesen Gewässern erwies sich bereits die Seemacht Englands als die stärkere. Ueberall war ihnen Blake auf den Fersen; sobald Spanier oder Franzosen den Verfolgten Schutz gewährten, erhielten auch sie eine Züchtigung; endlich gelang es ihm den grössten Theil der Cavalierflotte in der Bucht von Carthagena zu vernichten. Mit nur drei Schiffen entkamen die Prinzen, zuerst nach der Westküste von Africa, wo sie den Ostindienfahrern auflauerten oder sich mit den Negern rauften, und im Sommer 1652 von dort über den Ocean nach Westindien, wo sie dem Könige einige der kleinen Antillen erhalten zu können hofften. Allein nachdem Moritz in einem tropischen Sturme zu Grunde gegangen, blieb Rupert allein mit dem einzigen Schiffe über, ein Seeräuberadmiral, bis er, da er nirgends mehr die königliche Flagge wehen fand, im folgenden Jahre am französischen Hofe Zuflucht und Ruhe suchte. Sein alter Gegner aber, jetzt ein Seemann wie einer, und vom Vaterlande freudig begrüsst und belohnt, durfte auch fernerhin nicht von der Arbeit ruhen. Eine andere Schar braver, verwegener Cavaliere nämlich hatte Rupert's Beispiel nachge-

strebt: waren sie doch alle Söhne des meerumgürteten Eilands und, ihrer Fahne getreu, gleich jenem hellenischen Heroen unverzagt, wenn alle Hoffnung verloren, über dem Wasser ein zweites Salamis zu finden. So hatten sie sich in die draussen im atlantischen Ocean gelegenen Scilly-Inseln und nach Jersey und Guernsey im Canal geworfen. Auf diesen von bösen Klippen umstarrten Felsennestern fanden sie entweder alte Fortificationen vor oder deckten die wenigen zugänglichen Anfahrten mit neuen. Von den Zinnen wehte die Flagge Karl's II., ihre Schiffe und deren Leute fanden in den zackigen Buchten sichere Bergung, denn mit Raub erhielten sie gleich Seeadlern sich selber und sogar ihren flüchtigen Gebieter. Im Sommer 1651 war es Blake's Aufgabe, diese Nester auszunehmen. Da gab es andere Festungen anzugreifen als die, hinter welchen er sich einst gegen dieselben Herren vertheidigt hatte. Dennoch gelang es ihm vollkommen; und an diese That knüpft sich die in England trotz rauher Zurückweisung stets wieder auflebende Ueberzeugung, dass ein beherzter Seemann von seinen schwimmenden Mauern aus, seien sie hölzern oder eisern, eine jede Landbatterie hinter Felsquadern zum Schweigen bringen könne.

Erst mit Vernichtung der adeligen Corsaren erreichten die Bürgerkriege ihr Ende, denn bisher waren auch die Fahrten Blake's doch nur eine Fortsetzung der zahllosen Scharmützel gewesen, in denen sich die beiden Parteien so lange zu Lande herumgeschlagen hatten. Nun aber zog drohend über England das Wetter eines gewaltigen Krieges herauf, und zwar mit der tüchtigsten Seemacht, die sich bis dahin unter den nordischen Nationen erhoben, die vielfach als tapferer Bundesgenosse begehrt wurde und selbst als Muster des englischen Volkes galt. Der Bund der sieben Freistaaten der Niederlande stand eben auf dem Höhepuncte seiner Blüthe, vor seinen Flotten zitterten die mächtigsten romanischen Staaten, Colonien und Eroberungen in beiden Hemisphären dienten als Stützpuncte eines Welthandels, der zugleich die Frachtfahrten zwischen den mercantilen Ländern Europas an sich brachte. In allen Stücken des Seewesens galten die Holländer als die unbestrittenen Lehrmeister.

Wie sehnte sich doch die junge Republik an der Themse, mit den Glaubensgenossen, deren Anschauungen über die Grundlagen freier Politik den jetzt in England vorwaltenden so ähnlich waren, das innigste Bündniss zu schliessen: welche neue Bahnen wohl hätte in Folge solcher Vereinigung die germanische Freiheit eingeschlagen, welche Siege hätte der Protestantismus erfochten! Allein es fehlte nicht an Steinen des Anstosses zwischen zwei Nationen, deren politische, religiöse und mercantile Interessen sich doch nimmermehr decken konnten. Da waren zunächst die beiden Factionen, die oranische und die staatisch-republikanische, an deren Reibereien sich schon damals der Krebs entwickelte, welcher dereinst den Generalstaaten ihr grosses Leben gefährden sollte. Bei dieser Rivalität gelang es niemals, die Vorschläge des englischen Parlaments in unbefangene Erwägung zu ziehen. Unbehindert verweilten die vertriebenen Stuarts bei den Verwandten im Haag; wenn dort Botschafter Cromwell's von den Cavalieren insultirt oder gar getödtet wurden, so setzte sich nur der alte Gegensatz auf fremdem Boden fort. Zu spät erkannten die Republikaner Hollands, worin auch sie eigennützig gefehlt; der britische Stolz war zu empfindlich getroffen. Ausserdem aber waltete längst starke Handelseifersucht zwischen den beiden Ländern; für zwei Mächte mit so sehr parallelen Tendenzen schien selbst das Weltmeer nicht Raum genug zu bieten, bis Cromwell's berühmte Navigationsacte Oel ins Feuer goss. Sie war ja entschieden in erster Reihe gegen Holland gerichtet, indem sie der grossartigen mercantilen Betriebsamkeit dieses gleichgearteten Nachbarn eine feste Schranke zog. Stolz forderte obenein der junge britische Freistaat, seine alte maritime Hegemonie in den gemeinsamen Gewässern zuerst durch Eintauchen der Wimpel ins Meer zu ehren. Darüber kam es zum Kriege.

Nach den ersten Feindseligkeiten fertigten die Generalstaaten zweiundvierzig Segel ab unter ihrem gefürchtetsten Admiral Martin van Tromp, der fast von Kindesbeinen an auf der Salzfluth gelebt und dort bereits zahlreiche Lorbern gesammelt hatte. Noch verhandelte ein Gesandter seiner Heimath in London, noch war keine officielle Kriegserklärung erfolgt,

als er sich eines Nachmittags auf der Höhe von Dover mit Blake's Geschwader begegnete. Umsonst forderte dieser durch Kanonensignale den beanspruchten Gruss, näherte sich aber, als der Holländer, als wolle er mit ihm sprechen, heranfuhr. Blake war eben in die Kajüte gestiegen, da schmetterte eine Breitseite des Feindes in die Rippen seines Schiffes. Mit der Bemerkung: „das ist sehr unhöflich von Tromp, meinem Flaggenschiffe die Fenster einzuwerfen, als wäre es ein Bordell", eilte er hinauf, und, sich den schwarzen Schnurrbart streichend, hiess er Feuer geben. Als die Nacht kam, waren zwei feindliche Schiffe genommen; Tags darauf zeigte sich Tromp nicht mehr. Nun entbrannte der Kampf überall, wo die beiden Flaggen einander in Sicht kamen. Im Sommer 1652 treffen sich dieselben Führer hoch im Norden zwischen Orkneys und Shetlands, wohin der Holländer den Kauffahrern und Fischern seiner Heimath das Geleit gegeben. Eben wollen sie zusammenstossen, als der Sturm, mächtiger als Mannesmuth, sie auseinanderwirft und Tromp's Flotte in kläglichem Zustand heimschickt. Wie in Karthago lohnte der Pöbel Amsterdams dem vom Unglück Betroffenen. Missmuthig legte Tromp, der ein Anhänger des Hauses Oranien war, den Oberbefehl nieder; De Ruiter und zunächst besonders De Witt waren seine Nachfolger und suchten nach Kräften vor dem Feinde die Anzeichen des bösen heimischen Zwiespalts zu decken. Indessen machte sich in England die volle Energie des neuen Staatswesens geltend; es nannte sich freilich Republik, aber ein einheitlicher, absoluter Wille drang an die Spitze, er paarte sich, auf der Flotte wenigstens, unter Blake's unvergleichlicher Leitung mit nationaler Begeisterung. Der nächste Erfolg war am 28. September, als sich die beiden Geschwader am North Foreland angesichts der Küste von Kent trafen, sechsundsechszig Segel gegen sechsundsechszig. Schiff an Schiff fochten sie wieder mit einander. Zerstörung überall und Blutverlust in Strömen. Aber die Engländer behaupteten nochmals die Walstatt, während De Witt bei der Rückkehr Tromp's Schicksal hatte, weil es seiner Härte misslungen, selbst unter dem Schiffsvolke den Parteihader zu dämpfen. Nun blieb, wenn die niederländische Republik nicht aller Ehre verlustig gehen wollte, kein anderer Ausweg

als den alten beleidigten Seelöwen wieder hervorzuziehen. Mit echt nationaler Hartnäckigkeit setzte es Holland durch, dass Tromp noch im November an der Spitze von hundert Kriegsfahrzeugen vom Texel gegen die Themse hin auslief.

In England, wo das Rumpfparlament und die Militärgewalt mit einander rangen, drohte inzwischen, wie so oft, der Siegesjubel in gefährliche Sorglosigkeit umzuschlagen; man drang auf Entwaffnen, und nur mit unendlicher Mühe gelang es Blake, dass dreissig neue Fregatten in Bau genommen und er bei seinen Reformen zur Erneuerung und Kräftigung der Seemacht nicht wesentlich behindert wurde. Demungeachtet ergieng es ihm schlecht, als ihn am 10. December der Feind an der Küste von Essex zum Gefecht stellte. Er wurde tüchtig geschlagen, verlor fünf Schiffe, Nacht und Nebel allein verhinderten grössere Einbussen. Damals war es, dass Admiral Tromp mit einem Besen statt der Flagge am Mast längs der englischen Küste des Canals hinfuhr. Doch Blake, zwar überwunden, — das einzige und das letzte Mal, — gab darum den grossen Zweikampf keineswegs auf. Mit den Ursachen der Niederlage vor Augen that er das Seine, die Zahl der Schiffe und die mangelhafte Mannschaft zu verstärken, vor Allem aber diejenigen Führer auszustossen, deren Unentschlossenheit oder gar Parteiverrath ihm im Wege gestanden. Sein eigener Bruder Benjamin musste das Schiff verlassen; Verwaltung und Disciplin erreichten eine bisher unbekannte Vollkommenheit. So erschien er schon im Februar 1653 wieder auf dem Meere trotz bitterer Kälte und schwerem Sturm, sechszig Segel stark, darunter eine Anzahl Schiffe, die an Grösse des Baues und Schwere des Geschützes alle holländischen übertrafen. Ein Vice- und ein Contre-Admiral, zwei Generale, Monk und Deane, befehligten unter ihm. Tromp befand sich wiederum in der Meerenge mit einer an Zahl weit überlegenen Flotte, einem grossen Transport das Geleit gebend. Am 18. entspann sich ein ungeheuerer Kampf über die ganze Weite des Canals zwischen Portland und La Hogue. Die beiden Flaggenschiffe, der Brederode und der Triumph, legten dicht an einander und wechselten ihre Breitseiten; überall enterten, brannten, sanken Schiffe; auf den gegenüberliegenden Ufern

lauschte die Bevölkerung dem furchtbaren Ringen. Abends hatte Holland acht Kriegsschiffe, England nur eines verloren. Der Tod aber hatte auf beiden Seiten gleich entsetzlich gewüthet, Blake selbst war schwer verwundet. Allein das hinderte ihn nicht, am nächsten Morgen bei ruhiger See unfern von Dungeness nochmals auf Tromp einzudringen. Wiederum büsste dieser mehrere Schiffe ein und wurde nach Boulogne getrieben. Der Kampf des dritten Tages endlich warf seine ganze Armada auseinander, deren versprengte Reste in französischen, flandrischen und holländischen Häfen einzeln Zuflucht suchten.

Der Sieg, so gross auch die Freude in London, war doch schwer erkauft und noch immer nicht entscheidend. Fast scheint es, als ob der Gewaltstreich Cromwell's, mit dem er im April 1653 das Parlament auseinander jagte und sich zum Dictator erhob, dazu beigetragen habe, die Erfolge zu lähmen. Blake, aufrichtig Republikaner wie wenig Andere, kreuzte damals, höherem Auftrage gehorsam, wieder im Norden an der schottischen Küste, und die Holländer boten gegen ihn die letzten, alleräussersten Anstrengungen auf. Im Frühling haben sie noch einmal hundertundzwanzig Schiffe unter Segel, und unter Tromp dienen jetzt willig De Ruiter, de Witt, Evertsen neben einander. Während Monk die holländischen Küsten insultirt, wird Dover von Tromp beschossen. Endlich am 2. Juni fassen sie sich auf der Höhe von Dünkirchen, indem der niederländische Admiral wieder in seiner beliebten Weise den Kampf aus unmittelbarer Nähe mit allem Metall eröffnet. Erst am zweiten Tage trifft Blake ein und erringt wiederum den Sieg; acht Schiffe hat er dem Feinde zerstört, eilf genommen, eine grosse Anzahl Gefangener gemacht. Als er hierauf Holland zu blockiren begann, zeigte sich, wie stark auch seine Flotte gelitten; er selbst war im aufreibenden Dienste gefährlich erkrankt und musste ans Land gehen. In der letzten Schlacht bei Scheveningen im August, wo Tromp von einer Flintenkugel ins Herz getroffen wurde, hat er nicht mehr befehligt. Aber die Reihe seiner glorreichen Thaten hatte doch diesen furchtbaren Krieg zu Ende geführt. Holland hatte mehr denn sechszehnhundert Schiffe an englische Kaper verloren, sein ganzer unermesslicher

Handel war mit Vernichtung bedroht; der Admiral De Witt erklärte vor den Generalstaaten, dass die Engländer jetzt Herren des Meeres und der Niederlande seien. So gab man in allen Puncten nach, welche den Streit verursacht hatten, und gieng selbst, soweit das überhaupt möglich war, auf eine gemeinschaftliche Politik mit Cromwell ein. England aber hatte sich in diesem Kampfe durch seinen grossen Helden den ersten Rang als Seemacht erfochten und feierte daher ihn und seine Leistungen mit einer Begeisterung, wie sie einem grossen freien Volke ansteht.

Mittlerweile erholt sich Blake von den Folgen seiner Wunde, vom Fieber, Scorbut und den Vorläufern der Wassersucht. Um diese Zeit fallen einige helle Blicke in sein Leben am Lande, wie er die wenigen freien Tage auf dem hübschen Gute Knoll, das er sich unfern des geliebten Bridgewater gekauft, in der sonnigen Landschaft von Somerset mit alten Freunden und den niemals vergessenen Büchern hinbringt, aber auch wie er nach seiner Genesung in den Marineangelegenheiten wieder unermüdlich thätig ist, wie er an den Sitzungen des ersten vom Protector berufenen Parlaments Theil nimmt und einer der Bevollmächtigten ist, um die verschiedenen Kirchen und Gemeinden des Landes von „unwissenden, unbrauchbaren und scandalösen Pfaffen zu säubern.“ Schien doch in jenen Tagen der gottesfürchtige puritanische Seemann so recht geeignet, auch auf diesem Gebiete die Missbräuche abzustellen, wie auf den Werften und an Bord seiner Schiffe. Das Intermezzo war jedoch ein kurzes; nach einer kleinen Kreuzfahrt im Frühling 1654 wird er wieder zu Grösserem ausersehen. Die Verhältnisse des schroff protestantischen Staates zu den katholischen Mächten gestalten sich immer ernster; Cromwell lässt zum nicht geringen Schrecken aller Nachbaren eifrig an einer grossartigen Expedition rüsten. Wohl ahnt man, dass es vornehmlich auf Spanien, weniger auf Frankreich gemünzt sei. Blake, dem der Kampf mit den gleichgesinnten Holländern niemals von Herzen gewesen, mochte in innerster Seele jubeln, nun einmal auch den verhassten papistischen Gegnern eins anzuhaben. Am Ende des Jahres geht er an Bord des St. George, um das Commando über zwanzig grosse Schiffe zu über-

nehmen. Seine Weisung lautet nach dem Mittelmeere, während Penn mit einer noch grösseren Flotte, mit einem Truppencorps unter General Venables und versiegelten Befehlen nach Westindien ausläuft.

Noch ist der Krieg nicht erklärt, aber es gilt, für alle kommenden Fälle gerüstet zu sein und jetzt zumal den früher schon in den südlichen Meeren geltend gemachten Einfluss festzuhalten. Blake gedachte zunächst einem Handstreiche zuvorzukommen, den die Franzosen unter dem Herzoge von Guise gegen Neapel beabsichtigten. Als er so, dessen Geschwader vergeblich suchend, an der schönen Küste Italiens entlang fuhr, gedachte er, dass England dort auch noch eine andere Abrechnung zu treffen habe. In Livorno hatten einst die beiden Piratenbrüder Rupert und Moritz englische Prisen verkauft; trotz allem Sträuben musste jetzt Toscana den Eigenthümern Entschädigung leisten. Da eben dasselbe im Kirchenstaate geschehen, war es dem Rundkopf eine recht ersehnte Gelegenheit, den Antichrist selber, Papst Alexander VII., die Macht des protestantischen Freistaates fühlen zu lassen. Welche Furcht ergriff Rom beim Erscheinen dieser fremden Kriegsschiffe auf der Rhede von Civitavecchia, wie flehten und wallfahrteten Pfaffen und Volk, wie wanden sich Papst und Cardinäle, um sich die abscheulichen Ketzer vom Halse zu schaffen! Es half nichts, zwanzigtausend Pistolen mussten an Bord des St. George abgezählt werden, wohl die einzige Summe, die, gleichsam eine Rückzahlung für den Peterspfennig, jemals aus dem römischen in den englischen Fiscus geflossen ist. Nachdem Blake dem Medici zu Florenz dann noch eine ernste Mahnung hinterlassen, auf dass er den Protestanten, die in seinen Städten und Häfen weilten, Duldung gewähre, wandte er sich mit dem Anbruche des Frühlings 1655 zu den türkischen Raubstaaten an der Berberküste.

Höhnisch verweigerte da zunächst der Dey von Tunis im Vertrauen auf die festen Schlösser von Goletta und Porto Ferino, die den Eingang seines prächtigen Hafens schliessen, die Auslieferung gefangener Engländer und, als Blake nach vorläufigem Recognosciren wiederkehrte, sogar das Wasserschöpfen. Da strich sich der Admiral den Bart und liess

erwidern: Gott habe allen Geschöpfen Wasser zu trinken gegeben, es sei verrucht, wenn Menschen sich dies einander verweigern wollten. Er nahm es auf sich, in diesem Falle auch über den Wortlaut seiner Instructionen hinaus zu verfahren. Noch einmal entfernte er sich, doch nur um zu täuschen. Am Nachmittage des 3. April sahen die Tunesen seine Segel abermals auftauchen, und am nächsten Morgen rückte die gesammte Flotte gegen ihre Festungswerke heran. Während Blake die furchtbaren Batterien durch Bombardement und Landung zugleich zum Schweigen zu bringen suchte, drangen seine Ruderboote keck bis in den Hafen und liessen dort die ganze Corsarenflotte in hellen Flammen aufgehen. Nach einer solchen Züchtigung des Dey hielt es der Despot von Tripolis für gerathen, allen Forderungen der Gerechtigkeit und der Ehre ohne Weiteres zu genügen; und als der Engländer bald nochmals in Tunis vorsprach, drängte man sich jetzt auch hier zum Abschlusse eines Vergleiches. Höflich und versöhnlich war dann nicht minder das Benehmen von Algier; der Dey setzte nicht nur gegen mässiges Entgelt alle englischen Galeerensclaven in Freiheit, sondern liess es auch geschehen, als eines Tages eine Anzahl gefangener Holländer entwichen und, von ihrer maurischen Wache verfolgt, an das christliche Geschwader schwammen, dass diese alten Gegner dort freudige Aufnahme und Loskauf durch eine grossmüthige Sammlung unter den englischen Matrosen fanden. Welche Erinnerungen knüpfen sich endlich an einen Besuch, den der grosse Admiral, mit hohen Ehren begrüsst, in Venedig abstattete, oder an die Einfahrt in den stolzen Hafen von Valetta, wo es ein ernstes Wort mit den hochmüthigen Malteserrittern zu reden gab, die, ohne der ihnen im Mittelmeer gestellten Aufgabe zu genügen, nicht immer die Grenze zwischen Seemacht und Seeräuberei zogen und den Protestanten gern gleich dem Muhamedaner behandelten. Doch inzwischen war die Zeit zur Ausführung des eigentlichen Auftrages herangekommen: im Juni ankerte Blake in der Bai von Cadix.

Admiral Penn hatte soeben in America den ersten Schlag geführt; zwar war ihm der befohlene Angriff auf Hispaniola misslungen — es ist nicht ausgemacht, ob die

Anstalten unzureichend, oder Verrätherei im Spiele gewesen —, aber er hatte den Spaniern Jamaica entrissen. Blake, der nunmehr an der spanischen Küste die Feindseligkeiten zu beginnen hatte, lauerte indess vergeblich auf eine Begegnung mit einer feindlichen Streitmacht oder auf die aus Peru heimkehrenden Galleonen. Im Herbst, als sein Geschwader der Ausbesserung dringend bedürftig war und sein Befinden eine bedenkliche Wendung nahm, begab er sich nach England zurück. Doch das Vaterland konnte, wie jetzt die Dinge standen, ihn am wenigsten entbehren, und so opferte er denn die letzte Lebenskraft und erschien früh im nächsten Jahre wiederum auf dem Meere. Nachdem er zunächst der unzuverlässigen Regierung von Portugal bedeutet, sich ruhig zu verhalten, begann er den Spaniern durch Blockade ihrer Küsten und Auffangen ihres reichen Handels empfindlichen Schaden zuzufügen. Es war kein leichter, noch ein sehr erfolgreicher Dienst, denn erst im September 1656 gelang es seinem Vice-Admiral vor Cadiz einen Theil der Silberflotte aufzuheben. Wie staunte da freilich die Menge, als eines Tages achtunddreissig schwer mit Silber beladene Wagen streng bewacht sich durch die Strassen von London nach dem Tower schleppten! Aber ihren Seeleuten an den spanischen Gestaden verstrich der stürmische Winter unendlich langsam und unfruchtbar. Endlich im April 1657 segelt der Admiral hinaus in das Weltmeer. Wohl mochte der eigene Zustand die Ahnung nähren, dass es mit ihm zu Ende gehe; jedoch noch eine grosse That sollte sein Heldenleben krönen. Da er vernommen, dass eine andere Abtheilung reicher Galleonen an den canarischen Inseln liege, getraute er sich nicht allein, sie dort aufzusuchen, sondern auch einem der Stützpuncte der spanischen Seemacht einen starken Stoss zu versetzen. Hoch ragte der Pic von Teneriffa über den Morgennebel des 20. April empor, als die weissen Segel und das rothe Kreuz Englands vor Santa Cruz erschienen. Wohl hatte der spanische Admiral seine unvergleichliche Stellung auf das Vortheilhafteste benutzt: der wie ein Hufeisen gestaltete Hafen war rings von Castellen und Batterien umgeben, wo tapfere Leute die Geschütze bedienten; die Schiffe, die ihre Schätze ans Land gebracht, kehrten in Schlacht-

ordnung die Breitseiten dem offenen Meere zu. Davor aber bebte ein Blake nicht zurück. Nachdem seine Leute nach Seemannsbrauch ihre einfache Morgenandacht gehalten und das Frühstück eingenommen, giengen sie an das blutige Tagewerk. Er selbst unternahm den Angriff auf die Befestigungen, Stayner, der Vice-Admiral, erhielt den Auftrag, die feindlichen Schiffe zu zerstören. Es war eine furchtbare Kanonade, die nach siebenstündigem Gefechte das englische Geschütz als das stärkere erwies: das Feuer der Forts wurde zum Schweigen gebracht, und nachdem zwei Schiffe in den Grund gebohrt, giengen alle übrigen, die sich im Hafen befanden, in Flammen auf. Auch ohne zu landen war die Aufgabe gelöst, ein günstiger Wind half den Engländern mit kaum nennenswerthem Schaden aus ihrer von Fährlichkeiten umringten Stellung heraus.

Keine von Blake's Thaten hat die Bewunderung von Mit- und Nachwelt so sehr erregt wie diese. Die ihm feindseligen royalistischen Schriftsteller sind einstimmig in seinem Ruhme. „Dies kühne Unternehmen des edlen Blake," sagt Heath, „steht hinter keinem anderen der Art zurück." Und Lord Clarendon kann nicht genug darüber staunen, dass ein nüchterner Mann habe wagen können, was an Tollheit grenzt: „er war der Erste, der je eine Flotte dazu vermocht hat, Befestigungen am Lande gering zu schätzen." Welches aber war das Entzücken der begeisterten Heimath über diese Demüthigung des stolzen Spaniens! Nachdem der Sieger noch einmal an der Berberküste vorgesprochen, wo seine alten Bekannten wiederholte Besuche erforderten, schickte er sich zur Heimfahrt an. Schon erreichte ihn ein Handschreiben Cromwell's, in welchem dieser seinen Dank aussprach für die Gnade, welche Gott dadurch erwiesen, dass er zu einer solchen That sich Blake erlesen; schon befand sich das Juwel in Blake's Händen, das ihm der Protector an der Stelle eines Ordens überreichen liess; ganz England rüstete sich zu seinem Empfange, — da fuhr der Held sterbend durch die biscayische Bai der Heimath entgegen. Sein Auge brach, als eben die grünen Felsenhöhen von Cornwall und die Mastenspitzen des prächtigen Hafens von Plymouth in Sicht kamen. Nur das Todtenhaupt sollte der Lorber

zieren, wie nach ihm das des grossen Nelson, und der bereit gehaltene Triumph wurde zu einem grossartigen Leichenzuge, der in der Abtei zu Westminster würdig schloss. Hier ruhten seine Gebeine neben Heinrich VII. unfern Elisabeth, bis der restaurirte Stuart — derselbe, unter welchem England seine Flotte vom Feinde auf der Themse zerstören sah und man in London den Donner der holländischen Geschütze vernehmen konnte — der Rachsucht fröhnend, sie aufnehmen und draussen vor der Kirche mit denen der Mutter Cromwell's und John Pym's zusammenwerfen liess. Trotzdem schlummert dieser edle Staub in Frieden und für alle Zeit in unvergänglichen Ehren.

Sicherlich gehört Robert Blake zu den würdigsten Erscheinungen in dem reichen Kranze puritanischer Grössen. Die ernste, gläubig fromme Richtung seiner Partei durchdringt alle Beziehungen seines Lebens; man fühlt es seinen Worten, Briefen und Handlungen an, wie sehr ihm diese Ueberzeugung aus dem Herzen kommt. Die Wirkung derselben erstreckt sich daher auch auf seine gesammte Umgebung. Nicht umsonst beginnt der Tag an Bord seiner Schiffe mit gemeinsamem Gebet, nicht umsonst gibt es dort Buss- und Fasttage; seine Mannschaft hat ihn Grosses vollbringen helfen, obwohl Keiner einen Fluch ausstiess oder Branntwein zu trinken erhielt. Für den Helden zu Lande und zu Wasser haben seine Untergebenen immer nur geschwärmt, denn, selber menschlich fühlend, zeigt er stets warme Theilnahme für ihr Wohl. Er hat es sich angelegen sein lassen, die Lage des englischen Matrosen in vielen wesentlichen Stücken zu bessern. Seine Seelenwärme äusserte sich auch in dem mitunter bis zum Sarcasmus gesteigerten Humor, wobei zu Zeiten der feine Geschmack — die bleibende Frucht seiner Beschäftigung mit den Alten — der puritanischen Geradheit besonders artig stand. Dazu stimmte denn die starke Vorliebe für seine engere Heimath. An seinem Kajütentische gab es wo möglich nur Brod, Käse und Bier aus Somerset; so oft er nur konnte, sah er dann einen oder den anderen Freund aus Bridgewater, der ihm von dort erzählen musste. Auf dem Schiffe, oder wenn er in seinem eigenen Hause weilte, waren ihm intime Gespräche, die meist eine

ernste Wendung nahmen, die grösste Erquickung. Der alte Diener reichte ihm dann sein Glas Canariensect, stopfte ihm die Pfeife und setzte sich selbst mit hinzu, bis man zu Bette gieng. Melancholische Schatten aber auch streifen über dies Stillleben hin. Ist es die Einsamkeit ohne Weib und Kind, nachdem er früh an Vaters Statt für die Geschwister hatte sorgen müssen? Oder ist es der nicht ausgesprochene Gram darüber, das Ende seiner Jahre in unaufhörlichem Kampfe verbringen zu müssen und das Schicksal des Vaterlandes, wie er und seine Gesinnungsgenossen gehofft, dennoch nicht entschieden zu sehen?

Die Rückkehr der Stuarts wenigstens, ja, die äussersten Verlegenheiten des grossen Protectors hat er nicht mehr erlebt. Man geht indess wohl zu weit, wenn man alle nähere Berührung zwischen ihm und Cromwell leugnen und eine dauernde Spannung voraussetzen möchte, die durch beider Besonnenheit nur vor dem Losbruche bewahrt geblieben. Blake stimmte gewiss nicht mit allen Gedanken und Handlungen des Anderen überein; aber so weise und klug es auch von ihm gewesen, sich eben deshalb niemals mit der eigentlichen Politik zu befassen, so unbedenklich hat er sich doch zu einem der grossartigsten Werkzeuge derselben hergegeben. Die herbe Züchtigung, welche sie den katholischen Mächten austheilten, war ebenso sehr nach beider Geschmack, als es beiden schwer fiel, mit der niederländischen Republik brechen zu müssen. Und stimmt es nicht zu Gunsten einer milderen Auffassung ihrer Beziehungen, wenn Blake im Jahre 1654 als Gast an Cromwell's häuslicher Tafel erscheint, wenn dieser Alles thut, um denjenigen, der auf dem Meere so gross ist wie er selber auf dem Lande, mit allen Mitteln zu ehren, die den republikanischen Formen ziemen, wenn sie in den Schreiben, die sie wechseln, sich derselben, zwar schlichten und fast biblischen, aber darum nicht minder aufrichtig gemeinten Wendungen bedienen? Gewiss war Blake, was seine Heldengestalt so glänzend macht, vom Soldaten wie durch Metamorphose zum grossen Seemanne geworden, aber er hatte nicht nur das Landheer gleichsam auf die Schiffe verpflanzt — wie denn die Aufstellung eigener Marinesoldaten sein Gedanke gewesen sein soll —, sondern diese Um-

wandlung harmonirte überhaupt mit dem Genius des in der Meeresluft grossgezogenen Engländers, mit der ganzen innersten Natur des Seelebens, das, dem Lande vielfach abgewandt, zwar den Muth hebt und frei macht, jedoch das alte Geleise der Ordnung und Zucht nicht ungestraft durchbrechen darf. Allein wie sehr Blake auch in Cromwell den unrechtmässigen Gewalthaber scheuen mochte, so leistete er doch neben ihm, was kein Anderer ihrer Zeitgenossen und am wenigsten ihre politischen Gegner vollbracht haben würden.

3.

Oliver Cromwell[1]).

Der Nachwelt, den Engländern zumal ist es unendlich schwer gefallen, einem Manne gerecht zu werden, den das Schicksal und nicht das Recht auf einen Posten gestellt, auf welchem er einem abnormen Staatswesen Gewalt und Schrecken, Ruhm und Macht verschuf, wie nur wenige Sterbliche, einer Persönlichkeit Geschmack abzugewinnen, in der sich die volle nationale Tüchtigkeit, aber auch die rauheste, unliebenswürdigste Art des Puritanerthums verkörperte. Erst in unseren Tagen hat sich die Geschichtschreibung überwunden, jedem Tritte, jeder Geistesspur des gewaltigen Helden nachzugehen; entzückt findet sie in ihm sogar einen Streiter Gottes, einen Mann der That statt des Wortes, und weist ihm endlich auch von aussen her den Platz an, welcher dieser ungewöhnlichen Erscheinung inmitten der grossen Weltbegebenheiten seiner Zeit gebührt.

[1]) Oliver Cromwell's Letters and Speeches with elucidations by Thomas Carlyle, Tauchnitz Edition Leipzig 1861 4 Vols. nach der dritten Londoner Ausgabe von 1849, dasjenige Werk, dem allerdings der Vorwurf des Heroencultus nicht abzusprechen ist, das aber auf Grund der mit sorgfältigstem Fleisse gesammelten Documente die noch immer nachwirkende Feindschaft der Cavaliere, der Tories wie der Whigs, endlich austreibt. Sodann Ranke, Englische Geschichte III, 435 ff., wenn auch nicht begeistert wie Carlyle, so doch objectiv und billig, im Urtheil vom allgemeinen Gesichtspuncte aus, in der Kenntniss der europäischen Politik dem Engländer überlegen. Darnach der Aufsatz in Sybel's historischer Zeitschrift VIII, 289 ff.

Die Adern der Cromwells durchströmte Waliser Blut wie die der Tudors. Thomas Cromwell, Heinrich's VIII. protestantischer Grosssiegelbewahrer, der „Hammer der Mönche," ist zu den Ahnherren der Familie zu zählen. Als er, soeben zum Grafen von Essex erhoben, den Launen und einem jähen Umschlage in der Politik seines Herrn zum Opfer gefallen, war doch sein Verwandter, wie er sich selbst nennt, sein Neffe, Sir Richard Williams, ein Waliser von Geburt, keineswegs in seinen Sturz verwickelt. Die Spolien, die ihm wie anderen Begründern bekannter Geschlechter in jenem Zeitalter die Betheiligung an Beraubung der alten Kirche eingetragen, namentlich die Abteilande von Hinchinbrook und Ramsey in der Grafschaft Huntingdon, verblieben ihm unbekümmert. Er nahm für sich und seine Nachkommen aus Dankbarkeit gegen den Begründer ihres Reichthums den Namen Cromwell an. Ob und wie sie mit den gleichnamigen Baronen zusammengehangen, die einst im vierzehnten Jahrhunderte in Nottingham und Lincoln ansässig gewesen, ist nicht mehr zu ermitteln. Jetzt schwangen sie sich unter ähnlichen Vergünstigungen auf wie die Russells, die Seymours, die Cecils, die Herberts; ihr Besitzthum selbst war fest verwachsen mit den reformatorischen Ideen des Zeitalters. Unter der glorreichen Herrschaft Elisabeth's gedachten sie auf ihren Gütern in dem wasserreichen Osten der Insel bisweilen wohl noch an den Ursprung in dem westlichen Berglande, den sie mit der Dynastie gemein hatten. Sir Henry, Richard's Sohn, der goldene Ritter genannt, glänzte unter seinen Standesgenossen durch die Pracht, mit welcher er Hof hielt. Ihm folgte aus einer zahlreichen Nachkommenschaft der Erstgeborene, Sir Oliver, der zwar die Stammgüter zusammenhielt, aber auch die Folgen jener Verschwendung zu büssen und mehrere Geschwister zu versorgen hatte. So ist es gekommen, dass die einst so leuchtenden Aussichten der Familie schon zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts wieder zu schwinden begannen, und dass die Cromwells nicht mit anderen Emporkömmlingen aus der Epoche der Tudors gleichen Stand gehalten haben.

Robert, der zweite Sohn Sir Henry's, erwarb ein Haus in Huntingdon, von dem aus er die dazu gehörigen Ländereien

bewirthschaftete und sein Hauswesen und Gesinde mit selbstgebrautem Bier versorgte. Er hatte sich mit Elisabeth Steward vermählt, die seltsam genug ihren Stammbaum auf die schottischen Könige zurückführte; sie war aber die Enkelin des letzten Priors von Ely, der nach seinem Uebertritte sich als Dechant der Kathedrale verheirathet hatte. Fromm und haushälterisch wurde sie ihrem Manne und der ganzen Familie zum wahren Segen. Unter zehn Kindern und drei Söhnen gebar sie am 25. April 1599 den einzigen überlebenden Sohn, der nach dem Oheime Oliver genannt worden ist. Noch in den Tagen der grossen Königin hat er das Licht der Welt erblickt. Als er zu Verstand kam, hatte ein anderes Geschlecht den Thron des Reichs bestiegen, zu dem gar die Mutter in entfernter Verwandtschaft stand. Wer will leugnen, dass ein jugendlicher, hochfliegender Geist nicht zu den Gestirnen, die ihm weissagend geleuchtet, emporzublicken getrachtet; wer kann die Sage bekunden, die in der Folge von Hassern und Neidern geglaubt worden, eine übernatürliche Erscheinung habe einmal der erregten Phantasie des Jünglings eine Grösse sonder Gleichen verkündet?

Factisch ist aus den Jugendjahren so gut wie gar nichts überliefert. Die viel späteren Erfindungen parteiischer Bosheit, die den Knaben schon zum dämonischen Uebelthäter stempeln möchte, werden gegenwärtig mit Recht verworfen. Wahrscheinlich, dass er, wie er oft genug gethan haben mag, sich ebenfalls auf dem benachbarten Stammschlosse Hinchinbrook eingefunden, als dort Jacob I., im Frühling 1603 langsam seinen Einzug in England haltend, bei Sir Oliver zu Gaste lag. Bei einem evangelischen Geistlichen Dr. Beard ist er zur Schule gegangen, von dem wie von der Mutter er früh die strengen puritanischen Grundsätze empfangen, die im Osten Englands zumal auch unter der landsässigen Gentry um sich griffen. Dass der Vater sich zu diesem Stande rechnete, dass die Cromwells von Huntingdon so wenig Brauer von Gewerbe gewesen wie seiner Zeit in Gent Jacob van Artevelde, das hat der grösste ihres Namens späterhin einmal kurz und knapp dem ersten Parlament des Protectorats ausgesprochen, als er sagte: „Ich war von Geburt ein Gentleman und lebte weder besonders

vornehm noch im Verborgenen.“ Es war jedesfalls von Bedeutung, dass er früh im Leben beides, Stadt und Land, deren Gegensätze in ihren Grundlagen und Stimmungen kennen lernte. Der Stand aber wieder brachte es mit sich, dass er gleich Hampden und Blake die Universität bezog. Zu Ostern 1616 findet sich sein Name im Sidney-Sussex College zu Cambridge eingetragen, einer Stiftung, zu der gerade die angesehenen Familien von Huntingdonshire in Beziehung standen. Das alte Collegiengebäude mit seinen kleinen Höfen und engen Räumen steht heute noch wie damals, doch bewahrt es keine Ueberlieferung von Oliver Cromwell, ausser die Matrikel und ein treffliches Porträt des Protectors, das auf geheimnissvolle Weise bald nach dem Jahre 1660 in den Besitz des Collegiums gekommen sein soll. In der That, es gab auch wenig von diesem Studenten zu erzählen, da derselbe schon im Juni 1617 in Folge des Todes seines Vaters die Universität wieder verliess. Dass er nach kaum einem Jahre nicht eben viel profitirt, ist aus dem Latein ersichtlich, wie er es hernachmals geschäftsmässig geschrieben und gesprochen; es gieng ihm wie von jeher so manchen, die in England die Universität besuchen; der Verkehr mit den Altersgenossen und Körper stählende Uebungen dienten nicht minder wie die Bücher als Schule für das Leben. Nachdem er nun aber plötzlich, kaum erst achtzehn Jahre alt, das Haupt der Familie geworden, wo es galt einer Mutter und fünf meist noch unversorgten Schwestern beizustehen, hat er die akademischen Studien nicht wieder aufgenommen und scheint, sobald er sich nur in der väterlichen Hinterlassenschaft einigermassen umgesehen, nach London gegangen zu sein, um sich in einem der Inns of court zur Advocatur vorzubereiten.

Dort nun, so heisst es, habe er etwa drei Jahre hindurch ein wildes, ausschweifendes Leben geführt oder vielmehr fortgesetzt, was er schon in Cambridge begonnen. Lässt sich das wirklich beweisen? Man müsste denn etwa die Schmähschrift, welche James Heath um das Jahr 1663 unter dem Titel: „Flagellum oder Leben und Tod des Usurpators“ veröffentlichte, um die Erfindungen und Lügen aus der Restaurationsperiode aufzuspeichern, als eine Quelle zur Biographie

Cromwell's betrachten. Heath und die ihm folgen beabsichtigten mit Allem, was sie umständlich aus dem Jugendalter zu erzählen wissen, das ganze Leben dessen, der ihrer Sache einen so gewaltigen Stoss zugefügt, nachträglich als ein verruchtes zu brandmarken; es kümmerte sie in der Hitze befriedigter Rachsucht wenig, dass doch einige echte Ueberlieferung aus diesem Leben gegen sie zeugen könnte. Zunächst hat Cromwell so wenig sein väterliches Erbtheil verprasst oder die Seinen in Kummer und Drangsal versetzt, dass vielmehr noch eilf Jahre später Alles beisammen ist, um vortheilhaft verwerthet zu werden. Und dann schliesst ein junger Mann von einundzwanzig Jahren, nachdem er in Excessen aller Art die Laster der Hauptstadt ausgekostet haben soll, nicht so leicht eine Ehe dauernd glücklich für das Leben, wie Cromwell that, als er sich am 22. August 1620 Elisabeth Bourchier verband, der Tochter eines Ritters, die allem Anscheine nach schon damals streng religiösen Anschauungen huldigte. Auch dass er sofort sein väterliches Gut bezieht und Mutter und Schwestern bei sich behält, zeugt nur zu Gunsten der jungen Eheleute. Wie es jenen Anschwärzungen urkundlich an Begründung und chronologisch an Spielraum gebricht, so lassen sie sich auch schlechterdings mit den Umständen überhaupt nicht zusammenfügen; es steht mit ihnen nicht besser als mit der Anklage des Libertinismus, die auch anderen Grössen der Partei, John Hampden und John Pym, hinterdrein angeheftet worden ist.

Es wird nun aber eine indirecte Begründung aus jener bedeutungsvollen Sinnesänderung entnommen, welche in Cromwell's Seele während der nächsten zehn Jahre vorgegangen ist. Wie steht es mit dieser Wandlung? Doch lediglich so, dass dem Manne die volle, ernste Wahrheit dessen aufgegangen ist, was dem Knaben einst jener Lehrer gepredigt, der wie damals viele seines Gleichen aller Orten im Gegensatze gegen die officielle Kirche der Stuarts auch in Huntingdon die puritanische Gemeinde um sich sammelte, und dem Cromwell, abweichend von seiner väterlichen Verwandtschaft, nebst der Mutter und der Frau auch fernerhin anhieng. Es trat für ihn eine Zeit innerer Beschauung und Prüfung ein, wie man damals sagte, der Erweckung und der

Wiedergeburt, aus welcher er gleich Tausenden seiner Zeitgenossen als entschiedener, eifriger Puritaner hervorgegangen ist. Wenn sie da die strenge Richtschnur ihrer Bibel an sich selber legten und dann um sich blickten, wie es in der Gesellschaft und im Staate aussah, so fand ihr Schmerz häufig einen Ausdruck in reumüthiger Zerknirschung über Alles, was dahinten lag, als sie selber noch Kinder der Welt gewesen, und richtete ihr Gemüth sich an der Schrift auf, die diesem Geschlechte tiefer als vielen anderen vorher und nachher in Fleisch und Blut übergegangen war. Die düstere, grübelnde Stimmung, in der sich Cromwell mehrere Jahre hindurch verzehrte, braucht darum noch keineswegs aus der Reue über grobe Sünden seiner Jugend zu entspringen, seine Bekehrung ist nicht eine Folge von Ausschweifungen. Man citirt wohl als Beleg die Worte aus einem Briefe, den er im Jahre 1638 an eine Base gerichtet hat. Da heisst es: „Ihr wisst, wie ich vordem gelebt habe. O, ich lebte im Dunkel und liebte das Dunkel und hasste das Licht; ich war das Haupt, das Haupt der Sünder. Das ist wahr: ich hasste die Gottesfurcht, doch Gott hatte Gnade mit mir.“ So schreibt heute noch gar mancher, den man Pietist oder Dissenter schilt, ohne jemals leichtsinnig gewesen zu sein, so redete und dachte damals das halbe England, und wahrlich nicht der schlechteste Theil. Es waren fast noch mehr die allgemeinen Gegensätze als die individuelle Wandlung, welche dabei in Betracht kamen. Dass eine feuerige, derbe, gewaltige Natur wie die Oliver Cromwell's durch den langen Seelenkampf bis in Hypochondrie und lebensgefährliche Krankheit gestürzt worden ist, sollte nicht allzu sehr Wunder nehmen. Carlyle deutet mit Recht vergleichend auf Samuel Johnson; uns liegt Martin Luther näher. Eine solche Wirkung ist der beste Beweis für den tiefen Ernst, mit welchem diese Männer sich die grossen Fragen, auf die es ankam, klar zu machen suchten.

Dass Cromwell und die Puritaner in immer schrofferen Gegensatz zu der Regierung geriethen, bleibt doch vorwiegend die Schuld der letzteren. König Karl erst recht hat durch unerträgliche Verfolgung die Secte, die ein Ferment der Kirche war, in eine politische Opposition umgeschaffen,

welche nun immer entschiedener die Mittel des Widerstandes in den von der Krone schmählich verletzten alten Institutionen der Heimath suchte und fand. Cromwell trat zuerst öffentlich in die Partei, als ihn sein Geburtsort zu Anfang des Jahres 1628 in Karl's drittes Parlament gewählt hatte. So völlig unbemerkt ist denn doch schon damals seine Theilnahme keineswegs geblieben. Es finden sich vielmehr Bruchstücke der Rede, die er in einer Ausschusssitzung gehalten, in welcher es sich um einige von den Gemeinen belangte, von der Regierung aber immer mehr gehobene Kleriker aus der Schule Laud's handelte. Da hat er erklärt: „Wenn das die Stufen zur Beförderung in der Kirche sind, was haben wir dann zu erwarten?“ Da er sich in Betreff der einzelnen Beschwerden auf das Zeugniss seines Lehrers, des Dr. Beard, berufen, hatte das Haus bereits die Vernehmung desselben verfügt, als es nach einer stürmischen Scene am 2. März 1629 aufgelöst wurde. Eilf Jahre sollte England nunmehr ohne Parlament mit entschieden unrechtmässiger Gewalt regirt werden. Die Opposition warf sich sofort in unzähligen Splittern auf Stadt und Land, wo überall die Krone bemüht war die Zügel straffer zu ziehen, indem sie wie bei der eigenmächtigen Erhebung des Schiffsgeldes auch in anderen Stücken Principien verletzte, die schon in der Magna Charta statuirt worden.

Oliver Cromwell, in dessen Wahl zum Parlament seine Mitbürger von Huntingdon die eigene Gesinnung bethätigt hatten, der dort neben Dr. Beard auch das Amt eines Friedensrichters übte, hatte bald hernach seine Vaterstadt in einem Strausse mit der Regierung zu vertreten. Diese hatte wie anderswo auch in Huntingdon die alte Municipalverfassung mit ihrem durch alljährliche Wahl ergänzten Gemeinderathe eigenmächtig umgestossen und in einem neuen Stadtrechte den auf die Hälfte seiner Mitglieder herabgesetzten Rath für lebenslänglich erklärt. Wer kann leugnen, dass Cromwell und seine Gesinnungsgenossen, als sie mit aller Schärfe und Rücksichtslosigkeit das alte gute Recht zu behaupten suchten, durchaus conservativ gehandelt, und dass das Verfahren, welches der Geheime Rath des Königs wider ihn angestrebt, zu den übrigen Neuerungen und Ge-

waltthaten der Behörde stimmt, von denen jene Jahre erfüllt sind? Kein Gericht indess hätte in ihrem Sinne die Anklage erheben und ein Schuldig sprechen mögen.

Ein ähnlicher Conflict trat ein, nachdem Cromwell im Mai 1631 den grössten Theil seines Besitzes bei Huntingdon verkauft hatte und zuerst eine Stunde stromab nach St. Ives, fünf Jahre später in die zur Grafschaft Cambridge gehörende Bischofstadt Ely übergesiedelt war. Er beschäftigte sich hinfort mit Melioration der Wiesen, die er in Pacht genommen, mit Viehzucht, die auch heute noch in den östlichen Grafschaften mehr bedeutet als der Ackerbau, mit Verwaltung seines Vermögens, das — man sieht, was die Beschuldigungen einer verschwenderischen Lebensart werth sind — durch Erbfall von väterlicher und mütterlicher Seite langsam wuchs und weise angelegt wurde, mit Wahrung des puritanischen Gottesdienstes den bischöflichen Eingriffen zum Trotz und mit Abwickelung verschiedener örtlicher Fragen. Selten fehlte dabei der Gegensatz zu der Regierung. Schon seit Elisabeth's Tagen war wiederholt der Versuch gemacht worden, die mehr als 400,000 Morgen grossen Marschen, welche sich über mindestens fünf Grafschaften erstreckten, durch Regulirung des Ouse-Flusses zu entwässern. Es lag im Interesse der Grundbesitzer und sämmtlicher Anwohner der übel berüchtigten Fen-Districte, das schwierige Werk angegriffen und vollendet zu sehen; aber mehrere königliche Commissionen blieben ohne Erfolg; umsonst opferten vornehme Betheiligte, wie die Russells, hohe Summen, umsonst wurden der Krone und holländischen Wasserbaumeistern ihre Quoten an dem zu gewinnenden Boden ausgesetzt. Da wurde Karl I. in seinen Finanznöthen im Jahre 1637 auf den Gedanken gebracht, sich durch eine neue Commission zu einer neuen Revenue zu verhelfen. In gewohnter Weise griff er die Sache an; ohne Rücksicht auf den Privatbesitz und das Weiderecht der kleinen Leute wurden Dämme und Gräben gezogen, so dass nicht nur die Compagnie der Unternehmer, der Graf von Bedford an der Spitze, sondern vor allen der gemeine Mann über Vergewaltigung auch in diesen Sphären der Administration entrüstet war. Da trat Oliver Cromwell muthig für das gekränkte Recht der Gemeinen

seiner Landschaft ein, und ihm ist es gelungen die Unbill abzuwenden, ohne freilich die Massregel selbst bekämpfen zu wollen, für die er wie Vater und Oheim längst thätig gewesen. Er handelte in der Angelegenheit ohne Eigennutz, um Volksgunst brauchte er überhaupt nicht zu buhlen; die innerste moralische Ueberzeugung trieb ihn, das Recht gegen die Uebergriffe der Willkür zu wahren, wie gleichzeitig sein Vetter Hampden in Sachen des Schiffsgeldes that.

Oft genug hat ihn in jenen schwülen Zeiten, als Alles zum Ausbruche eines grossen politischen Kampfes hindrängte, seine Melancholie beschlichen; aber dass Männer wie John Hampden und Sir Arthur Hasilrig, beide wohlhabende Grundbesitzer, und Oliver Cromwell, der jüngst noch Pachtungen auf einundzwanzig Jahre abgeschlossen, dass ausdauernde Charaktere wie diese, welche für nationale und persönliche Freiheit Alles wagten, ernstliche Anstalten getroffen, um nach Nordamerica auszuwandern, das gehört in den Bereich der Fabel. Sie sahen damals schon, zumal nachdem der Aufstand in Schottland ausgebrochen, die Verlegenheiten voraus, die den König zwingen würden, sich wieder an das Parlament zu wenden. Auch Cromwell wurde im April 1640 gewählt, aber nicht in Huntingdon, wo durch seinen Fortgang und besonders seit dem Verkaufe des Stammgutes Hinchinbrook an die Montagues der alte Familieneinfluss an diese übergegangen war, sondern von Cambridge, unstreitig auch in Anerkennung seiner Verdienste um die Trockenlegung der benachbarten Marschen. So sass er neben einem Royalisten für diese Stadt im Parlament, in welchem überhaupt die städtisch-puritanische Opposition überwog, das der König aber eben deshalb schon nach wenigen Wochen wieder heimschickte, freilich um bereits zum November ein neues, das berühmte lange, berufen zu müssen, zu dem sich alle jene Männer, darunter auch Oliver Cromwell wiederum für Cambridge, einfanden, die Karl sich so geflissentlich zur Opposition gross gezogen. Der Hof hatte mit allen Anstrengungen viele seiner Candidaten nicht durchzusetzen vermocht; die Berufung wie der Ausfall der Wahlen bedeutete für den König eine persönliche Niederlage.

Statt Mittel zu bewilligen, um die Schotten über die

Grenze zurückzutreiben, erhob nach langer Unterdrückung die englische Nation ähnliche Beschwerden wie eben diese Nachbaren; der strenge Calvinismus der Puritaner näherte sich den Presbyterianern, und die Schotten horchten gespannt, als man in Westminster die alten politischen Freiheiten geltend machte. Da beide Theile gleiche Ziele verfolgten, standen sie nothwendig zusammen. Nun erst konnten des Königs Werkzeuge, Strafford und Laud, zur Verantwortung gezogen werden, nun fielen die Schranken so manchen Instituts, das als Zwingburg gedient; in den Debatten über die grosse Remonstranz loderte eine ganze Hekatombe empor, und schon wurde die Axt an den Grundpfeiler des Systems gelegt: die bischöfliche Kirche, welche die überschwänglich monarchische Theorie mit einer in England wenigstens unerhörten Praxis vermittelt hatte, sollte fallen. Rasch und entschieden war das Parlament im Laufe eines Jahres über die Krone emporgestiegen.

Wer möchte verkennen, dass Cromwell neben vielen Gesinnungsgenossen und vorzüglich neben dem grossen Führer Pym bei diesen Hergängen wenig hervorgetreten? Er war überhaupt nicht der Mann parlamentarischer Debatte, selbst an den über das Mass erhitzten, zügellosen Wortkämpfen scheint er sich nur spärlich betheiligt zu haben. Aber die Aufmerksamkeit der Gegner fiel doch von Anfang an auch auf ihn. Ein Royalist berichtet, wie er im November 1640 Cromwell zum ersten Mal erblickt, als dieser gerade das Wort hatte. „Er war sehr gewöhnlich angezogen, denn er trug Kleider von geringem Tuch, die ein schlechter Dorfschneider angefertigt zu haben schien; sein Leinenzeug war gering und nicht sehr reinlich, und ich erinnere mich noch einiger Blutflecke auf dem Bäffchen, das nicht viel grösser als der Kragen war. Sein Hut hatte kein Band. Seine Gestalt war ansehnlich, der Degen sass fest an der Hüfte, das Antlitz war aufgedunsen und röthlich, die Stimme scharf und misstönend, und seine Rede voll Feuer.“ Der elegante Sir Philipp Warwick hat nicht begreifen können, wie die Versammlung gerade diesem Mitgliede von bäuerischem Aeusseren so aufmerksam zuhören mochte. Der Ungestüm Cromwell's hat ihn wohl in den Ausschüssen heftig mit dem

Vorsitzenden zusammengebracht, so dass mit Aufhebung der Sitzung und einer Klage beim Hause gedroht werden musste. Aber trotz dieser Haltung hatte das Mitglied für Cambridge doch einen bedeutenden Antheil an den Schlägen, welche sicher und scharf das System der königlichen Prärogative zertrümmerten. Obwohl Cromwell sich niemals der eigentlich presbyterianischen Kirchenform zugewendet, so hatte doch auch er, als der König einen für das Parlament bedenklichen Versuch gemacht hatte, sich mit den Schotten zu vertragen, Alles aufgeboten, damit in Westminster Presbyterianer und Separatisten gemeinsam Hand anlegten, um in England die bischöfliche Verfassung zu stürzen. Auf seinen Antrag fasste das Parlament, noch ehe die Kunde von dem irischen Blutbade eingetroffen sein konnte, den Gedanken, den Oberbefehl über die Milizen dem Grafen Essex zu übertragen. Man weiss, wie bald darauf in Folge jener Ereignisse gerade an der Frage, wer in England das Recht habe Truppen zu halten und zu beordern, sich der Streit entzündete, der nicht mehr zu versöhnen war. Kein Zweifel, dass Cromwell ihn weiter reissen half: er hat zuerst gefordert, dass Karl seine Rathgeber, den Grafen Bristol und dessen Sohn Lord Digby, entlassen solle. Der König, auf das Aeusserste gereizt, wagte darauf die unselige That und drang am 4. Januar 1642 mit seinem bewaffneten Gefolge in den Sitzungssaal der Gemeinen. Eine Woche später verliess er die Residenz von Whitehall, um sie erst bei seinem Todesgange wiederzusehen. Aber während nun im Norden vornehmlich die loyalen Kräfte zusammenströmten, um die königliche Prärogative mit den Waffen zu vertheidigen, gab die Hauptstadt dem Parlament und dem Lande das begeisterte Beispiel, auf Gegenwehr bedacht zu sein.

Nun erst kam Cromwell's Wesen zur vollen Geltung. Das Zungengefecht hatte ein Ende, Alles griff zum Schwerte. Nachdem viele noch, zunächst um die papistischen Rebellen in Irland niederzuwerfen, beträchtliche Darlehen zum Besten der Parlaments-Regierung gezeichnet, Cromwell 500, sein Vetter Hampden 1000 Pfund, sind sie nach Hause geeilt, um dort die Gesinnungsgenossen zur Selbstvertheidigung in die Waffen zu rufen, grösstentheils Männer, die niemals Kriegs-

dienste gethan, und denen nun der Bürgerkrieg als das einzige Mittel erschien, für ihre Freiheit einzustehen. Wie Hampden in Buckingham, Blake in Somerset, Hutchinson in Nottingham und viele andere in ihren Grafschaften, so trat Cromwell zunächst in der Stadt Cambridge den Royalisten entgegen, die auch hier an der Universität ihre Stütze fanden. Nachdem er für Waffen aus London gesorgt, bemächtigte er sich im August des Magazins in der Burg und confiscirte das Silber, welches die dortigen Collegien wie die von Oxford dem Könige zum Einprägen darbringen wollten. Im September, als das Heer des Parlaments Gestalt gewann, erscheint er als Capitän an der Spitze der 67. Schwadron, Cambridge-Dragoner. Die beiden ältesten Söhne hatten gleich dem Vater den Degen umgeschnallt. Im October machte er das erfolglose Gefecht bei Edgehill mit. Dort schon erkannte er, woran es seiner Partei den Cavalieren gegenüber gebrach, und so bot er denn während des Winters als Mitglied der Association der östlichen Grafschaften Alles auf, um Streitkräfte zur Vertheidigung wie zum Angriff vorzubereiten. In seiner Heimath recht eigentlich legte er den Grund zu der hervorragenden militärischen Erscheinung der Zeit.

Die Grafschaften Norfolk, Suffolk, Essex, Cambridge und Hertford nämlich, vorwiegend parlamentarisch gesinnt, waren zusammengetreten, um Geldmittel flüssig zu machen, die Milizen zu exerciren und zur Abwehr eines Anfalls bereit zu halten. Auf Cromwell's Dringen wurde die Stadt Cambridge befestigt und eine stehende Truppe hineingelegt. Von hier aus hielt er auch das benachbarte Huntingdon an der Sache fest, das zwar ursprünglich nicht derselben Verbindung angehörte, wo aber durch die Bemühungen seiner Schwäger, John Desborow und Valentine Walton, der Array des Königs ebenfalls nicht durchzudringen vermochte. Es ist wahr, auch in diesen Strichen der Insel war die Stimmung der Landedelleute vielfach zu Gunsten des Königs. Um sie in Güte eines Anderen zu belehren oder ihren Anschlägen mit Entschiedenheit zuvorzukommen, zog Cromwell, bereits Oberst, mit seinen Reitern in jenen Grafschaften umher und hat manchen nicht eben willkommenen Besuch abgestattet. Zu

Lowestoft an der Küste von Suffolk hat er einmal eine Anzahl Junker, welche dort ihre Besprechung hielten, aufgehoben und nur gegen beträchtliche Bussgelder frei gegeben. Bei dem alten Oheim Sir Oliver zu Ramsey soll er einst eingetreten sein, um, während er selber respectvoll dem Familienhaupte aufwartete, von seinen Leuten nach Waffen, Pulver und barem Gelde suchen zu lassen. Der Sheriff von Hertford wurde auf offenem Markte, als er eben des Königs Aufgebot verlas, von den Dragonern aufgebracht. Allein durch wenige solcher Massregeln ist in Kurzem der Osten Englands, dem sich hernach auch Huntingdon und Lincoln beigesellt, dem Schauplatze des Bürgerkrieges fast gänzlich entrückt worden, während in vielen anderen Grafschaften eine parlamentarische Faction mit der royalistischen weiter rang und dadurch für die Dauer des Krieges im Grunde keiner Seite gedient wurde. Man erstaunt doch, wenn man die Listen der Mitglieder der Association aus den sieben vereinigten Shires überblickt und ausser den vielen Gentlemen und Esquires darin drei Lords, dreissig Baronets und zweiundvierzig Ritter zusammenrechnet, von denen freilich mancher wider Willen sich den Anforderungen der Mehrzahl hat fügen müssen. Die wenigsten allerdings sind selber zu Pferde gestiegen, davon dispensirte sie schon die verhältnissmässige Sicherheit ihrer Gegend; aus denselben Gründen ist aber eben hier aus anderen Elementen eine wirklich schlagfertige Truppe entstanden.

Cromwell erlas sich seine Scharen aus der zahlreichen Classe der Freisassen und kleinen Landleute, die, unabhängig von Adel und Gentry, doch im ganzen Reiche den vornehmen Ständen gegenüber zum Parlament hielten. Gesunde Körperkraft, Ausdauer und Muth sind von Alters her gerade unter Leuten dieses Schlages zu Hause gewesen. Sie brachten wohl ihre Pferde mit und konnten zur Noth eine Weile ohne Löhnung aushalten. Bald freilich musste, wie die erhaltenen Briefe zeigen, nicht nur für Waffen und möglichst gleichförmige Ausrüstung, sondern auch für Geld gesorgt werden. Die Hauptsache aber war, dass ihr Führer, der dreiundvierzig Jahre alt geworden, ohne das Kriegshandwerk zu treiben, sich unermüdlich mit ihnen einexercirte,

wobei ihm alte holländische Militärs, mit denen man sich radebrechend verständlich machen konnte, als Waffenmeister zur Seite standen. Einfache, aber scharfe Kriegsartikel hielten die Zucht aufrecht, so dass sich von Anbeginn ein echter Soldatengeist entwickelte. Er hatte die ersten Proben zu bestehen, als es zum Sommer 1643 galt, die Scharen des Marquis von Newcastle aus Lincolnshire zu verdrängen: bei Grantham und bei Gainsborough haben die Schwadronen der Association unter Cromwell's Befehl trotz der Minderzahl und dem üblen Terrain durch scharfen Anlauf die Gegner auseinander gesprengt und sie dann im Einzelkampfe mit Degen und Schiessgewehr aus dem Felde geschlagen.

Aber Monate vergiengen, bis die Grafschaft vom Feinde gesäubert war, während die Cavaliere in der Mitte und namentlich im Westen des Landes gegen das Parlament im Vortheil blieben. Wie schlecht es mit dessen Streitkräften stand, gewahrte Cromwell, seitdem im August dem Grafen von Manchester der Oberbefehl übertragen worden und dieser mit einigen Regimentern eingerückt war. Er fand sie unzuverlässig und meuterisch trotz der Löhnung, die sie empfiengen; um so eifriger bemühte er sich, die Geschwader seines eigenen Reiterregiments neu zu formiren und nur mit Leuten nach seinem Herzen zu füllen. Er wünscht vor allen ehrliche, gottesfürchtige Hauptleute zu haben, denn unter solche stellen sich ähnlich gesinnte Männer am liebsten. Schon im September schreibt er: „Meine Truppen wachsen. Ich habe eine prächtige Schwadron, Ihr würdet sie respectiren, wenn Ihr sie kenntet. Es sind keine Wiedertäufer, sondern ehrliche, nüchterne Christen. Sie erwarten aber auch wie Männer behandelt zu werden.“ Einmal hat der Ausschuss gegen die Anstellung eines schlichten Menschen als Reiterhauptmann remonstrirt und erhält zur Antwort: da keine Herren von Geburt und Adel sich meldeten, müssten Genügsamkeit, Treue und Gewissenhaftigkeit den Mangel ersetzen. Und schon hört man Verwunderung darüber, dass unter Cromwell's Leuten, selbst wenn sie krumm liegen müssen, keiner flucht, säuft, plündert und andere gotteslästerliche Handlungen begeht. Wunderbar, die unnachsichtliche Strenge, der Zauber einer freien religiösen Genos-

senschaft trieb die tüchtigsten und tapfersten Leute unter seine Fahnen, wie Milton sagt, „in das beste Gymnasium nicht nur der Kriegskunst, sondern des Glaubens und der Frömmigkeit.“

Während des Winters organisirte Cromwell also seine Eisenseiten und führte den Gedanken aus, den er einst nach den ersten unentschiedenen Gefechten, auf die Cavaliere hinweisend, seinem Vetter Hampden kurz vor dessen Tode ausgesprochen hatte: „Jene sind Söhne von Edelleuten, junge Männer von Rang und Ehre; die unserigen alte unfähige Burschen, Kellner und Weinzapfer, die man fortgejagt. Wahrhaftig, ich will Männer anwerben, welche Gottesfurcht im Herzen tragen, deren Gewissen sie treibt, und ich versichere Euch, sie sollen nicht geschlagen werden.“ Dem feudalen Ehrgefühl wohlgeborener Scharen, das sich unter dem vom Prinzen Rupert gegebenen Impuls bisher in der Regel als das stärkere bewiesen, denkt er eine moralische Kraft gegenüberzustellen, die bei Tausenden aus einer und derselben religiösen Stimmung entsprang, welche vor keiner anderen Autorität als der ihres Glaubens wich. Schon schüttelte er den Kopf über das Treiben der trunkenen Gesellen, welche durch Manchester und Willoughby nicht in Zucht gehalten werden konnten, schon spottete man über ihn und seine Gottseligen als über Schwärmer und Fanatiker. Aber er blieb dabei, sich um das specielle Bekenntniss des Einzelnen nicht zu kümmern, wenn er sich als Soldat nur tadellos führte und der gemeinsamen Sache treu diente. Die feuerige Ueberzeugung, dass dies Gottes Sache sei, und die eiserne Selbstbeherrschung des Führers haben dann der Schöpfung eine einheitliche, feste Gestalt gegeben, wie kaum einem anderen streitbaren Körper in der Kriegsgeschichte. Es ist nicht nöthig zu wiederholen, was derselbe am 2. Juli 1644 bei Long Marston Moor vollbracht, wo Manchester, Fairfax und die Schotten schwerlich das Feld behauptet hätten, wenn der linke Flügel unter Generallieutenant Cromwell, fast ausschliesslich seine Cuirassiere, nicht die stolzesten Schwadronen der Cavaliere vor sich niedergeworfen hätte. „Gott hat sie fallen lassen wie die Stoppeln unter der Schneide unserer Schwerter,“ meldete Cromwell in

seinem Schlachtberichte. Es war ausser dem abermaligen Eingreifen der Schotten doch vornehmlich sein Werk, dass der Osten und Norden dem Könige nun völlig verloren giengen. Leistungen wie diese mussten den Mann rasch und entschieden zu einer ungewöhnlichen Stellung emporheben. Wenige Monate später finden wir ihn ausserhalb seiner heimischen Region, um den grossen Erfolgen zu begegnen, die der König im Westen und Süden davongetragen. Unter seinem Zuthun doch wieder kommt der Krieg bei Newbury gewissermassen zum Stehen.

Es lässt sich nicht behaupten, dass Cromwell bisher nach einem ehrgeizigen Plane verfahren, oder dass ihm gar schon der Gedanke, selber an die Spitze zu gelangen, als Ziel vorgeschwebt habe. Im Gegentheil, die Anforderungen, die kritische Lage des Augenblicks finden in ihm ihren Mann, der mit allen Waffen, offenen und verborgenen, zu handeln und zunächst die unmittelbar entgegenstehenden Hindernisse zu bewältigen weiss. Als eigentlicher Parteiführer tritt er überhaupt nicht auf, niemals gelangt er zu unbedingter Herrschaft auch nur über seine independentischen Gesinnungsgenossen. Aber er vertritt ihre im Felde und im Parlament erstarkende Richtung in zwei wesentlichen Fragen. Die Einigung Englands und Schottlands vermittelst des Covenant verlangte Unterwerfung der Separatisten unter das presbyterianisch-parlamentarische System und Einordnung der einzig siegreichen, aber independenten Truppe in den Kriegsstaat der Alliirten, der das Commando zwar vornehmen, aber nicht geschickten, zuverlässigen Händen anvertraut hatte. Bei der letzten Affaire war es zwischen Cromwell und seinem Vorgesetzten, Lord Manchester, zum Conflict gekommen: jener beschuldigte diesen, dass er den König habe durchschlüpfen lassen; die Anklage der Insubordination erfolgte als Erwiderung. Der Streit verpflanzte sich in das Parlament auf das politische und religiöse Gebiet. Wer konnte leugnen, dass alle die hochgeborenen Herren sich eben nicht als Feldherren bewiesen, und wer hatte die einzige Schlacht gewonnen? Aber jene galten als Säulen der neuen Staatsordnung, Cromwell hingegen und seine gottseligen Reiter mochten zwar Retter derselben sein, indess sie

mussten sich einfügen oder beseitigen lassen. So galt es denn die eigene Existenz zu wahren, was kaum möglich war, ohne neuen Einfluss zu gewinnen und den besonderen Standpunct noch schärfer zu fassen. Die Worte lauten sehr wahrscheinlich, die damals von Cromwell's Lippen gefallen sein sollen: „Es wird nicht eher besser, als bis man die Lords beseitigt!" Und: „Träfe ich im Gefechte auf den König, ich würde das Pistol auf ihn abdrücken, wie auf jeden anderen." Man suchte ihn als Feuerbrand zu packen, aber er kam zuvor mit der Selbstentäusserungsbill, so recht ein Hilfsmittel seines sicher treffenden und doch nicht eben geraden Geistes, eine Massregel, die zugleich gegen den Royalismus in England und das von den Schotten geförderte aristokratisch-presbyterianische Staatswesen gerichtet war. Indem alle namhaften Führer, so weit sie dem Parlament angehörten und an thätiger Politik betheiligt waren, von der Armee zurückzutreten genöthigt sein sollten, wurde zugleich eine Reorganisation des Heeres unerlässlich, und denen, die sich im Felde keineswegs Lorbern erworben, auch in ihrem politischen Ansehen ein Stoss versetzt. Die Sicherheit Englands erforderte gebieterisch, dass Cromwell's Regiment das Modell der neuen Armee wurde; vielleicht liegt darin auch die vornehmste Ursache, weshalb er allein schliesslich von den Bestimmungen der von ihm erdachten und durchgesetzten Massregel befreit geblieben. Mehr ahnender Tact als kaltblütige Berechnung hat ihn in der für ihn persönlich richtigen, aber freilich keineswegs besonders ehrenhaften Weise handeln lassen.

Der nächste Feldzug offenbarte, wie vorherrschend inzwischen der independentisch-soldatische Geist geworden. Bei Naseby kam es zum Entscheidungskampfe. Trotz Karl's schwungvollem Muthe, trotz der Tapferkeit seines Neffen von der Pfalz, welcher das feindliche Fussvolk und die Reiter Ireton's, der im Jahre darauf Cromwell's Schwiegersohn wurde, noch einmal vor sich hertrieb, kam hier das Königthum in offener Feldschlacht vor der eisernen Energie der Geschwader unter Fairfax und Cromwell zu jähem Fall. Indem der Westen, bis dahin die Burg der königlichen Partei, verloren gieng, schwang sich der Sieger, der factisch weder

ein Commando führte und nichts weiter als Mitglied des Parlaments war, durch seinen strahlenden Erfolg zum gewaltigsten Manne des Reichs empor. Durch ihn hatte das Heer über den König entschieden, durch ihn bedrohte es sofort den schottischen Covenant und das presbyterianische System des Parlaments. Während Karl in jammervoller Lage noch auf Schottland und Irland hoffte, in seiner Umgebung aber die Träger der politischen und militärischen Gewalt verhängnissvoll an einander geriethen und seine Streitkräfte sich völlig auflösten, riss auch der Bruch unter seinen Feinden, der Gegensatz der parlamentarischen Parteien, unaufhaltsam weiter. Die Schotten, welche sich die Oberleitung in England anmassen wollten, die mit ihnen verbündete Hauptstadt, der Rest des Oberhauses, die presbyterianische Kirchenversammlung zu Westminster traten zusammen, um den im Heere mächtigen independentischen Geist zu brechen. Sie alle hatten dasselbe Interesse, eine Faction nicht zur herrschenden werden zu lassen, welche die calvinistische Hierarchie so gut wie die anglicanische als intolerant verwarf und sich weder dem Könige von Gottes Gnaden, noch einer durch aristokratische und demokratische Einflüsse beschränkten Monarchie fügen wollte. Allein schon fragte es sich, ob eine Combination verschiedener Elemente der Geschlossenheit und Rücksichtslosigkeit solcher Gegner werde gewachsen sein. Wie beide Parteien den noch nicht gestürzten König im Auge hielten, so stand er wiederum zu einer jeden in besonderer Beziehung. Karl hat es ausgesprochen, dass es ihm nur zum Vortheil gereiche, Presbyterianer und Separatisten gegen einander zu hetzen, denn von einem Nachgeben in den kirchlichen Forderungen auch der gemässigteren Seite war bei ihm niemals ernstlich die Rede. Man weiss, wie er nach langen, unerquicklichen Verhandlungen, in welche auch die französische Politik eingriff, sich endlich verzweifelnd dem schottischen Heere in die Arme warf, das ihn von allem und jedem Einfluss abzusperren suchte, um ihn schliesslich gegen ein Sündengeld an die englischen Bundesgenossen auszuliefern. Kaum war er in die strenge Haft der letzteren auf Schloss Holmby ab-

geführt, als der Hader zwischen Parlament und Armee zu heftigem Ausbruch kam.

Der Versuch, das Heer durch eine Auflösung zu beseitigen oder durch den Dienst in Irland und Aufnöthigung des Covenant unschädlich zu machen, wurde mit einem unbotmässigen Manifest beantwortet, durch welches die Regierungsgewalt von Westminster als unberechtigt in Frage gestellt wurde. Es athmet das volle Bewusstsein eines geschlossenen Körpers von mehr denn 20,000 Mann, dass von ihm ein festerer Bestand der Dinge zu gewärtigen sei als von dem anderen Theile. Ein kühner Streich, die Entführung des Königs durch Cornet Joyce, angestellt von einem Committee der Truppen, machte diese Ueberzeugung zur Thatsache. Nunmehr vor einer Auflösung gesichert, gieng das Heer seinerseits gegen Hauptstadt und Parlament vor; um das letztere vor dem Pöbel zu sichern und dem eigenen Willen anzupassen, auch keineswegs ungerufen, rückte es am 6. August 1647, Lorberzweige auf den Hüten, in London ein.

Man fragt begierig bei solchen Hergängen nach dem Antheile Cromwell's. Anfangs erscheint er im Hintergrunde, doch sobald Karl aus der Hut der strengen Presbyterianer in die des Heeres übergegangen, ist er die Seele des Versuchs, im Gegensatz wider jene das Independententhum mit dem Könige zu vertragen. In seiner eigenen Heimath, zwischen Huntingdon und Cambridge ist er, soviel man weiss, dem Fürsten zum ersten Mal unter die Augen getreten; von dem Hauptquartier in Putney aus hat er mit Karl, der wieder die Residenz von Hamptoncourt bezogen, wo er beträchtlich grössere Freiheit als bisher genoss, jene denkwürdigen Verhandlungen gepflogen, die bei den katholischen Royalisten, ja, sogar bei dem Papste in Rom Beifall zu finden schienen. Cromwell setzte nebst den meisten Oberofficieren voraus, dass, wenn der König einverstanden, von ihnen denn doch, vor allen in religiösen Dingen, eine andere Toleranz zu erwarten sein werde als von ihren steif presbyterianischen Gegnern. Er persönlich empfand noch einmal den vollen Zauber und die ewige Geltung der Monarchie; im häufigen Verkehre mit dem legitimen Träger der Krone trachtete er

eine Weile eifrigst darnach, durch Einigung der Extreme das grosse Uebel zu heilen, das durch die in der Mitte stehenden Mächte permanent zu werden drohte. Da zeigte es sich bald, wie wenig doch auch er, der Kraftvolle, dieser Extreme Herr war. Während Karl wieder nur zum Schein mit den Officieren schön that und, an seinen Principien fest haltend, rastlos Ränke schmiedete, um sich ihnen zu entwinden, warfen die gemeinen Soldaten, die in ihren Agenten oder Agitatoren ein tumultuarisch militärisches Sonderparlament eingesetzt hatten, ihren Führern, die sich dem Könige und seinem verdächtigen Anhange hingäben, Abfall von der guten Sache, wenn nicht gar Verrath vor. Von Cromwell hiess es sehr bezeichnend, dass Karl ihn zum Grafen von Essex zu erheben beabsichtige, dieselbe Würde, die einst Heinrich VIII. seinem Ahnherrn verliehen. Eine tiefe Spaltung riss durch die Partei: auf der einen Seite wurde völlige Trennung von Kirche und Staat, ja, schon das Haupt des vornehmsten Uebelthäters gefordert, während die anderen sich gerade in eine Transaction mit diesem eingelassen hatten. Darüber drohte die Disciplin, durch welche doch das Gebäude geschaffen worden, zusammen zu brechen; es kam zu den heftigsten Erörterungen, zu heller Meuterei, zu Executionen. Endlich war es wieder Cromwell, der, indem er den militärischen Gehorsam als unerlässlich aufrecht halten zu müssen glaubte, aber die Einigung mit dem Könige fahren liess, den radicalen Tendenzen des Heeres nachgab und also den Riss noch einmal zusammenfügte. Darüber entwich Karl aus Hamptoncourt, aber nur um auf der Insel Wight recht eigentlich der Gefangene derjenigen zu werden, denen nun nicht mehr um Aussöhnung mit ihm zu thun sein konnte. Cromwell, nachdem er eine Anwandlung von Loyalität von Seiten des Fürsten wie der Partei schlecht belohnt gesehen, war nun der bitterste Feind geworden; er war bereit, das gekrönte Haupt zu opfern, sowohl weil dieses unverbesserlich, als, wenn er den Forderungen seiner Leute nicht nachgegeben, weil er dann selber verloren gewesen. Mehr vorwärts geschoben als leitend erscheint er in der Oligarchie der „Grandees“, die einstweilen Heer und Staat zu leiten versuchte.

Jedoch die aussergewöhnliche Stellung, zu welcher diese Partei sich emporgeschwungen, bewirkte, dass die anderen noch einmal sich zusammenfanden. Fast gleichzeitig gewann der königliche Anhang in Schottland die Oberhand, erhoben sich die Cavaliere im englischen Norden und Westen, hisste ein Theil der Flotte Karl's Flagge auf und war die Stimmung der ländlichen und städtischen Bevölkerung in vielen Gegenden eine solche, dass Aristokraten und Bürger wieder in dem Gefühle zusammentrafen, „das Recht der Krone bilde einen Theil der öffentlichen Freiheit.“ Der Druck der öffentlichen Meinung gewissermassen trieb das Parlament aus den Fesseln der Soldatengewalt; wenn Cromwell in der That ausgerufen, jetzt gelte es, die Stadt London zu zwingen oder zu vernichten, er und die Seinen konnten nicht verhindern, dass mit dem gefangenen Könige, den früheren Verboten zum Trotz, noch einmal wiederum Verhandlungen angesponnen wurden.

Da brach im Sommer 1648 mit dem Einmarsche der Schotten der zweite Bürgerkrieg aus und stellte die Existenz aller abermals auf die Spitze des Schwertes. Während Fairfax mit blutigen Schlägen in Kent und Essex den Aufstand niederwarf und auch die Gefahr von der See her abgewendet wurde, hatte Cromwell langsam, aber sicher die von den Königlichen behaupteten Burgen in Wales gebrochen und wandte sich dann im Sturm nach Norden gegen die englischen und schottischen Vertheidiger der Krone. Sein Feldherrngenie und die Kraft der religiös-politischen Idee, die er vertrat, warf an drei Schlachttagen in der Nähe von Preston die bedeutende Uebermacht lose verbundener Feinde zu Boden. Der Einwirkung der Schotten auf Kirche und Königthum in England wurde ein jähes Ende bereitet, und indem der Sieger auf eigene Hand, wie er sagte als Soldat, bis Edinburgh vorrückte, brachte sein Erscheinen auch dort die mehr verwandte Richtung Argyle's an das Ruder. Der kurze erbitterte Kampf hatte nach allen Seiten einen Umschwung zur Folge: die Monarchie war vor dem Untergange nicht mehr zu bewahren, ein Freistaat oder Militärherrschaft mussten sie verdrängen, und in Erwiderung auf die Uebergriffe der Schotten streckte England vielmehr die Hand aus

nach der Obergewalt in Britannien. Zum dritten Mal hatte die Entscheidung im offenen Felde den einen Mann um eine gewaltige Stufe emporgehoben.

In seiner Abwesenheit zwar leuchtete noch einmal wie das Abendroth am Himmel des Königs in den allerletzten Verhandlungen trügerisch die Aussicht auf, diesen mit der Masse seiner Unterthanen zu vertragen. Wer mag entscheiden, wie viel oder wie wenig die bis an das Ende unveränderte Haltung Karl's, die Doppelzüngigkeit seiner Politik, sein Rechnen mit idealen statt mit realen Grössen, oder die schroffe Consequenz seiner Gegner den fürchterlichen Ausgang herbeigeführt hat? Jedesfalls übten die jüngsten kriegerischen Triumphe auf die allgemeine Lage eine unwiderstehliche Rückwirkung. Das Heer mit Fairfax und allen namhaften Führern an der Spitze bedeutete dem Parlament in einer scharfen Eingabe, es habe sich den Anforderungen des gemeinen Wohls zu fügen; und als dennoch eines Morgens eine starke Majorität den Abschluss mit dem Könige votirte, erfolgte Tags darauf am 6. December durch den Obersten Pride die gewaltsame Ausstossung der Mehrheit, die unter der eisernen Zucht der geistlich und militärisch am sichersten disciplinirten Macht den Rumpf einer Versammlung übrig liess, der nunmehr als höhnischer Spott gegen das Princip die unverhüllte, absolute Volkssouveränetät ausüben sollte. Man erfährt nicht, wie weit im Einzelnen der Streich auf Anordnung Cromwell's geschehen; er ist am Abend des Tages erst wieder in London eingetroffen. Aber wie er über die Verwicklung dachte, erhellt wiederholt aus seinen Worten. Schon vom Schlachtfelde bei Warrington hatte er den Gemeinen erklärt, wie sie dem Volke Gottes, das eben so Grosses vollbracht, nicht widerstreben, dagegen ihr Amt besorgen sollten, dem Lande Frieden und Eintracht zu verschaffen. Und an Hammond, den Wächter des Königs in Carisbrook, schreibt er: „Obrigkeit und Herrschaft sind von Gott eingesetzt. Diese oder jene Art aber ist Menschenwerk und je nach ihrer Fassung durch weitere oder engere Grenzen beschränkt. Aber ich meine darum nicht, dass die Obrigkeit nach Gutdünken walten und dafür Gehorsam fordern dürfe. Alle stimmen darin überein, dass es Fälle

gibt, in denen Widerstand erlaubt ist.“ Sein mächtiger, verschlagener Geist freilich wollte deshalb keineswegs jene unbedingte Herrschaft des Volkswillens, ihn bestimmte zunächst immer das gemeine Beste, die Ueberzeugung, dass man die Auserwählten Gottes kränke, vielleicht auch die volle Erkenntniss der Gefahr, in welche Dasein und Wesen des Königs jene immer wieder versetzte. So liessen er und die übrigen Führer dem schon länger nur mit Mühe zurückgehaltenen Strome seinen Lauf: der König wurde endlich den fanatischen Forderungen der Soldaten geopfert, da nach den Begriffen des alten Bundes, denen sie huldigten, durch ihn vornehmlich unschuldiges Blut vergossen worden sei und gesühnt werden müsse. Die seltsamste Fügung war es doch, dass ein stehendes Heer, wie es Strafford zehn Jahre früher zur Unterdrückung aller nationalen und parlamentarischen Freiheiten hatte aufrichten wollen, dass die militärische Gewalt, um deren Besitz der Streit sich wesentlich gedreht, es sein musste, die den König auf das Schaffot brachte und an seiner Statt eine Herrschaft der Gottseligen auf Erden errichten zu können vermeinte. Gegen die Ueberlieferung der Jahrhunderte, gegen die verschiedenen Parteien, die zwar zurückgesetzt, aber nicht unterdrückt worden, versuchte sich England in einem Freistaate. Ein Gedanke, der unverkennbar von dem Erfolge der Vereinigten Niederlande eingegeben, in jenem Zeitalter ja wiederholt in Nord- und Süd-Europa aufgetaucht ist. Der Hergang aber, der ihn in England zur Ausführung brachte, beweist nun unmittelbar gegen die nicht zu begründende Annahme, dass Alles nur zur Befriedigung der grenzenlosen Herrschsucht Cromwell's geschehen sei. Als er nach harten inneren Kämpfen, um die Verbindung mit den alten Siegesgenossen zu wahren, zum Königsmörder geworden, musste ihm doch die doppelte Abhängigkeit vor der Seele schweben, in die er dadurch persönlich gerathen. Auf der einen Seite die auch durch das Heer vertretene, zur Wahrheit gewordene republikanische Tendenz, auf der anderen die Wirkung des Verbrechens, in dem er frühe schon gerade von seinem Standpuncte einen argen politischen Fehler nicht verkennen konnte.

In dieser entscheidenden Krisis stimmt aber gleichwohl

schon die allgemeine Situation zu der ausserordentlichen Stellung des einen Mannes. Während offen vor aller Welt der König enthauptet, das Oberhaus beseitigt wurde und zahlreiche Entwürfe vorlagen, eine wahrhafte Repräsentation des Volkes durchzuführen, bestand doch noch immer im Widerspruch mit den masslosen Forderungen der Agitatoren das Rumpfparlament, und erhielt sich wie ein dünner Faden, an die Vergangenheit und die Fundamentalgesetze des Reiches anknüpfend, eine Continuität der Rechtsübung. Mit umfassender Gewalt, ja, mächtiger als der König jemals gewesen, handhabte der Staatsrath die Executive; und Cromwell scheint — man sieht, wie viel dabei auf ihn ankam — gelegentlich vorgesessen zu haben. Von hier aus wurden in England die royalistischen und presbyterianisch-parlamentarischen Gegensätze kraftvoll niedergehalten, die wenigen Bluturtheile vollzogen, welche diesen Wendepunct der Revolution merkwürdig kennzeichnen. Von hier aus aber auch erhob sich die erste Schranke gegen den Fortschritt der Bewegung, die, jüngst von gemeinen Soldaten angeregt, Kirche und Staat in einen schwärmerisch-wilden Urbrei aufzulösen drohte. Von dem communistischen und chiliastischen Treiben der Levellers wurde das Militär wie das Civil ergriffen, so dass, als einige Regimenter wie schon früher sich abermals weigerten nach Irland zu ziehen, Cromwell einschreiten musste, um auch nach dieser Seite das Princip des Staates festzuhalten, indem er vermittelst einzelner Executionen und Streifzüge kurz und rasch den Aufstand niederschlug und die militärische Zucht als das erste Gebot der jetzt einzig möglichen Ordnung behauptete. Sein bei aller religiösen Gluth gesund realistischer Sinn war nicht der Art, um sich eine Rolle wie die Wat Tyler's oder Thomas Münzer's zuweisen zu lassen; von der wahnsinnigen Verblendung eines Johann's von Leyden zeigte er nicht die geringste Spur. Indem es ihm aber gelang, sein eigenstes Werk, die Armee, an sich zu fesseln, musste er, wenn auch nach einigem Bedenken, im Auftrage der Behörde die nächste grosse Aufgabe, die Unterwerfung Irlands, ausführen, um den Truppen, dem Vaterlande und sich selber Ruhm und Sicherheit zu bereiten.

Ranke hat in wenigen, aber unvergleichlichen Strichen die wirren Zustände der unglücklichen Nachbarinsel gezeichnet, deren Leiden in jenen Tagen und durch die Eingriffe der Stuarts doch erst recht ihren Höhepunct erreichten. Wir sehen die nationale irisch-ultramontane und die englisch-katholische und anglicanische Faction nebeneinander, die eine im Vertrauen auf Spanien und den Papst auf volle Lostrennung sinnend, die andere auf Frankreich bauend, beide mit dem unglücklichen Karl in trügerischer Verbindung. Wir sehen den trefflichen Ormond im Gedränge, wie er Burg und Residenz von Dublin lieber den Parlamentariern, die doch Engländer und Protestanten, als den Nativisten ausliefert, die ein päpstlicher Nuntius am Seil hat. Wir sehen dann, wie gleichzeitig mit der Hinrichtung des Königs dennoch eine Annäherung der beiden Massen seiner Anhänger in Irland sich zu vollziehen scheint, wie hier zuerst Karl II. proclamirt wird, wie man die Hoffnung hegt, Dublin wieder zu gewinnen, vielleicht von da aus die königliche Standarte wieder aufzurichten, wie neun Zehntheile der Insel zusammenstehen, wie Rupert und die Cavaliere, statt zu Pferde jetzt zu Schiff, von Kinsale, von den Scilly- und den Canalinseln aus das Seegebiet im Westen beherrschen.

Dem konnte nur Cromwell begegnen, der, da Fairfax seit dem Process des Königs in den Hintergrund trat, factisch den Oberbefehl über die gesammte streitbare Macht führte. Wem war das zweifelhaft, als der Lordstatthalter am 10. Juli 1649 Abends seinen Auszug aus London hielt in einer Staatskarosse, von sechs flandrischen Mähren gezogen, unter Trompetenschall und umgeben von seiner Leibwache, an die achtzig Leute, sämmtlich Officiere; als er mit 10,000 auserlesenen Fusstruppen und 5000 Reitern auf den in Milfordhaven harrenden Kriegsschiffen nach Dublin auslief? „Und Oliver fiel", sagt Carlyle, „auf Irland wie der Hammer Thor's und traf es mit einem schmetternden Streich." Die Schrecken der Einnahme von Drogheda und Wexford werden in der Regel als die Belege dessen bezeichnet, was man in Irland wohl heute noch den Fluch Cromwell's nennt. Wenn er zumal an ersterem Orte Alles über die Klinge springen und die mit den Waffen Ergriffenen als Sclaven auf die trans-

atlantischen Tabaks- und Zucker plantagen schaffen liess, so war das kein wildes Schwelgen im Blute, kein unmenschliches Wüthen gegen die Freiheit, sondern eine berechnete, ja, von seiner Stelle aus berechtigte Grausamkeit. Das protestantische England nahm endlich Rache für die schauderhafte That des Jahres 1641, denn so sehr auch der Angriff besonders dem Royalismus galt, der religiös-nationale Impuls wirkte auch hier fort. Eine andere Begründung seiner Gewalt hat Cromwell wiederholt ausgesprochen: ein strenges Exempel sollte das altirische Morden hemmen, ein Schnitt des Arztes das Leben retten. Grässlich, kaum zu denken, Erbarmen lag der fürchterlichen Härte zu Grunde. Und es hat wunderbar gewirkt. Was an Engländern, Protestanten unter den Feinden war, legte die Waffen nieder; im Laufe des Winters wurden Leinster und Munster zum grossen Theil unterworfen. Nur mit den Kelten, die, ausschliesslich ihren ultramontanen Einbläsern folgend, immer weiter gen Westen zurückwichen oder zu Tausenden flüchtig in die Regimenter der katholischen Mächte traten, stand jeder Vergleich ausser Frage. Das harte Ausschreiben, in welchem der puritanische Statthalter das Manifest der Papisten von Clonmacnoise beantwortete, offenbart recht eigentlich den schroffen, unversöhnlichen Gegensatz in nationaler und religiöser Beziehung: die Messe wird nicht geduldet, soweit die Macht des Parlaments reicht, eine jede Regung irischer Libertät mit unerbittlicher Ahndung bedroht. Dennoch irren diejenigen, welche wegen der angewandten Gewaltmassregeln Cromwell beschuldigen, dass er die ganze Race mit Stumpf und Stiel habe ausrotten wollen. Er förderte nur gewaltig, wohin seit vier Jahrhunderten die Geschichte gestrebt, indem er alle Einwohner englischer Herkunft oder protestantischer Ueberzeugung und durch Colonisation in grossem Massstabe aus den Rotten seiner Truppen die Gesammtgeschicke der Insel fester als je bisher an das Hauptland knüpfte. Ordnung und Wohlstand, wie sie noch nicht dagewesen, eine ungeahnte Blüthe sind fast unter den Hufen seiner Rosse aufgesprosst, auch wenn er, als er im Mai des folgenden Jahres nach Schottland abgerufen wurde, die Weiterführung des Werkes Stellvertretern wie Ireton und Ludlow, Fleet-

wood und dem eigenen Sohne Heinrich überlassen musste. Wie ein teutonischer St. Patrick war er auf der Insel der Heiligen erschienen, sie von dem einheimischen Ungeziefer zu säubern. Eine ähnliche und doch vielfach abweichende Mischung feindlicher Tendenzen musste jetzt durch ihn in dem dritten Reiche bezwungen werden, um auch dieses an die Republik zu ketten.

Jüngst hatte die Invasion Schottlands, welche der Graf von Montrose mit einiger ausländischen Hilfe zu Gunsten der absoluten, vielleicht gar katholischen Monarchie der Stuarts gewagt hatte, einen jähen, tragischen Ausgang genommen. Bald hernach war Karl II. selber erschienen, um sich unaufrichtig und schmachvoll den dort nun einmal herrschenden Grundsätzen anzubequemen. Die vorwiegende Partei hielt fest an ihrer Auffassung von Königthum und Kirche und meinte noch immer, sie auch England, mit dem sie einst auf diesem Boden verbündet gewesen, aufnöthigen zu können. Aber auch die vorgeschrittenen Covenanters unter Argyle wollten nicht völlig von dem Könige und ihrer nationalen Sonderheit weichen, sie sträubten sich gegen die von Süden drohende Idee der Volkssouveränetät und der vom Staate unabhängigen Toleranz in geistlichen Dingen. So nahmen die beiden Richtungen den in demüthige Abhängigkeit gebrachten Fürsten in die Mitte, es galt unter solchen Fahnen noch einmal dem monarchischen System in England und selbst in Irland Eingang zu verschaffen. Ein Krieg mit Schottland war unvermeidlich geworden für die Republik. Um ihn rasch und entscheidend zu Ende zu führen, wurden durch eine neue Säuberung des Heeres die independentischen Anschauungen zu verschärfter Geltung gebracht; Fairfax trat jetzt definitiv zurück, Cromwell an die Spitze der gesammten Streitmacht.

Nach verschiedenen Manifesten hüben und drüben, worin auch die schottischen Prediger wie die englischen Soldaten ihren besonderen Auffassungen eifrigst Worte liehen, rückte er bei Berwick über den Tweed. Zwei Armeen, so sonderbar, wie sie die Geschichte selten gesehen — zwei religiös-politische Secten nennt sie Ranke — manöverirten mehrere Wochen in dem Höhenlande östlich von Edinburgh gegen

einander, die eine um ihren König und ihre Kirche, die andere um Freiheit ohne Kirche und ohne König zu vertheidigen. Beide gleich den Kindern Israel's hielten sich für die Auserwählten des Herrn und flehten eine jede in der ihr entsprechenden Form mit alttestamentlicher Inbrunst zum Gott Zebaoth. Als die Engländer durch Unkenntniss der Landschaft, verheerende Krankheit und Mangel an Zufuhr in eine verzweifelte Lage gerathen waren, kam ihnen, wie vom Himmel gesandt, eine Spaltung unter den blind fanatischen, siegestrunkenen Feinden zu Hilfe. Die einen nämlich riethen, den bereits von der Noth geschlagenen Gegner schimpflich abziehen zu lassen; die anderen, von den Predigern beeinflusst, erklärten, da Cromwell schon abgesperrt, sei er, wie Agag der Amalekiter in die Hände des Königs Saul, ihrer blutigen Rache preisgegeben. Man zwang den eigenen, bedächtigen Heerführer zu einem militärischen Fehler, durch welchen ihm der sichere Vortheil aus den Händen entschlüpfte. Cromwell erspähte mit scharfem Auge die entscheidende Bewegung, welche die seinen Abzug sperrende Linie auseinander zog, Lambert und Monk stimmten ihm bei; am nächsten Morgen, dem glorreichen 3. September 1650, gewann er, indem er sich mit aller Kraft auf den rechten Flügel der Schotten warf, den Sieg be Dunbar. Schon nach einer Stunde übertönte der Ruf: „der Herr der Heerscharen!" das Schlachtgeschrei: „der Covenant!" Eine vollständige Niederlage der Schotten führte den Sieger, der hier wie immer die unmittelbare Entscheidung Gottes sich vollziehen sah, statt nach England in die Hauptstadt des Feindes. Wochen, Monate sind dort wieder in Unterhandlungen mit dem noch keineswegs bezwungenen, aber von Neuem in Parteien auseinanderbrechenden Lande verstrichen. Berühmt namentlich ist die Correspondenz Cromwell's mit dem Befehlshaber des Burgfelsens von Edinburgh, die, wie sie gegen Ausgang des Jahres endlich zur Uebergabe des Schlosses führte, den zeternden presbyterianischen Geistlichen einen scharfen, aber wohl verdienten Text las wegen des Unheils, das sie, deren Glauben Niemand anfocht, „die aber statt Helfer des Wortes nur Herren über Gottes Volk sein wollten," über das Land gebracht hätten. Noch wichtiger jedoch erscheint die

politische Klugheit, welche die Irrungen unter den Schotten auszubeuten verstand.

Die Covenanters der strengsten Art, die Remonstranten, standen jetzt von ihrem Könige und selbst vom Adel ab; indem sie sich einer republikanischen Weiterbildung des Presbyterianismus zuwandten, traten sie zu einer, wenn auch noch so losen Einigung mit den Independenten über. Dagegen krönten die Anderen, indem selbst Argyle sich mit entschiedeneren Royalisten zusammenfand, Karl II. zu Scone. Bei Stirling, dem Schlüssel des Hochlandes, versammelten sich muthige Scharen, die nicht nur den Feind aus dem Lande jagen, sondern durch einen kecken Einbruch auch England von seinem Drucke zu erlösen hofften. Merkwürdig, Cromwell wäre fast in eine ähnliche Lage gerathen wie im vergangenen Sommer. Er war nach Perth gezogen, um die Ostküste gegen Norden zu unterwerfen, als eine langwierige, gefährliche Krankheit, von der in seinen Briefen viel die Rede ist — „Ich werde ein alter Mann und fühle Altersschwäche wunderbar über mich kommen", schreibt er seiner Frau — ihn zur Action unfähig machte. Diese persönliche Ursache, und nicht etwa Unachtsamkeit, hat die verwegene Invasion ermöglicht, welche Karl und die Schotten noch einmal tief nach England führte. Sie nahm, da dort sich mit Ausnahme des Grafen von Derby kein offener Anhang erhob, und Cromwell vielmehr wie ein Racheengel hinterdrein war, den kläglichsten Ausgang. Bei, ja, in Worcester, am 3. September 1651, dem Jahrestage von Dunbar, wurden die Königlichen ohne viel kriegerische Kunst vernichtet. Während der unglückliche Fürst auf romantischer Flucht nach Frankreich nichts als das nackte Leben rettete, wirkte Cromwell's neueste That aber auch unmittelbar auf Schottland zurück. Zwar hat er sich selbst nicht wieder dorthin begeben, statt seiner führte Monk mit fester Hand das Militärregiment; aber es war wesentlich doch sein Werk, wenn sich nun grollend die dortigen Parteien unterwerfen und die Union acceptiren mussten, die auf Grund einer Parlamentsacte mit England zu Stande kam, wenn die erste Anstalt getroffen wurde, durch Citadellen und feste Häuser das Hochland, den Heerd uralter Zwietracht, zu

umzingeln, wenn englische Richter dort so gut wie daheim mit Nachdruck Recht sprachen und Ordnung schaffen halfen. Wie in Irland hatte sich auch hier endlich das sächsisch-radicale Wesen als das stärkere erwiesen, aber wie dort freilich auch hier gewaltsam und abnorm zum ersten Mal die Vereinigung vollzogen. Nur mit aller Kraftanstrengung, mit umfassender Confiscation und Colonisation, welche sich ohnehin kaum in die öden und wilden Bezirke der Nebenländer erstreckten, konnte ganz Britannien den vielfachen Sonderheiten zum Trotz von der Idee der Einheit umfasst werden.

Und schon wirkte die maritime Stellung der Republik herausfordernd auf das Ausland. Das längere Ausharren der auf die See versprengten Cavaliere auf den Scilly- und den Felseninseln des Canals, auf Irland und Man und in den transatlantischen Pflanzstaaten schlug recht eigentlich die Brücke dazu. Indem Robert Blake insonderheit die Pfälzer Brüder und ihre Genossen auch von diesen Positionen verjagte und ihnen selbst in den Gewässern des Tejo, in Malaga und Toulon die Zuflucht abschnitt, sprangen eine Reihe von Verwicklungen mit den seefahrenden Nationen auf. Brennend jedoch wurde vorerst nur eine, der welthistorische Conflict mit der Republik der Niederlande. Gegen sie vornehmlich war die berühmte Navigationsacte vom 9. October 1651 gerichtet, welche so lange Cromwell's Namen getragen und Britannien zur Königin der Meere erhoben hat. Den Holländern wurde ihr Geschäft als Frachtfahrer aller Welt gelegt, indem fortan die Producte fremder Welttheile nur auf englischen, die Erzeugnisse Europa's gleichfalls nur auf englischen oder den Schiffen der producirenden Länder eingeführt werden durften. Alle politische und religiöse Verwandtschaft der beiden germanischen Freistaaten wurde von der Differenz überwogen, welche, die Verbindung Stuart's und Oranien's reflectirend, auch die mercantilen Interessen beider Länder in allen Zonen feindlich an einander brachte. Seit dem Mai 1652 wüthete der grandiose Seekrieg, der, hauptsächlich in den engen Meeren zwischen der Insel und dem Festlande gleichsam im Angesichte beider ebenbürtigen Völker geführt, die Wagschale schliesslich zu Gunsten der britischen Unionsflagge sinken liess. Aber die Macht des

Schwertes konnte nicht verfehlen, wie überall und zu allen Zeiten in den Geschicken der Völker und der Staaten, mittlerweile auch im Inneren neue Umbildungen zu fördern.

Es war doch von vornherein eine überaus fragliche Combination entgegenstrebender Momente, welche in England bisher die Herrschaft zu behaupten suchte. Mit den altparlamentarischen und juristischen Interessen, die nothgedrungen bis zur Republik vorgeschritten, vertrugen sich die militärischen immer schlechter. Während jene den Royalisten Amnestie boten, sobald sie sich in den Staat ohne König und Oberhaus fügen wollten, drangen diese immer ungestümer auf eine Umwälzung von Grund aus, welche alle Formen und Bruchstücke der Rechtsübung, der Kirche, des Parlaments selbst in Staub zu verwandeln drohte. Und war es zu verwundern, wenn das Bewusstsein der Armee und ihrer Führer darüber, dass sie drinnen und draussen das Vornehmste vollbracht, von einem Tage zum anderen höher stieg, wenn ihr Wille nach dem Masse der Ansprüche Befriedigung erheischte? Als Ziel aller Forderungen erschien seit der Einsetzung der Republik die völlige Neuwahl des Parlaments, dessen Rumpf höchstens als der Ausdruck der Continuität des der vornehmsten Glieder beraubten alten Staatswesens, unmöglich aber als die Vertretung eines Freistaates gelten konnte. Bürgerliche Republikaner, wie der jüngere Vane, wollten dennoch etwa durch Ergänzung der alten halb verstümmelten Versammlung ihre Idee verwirklichen, während das Heer, nachdem es in den drei Reichen Frieden geschaffen, stürmisch auf Auflösung des Parlaments pochte, um ausschliesslich Vertreter seines Sinnes an das Ruder zu bringen. Bei den heftigen Debatten über einen endlichen Schlusstermin vertrat Cromwell unbedenklich die Sätze seiner Kampfgenossen. Diese, das wusste er, würden sich der bestehenden Rechtsgewalt niemals unterwerfen, wie das, sehr bedenkliche Eifersucht entfachend, die Flotte gethan hatte; nur eine aus völlig neuen, ihnen selbst homogenen Elementen zusammengesetzte Vertretung konnte genügen. Als die Gegensätze sich verhängnissvoll zuspitzten, entschied der Rath der Officiere für eine gewaltsame Auflösung, welche um seiner selbst willen wieder kein anderer

vollziehen konnte als Cromwell. Die drastische Scene des 20. April 1653 ist oft genug geschildert worden: der Generalcapitän wie die übrigen Mitglieder des Hauses in bürgerlicher Tracht, grauwollenen Strümpfen, sein Schweigen anfangs, als die Beschlüsse zu Gunsten des Parlaments ausfielen, seine bittere Rede, voll massloser persönlicher Ausfälle — „der Geist Gottes wurde so mächtig in mir, dass ich mich mit Fleisch und Blut nicht länger berathen konnte"—, die Aufhebung durch die Musketiere, der goldene Parlamentskolben als Tand in die Rumpelkammer geworfen, der Schlüssel des Saals in der Tasche des Gewalthabers. Wunderbar, wie Alles ohne thätlichen Widerstand ablief: der Staatsrath endete unter ohnmächtigem Protest, die Flotte blieb an ihre Siegeslaufbahn gegen Holland gefesselt, der eine jener politischen Factoren hatte sich zum absoluten Meister gemacht.

Allein das Heer dachte nicht daran, die Civilgewalt an sich zu reissen, es trachtete vielmehr darnach, möglichst bald über den provisorischen Zustand hinaus zu kommen. Sein grosser Führer erscheint insoweit von ihm abhängig, als er den schwärmerisch-religiösen, politisch gleichmachenden, auch durch seine Officiere, wie z. B. den Obersten Harrison, vertretenen Geist walten liess und die bürgerliche Autorität einer ausschliesslich separatistischen Versammlung anzuvertrauen wagte. Das nach seinem Sprecher, einem ehrsamen Lederhändler, benannte Barebone-Parlament mit seiner knappen Vertretung der drei Reiche, vom Oberbefehlshaber im Namen des Kriegsrathes nominirt und berufen, bietet nun den reinsten Ausdruck dessen, was die Heiligen von jeher gewollt. Vorwiegend aus den Mittelständen hervorgegangen und von deren Lebensinteressen beseelt, machte es sich ernstlich daran, nicht nur die noch immer nicht völlig beseitigten Fundamente der alten Ordnung einzureissen, sondern auch neue nach den eigenen socialen Vorstellungen an deren Stelle zu setzen. Die Angriffe galten namentlich dem verschleppenden Verfahren am Billigkeitsgerichtshofe des Kanzlers und dem auf überlieferten Grundlagen fundirten Klerus, während gleichzeitig in modern-liberaler Richtung, was einst ein Bacon angeregt, die gewaltige

Arbeit, das Landrecht zu codificiren, in die Hand genommen, und als Wohlthat für die vielen Dissenters die Civilehe vor dem Friedensrichter eingeführt werden sollte. Jedoch sobald man versuchte, die Axt an die tiefsten Wurzeln zu legen, welche die Gesellschaft mit dem Glauben, die Kirche mit dem Staat zusammengehalten, Patronat und Zehnten unterdrücken wollte, um die anabaptistischen Schwärmer, die Gottseligen der fünften Monarchie, allmächtig an das Ruder des Staates zu stellen, drängte sich der Gegensatz zwischen Ordnung und Auflösung abermals gebieterisch in den Vordergrund. Nicht allein im Solde und in der Disciplin wurde die Existenz der Armee in Frage gestellt, vor allen auch die durch die auswärtigen Beziehungen, die doch gerade auf der Waffenmacht beruhten, immer höher angespannten Finanzkräfte waren hier nicht zu reguliren. Wie schon zweimal im entscheidenden Augenblicke schritt Cromwell auch jetzt wieder gegen seine Verbündeten ein, um zugleich mit der noch vorhandenen Geistlichkeit und der Justiz die Gesellschaft und das Eigenthum vor radicalem Umsturze zu retten. Wie schwindet hier doch völlig die Parallele zu dem, was sich hundert und fünfzig Jahre später in Frankreich vollzog! Dort erhob sich der siegreiche Soldat aus dem Schutt des socialen Einsturzes, hier schob die militärische Autorität im letzten Augenblick der Umwälzung einen Damm vor.

Als nun aber Cromwell nach wenigen Monaten das kleine Parlament zur Selbstauflösung und zur Rückgabe der von ihm erhaltenen Vollmacht nöthigte, befand er sich gleichwohl von Neuem in einem argen Dilemma. Er hütete sich aus eigener Machtvollkommenheit zur Dictatur aufzusteigen; der Begriff, dass eine bürgerliche Behörde neben dem Militär unerlässlich, dass sie gerade göttlichen Ursprungs sei, bestand nach wie vor. Der ungezügelte Ehrgeiz Napoleon's gieng seinem staatsklugen Verstande ab. „Mein Leben," so schreibt er um die Zeit an Fleetwood, „ich darf es sagen, ist ein freiwilliges Opfer gewesen, das ich für alle dargebracht." In solcher Lage wandte er sich, Soldat wie er war, an diejenige Partei seiner Kameraden, bei welcher der Kriegsdienst jede religiöse und sociale Schwärmerei fern gehalten. Der General Lambert und solche Officiere, die im Hader gegen

Harrison zu ihm hielten, traten mit dem Vorschlage einer neuen Verfassung auf, die dann freilich den Lord General wie im Heere auch zum executiven Haupte des Staates erhob.

Man kam damit der altenglischen Verfassung wieder um einen wesentlichen Schritt näher. Der Königstitel zwar war nach allen Seiten eine Unmöglichkeit, doch knüpfte selbst die Würde des Protectors an Vorbilder der Vergangenheit an. Wie Cromwell persönlich nach einer stürmischen, wechselvollen Erfahrung von vierzehn Jahren von den Ideen, die er einst gehegt und gefördert, gar manche als unausführbar hatte fahren lassen müssen, wie er jüngst zum Retter des noch Bestehenden geworden, so musste sich sein Amt in die wiedererstarkenden Begriffe verfassungsmässiger Einordnung fügen. Ein militärischer Staatsrath, der sogar über die Nachfolge zu bestimmen hatte, controlirte den Protector, ein volksthümliches Parlament mit umfassender gesetzgebender Befugniss schien bestimmt, dem Despotismus eines Einzelnen von vorn herein den Weg abzuschneiden. An die Stelle der Republik war wieder eine freilich durchaus exceptionelle Monarchie getreten, die in ihrer persönlichen Erscheinung etwas sowohl vom Richter in Israel, wie vom Heerkönige der Germanen an sich trug. Sie beruhte in ausgesprochener, unversöhnlicher Feindschaft mit der royalistischen Legitimität wie mit dem republikanischen Anabaptismus auf der breiten, zwischen diesen Extremen gelagerten Mitte aller jener Schichten der Nation, denen das Bedürfniss der Sicherheit von Person und Besitz das höchste Machtgebot war, denen Cromwell im eigentlichsten Sinne des Wortes als Protector erschien. Hierdurch wiederum gewann seine Stellung trotz der beschränkenden Verfassung den Charakter eines kraftvollen Königthums, wie es die Stuartkönige mit allen ihren absoluten Zielen niemals zu realisiren vermochten. Und dennoch, obwohl er nun in aller Augen Herr und Meister der Dinge geworden, scheint er selber die Lage nur als eine vorübergehende betrachtet zu haben. Bei der feierlichen Installation, die am 16. December 1653 in der Westminsterhalle mit einem strengen, den Umständen angemessenen Ceremoniel vollzogen wurde, hat er die merkwürdigen Worte gesprochen: „seine Macht möge nicht länger dauern,

als sie mit dem Worte Gottes in vollkommenem Einklange stehe, zur Förderung des Evangeliums und zur Erhaltung des Volkes bei seinen Rechten und seinem Eigenthume gereiche.“ Am 14. April des folgenden Jahres bezog er die königlichen Gemächer von Whitehall, von wo er wohl Sonnabends zur Erholung sich nach Hamptoncourt zu begeben pflegte.

Von unberechenbarer Wirkung war es, dass mit der Einsetzung dieses Staatswesens nun auch eine Kräftigung desselben nach aussen parallel lief. Der Scharfblick Cromwell’s war auf Schweden gefallen als auf die einzige protestantisch-germanische Macht, mit welcher sich ein Bündniss schliessen liess. Mit Glück wurde der rechtsgelehrte Bulstrode Whitlocke, der sich bisher wohl überaus schmiegsam den wechselnden Gewalten angelehnt hatte, als Commissar des grossen Siegels aber auch die Bewahrung des alten Rechtsbodens repräsentirte, zur Annahme der Gesandtschaft an die Königin Christine bestimmt. Durch den Abschluss mit Schweden war eine ansehnliche Position in der Welt gewonnen: die holländische Republik sah sich gezwungen Frieden zu machen, die Navigationsacte gelten zu lassen und das Haus Oranien zurückzusetzen; Dänemark trat bei und liess den Sund offen. Diejenigen Puncte, wo die Stuarts so manche Stütze gefunden, waren ihnen entrissen; schon buhlten die alten Rivalen, Spanien und Frankreich, um die Gunst dieser protestantischen Allianz.

Es war doch etwas, mit solchen Erfolgen vor das Parlament treten zu können, dem nach dem letzten Regierungsinstrument neben dem lebenslänglichen Lord Protector die sämmtlichen Acte der Gesetzgebung zustehen sollten. Ein einziges Haus umfasste 400 freigewählte Vertreter der Nation, darunter je 30 für Schottland und Irland — nur wer sich seit dem 1. Januar 1642 als Royalist zu erkennen gegeben, war ausgeschlossen — und sah dem reformirten und uniirten Unterhause der Gegenwart einigermassen ähnlich. Am 3. September, einem bezeichnenden Gedächtnisstage, wurde es von Cromwell mit einer hoffnungsvollen Ansprache eröffnet, welche vor den Tendenzen der Levellers wider die bürgerliche Ordnung, vor den Schwärmern der fünften

Monarchie warnte, die jedes geistliche Institut niederwerfen wollten. Aber wie wurde er sofort enttäuscht, als er die feste Erwartung betont hatte, das Parlament, dem ausdrücklich eine Abänderung der Verfassung entzogen war, werde nunmehr in gewissenhafter Wechselwirkung mit ihm selber die Arbeit in die Hand nehmen! Der Begriff der unbedingten Volkssouveränetät machte sich sogleich wieder geltend, indem er die coordinirte Stellung Cromwell's ebenso wenig wie einst des Königs dulden wollte; das Protectorat sollte dem Parlament untergeordnet, ja, auch die Entscheidung über die streitbare Macht, über Kirche und Glaubensfreiheit von ihm allein abhängig sein. Wohl legte Cromwell schon am 12. noch einmal mündlich seinen Standpunct dar, erklärte Gott und Menschen zu Zeugen, wie wenig er sich zu dem saueren Amte aufgedrängt; wie er aber, ohne die Privilegien der Versammlung antasten zu wollen, an seiner Autorität und ihren von Gott stammenden Fundamentalnormen festhalten müsse. Schriftlich auf einem Blatte Pergament wurde allen vor ihrem Eintritt in die von Soldaten besetzte Thür ein Revers abverlangt, welcher die Anerkennung dieser Principien und ein Gelübde der Treue gegen seine Person involvirte. Aber obgleich die Mehrzahl unterschrieb, so fühlte sich doch auch diese fernerhin als constituirende Versammlung; von allen Seiten trachtete man die Einzelgewalt, die als Usurpation erschien, schärfer einzuengen, jede Erblichkeit jener Würde auszuschliessen; an die Bewilligung und Nachbewilligung der Steuern — der empfindlichste Schlag gegen das aus dem Staatsrathe der Officiere geflossene Instrument — war gar nicht zu denken. So pflanzte die Versammlung, die doch durch Annahme der vom Protector ausgeschriebenen Wahl ihn gewissermassen anerkannt hatte, den alten Streit zwischen Civil und Militär geflissentlich fort und zog sich, als sie ein Bestätigungsrecht der Mitglieder des Raths und die definitive Annahme der Verfassung sich selber vindicirte, am 28. Januar 1655 nach ernsten Worten des Protectors die Auflösung zu.

Man sieht, wie sich die Verlegenheiten Cromwell's hierdurch nur steigerten. Ehrgeiz, dynastische Gelüste konnte ihm keiner im Ernste vorwerfen; aber viele in England er-

blickten in ihm den unrechtmässigen Tyrannen, dessen Beseitigung allein ihren Sondergelüsten Raum schaffen könne. Unter den Republikanern, namentlich auch radicalen Officieren der Armee, wie unter den Royalisten gab es zahlreiche Verschwörungen gegen das Leben des Protectors, an mehreren Orten kam es zu bewaffneter Erhebung. Was war bedenklicher als die geheimen Einverständnisse zwischen den Cavalieren und den verwegensten Wiedertäufern, denen Cromwell auf die Spur kam?

Verlassen und auf sich selber angewiesen, durch die Umstände und wahrlich nicht die eigene Begierde getrieben, griff er jetzt zum nackten Militärdespotismus als dem einzigen Auswege, die Ordnung im Lande, die Existenz des Heeres und sich selber das Leben zu erhalten. Indem er England durch zwölf Generalmajors in ebenso vielen Bezirken mit weitgehender polizeilicher Befugniss und fast nach Kriegsrecht beherrschen und eine Einkommensteuer, von den Royalisten gar bis auf 10 Procent, eintreiben liess, bewahrte er die Gewalt bei der bewaffneten Macht, welche allein den wilden Losbruch entgegengesetzter Leidenschaften zu verhüten im Stande war. Die strenge, musterhafte Disciplin der Soldaten, die schlichte und puritanisch ehrbare Hofhaltung zu Whitehall bürgten allen rechtschaffenen Staatsangehörigen und darunter auch manchem königlich gesinnten Presbyterianer dafür, dass man nach wie vor nur die Sicherheit der Gesellschaft und die Gewissensfreiheit gegen überstürzende Parteigelüste im Auge habe. Allerdings war der Grundsatz religiöser Toleranz kaum mehr zu behaupten, nachdem weder den Katholiken, noch den Anglicanern, noch den schottischen Royalisten mit ihren stets auf den Besitz der Staatsgewalt gerichteten kirchlichen Theorien öffentliche Geltung gestattet werden konnte. Doch Cromwell stand demungeachtet auch über den Separatisten, wie überhaupt seiner Zeit weit voraus, über dem Gewoge der mit einander ringenden religiösen Leidenschaften. Die Gehässigkeit einer berechneten Glaubensverfolgung wollte er weder mit den katholischen noch mit den calvinischen Fanatikern theilen. Wie er an dem Staate von wesentlich protestantischem Charakter, doch gelöst von jeder bevorzugten kirchlichen

Institution, festhielt, so sollte derselbe auch ausschliesslich ein christlicher bleiben, obwohl er aus handelspolitischen Rücksichten und alten confessionellen wie mercantilen Abneigungen zum Trotz den Versuch machte, nach einer Verbannung von vier Jahrhunderten den Juden wieder Zulassung in England zu gewähren. War es von ungefähr, dass Rabbiner aus dem Morgenlande in Huntingdon und Cambridge nach dem Stammbaume des Mannes zu forschen kamen, der seine Sätze aus dem Buche der Richter, der Könige, der Psalmen entnahm, ob er vielleicht jüdischen Ursprungs und der verheissene Messias Israel's sei? Zwei selten vereinbare Mittel also, das Schwert und freier Glaube, sollten dienen, um beides, Revolution und Gegenrevolution, in Schach zu halten.

Wie diese entgegenlaufenden Strömungen längst die englischen Dinge mit den europäischen verflochten hatten, so trat Cromwell nun auch nach aussen persönlich an das Ruder. War es möglich, dass er diese Aufgabe anders, als ebenfalls nach entschieden protestantischer Richtschnur fassen konnte? Hatten die Stuarts nicht eben, indem sie diese Bedingung der mercantilen und politischen Machtstellung Englands bei Seite setzten, Schwäche und Schmach über sich und das Reich gebracht? Noch war die Wahl zwischen französischer und spanischer Bundesgenossenschaft nicht getroffen; die Bildung einer mächtigen protestantischen Allianz im Norden, der unmittelbare Verkehr des Protectors mit der Schweiz und den französischen Reformirten, seine offenbare Absicht, einen Punct an der Küste des Festlandes zu gewinnen, die englischen Schiffe im Mittelmeer erschienen dem Cardinal Mazarin überaus bedenklich. Allein die Zähigkeit, mit welcher Spanien Colonien und Handel in America absperrte, die Unduldsamkeit, welche dort im Frieden wie im Kriege den Engländer gleich jedem anderen Ketzer der Inquisition überlieferte, die Ueberzeugung, dass dergleichen von Frankreich nicht zu gewärtigen sei, gaben den Ausschlag. Indem er so recht in seiner Art, geheim und verwegen, den ersten Streich gegen Westindien einleitete, hoffte Cromwell die Welt durch sicher treffende Kühnheit zu überraschen. Während nun freilich die Expedition gegen St.

Domingo scheiterte, erschien doch die Eroberung Jamaica's kaum als voll wiegender Ersatz. Diese erste Schlappe hätte dem bisher unwiderstehlichen Protector leicht übele Früchte tragen können, hätte er nicht nun erst vollends den Krieg gegen Spanien aufgenommen. Mochte der Handelsstand auch noch so sehr zittern, er wusste ihn zu gewinnen; um das europäische Spanien selbst zog sich das Wetter zusammen. Als Frankreich sich Willens zeigte dazu beizutragen, dass der Herzog von Savoyen von seinen grausamen Unthaten gegen die Waldenser abstehe, als es die Stuarts aus seinem Gebiete wies, im Herbst 1655 kam die Coalition zu Stande. Die Flagge, unter welcher vorzüglich Blake die zitternden Gebieter des Kirchenstaates, von Malta, Toscana und Portugal zum Nachgeben zwang, die Berberesken scharf züchtigte und Savoyen mit der Occupation von Nizza bedrohte, richtete sich nun gegen Spanien, um es seiner schwimmenden Schätze zu berauben, ihm vielleicht gar Gibraltar oder Cadiz zu entreissen, ein Unternehmen, das verdoppelte Anstrengung aller Staatskräfte erheischte.

Das war, zumal die Revolution längst ein Deficit erzeugt hatte, wiederum nur möglich mit Hilfe des Parlaments. Will man die lange unstudirte Rede, mit welcher Cromwell am 17. September die Versammlung eröffnete, kurz charakterisiren, so erscheint sie als gewaltsam quillender Ausfluss eines mächtigen protestantischen Patriotismus, als der Ausdruck innerster Ueberzeugung von der Unantastbarkeit seines Amtes. Das unversöhnliche Verhältniss zu Spanien gründet er auf den vor hundert Jahren durch „Königin Elisabeth glorreichen Andenkens — wir brauchen uns nicht zu schämen, sie so zu heissen" — vollzogenen Bruch. Wie damals gilt es den freien Glauben zu schützen gegen die Feinde von aussen und von innen. So mahnt er denn zu Eintracht und Friedfertigkeit der Verhandlungen, damit man vor kleinlichen und unnöthigen Streitigkeiten den grossen Zweck nicht aus dem Auge verliere. Dieser aber ist mit seinem persönlichen Interesse identisch, denn, durch die Stimme des Volkes zur obersten Magistratur berufen, hat er nur Gottes Sache und nicht die seine zu führen. Schwungvoll schliesst er mit dem Psalm, den er Luther's Psalm nennt, nach welchem

dieser einst das Lied gedichtet: Eine feste Burg ist unser Gott!

Allein so unverkennbar auch gerade bei diesem zweiten Parlament des Protectorats der Wunsch vorwaltete, die schwebenden Differenzen zu heben, so erwies sich der Verlauf doch keineswegs glatt und eben. Wie stark auch der Regierungseinfluss bei den Wahlen, es wurden doch manche entschiedene Republikaner abgeordnet, welche den Soldaten keinerlei Vorrang einräumten. So war es höchst misslich, dass man sich fast eines Viertels der Versammlung auf Grund eines Paragraphen des Regierungsinstruments einfach durch Ausschliessung entledigen musste, denn der Gegensatz zwischen Parlamentariern und Generalen wurde dadurch keineswegs gehoben. Allein gerade um die Zeit brachten die immer häufiger und tückischer werdenden Attentate auf das Leben Cromwell's der grossen Masse und Mitte der Bevölkerung und ihrer Vertreter den unermesslichen Werth zum Bewusstsein, den das Dasein dieses Mannes für Erhaltung ihrer weltlichen und geistlichen Habe gewährte. Immer mächtiger wurde dem Instrument der Militärs gegenüber die Sehnsucht nach den Formen der alten Verfassung. Es sind die besitzenden Klassen, welche die Regierung auf die „alten, erprobten Grundlagen“ zurückführen möchten, dem Protector das Recht zusprachen seinen Nachfolger zu ernennen und bereits auf ein Oberhaus hinarbeiteten. Sie hofften demnach das Parlament mit dem Protectorat vereinigen, einem jeden endlich definitiv sein Machtgebiet anweisen zu können. Aus solchen Motiven, und nicht von ihm selber eingegeben, entsprang der Gedanke, Cromwell zum Könige zu machen. Ewig denkwürdig, eine völlig vereinzelte Ausnahme in der Geschichte unrechtmässiger Gewalthaber, bleiben die Beschlüsse vom 25. März 1657, die Conferenzen und die Gründe, mit denen namentlich die Rechtsgelehrten den Protector zur Annahme der Krone zu bewegen gesucht haben: das unwandelbare Gesetz des Landes fordere einen König. Aber weder dies Entgegentragen des funkelnden Juwels, noch das Drängen der Allernächsten haben den klaren Verstand so weit beirren können, einen vom Ehrgeiz beschleunigten Fehltritt zu thun. Cromwell wusste, wie die

Krone, welche die Stuarts getragen, auf seinem Haupte stehen würde, er erkannte scharf die Gefahr, welche in einer persönlichen Besitzergreifung lag, wie diese den unheilvollen Bruch mit der Armee in sich barg. Indem er erklärte, nicht als König, lieber als Constabel der Ordnung und dem Frieden dienen zu wollen, gedachte er offen der rechtschaffenen Männer, welche jenen Titel niemals vertragen würden. Auch in dieser lockenden, aber schwersten aller Prüfungen, die er siegreich mit seinem Herzen durchgekämpft, und zu der weder Caesar's noch Bonaparte's Laufbahn eine Parallele bietet, hat er nochmals an den alten Kampfgenossen fest gehalten. Aus Rücksicht gegen das Gemeinwohl also bezwang er sich und blieb nur Schirmherr der drei Reiche, wohl in der Hoffnung, dass vor der Macht und dem Ruhme seines Regiments die legitime Monarchie einmal in Vergessenheit gerathen könne. Indem er sich nun aber die übrigen Anträge der Versammlung aneignete, die Generalmajors von ihren Posten zurücktraten, die nöthigen Mittel zumal für Heer und Flotte votirt wurden, kehrte doch ein einigermassen befriedigender Zustand zurück, factisch regirte wieder ein Fürst über die drei Länder unter dem Beirathe des Parlaments und gestützt auf das Heer. Die feierliche Installation, die man für gut fand am 26. Juni 1657 mit noch würdigerer Pracht zu wiederholen, das ihm zuerkannte Recht, seinen Nachfolger selber zu ernennen, den Titel: Olivarius Dei gratia — von Gottes Gnaden! — Angliae Scotiae Hiberniae Protector deuten Freund und Feind als Ausdruck der ihm verliehenen erblichen Würde. Der grosse Sieg Robert Blake's vor Teneriffa besiegelte sie zum Staunen der Welt.

Wer weiss nicht, wie energisch sich England jetzt im Bunde mit Frankreich und Schweden an einer grossen europäischen Politik betheiligte, wie man im Osten, den Protestanten Siebenbürgens Hilfe verheissend, zugleich das habsburg'sche Oesterreich und das ultramontane Polen, wie man im Westen durch thatkräftiges Auftreten für die Waldenser die römische Intoleranz, wie man zu Lande und zu Wasser das habsburg'sche Spanien bekämpfte? Hier boten noch immer die katholischen Niederlande das wichtigste militärische Gebiet, in welchem die Flüchtlinge aller

Länder, vorzüglich französische und englische, offene Aufnahme fanden. Von hier betrieb Karl II. mit spanischer Hilfe eine Invasion seiner Reiche; fanatische Royalisten und wiedertäuferische Agitatoren waren seine Bundesgenossen daheim, bereit mit dem Mordstahl, mit Brandstiftung und Rebellion dem legitimen Königthume die Rückkehr zu eröffnen. Allein noch lenkten Cromwell und Mazarin gemeinsam die Geschicke: die Verbindung der französischen Regimenter mit 6000 auserlesenen Engländern, den Siegern von Naseby und Dunbar, zog die Lösung so mancher Conflicte gewissermassen an die französisch-belgischen Marken. An der Küste von Boulogne hat der junge Ludwig XIV., von Marschall Turenne geführt, aufmerksamen Auges die Truppen Cromwell's gemustert; noch im Sommer entriss man den Spaniern ihre wichtige Stellung auf den Dünen von Mardyke. Die Haltung und die Aeusserungen des Protectors erscheinen zu gleicher Zeit würdevoller und gehobener, als sei der Mann der That geborenen Königen gleich geworden.

Und doch, wie viel fehlte immerdar, dass alle Kräfte, die in England ihre Geltung demselben gewaltigen Impuls verdankten, sich willig dem einen grossen Führer angeschlossen hätten! Die verhältnissmässige Eintracht bei den letzten Verhandlungen zu Westminster war keine dauernde, nur Klugheit und die Anforderungen des Augenblicks hatten sie erwirkt. Mit dem bis zum 20. Januar 1658 vertagten Parlament trat sofort die Spannung wieder ein. Die militärische und die bürgerliche Gewalt, zwar unverkennbar aus der Bahn der Revolution zurückweichend, liess sich schlechterdings nicht in einer illegitimen Hand vereinigen. Wie viele tapfere Officiere misstrauten in ihrer republikanischen Ueberzeugung dem gewaltigen General, wie mancher Soldat stand den spanisch-stuartschen Intriguen nicht fern! Auf der anderen Seite waren dann die vor einem Jahre excludirten Mitglieder grossentheils jetzt unbehindert in das Haus getreten und erweckten durch ihre Opposition einen heftigen Sturm, der sich besonders gegen das auf Grund der letzten Beschlüsse gebildete „andere Haus des Parlaments" richtete. War es überhaupt schon ein gewagtes Unternehmen Oliver's, auf der

Bahn zu den alten Staatsformen einherzuschreiten, so erschien die kraft seines Ernennungsrechts vollzogene Zusammensetzung einer lebenslänglichen Pairie aus Elementen revolutionären Ursprungs und einigen kümmerlichen Resten des alten erblichen Adels, die sich willig fanden, als besonders bedenklich. Obwohl in der letzten Session des Parlaments beschlossen und genehmigt, wurde Cromwell's Haus der Lords bei ihrer ersten Botschaft doch eine Zielscheibe des Spottes und der bittersten Angriffe von Seiten der Gemeinen; es stellte die so mühevoll angestrebte Einigung zwischen Protector und Parlament sofort wieder in Frage. Umsonst hat Cromwell mit Hinweisung auf die grossen europäischen Verwicklungen, in die man sich eingelassen, ernstlich zur Eintracht gemahnt, umsonst sich auf den Eid berufen, den er im letzten Sommer auf die umgebildeten Institutionen geleistet; es ist doch immer die Unrechtmässigkeit seiner Gewalt, die den Gegnern eine Menge verwundbarer Stellen aufdeckt. In heftigster Erregung — fast verzweifelt er an der Möglichkeit, in England anders als despotisch zu schalten — entschliesst er sich am 4. Februar rasch, mit bitterer, vorwurfsvoller Rede, Gott als Richter anrufend zwischen sich und ihnen, zur Auflösung seines letzten Parlaments. Wie mag ihm der Ingrimm am Herzen genagt haben, als er mit den redlichsten Absichten auf unüberwindliche Gegensätze stiess, als er zum Schutz seiner eigenen Regierung und des eigenen Lebens den legitimen und den radicalen Fanatikern nochmals den Zaum der Gewaltsamkeit anlegen musste, als die Zwietracht bis in seine Familie eindrang, wo Desborow und Fleetwood, Schwager und Eidam, dem widerspänstigen, anabaptistischen Theile des Heeres zuneigten!

Und auch die auswärtige Politik gedieh keineswegs zu einem erfolgreichen Abschluss. Zwar fiel nach ruhmvoller Anstrengung der englischen Waffen zu Wasser und zu Lande Dünkirchen in Cromwell's Gewalt, aber die Coalition mit dem verschmitzten Staatslenker Frankreichs und Karl Gustav von Schweden, der immer selbständigere Pfade einschlug, veranlasste die gewichtigsten Bedenken. Der rücksichtslose Kampf gegen das von den beiden habsburg'schen Mächten

repräsentirte katholische Europa war jenen Verbündeten kaum halber Ernst; deckten doch auch die Protestanten des deutschen Reichs, insonderheit der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, den österreichischen Kaiser gegen die Gefahr einer solchen Verbindung.

Hass und Missgunst drinnen und draussen steigerten sich reissend, als das Mass der aussergewöhnlichen Laufbahn, die Oliver Cromwell beschieden, voll war und die Natur ihr Recht an ihm verlangte. Cromwell war längst leidend, seit Jahren wiederholt gefährlich erkrankt. Das gedunsene, rothe Antlitz, das man wohl blindlings auf Rechnung erdichteter Jugendsünden hat setzen wollen, deutete in Wahrheit auf eine zu Fieberanfällen neigende Organisation, die vermuthlich schon in früheren Tagen durch den langjährigen Wohnsitz in den ungesunden Marschen nicht eben gekräftigt worden. Daraus entsprang eine Krankheit des Blutes, welche zerstörend um sich griff. Nimmt man die gewaltsame Gemüthsbewegung einer von jeher reizbaren Natur hinzu, den Unmuth über das Scheitern grossartiger, edler Pläne, die stets lauernde Gefahr des Meuchelmordes, die ernstesten Scrupel über die eigene Gewaltthätigkeit, den Tod eines jungen, vornehmen Schwiegersohnes, eines alten Freundes wie des Grafen Warwick, der geliebtesten seiner Töchter, die alle rasch nach einander hinstarben, letztere nach Abschiedsworten, welche die mächtige Seele des Vaters tief erschütterten, so wird man die aufreibenden Kräfte begreifen, die an dem Gewaltigsten seiner Zeit ihr Amt thaten. Sah er im Delirium die wahre Zukunft seines Hauses, seines Reichs, oder war Karl's blutiges Haupt aus der stillen Gruft zu Windsor vor ihm aufgetaucht? Wer mag es sagen. Wunderbar, wie sein wunderbarer Lebensgang gewesen, ereilte ihn der Tod auf dem Gipfel, den er erklommen, an seinem Ehrentage, dem 3. September 1658. Im Palast von Whitehall, den sich Karl I. einst mit königlichem Geschmack errichtet, aus dem dieser unglückliche Monarch das Blutgerüst beschritten, starb der Held, wie so verschieden wieder von Caesar und Napoleon. Er starb, das steht ebenso fest wie sein felsenfestes protestantisches Bekenntniss, als christlich frommer Held. In dem letzten lichten Augenblicke hörte

man ihn fragen: „ist es möglich, aus der Gnade Gottes zu fallen?“ „Es ist nicht möglich“, erwiderte der Seelsorger. „Nun, so bin ich gewiss, denn ich weiss, dass ich sie besessen habe.“ Welche Verleumder wagen den Bericht über dies Sterbelager umzustossen? Da sie es nicht vermögen, lassen sie mit verzweifeltem Aberglauben die Seele des Fürchterlichen in einer um dieselbe Stunde über die Insel rasenden Windsbraut zur Hölle fahren. Man lohnte ihm wie einst die Römer dem grossen Theoderich.

Von dem kurzen Protectorat des Sohnes hinweg, der wie ein erbberechtigter Thronfolger succedirte, dann aber bald vor der Restauration des Parlaments und des legitimen Stuartkönigs verschwand, richtet sich der Blick noch einmal auf die allgemeine Grösse des Mannes.

Wie man an der Echtheit seines feuerigen Glaubens im Ernste nicht zweifeln darf, so erscheint auch sein Privatleben, in welches doch auch bisweilen ein Strahl fällt, durchweg unbescholten und rein. Was klingt rührender als die Segensworte, welche die Mutter, 94 Jahre alt zu Whitehall sterbend, über den Sohn gesprochen; sie fleht, Gott wolle ihn stärken, immerdar grosse Werke zu seinem Preise zu verrichten. Was ist würdiger als das väterliche Amt, das er an den eigenen Kindern übt? Immer wieder sucht er den trägen, genusssüchtigen Richard zu belehrender, erspriesslicher Thätigkeit anzuspornen; von einer glänzenden Partie für ihn steht er zurück, da dort keine Gottesfurcht zu finden sein werde. Heinrich, dem Vater weit ebenbürtiger als jener, wird als Statthalter in Irland ernstlich an die Gefahr erinnert, die in eigener Bereicherung durch Confiscation liegt. Die aristokratischen Heirathen der Töchter deuten allerdings auf die Erhebung der Familie und liegen doch wiederum nicht ausserhalb des Bereiches der in diesem Hause waltenden religiösen und politischen Ueberzeugungen. Was auch Frau Hutchinson in ihren Memoiren mit verzeihlicher Erbitterung sagen mag, Haus und Hof des Protectors trugen das Gepräge des patriarchalisch frommen Geistes, der ihn selber beseelte. Eine hohe moralische Kraft, mit der er das eigene flammende Temperament zu beherrschen vermochte, die der Furcht nicht Raum gab, fand nothwendig auch in

der äusseren Erscheinung ihr Abbild. Zwar streifte es naturwüchsige Derbheit, eine unliebsame Strenge, die charakteristischen Merkmale des Puritanismus, niemals ab. Allein Wissenschaft und feinere Bildung wurden doch keineswegs roh zurückgesetzt. Vielmehr erscheint es denkwürdig, wie sich der Protector der freilich puritanisch umgewandelten Universitäten Oxford und Cambridge persönlich annahm, wie die Stiftung einer Hochschule zu Durham von ihm ausgieng. Sein Verhältniss zu Milton, dessen eifrige Betheiligung an der grossen Bewegung, dessen dichterische Schöpfungen auf Grund derselben doch wohl als merkwürdige Zeugnisse für Richtung und Zweck gelten müssen, ist weltberühmt. Gleich dem grossen Dichter war er empfänglich für Musik. Seine mächtigste Eigenschaft jedoch war der gesunde Menschenverstand, der allem Fanatismus und der echt englischen Schwerfälligkeit zum Trotz nicht einen Augenblick getrübt erscheint und sich überall in der weit reichenden Machtsphäre gleich bleibt.

Und doch wird man in den Folgen der einen That, die vielleicht nothwendig, aber trotzdem ein Fehler war, die Nemesis zu erkennen haben, der sich Cromwell niemals hat entwinden können. Nachdem es ihm gelungen, sich durch die seltensten Geschicke vom schlichten Landedelmann emporzuschwingen zum Gebieter dreier Reiche, ja, zu einem Lenker der Dinge in der Welt, kann er, da er die legitime Spitze des Staates hat beseitigen helfen, niemals die einem wirklichen Fürsten zukommende Position zwischen Civil und Militär einnehmen; es gelingt ihm nicht, eine dauernde Verfassung zu begründen. Seine Stellung blieb eine rein persönliche, da er wegen der Erbfolge nicht definitiv bestimmen und an Begründung einer Dynastie Cromwell im Ernst nicht denken konnte. Es ist, als ob Macht und Schrecken allein selbst nach dem Tode des Gewaltigen noch bewirkt haben, dass der ohnmächtige Sohn eine Weile die Würde des Vaters bekleidete. Seine Schöpfungen, auch die kraftvollste, an der er trotz allen Versuchungen bis zu Ende festgehalten, das Heer, sind noch einmal zu Grunde gegangen, doch bieten sie viele Vorbilder, um von der Zukunft glücklicher aufgenommen und realisirt zu werden.

Seiner tief eingreifenden Nachwirkung hat die spätere Geschichte seiner Heimath eine Wendung zu verdanken, von der, wenn die Grundsätze der Stuarts durchgedrungen wären, nimmermehr die Rede hätte sein können. Dürfen wir ihn etwa mit Karl I. zusammenstellen, so begegnet dieser Gegensatz auf jedem Schritt. Nennt man Cromwell verschlagen und treulos, wie kann man die Verstellung und Falschheit des Königs verschweigen? Jenem ist es nur um den Kern der Religion, diesem vorwiegend um die Hülle zu thun. Der legitime König und seine Söhne steigern die neu erfundene Lehre von dem göttlichen Ursprunge ihrer Würde zur Befriedigung eines rein persönlichen Stolzes, zur willkürlichen Ausübung einer überall lockeren Gewalt, die im Rechtsstaate schlechterdings keinen Raum hat. Auch Cromwell als Protector nennt sich von Gottes Gnaden; ihm ist aber das Princip des Staates selbst göttlichen Ursprungs, in seinem Falle eine Autorität, deren Name schwer zu finden, die sich nicht selbst Zweck ist, sondern dem Gemeinwohle dient. Hätte Karl ein stehendes Heer geschaffen, so wären Gesetz und Ordnung, wie sie von Alters her in England bestanden, ebenso unmittelbar bedroht gewesen wie hernach durch Levellers und Anabaptisten. Cromwell hat diese Güter zuerst gegen den König und dann gegen die eigenen radicalen Genossen beschützt und erhalten. Und ist das nicht auch der Fall mit der religiösen, mit der Gewissensfreiheit eines vorwiegend protestantischen Volkes?

Diese Grundgedanken von Cromwell's Politik waren dann erwärmt von einer hohen patriotischen Gluth, dergleichen bei den Stuarts unmöglich gewesen wäre. Ihrer zwischen Frankreich und Spanien schwankenden Haltung hätte ebenso wenig die nationale Unabhängigkeit Englands entspriessen können, wie ihren dynastischen Gelüsten eine wahrhafte Union der drei Reiche. Beides hat der protestantische Usurpator zum ersten Mal geschaffen und damit der Nachwelt das glänzende Beispiel gegeben, wie sich die Weltstellung Grossbritanniens zu behaupten hat. Die Tendenz der auswärtigen Allianzen Cromwell's liegt in der richtigen, nachdrucksvollen Mitte zwischen den Bündnissen Elisabeth's und den Coalitionen Wilhelm's III. und denen der beiden

Pitts. Indem er, was kein Stuart je vermochte, der kirchlich-politischen Uebermacht von Habsburg-Spanien den kräftigsten, empfindlichsten Stoss versetzte, hat er recht eigentlich, was Gustav Adolf nur ersehnte, den protestantischen Staaten hinfort ihre ebenbürtige Stellung in Europa, seinem England aber jene maritime Grösse ohne Gleichen gesichert, mit der es steht oder fällt.

In allen Stücken, nach Licht- und Schattenseite, blieb Cromwell Engländer und wirkte rastlos für die Grösse seines Vaterlandes. Eben deshalb ist er auch nirgends auf seiner Laufbahn imperialistischer Gedanken zu zeihen. Man braucht nichts von der Individualität oder dem Zeitalter Milton's abzuziehen, um in dessen Apostrophe an Cromwell einzustimmen: „Du Befreier des Vaterlands, Mehrer seiner Freiheit, sein Hort und Hüter, kannst keinen gewichtigeren, noch erhabeneren Titel annehmen, der du durch deine Leistungen nicht nur die Thaten unserer Könige, sondern die Geschichten unserer Sagenhelden überboten hast."

4.
John Milton.[1])

Gleich Cromwell erscheint auch der Mann des Gedankens, des Ideals von mehr als einer Seite für die Gegenwart unnahbar. In einsamer Grösse, wie ein Adler über den öden Gefilden der Revolution und Restauration schwebend, ist der Sänger der Freiheit wahrhaftig kein einfacher Rund-

[1]) The Prose Works of John Milton. The Poetical Works of John Milton, London. Henry G. Bohn 1844. Keightley, Milton's Life and Writings, London 1856. The Life of John Milton, narrated in connexion with the political, ecclesiastical and literary History of his time, by David Masson. Vol. I. 1608—1639. Cambridge 1859. Es ist leider bisher bei dem einen Bande dieses ausgezeichneten Werkes geblieben. T. B. Macaulay, Critical and historical Essays, London 1852. English Puritanism and its Leaders, by John Tulloch, D. D. Principal and Professor of Theology, St. Mary's College, in the University of St. Andrews. Edinburgh and London 1861. H. von Treitschke, Historische und politische Aufsätze. Zweite Auflage. Leipzig 1865.

kopf, sondern unendlich viel mehr gewesen; aber das Puritanerthum bestimmt doch mit wunderbarer Gesetzmässigkeit seine Bildung, seinen Schwung, den Gang seines Lebens.

John Milton, am 9. December 1608 geboren, war wie Chaucer und Spenser ein Londoner Kind. Nachdem die Familie seit Menschengedenken in der Umgegend von Oxford ansässig gewesen, hatte der Vater, von seinen katholischen Eltern wegen des Uebertritts zur protestantischen Lehre enterbt, die grosse Stadt bezogen, um in Bread Street unter dem Schilde des fliegenden Adlers, der auch in seinem Siegel stand, als Notar ein durch Rechtlichkeit und Fleiss gesegnetes Geschäft zu treiben. Ob die Mutter eine Bradshaw und demnach nahe Verwandte des bekannten Präsidenten des republikanischen Staatsraths gewesen, erscheint doch nicht ganz ausgemacht; doch nennt sie der Sohn in seinem kurzen Lebensabriss, den er der zweiten Schutzschrift für das englische Volk eingeflochten hat, die treueste und wohlthätigste Hausfrau. Der Knabe verlebte unter mehreren Geschwistern, von denen fernerhin indess nur zwei begegnen, eine glückliche Jugend. Bei aller gottseligen Strenge, die auch in diesem Hause waltete, verbreitete doch der literarische Geschmack des Vaters, der besonders im trauten Kreise der Freunde zur Geltung kam, vor Allem aber sein musikalisches Talent, denn er componirte und spielte die Orgel meisterhaft, Heiterkeit und Weihe über die Seinen. In unmittelbarer Nähe lag die bekannte Taverne Mermaid, wo Ben Jonson, Fletcher und andere geistvolle Koryphäen namentlich des Dramas sich bei Canarienwein zusammenfanden. Da mag auch Shakspere, wenn er, wie zuletzt im Jahre 1614, noch einzeln zur Stadt kam, an dem blonden sechsjährigen Kinde vorübergeschritten sein, das vor der Thür des Adlers spielte und nicht nur durch sein einnehmendes Aeussere, sondern auch durch frühe geistige Entwicklung Aufmerksamkeit erregte.

Die ersten Anfangsgründe verdankte der kleine John einem wackeren frommen Schotten, der ihn im elterlichen Hause unterrichtete, bis er die alte Schule von St. Pauls besuchen konnte, um zwar unter kirchlich orthodoxer, aber trefflicher Leitung sich vorzüglich im Latein zu befestigen.

Nach seiner eigenen Aussage warf er sich mit solchem Eifer auf die Arbeiten, dass er bereits im zwölften Jahre selten vor Mitternacht abstand und dadurch früh eine Schwäche seiner Augen verschuldete. Nachdem er sich in dieser fünfjährigen Schulzeit auch dem Griechischen und Hebräischen, dem Französischen und Italienischen zugewendet, von der „Süssigkeit der Philosophie“ zu kosten begonnen und nicht minder von der heimischen Dichtung, vor allen doch wohl Spencer's ergriffen worden, bezog er erst sechszehn Jahre alt die Universität Cambridge, um nach des Vaters Wunsche sich zum Theologen heranzubilden. Im Christ's College, in dessen Album sein Name am 12. Februar 1624 eingetragen erscheint, hatten die anglicanischen Institutionen noch die Oberhand und ebenso sehr der dürr scholastische Studiengang, der viel dazu beitrug, den eigenartigen Schüler früh seinem Tutor zu entfremden. Weit mehr zog ihn der an diesem Orte einst schon von Bacon geweckte Sinn für die Realien und die exacten Studien an; das Meiste jedoch that während der sieben Jahre, bis er den Magistergrad erwarb, sein eiserner Privatfleiss. Dem System mechanischer Zurichtung abhold, folgte er frühzeitig den von dem eigenen freien und selbständigen Geiste gewiesenen Pfaden. Statt der ausgelassenen Freuden der Commilitonen aber, die ihn wegen seines hübschen Aeusseren und der jüngferlichen Haltung die Lady of Christ nannten, fesselten ihn die Bücher bei der nächtlichen Lampe und erquickte das junge Dichtergemüth der einsame Spaziergang in der Frische des Maimorgens. Trotzdem erwarb er sich Achtung, ja, gewann sogar die Herzen, nicht nur durch körperliche Gewandtheit und das Geschick, mit welchem er den Degen führte, sondern hauptsächlich durch öffentliche Leistungen. Von seinen lateinischen Erzeugnissen: Reden, Dichtungen und Nachbildungen, sind mehrere bei akademischen Anlässen zum Vortrage gekommen; er glänzte in diesen vorschriftsmässigen Exercitien, so dass ihm von vielen Seiten nahe gelegt wurde, ganz an der Universität zu verbleiben.

Allein auch von dem Dichter in der Muttersprache begann bereits zu verlauten. Wen rühren nicht die Verse, mit denen er die Schwester über den frühen Tod ihres Erst-

geborenen tröstet? Wer liest nicht heute noch mit Bewunderung die Ode auf die Geburt des Herrn, jenes prächtige Stück christlicher Lyrik in pindarischem Gewande, über deren Entstehung zu Weihnachten 1629 er in einer lateinischen Elegie an Diodati diesem aus Genf stammenden Studienfreunde Mittheilung macht? Es ist vielleicht der schönste Hymnus, den die englische Sprache besitzt, eigenthümlich fesselnd, weil die ganze Herrlichkeit der antiken Welt sichtbar bleibt, aber heller noch als sie der Sphärengesang über der Krippe von Bethlehem widerhallt. Die tief ernste Ueberzeugung des Puritaners, dessen heiliger Eifer diese Verse durchströmt, die streng sittliche Zucht und unbefleckte Keuschheit des Jünglings blieb allen Lockungen der Wissenschaft und Kunst wie den Verführungen des Lebens überlegen. Gewiss kann ein vollkommener Dichter sich nicht in die Fülle und Tiefe der Menschenseele versenken, ohne an sich selber den Rausch sinnlichen Entzückens gekostet, ohne in den Born auch des Sündenreizes geblickt zu haben. Dass Milton, doch wahrlich eine echte Künstlernatur, dem Allen widerstand, ist der wesentliche Grund seiner erhabenen Einseitigkeit, seiner spröden Subjectivität. Studien und Lebensart standen von Anfang an mit dem puritanischen Grundton in harmonischem Einklang; neben dem steifen Dogmatismus, der seine Weltanschauung beeinflusste, gewann niemals, da er sich einer Seite der Erkenntniss ganz verschloss, ein anderes reiches Erbtheil seines Volkes, der Humor, Raum. Um so stärker aber die unwiderstehliche Gewalt, die aus der spiegelhellen Lauterkeit des Charakters entspringt. Sagt er doch selber: „Wer ein grosses Gedicht hervorbringen will, muss selber ein wahres Gedicht sein.“ Daher der ideale Flug seiner reinen und mächtigen Seele, die sich kühn bis in den Aether des prophetischen Sehers zu versteigen wagen darf.

Ungleich anderen Künstlernaturen wandelte er daher auch unbekümmert und sicher gegen alle beirrenden Seelenkämpfe wie in einem stählernen Harnisch seinen Weg. Im Sommer 1632 verliess er endlich die Universität an positivem Wissen auch den Besten seiner Zeitgenossen ebenbürtig, ohne Frage der erste englische Dichter, dem sich das klas-

sische Alterthum in seiner ganzen Breite erschlossen hatte. Aber die Theologie war ihm verleidet, nicht sowohl durch den geistigen Schatz, den er sich unabhängig erworben, als vielmehr durch die prälatische Wendung, die gerade während seiner Studienjahre in der Staatskirche den vollen Sieg davongetragen. Ein Eid gegen das Gewissen hätte ihm zum Meineid werden müssen. So legt er sich Schweigen und Warten auf, denkt ernstlich weder an die Advocatur noch an eine andere Profession und tröstet sich in dem schönen Sonett auf seinen dreiundzwanzigsten Geburtstag über den Vorwurf, noch keine Früchte gezeitigt zu haben, mit demüthiger Ergebung, dass der Wille des Himmels die „innere Reife“ zu seiner Zeit darthun werde.

Milton begab sich zu seinem Vater, welcher inzwischen die Stadt verlassen hatte, um seine alten Tage in Horton, einem nicht fern von Windsor reizend gelegenen Landsitze in Buckinghamshire, zu verbringen. Dem Vater dankt er freudig, dass er seiner freien Wahl nichts in den Weg gelegt, ihn nicht gezwungen habe, „den breit getretenen Pfad zu wandeln, der zum Wohlstand führt,“ dass ihm noch fünf unschätzbare Jahre in ländlicher Stille, fern vom Gewühle und Kampfe des Lebens vergönnt wurden, wie er selber sagt: „eine beständige Ferienzeit für die griechischen und lateinischen Autoren; nicht jedoch, ohne bisweilen die Stadt aufzusuchen, entweder um Bücher zu kaufen, oder Neues in Mathematik und Musik kennen zu lernen, die mich damals entzückten.“ Es waren nicht nur Tage gelehrter Studien, welche fortfuhren das Dasein der Griechen zu erfassen „bis zu dem Augenblicke, wo sie aufhörten Griechen zu sein,“ es war die glücklichste Zeit ungetrübter dichterischer Aufnahme und Wiedergabe. Sagt er es auch in Brief und Vers nicht ausdrücklich, so athmen seine Schöpfungen doch in herrlichen Zügen die beseligende Freude, die er an der ihn umgebenden lieblichen Natur empfunden. Wald und Feld durchstreifend, hieng er seine Blicke an den unvergleichlichen Baumwuchs, der die Landschaft zum Park macht, an den träumerisch dahinziehenden Fluss, an die in der Abendsonne strahlenden Zinnen der stolzen Königsburg.

Die Zeit der lateinischen Jugenddichtung, die meist noch

vor das zwanzigste Jahr fällt, klassischen Geschmack, im Stil Ovid, im Metrum Virgil nachahmend, anstrebt und Dank der Schulpedanterie die eigene Individualität nur spärlich aus dem fremden Gewande heraustreten lässt, lag hinter ihm. Auf dem freien heimathlichen Boden schöpft er an den sprudelnden Quellen nationaler Dichtung, an dem lauteren, formgewandten Spenser, an Shakspere, dem unerreichbaren. Unerreichbar, unnachahmbar für ihn zumal, da ihm das Loos nicht beschieden war, den Zauber und die Schönheit zu erleben, womit einst auch die Poesie den Ruhm Elisabeth's umstrahlte. Vielmehr in den Streit und die Gegensätze gebannt, welche mit den Stuarts über das Land kamen, musste Milton, der sich doch so tief in die Dramatiker der Hellenen versenkt, in heiligem Abscheu das Auge ganz besonders von der vaterländischen Bühne wenden, auf welcher die herrschende lockere Gesinnung der starren Gottesfurcht mit ausgesuchter Frivolität Trotz bot. Gewiss hat er die ganze Grösse Shakspere's schon darum niemals zu würdigen vermocht und schwerlich geahnt, wie sehr dessen allseitiger Dichtergeist seiner schulgerechten Kunst überlegen war; aber die „eingeborenen wilden Waldlieder des süssesten Shakspere, des Kindes fröhlicher Laune“ sind ihm indess nicht minder an das Herz gewachsen gewesen. Gerade in dem lieblichsten Erzeugniss der Muse von Horton, l'Allegro e il Penseroso, tritt dieser köstliche nationale Schatz, der dem Schauspieldichter von Stratford und dem puritanischen Akademiker gemeinsam war, zu Tage.

Das Doppelgestirn beschreibender Poesie, diese farbenprächtige Idylle, in Strophe und Antistrophe streng auseinander gehalten bis auf die einzelnen, gedankenvoll entgegengesetzten Epitheta, spiegelt ideal verklärt nicht nur die Landschaft von Horton abwechselnd im Sonnenschein und Mondenglanze und ist nicht nur von dem Dufte jener Feldblumen der Volksdichtung gewürzt, sondern lässt deutlich die Antithese hindurchklingen, durch welche die eine Hälfte der Nation von der anderen, der Cavalier von dem unter Schmerzen sich losringenden Puritaner geschieden wurde. Indem der Dichter nicht verleugnet, dass er seine Wahl getroffen, sind beide Stimmungen, die Lebenslust und die

Schwermuth, freilich auf Natur und Gedankenwelt übertragen, aber doch keineswegs in reinem Gegensatze gehalten. Das Allegro erscheint eher heiter als freudig und ist nicht frei von einem leisen melancholischen Zuge; das Penseroso dagegen findet Genugthuung in subjectiver, noch immer freudenreicher Versenkung und berechtigt wegen der Uebermacht seiner dunkleren Farbentöne die englischen Kritiker doch einigermassen ihm den Preis zu ertheilen.

Aber Milton stand damals der nicht völlig gespaltenen Gesellschaft, den fein gebildeten Kreisen noch vielfach nahe, wie sich das auch aus den beiden im Jahre 1634 für dieselbe vornehme Familie, die des Grafen von Bridgewater, verfassten Singspielen, Arcades und Comus, ergibt. Ein musikalischer Freund, Henry Lawes, der die Composition lieferte, und dem Milton bekanntlich ein Sonett gewidmet, hat ihn dazu vermocht, sich in solchen ungemein beliebten Maskenspielen wenigstens einmal der Bühne zuzuwenden. Aber in welchem Contrast stehen sie, namentlich der viel bedeutendere Comus, zu dem unter der Protection des Hofes überwuchernden Drama der Zeit! Rein, luftig, sogar absichtlich feste personificirende Umrisse meidend, kehrt sich der Dichter von der die Selbstsucht und das Laster feiernden dramatischen Realistik ab. Vergebens möchte man den Zaubergott und seine Begleiter mit der Feenwelt des Sommernachtstraumes zusammenhalten; aber es ist nur ein Spuk, ein tolles Bacchanale, das ihnen gestattet wird: vor der lichten, unberührbaren Keuschheit der von ihnen umgaukelten Jungfrau, deren schulpedantische Monologe freilich die poetische Wirkung nahezu vernichten, stäuben sie auseinander. Immerhin aber war es neben hohen Schönheiten die weltmännische Haltung dieses Gedichtes, die, als es einige Jahre später veröffentlicht wurde, die Nation aufmerksam machen musste, dass aus der Oede seit Shakspere's Tagen wieder ein grosser Dichter hervorgetreten war. Aehnlich verhält es sich mit dem etwas später entstandenen Lycidas, dem Klagelied auf den Tod eines im irischen Canal mit dem Schiffe zu Grunde gegangenen Universitätsfreundes. Es trägt gleichfalls noch etwas vom Charakter des Singspiels an sich, noch mehr vom Schäferstück im Munde eines dori-

schen Hirten, ein wenig in der Weise der Eklogen Virgil's. Hallam nennt es einen wachen Traum. Geradezu störend aber wirkt inmitten vollendeter Harmonien und erhabener Pathetik der an den Schlüsselträger Petrus anknüpfende puritanische Zornausbruch über die Zustände der Kirche, deren gierige Hirten die Heerde freventlich verderben. Man sieht, wie die Erbitterung über die zunehmende Bedrängniss der Zeit immer mehr wie ein Alp auf das reiche Dichtergemüth drückt und sich in dem Gleichniss, das seit Dante's Tagen für den ekklesiastischen Krebsschaden stehend geworden, Luft macht.

Da war es denn freilich wie eine Erlösung, dass Milton nach dem am 3. April 1637 erfolgten, tief empfundenen Tode der Mutter, durch die Liberalität und Willfährigkeit des Vaters ermuthigt, sich für eine Weile dem Anblicke der heimathlichen Zustände entziehen durfte, um, wie es seine vornehmen und bildungsfrohen Landsleute bereits zu thun liebten, eine grosse europäische Reise anzutreten. Schien es doch, als wollte er selber dem guten Klange seines Namens ausweichen und in der Fremde verwandte Geister suchen, während freilich im Süden der Alpen der Funke der Dichtung längst völlig erloschen, im Norden noch kaum entzündet war. Im Mai 1638 gieng Milton mit höflichen Empfehlungsschreiben Sir Henry Wotton's, der einst Jacob's I. Gesandter in Venedig gewesen, nach Paris, wo er nicht nur auf der dortigen Botschaft Zutritt fand, sondern auch, was ihm die grösste Freude war, mit Hugo Grotius, damals Vertreter der Königin Christine von Schweden, Umgang pflog, dem grossen Gelehrten, Dichter und Staatsmanne, der für die Freiheit des Gewissens und des Staates gefochten und gelitten hatte. Allein schon nach wenigen Tagen eilte er weiter, den Rhonefluss hinab in das classische Land seiner Sehnsucht. Ueber Genua gelangte er nach Florenz, um dort zunächst zwei Monate zu verweilen und von dem noch immer in poetischen Akademien mehr an entschwundenem Ruhme zehrenden als selbst schaffenden Geistesadel freudig aufgenommen zu werden. Wie wundervoll auch der Zauber der südlichen Natur und die augenblendenden Schätze der Kunst, stärker doch fesselte ihn der Verkehr

mit so vielen sprachlich und wissenschaftlich fein gebildeten Männern, deren Andenken ihm theuer blieb, nachdem er von ihnen poetisch begrüsst worden und ebenso in poetischem Wettkampfe seine lateinischen Productionen ihnen vorgetragen hatte. In dem ungebundenen Gedankenaustausch dieser Vereine priesen jene wohl ihn glücklich, in einem Lande philosophischer Freiheit geboren zu sein, während sie nur die Knechtschaft beklagten, in welche der geistige Ruhm Italiens durch das politische Geschick versunken war. Wehmüthig hat er Preis und Klage angehört, aber schwerlich mit seinem Urtheile über das freiheit- und seelenmörderische Treiben Karl's I. und seines Erzbischofs zurückgehalten. Da war es auch, wo er dem greisen, blinden Galilei, „dem Gefangenen der Inquisition, der in der Astronomie anderer Meinung war als seine franciscanischen und dominicanischen Censoren,“ jenen Besuch machte, der ihm unvergesslich geblieben ist.

Mit grollerfülltem Herzen gegen jede geistliche Knechtschaft hat er sich alsdann nach Rom gewagt. Er sagt nichts von dem Eindrucke, den die Massen antiker und moderner Kunst, den etwa in der Sistina der Anblick des verlorenen Paradieses Michel Angelo's in ihm hinterlassen, sondern gedenkt nur des Verkehres mit Gelehrten, vorzüglich mit dem deutschen Convertiten Lucas Holstenius, der als einer der Bibliothekare ihn mit grosser Zuvorkommenheit in der Vaticana empfieng. Durch dieselbe Vermittlung war es ihm auch gewährt, einem Concert bei dem Cardinal Barberini anzuwohnen, wo er die unvergleichliche Leonora Baroni singen hörte. „In ihrer Stimme selbst verkündet sie Gott,“ sagt er in einem ihr gewidmeten Epigramm, aus dem man hat schliessen wollen, dass sie ihm sogar das Herz befangen hätte. In Neapel fand er alsdann die freundlichste Aufnahme bei dem fast achtzigjährigen Marchese Manso, der einst den in unheilbaren Tiefsinn verfallenen Tasso bei sich beherbergt hatte und, nachdem mit diesem der Genius italischer Poesie gestorben, immer noch ein edler Freund der Dichter sein wollte. „Er geleitete mich,“ schreibt er, „in die verschiedenen Theile der Stadt, führte mich durch den Palast des Vicekönigs und kam wiederholt, mich in meiner Wohnung

aufzusuchen. Bei der Abreise entschuldigte er sich, dass er mir nicht so viel Aufmerksamkeit habe widmen können, wie er gewünscht, weil ich in Sachen des Glaubens nicht zurückhaltender gewesen sei.“ Der liebenswürdige Greis meinte es gut mit dem Dichter, der sich seinerseits einen Mäcen wünschte, wie Manso dem Tasso gewesen, der aber überall die Abgötterei in ihrer nacktesten Gestalt fand und Unmuth wie Bekenntnisslust des Ketzers nicht zu unterdrücken vermochte.

Nun wollte er weiter nach Sicilien und Hellas, als ernste Kunde aus England — die Erhebung der Schotten wider Laud's katholisirende Kirchenordnung — ihn umzukehren nöthigte: „denn es erschien mir unwürdig, während meine Landsleute für die Freiheit stritten, draussen gemächlich zum Vergnügen umherzureisen.“ Wieder berührte er Rom, unbekümmert um die Warnung vorsichtig gewordener Landsleute, dass ihm englische Jesuiten nachstellten, weil er seiner Zunge über Alles, was ihn in der grossen Babel anwiderte, freien Lauf gelassen. Späterhin noch rühmte er sich: „Wenn Jemand fragte, wer ich sei, habe ich es keinem verschwiegen. Wenn einer in der Stadt des Papstes selber den wahren Glauben anfocht, so habe ich ihn wie zuvor abermals während fast zwei Monate freimüthig vertheidigt.“ Hierauf gieng die Reise über Lucca, Bologna und Ferrara nach Venedig, wo vermuthlich die fünf Sonette und die Canzone in italienischer Sprache gedichtet wurden, die eine „junge, edle, liebenswürdige“ Bologneser Dame, wenn auch vielleicht eine keimende Neigung verrathend und das fremde Idiom zum Schleier wählend, dennoch wesentlich im conventionellen Geschmack des Landes feiern. Nachdem er hier die gesammelten Bücherschätze eingeschifft, zog er die Strasse von Verona und Mailand über die westlichen Alpen nach Genf, der Burg des Glaubens, dessen Zeuge er war, wo er denn auch Gott dankte, dass er ihn an so vielen Orten der Verführung vor jedem Fehltritte bewahrt hatte. Gern möchte man mehr erfahren über diesen Aufenthalt, der seinem stürmischen Herzen einen Hafen bot. Er rühmt nur, nachdem die grosse Generation der dortigen Theologen bereits dahin war, den alten Diodati, den Oheim des jungen Menschen, den er einst schon auf der Schule von St. Pauls

lieb gewonnen, der eben jetzt früh verstarb. Auf dem Wege, den er gekommen, eilte er über Paris nach London, wo er um Mittsommer 1639 eintraf, nachdem er ein Jahr und drei Monate entfernt gewesen und eben König Karl, von den Schotten zurückgedrängt, mit dem grollenden England hinter sich, nach langjähriger Gewaltherrschaft an das Parlament zu appelliren gezwungen war.

Noch suchte der Dichter, der neben den sichtbaren Zeugnissen der Reise vor allen reiche, unvergängliche Eindrücke aus dem schönen Süden heimbrachte, dem Laufe der Ereignisse in der Stille nur beobachtend zu folgen. In einem ruhig gelegenen Gartenhause in Aldersgate Street warf er sich wieder auf die geliebten Studien und nahm zwei Söhne seiner Schwester Phillips zu sich, um sie nach dem eigenen pädagogischen System in den Classikern und der Theologie alten und neuen Testaments zu unterrichten. Nur zu bald indess riss ihn, dem es vergönnt worden, sich während so langer Lehr- und Wanderjahre von merkwürdig geschlossenem Gange vorzubereiten, der grosse Kampf des Vaterlandes, die lange verhaltene, von dem Volksgewissen wider die Kronorthodoxie geforderte Reformation, nach welcher sein Auge früh ausgeschaut, in den furchtbaren Strudel hinein.

Nicht als Genosse der Verfassungsfreunde, nicht als Parteimann, überhaupt niemals als Vertreter seiner Mitbürger handelte er in dieser zweiten Episode seines Lebens. Da ihm sein Wissen eine Last schien, Gott ihm aber in mehr als dürftiger Weise verliehen, ihn zu erkennen und wie er angebetet sein wolle, fühlte er die Pflicht auch auszusprechen, was er wusste. „Welche Vorwürfe der Feigheit würde er aus eigener Seele in seinem ganzen Leben vernehmen müssen“, wenn er der Kirche Gottes wider ihre Feinde, die Prälaten, nicht beistehe! Denn aus dem ungerechten Kirchenregiment entsprang auch nach seiner heiligsten Ueberzeugung der unerträgliche Druck und der Unfriede. Aber hierüber „mussten Kranz und Gewand des Dichters für eine Weile abgelegt werden.“ Wie hoch auch sein Selbstbewusstsein, „dass, was die edelsten Geister Athens, Roms, Italiens, die alten Hebräer für ihr Land gethan, er

als Christ zumal leisten könne", die Muse war ihm viel zu heilig, um ihre Weisen durch die Controverse zu entweihen, in welche er sich für die individuelle, religiöse und politische Freiheit stürzte. Mit Ausnahme einiger Sonette, die, aus kleinen und grossen Anlässen entstanden, fast alle in voller, strenger Rundung einen mächtigen Pulsschlag aus dem Herzen des Dichters wiedergeben, ist während der nächsten zwanzig Jahre wenig Dichterisches entstanden. Dagegen setzte er die Feder zu dem Cyclus seiner Streitschriften an, die durch ihren ebenfalls eigenartigen Prosastil, grossentheils auch wegen des Stoffes merkwürdige Denkmale seines Geistes bleiben und weit mehr Aufmerksamkeit verdienen, als ihnen gemeiniglich widerfährt. Niemand wird die Diction anmuthig finden, sie leidet im Gegentheil an schroffen Wendungen. Auf dicht gedrängte, prächtig wie Bergströme herabrauschende Fluth folgt grosse Breite und selbst platte Entfaltung. Die dogmatische Pedanterie und starre Unduldsamkeit des Puritaners wider die oft nicht minder berechtigten Positionen des Gegentheils, der Mangel an Witz verleiden allzusehr einen ununterbrochenen Genuss. Allein wenn man bedenkt, dass die Waffe, die er schwingt, damals scharf sein musste, dass die Argumente, deren er sich bedient, sie mögen heute noch so geläufig sein, neu waren, dass der Zorn über seine Pamphlete noch immer fortglimmt, so wird sich auch auf die Wirkung schliessen lassen. Endlich aber fehlt es ihnen keineswegs an Reiz: der volle Ausspruch der einmal als wahr erkannten, alles Gemeine verschmähenden innersten Ueberzeugung reisst wiederholt zu schwungvollen Ergüssen hin, die noch zu vollem Recht bestehende polemische Grobheit führt Keulenschläge, die sich in alttestamentlichem Eifer bis zu alkäischer Lyrik versteigen. Milton wurde zum Publicisten jener in vielen Stücken einseitigen und unliebenswürdigen Richtung, welcher die Freiheit des Glaubens und des politischen Daseins in Eins zusammenfloss; mit seiner ganzen Subjectivität, auch den Dichter nicht verleugnend, aber andererseits in den dogmatischen, ja, scholastischen Fesseln des unbeugsamen Puritanismus verharrend, schuf er in ihr einen Ausdruck, der Vernunft und Autorität seltsam verband, aber die Spitze des

Angriffes wie einen Keil um so unwiderstehlicher in die Seite der Gegner trieb.

Mit der Schrift über die Reformation in England und die Ursachen, die sie bisher verhindert haben, begann er den Federkrieg, der in den Jahren 1641 und 1642 die Bischöfe Hall und Ussher gegen ihn aufrief und ihn selber noch zu vier Erwiderungen veranlasste, als er fünf puritanischen Geistlichen, die sich unter dem Namen Smectymnuus, der Verbindung ihrer Initialen, verbargen, beisprang. Hell loderte der Ingrimm auf gegen die einst vom Throne aus vollzogene Kirchenbesserung, die sich vor den Augen der Gläubigen durch die Rückkehr zu katholisirender Götzendienerei zu rächen schien. Wie gross auch seine Kenntniss und Würdigung des apostolischen Zeitalters, er glänzte weder durch historischen Sinn und Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen, noch durch logische Argumentation. In beiden Stücken waren die bischöflichen Gegner seinem calvinischen Starrsinn und der unbilligen Leidenschaftlichkeit, mit der er die Massen seiner Gründe unverbunden anhäufte, entschieden überlegen. Dagegen fand seine sittliche Entrüstung, wie derb sie sich auch wider die Heuchelei, Habsucht und Schlemmerei des Pfaffenthums Luft machte, blanke Waffen in der Reinheit des eigenen Wandels. Als er wie ein reudiger Sündenhund behandelt worden, hielt er kühn und ohne Dünkel den blanken Schild seiner vollen Persönlichkeit entgegen. Er selber stand dann von dem Kampfe ab, als das Schicksal der Staatskirche vor der öffentlichen Wuth, wie sie im langen Parlament durchbrach, bereits besiegelt war und ganz seiner Auffassung gemäss die Versammlung dem Könige, der doch allein nur durch das Gesetz regire, nicht nur gleich berechtigt erschien, sondern selber über das positive Gesetz hinausschritt. Während hiermit nun aber eine andere Phase der religiös-politischen Umwälzung heraufzog, verschonte ihn das eigene Geschick nicht mit Erfahrungen, die wieder mächtig auf die Anschauungen von Leben und Gesellschaft zurückwirkten.

Wer kann sagen, wie weit die Liebe jemals in Milton's keusches Herz Einlass gefunden? War es auch von Klein

auf gegen die Lockungen der Sinne und der Sünde gepanzert, es hätte des Menschen unwürdig verhärtet gewesen sein müssen, wenn selbst das Verlangen nach häuslichem Glück ihm völlig versagt geblieben wäre. Als Dichter hatte er sich höchstens zu italienischen Versen auf eine namenlos gebliebene Schöne verstiegen; als fünfunddreissigjähriger Mann ungeachtet des bereits ausgebrochenen Bürgerkrieges dachte er daran, sich einen Hausstand zu begründen. Nur dies, nicht eine Spur romantischen Gefühles bewog ihn zu Pfingsten 1643 zu einem kurzen Ausfluge, von welchem er schon nach vier Wochen verheirathet zurückkehrte. Es war Mary, die älteste Tochter Richard Powell's, eines Friedensrichters und Gutsbesitzers bei Shotover in Oxfordshire, die er heimführte, mit deren Familie, nach Allem, was wir wissen, die Miltons von ehedem in allerlei Beziehungen standen. Trotzdem aber erwies sich die Wahl als voreilig und schlecht überlegt, denn schon nach einem Monat gieng die junge Frau zu den Eltern auf Besuch und verweigerte jeder Aufforderung zum Trotz die Rückkehr zu ihrem Gatten. Ohne Frage gefiel es ihr, die leichten Sinnes war, in ihrer royalistisch gesinnten und der Lebenslust zugethanen Familie, deren Mitglieder wohl gar den Cavalieren in Oxford zuzogen, besser als in der stillen Einsamkeit von Aldersgate, wo der Mann über seinen Büchern brütete und für die entgegenstehende Seite Waffen schmiedete. Auch liess er es, seiner ganzen Lebenstheorie entsprechend, an Hingabe und Zärtlichkeit fehlen und zeigte vielmehr, so weit er überhaupt auf den ihm widerfahrenen Schimpf anspielt, eine harte Strenge, die wohl das Recht des Mannes gelten, aber kaum etwas von einem doch auch aus eigener Schuld verwundeten Herzen durchblicken lässt. So waren es denn vorwiegend die gewaltigen Gegensätze, in denen das nationale Leben auseinander klaffte, durch welche dieser zum häuslichen Frieden begründete Bund zum Unfrieden und zum Anlass einer Gruppe von Abhandlungen über Ehe und Ehescheidung wurde, in welcher Milton in den Jahren 1644 und 1645, von dem eigenen bitteren Falle ausgehend, kühn und seiner Zeit vorauseilend die Gesetzgebung zu reformiren unternahm.

Von unlauteren Gründen der Sinnlichkeit, mit denen so oft die freie Lösung einer aus freier Wahl geschlossenen Verbindung verfochten wird, konnte bei ihm selbstverständlich nicht die Rede sein. Wie er bereits für die religiöse Freiheit eingetreten, so will er, die bürgerliche den jetzt herrschenden Autoritäten überlassend, seine Stimme für die häusliche erheben. Er geht deshalb dem rohen kanonischen Kirchenrecht zu Leibe, das lediglich im Ehebruche einen Scheidungsgrund statuirt und Gatten, welche sich in Leib und Seele niemals einig angehörten, zusammengekettet hält. Das Glück der Ehe weiss er ideal trotz der eigenen bösen Erfahrung in beredten Worten zu schildern, und dieses Glück ist das einzige Ziel, denn „kein Vertrag vermag zu binden, wenn die Ausführung seinem Zwecke zuwiderläuft.“ So erblickt er in dem Ehebunde, gleich den Patriarchen des alten Testaments und mit heller Ahnung den Bestrebungen unserer Gegenwart vorauseilend, nichts als einen Haushaltsvertrag, eine Institution, die wie so manche andere Handlung des bürgerlichen Lebens ursprünglich mit der Religion nichts zu schaffen hat und erst durch Priestermachtspruch in dieselbe hineingezogen worden ist. Aber auch hier hindert ihn seine theologische Befangenheit und der judaisirende Standpunct den radicalen Spruch, den er aus sittlich reinem Gewissen gefällt, zu einer Norm für Ehescheidungstribunale zu erheben. Wie es einen unmittelbar persönlichen Streit gilt, so soll der Mann allein das Recht haben ihn zu lösen. Das Weib wird gleich Hagar verstossen, ein competentes Tribunal ist in der Gesellschaft nicht zu entdecken. Der stolzen und kalten Missachtung der anderen Seite, als wenn die Ehe vorzüglich nur zum Vortheil des Mannes geschlossen und gelöst werden müsste, der steifen Anwendung der eigenen Schriftgelehrsamkeit wider die entgegenstehende, derselben Quelle entnommene Gesetzgebung entspringen die Schwächen dieser Schriftstücke, welche darum auch gelehrten und an der Praxis ihrer Lehre geschulten Kanonisten niemals Bewunderung abgenöthigt haben.

Viel angenehmer liest sich der um dieselbe Zeit geschriebene Tractat über Erziehung, einem deutschen Freunde, dem Magister Samuel Hartlib, gewidmet. Auch diese Arbeit

ist der Idee entsprungen, dass der Staat in der Familie wurzele, und dass daher das Saatkorn der „wahren inneren Freiheit“ nicht früh genug in die Gemüther der Jugend gesenkt werden könne. Mag die Regulative, wie Milton sie selber bei dem Unterrichte seiner Neffen anwandte, nicht ohne Ecken und Vorurtheile sein, seiner Forderung einer wahrhaft classischen Bildung, einer Pflege des Denkens und des Stils vom Anfange der Lehrzeit bis zu ihrem Ende wurde damals, Dank der kirchlichen Ueberwachung, selbst im protestantischen Deutschland unendlich kümmerlich, noch weniger aber in England entsprochen.

Schliesslich trat Milton für die Rechte des menschlichen Geistes ein, wie er in der Sprache zu unbehindertem Ausdruck gelangt. Die Rede für die Pressfreiheit, Areopagitica, überragt weit alle anderen polemischen Schriften des Autors, weil sie durchweg grosse Principien anruft und daher auch der eine ideal erhabene Grundton des Dichtergeistes beständig hindurchklingt. Die Schrift ist im Jahre 1644 an die Presbyterianer gerichtet, die nunmehr am Ruder sassen und bekanntlich an Unduldsamkeit wider frei geäussertes Urtheil den verdrängten Episcopalen nichts nachgaben. So eben hatte das Parlament beschlossen, dass kein Druckwerk erscheinen dürfe, bis ihm nicht von einem dazu bestellten Censor die Licenz ertheilt worden. Kühn erhob sich Milton gegen Gesinnungsgenossen, da sie, wie er spottet, „den Speicher ihres Glaubens mit Schloss und Riegel“ irgend einem Geistlichen auslieferten. Mit der Vernunft aber habe Gott den Menschen die Freiheit der Wahl verliehen, sie der Nation zu hindern, sei ein Verbrechen wider dieselbe. Er führt nach der Geschichte aus, wie ohnmächtig ein jeder Versuch gewesen, die Schöpfungen des Geistes in der Geburt zu ersticken, und wenn man gleich der römischen Inquisition die Schlüssel über die Presse so gut wie über Himmel und Hölle zu halten wähne. Solches Beginnen erinnert ihn an den Mann, der die Gartenpforte schliesst, um die Krähen auszusperren. Sagte doch schon Bacon: „in einer verbotenen Schrift pflegt stets ein Funke Wahrheit zu stecken, welcher denen, die ihn ausstampfen wollen, leicht in das Gesicht fliegt.“ Milton geht weiter: „wer einen Menschen tödtet,

der tödtet Gottes Ebenbild, wer aber ein gutes Buch tödtet, der tödtet die Vernunft selber, welche das Auge Gottes ist.“ In einen wahren Hymnus aber bricht die Rede aus auf die beiden höchsten Güter der Erde: die Freiheit als die Mutter aller grossen Gedanken und die Wahrheit. „Im Lichte der Wahrheit,“ ruft er, „sehe ich eine edle und mächtige Nation sich erheben wie ein starker Mann aus dem Schlafe und die unbesiegbaren Locken schütteln; ich sehe sie gleich einem Adler, der seine kräftigen Jungen füttert und die Augen unverwandt am vollen Strahle des Mittags entzündet, das lang geblendete Antlitz im Quell des himmlischen Glanzes badend, während ein Schwarm heiserer Dohlen und Eulen scheu und lärmend umher schwirrt.“ Wie köstlich endlich das Wort: „Lasst Wahrheit und Irrthum mit einander ringen. Wer hat je gehört, dass die Wahrheit in einem freien und offenen Kampfe unterlegen sei? Wenn sie widerlegt, so ist das die beste Unterdrückung.“ Milton bezwang die Gegner nicht, wenn auch etwa ein Censor, von seinen Gründen überzeugt, sein Amt niederlegte. Aber das Institut als solches wurde bekanntlich schon fünfzig Jahre später unter Wilhelm III. abgeschafft, bis seine Nachwirkungen in den grossen Tagen von Pitt und Fox verschwanden. Auch das Ausland hat auf diese Prophetenstimme gelauscht: Mirabeau übersetzte die Areopagitica für die Franzosen, und wir Deutschen, denen schon Milton selber Theilnahme für den Freiheitskampf der Briten zutraute, werden sie lesen, so lange es Menschen gibt, welche Redefreiheit durch Verleumdungsfreiheit interpretiren, so lange der Schwung entzückt, welcher ohne Rhythmen und Reim hinreisst wie ein Freiheitssang.

Merkwürdig, welche Thätigkeit sich in wenige Jahre zusammendrängte, die von beständigem Waffenlärm und erbittertem Parteikampfe erdröhnten. Während Milton auch seine Schulmeisterei wieder aufgenommen hatte, fand er Zeit um 1645 die erste Ausgabe seiner Gedichte aus der Horton-Periode zu veranstalten. Schon lag das Sonett gegen die Verächter seiner Eherechtstheorie fertig da, namentlich aber das schönste von allen: bei einem befürchteten Einbruche der Cavaliere in die City ruft es den Eroberer um Achtung

vor dem Sitz der Musen an. Es war, als ob er den Stachel in seinem Herzen, den die Entweichung der Frau zurückgelassen, habe ersticken wollen. Thatsächlich aber hat er die Consequenzen der von ihm selber aufgestellten Scheidungsfreiheit nicht gezogen, denn, als vor den Siegen der Independenten der Widerstand des Königs im Felde zusammenbrach, als 1646 auch Oxford fiel und die Familie Powell gleich vielen anderen in Noth und Elend gerieth, da hat vielleicht die Intervention der Verwandten, am meisten aber das eigene Erbarmen den tiefgekränkten Stolz des Ehemannes überwunden. Es heisst, dass eines Tages in dem Hause eines Freundes unerwartet sein Weib sich ihm zu Füssen geworfen. Nach einigem Bedenken nahm er nicht nur sie, sondern die ins Unglück gestürzten Ihrigen zu sich. Der Vater ist in der grösseren Wohnung, die er am alten Wall des Barbican bezog, gestorben. Hier und in dem Hause in Holborn, dessen Rückseite auf Lincolns Inn Fields hinausschaute, hat ihm Mary Powell zwei Töchter geboren. Sie wurde doch wenigstens die Mutter seiner Kinder, wie sehr auch die verschiedene Lebensanschauung der Einheit von Mann und Frau immerdar eine Schranke zog.

Wohl möglich, dass in die Zeit verhältnissmässiger Ruhe, in welcher freilich auch die pädagogische Beschäftigung ihr Ende fand, Arbeiten fallen, die, obwohl erst später veröffentlicht, von den Literarhistorikern chronologisch nicht untergebracht werden können: der Leitfaden zur vereinfachten Erlernung der lateinischen Sprache, die kurze Geschichte Moscovias, vor allen die sechs Bücher Geschichte Englands. Es ist bekannt, dass dies letztere Werk nur die angelsächsische Periode umfasst, als ob der Verfasser einen Abscheu vor dem Eintritt der Normannen mit ihrer straffen Feudalmonarchie gehabt habe. Wohl zeigt Milton auch sonst eine Hinneigung zu dem tief im germanischen Wesen begründeten freiheitlichen Staatsgedanken, wohl weiss er, den die Trockenheit der gewöhnlichen Chronisten anwidert, selbst nicht ohne Kritik auf die echten Quellen zurückzugreifen, aber die eigentliche Bedeutung jener Urzeit konnte ihm schon deshalb nicht erschlossen werden, weil die wesentlichen Bedingungen eines solchen historischen Verständ-

nisses erst anderthalb Jahrhunderte später erkannt worden sind.

Inzwischen aber nöthigte ihn die eigene, von stürmischer Bewegung ergriffene Gegenwart sich nunmehr auch über das bürgerliche Recht, dessen Vertheidigung er bisher bei den öffentlichen Gewalten sicher aufgehoben glaubte, auszusprechen. Statt des freien Parlaments mit einem freien Könige aber hatten die presbyterianischen Parlamentarier schottische Eigenherrlichkeit auch über England gebracht und giengen mit dem Gesetze nicht minder tyrannisch um als der Fürst von Gottes Gnaden. Wie Milton der selbstgerechten Intoleranz dieser Richtung bereits seine Stimme für die freie Aeusserung in Wort und Schrift entgegengehalten hatte, so wandte er sich vollends von ihr ab, als die nicht allein durch ihr Kriegsgenie siegreichen Independenten, mit der staatsmännischen Naturkraft Oliver Cromwell's an der Spitze, politische Gedanken verwirklichten, die zu seinen Idealen weit eher stimmten. Auch diese freilich wurzelten in der Lage, in welche die unverbesserliche Königskunst Jacob's und Karl's endlich den Staat gestürzt hatte. Der Glaube an den König, seine Dynastie, sein gesalbtes Amt war zerstört, die bischöfliche Kirche vor dem presbyterianischen Covenant und dieser wieder vor dem Independentenheere erlegen. Alles drängte auf die einzig mögliche Lösung hin: den politischen Freistaat und den von jeder Pfaffenherrschaft gelösten christlichen Glauben. Mit gespannter Aufmerksamkeit war Milton dem Donnergange der Ereignisse gefolgt, jetzt wurde der Dichter, dem von Jugend auf das Bild des antiken Staates vor der Seele stand, zum politischen Wortführer der neuen, in diesem königlichen England unerhörten Gestaltung. Er schlug sich auf die äusserste Seite mit kühner Begeisterung und erhob sich, wie sehr auch späterhin das factische Resultat wider ihn zeugte, zum politischen Schriftsteller in eminentem Sinn.

Noch ehe Karl's Haupt fiel, hatte er die Feder angesetzt zu dem Pamphlet über Könige und Obrigkeiten, um das durch alle Zeiten geltende Recht zu erweisen, dass die, so die Macht haben, einen tyrannischen und bösen Fürsten richten, absetzen und zum Tode führen können. Er findet die

Befugniss in dem naturrechtlichen Urvertrage, durch welchen das Volk zu seinem Besten dem Fürsten das Amt anvertraut hat. Nachdem die Uebereinkunft von Karl freventlich gebrochen, von presbyterianischem Wankelmuthe im Stich gelassen, nehmen Parlament und Heer das unveräusserliche Recht in die eigene Hand; ihre Vollmacht ist „die glorreiche Bahn, in welche Gerechtigkeit und Sieg sie gesetzt haben." Nur ein, zwei Wochen nach der Hinrichtung erschien diese unbedingte Vertheidigung einer That, der als einem ungeheueren Missgriff die drohenden Fingerzeige einer niemals zu bewältigenden Nemesis fast auf den Fersen folgten. Milton hatte mit seinen Worten das Volksgemüth besänftigen wollen, statt dessen packten sie Freund und Feind gleichsam an der Seele.

Für ihn selbst zunächst waren sie die Veranlassung, sein Stillleben mit dem Dienste des Staates zu vertauschen, nachdem die herrschenden Gewalten ihm ihre Erkenntlichkeit durch Berufung zum Lateinsecretär für das auswärtige Amt des Staatsrathes aussprachen. Wahrscheinlich war es Sir Henry Vane der jüngere, der am 13. März 1649 in seiner bescheidenen Wohnung hinter Lincolns Inn Fields mit der Anfrage erschien, der er dann am zweitnächsten Tage Folge leistete. Bald siedelte er nach Whitehall über, wo er einige Jahre wohnen blieb, obwohl sich selbst hierüber bei der Spannung zwischen Parlament und Rath Misshelligkeiten erhoben zu haben scheinen. Die Reihe seiner officiellen Noten wurde mit einem Anschreiben an den Senat von Hamburg eröffnet. Allein sie bilden doch nur einen Theil seiner Amtspflichten; in engem Zusammenhange mit diesen erscheinen vielmehr die Streitschriften, welche jetzt geradezu amtlich durch jene Vertheidigung des Königsmordes hervorgerufen wurden. Der grösste Geist seiner Zeit und seines Volkes tritt für dasselbe mit der ganzen Wucht seiner mächtigen Ueberzeugung ein, aber streng, dogmatisch hart, in stolzer, einseitiger Unabhängigkeit erblickt er in den revolutionären Wehen lediglich die gesunde Naturkraft und übersieht völlig, wie durch den Tod des königlichen Märtyrers, durch die Sünde des Volkes jeder einzelne getroffen wird. Wie bei früheren Anlässen lieh er den Gesichts-

puncten und Folgerungen der Gegner nur ein taubes Ohr oder massiven Zorn.

Nun erwuchs aber in Kurzem aus Karl's Gruft jene Blüthe royalistischer Martyrologie, das in zahlreichen Auflagen bald über das Land verbreitete „Bildniss seiner geheiligten Majestät in seiner Einsamkeit und Pein: Eikon Basilike," das sich nicht nur für eine hinterlassene Aufzeichnung des Königs ausgab, sondern alle privaten und öffentlichen Sünden desselben in sentimentale Vergötterung seiner persönlichen Standhaftigkeit und gottergebenen Aeusserungen begrub. In dem „Bilderstürmer" (Eikonoklastes) fuhr Milton grausam über das einen tiefen Eindruck machende Werk her, aber er verhöhnte doch mehr in masslosem und deshalb unschönem Ingrimm den gemordeten Fürsten, als dass er sich bei Enthüllung des Betruges begnügt und in einer treffenden Charakteristik die individuellen Gründe allen Unheils aufgedeckt hätte. Um so mehr jedoch entsprach er dem Geschmack der Tage, der ihm dann auch den Dank des Parlaments eintrug. Sofort aber entspann sich daraus eine gigantische literarische Klopffechterei, nachdem Salmasius (Claude Saumaise), der zu Leyden glänzende Grammatiker und Polyhistor, ein Mann, der häufig über Dinge schrieb, von denen er wenig oder nichts verstand, sich zum Wortführer des, wie er meinte, sogar im Naturrecht begründeten Königthums aufwarf. Kein menschliches Gesetz, kein Schwur habe der gottentstammten Autorität Karl's im Wege gestanden, er habe demnach meineidig und treulos sein dürfen. Derb, aber ungewöhnlich scharf und feuerig erwiderte Milton in der im Jahre 1651 publicirten, die meisten seiner Prosawerke überragenden *Defensio pro populo Anglicano*, die so zermalmend wirkte, dass ihm von fremden Gesandten gratulirt wurde, Christine von Schweden selbst ihren Schützling Salmasius für besiegt erklärte, und dieser vergeblich sich hinter die Prätension, ein besseres Latein zu schreiben, verkroch, denn der furchtbare Gegner corrigirte höhnisch sogar seine fehlerhafte Diction. Diese Vertheidigungsschrift aber ist um so denkwürdiger geworden, als Milton, wie er bereits in der Einleitung erwähnt, einem unheilbaren Leiden entgegengieng, das durch geistige Ueber-

anstrengung noch gesteigert werden musste. Im Jahre 1653, scheint es, brachte er dem Vaterlande sein Augenlicht zum Opfer dar. Die Sehkraft hatte längst gelitten; nachdem das eine Auge schon früher verloren, erlosch das andere langsam, während der vierundvierzigjährige Autor vor seinen puritanischen Landsleuten gerade den grössten Triumph feierte. In demselben Jahre, in welchem Cromwell den Versuch mit dem aus den Gottseligen erlesenen Barebone-Parlament machte, schien auch manche der von Milton verfochtenen Ideen, das Eherecht als auf einen rein bürgerlichen Contract begründet, die christliche Gemeinde ohne Priesterthum, in Erfüllung zu gehen. Wie hätte er jetzt eben, obschon ihn Gottes Hand schwer getroffen, den öffentlichen Dienst verlassen sollen, als er geradezu unersetzlich war? Er konnte ja, womit er beauftragt wurde oder was er ergriff, als Note oder Denkschrift dem Schreiber in die Feder dictiren. Noch immer folgten Erwiderungen auf seine Defensio, insonderheit ein anonymes Machwerk: „der Aufschrei des königlichen Blutes zum Himmel wider die englischen Vatermörder,“ worin Milton's Persönlichkeit schonungslos giftig mitgenommen wurde. Das rüttelte ihn dann auf zu der *Defensio Secunda*, der er eben aus diesen Gründen jenes oft erwähnte merkwürdige Stück Autobiographie einflocht. Der Schwerpunct jedoch lag darin, dass er mit allem ihm zu Gebote stehenden Nachdruck Oliver Cromwell's Protectorat für eine politische Nothwendigkeit erklärte, die er wie ein christlicher Held lösen werde. Nur trafen seine persönlichen Keulenschläge fehl, weil er hinter dem anonymen Gegner einen in Genf lehrenden Schotten More statt, wie sich später ergab, einen Franzosen Dumoulin hatte wittern wollen, so dass, indem nun auch More gegen ihn auftrat und er diesem wieder antwortete, der Streit, welcher ursprünglich über die höchsten Principien, über das natürliche Recht des Volkes und das *jus divinum* des Königs, entbrannt war, in persönliche Zänkereien ausartete, wo lediglich derjenige bei der lesenden Menge den Sieg davontrug, der über die Stichhaltigkeit der Argumente hinweg in lapidaren Kraftworten der Meister blieb.

Erst mit dem Jahre 1655 trat ein Ruhepunct ein um die

Zeit, als auch die Republik unter Cromwell's Protectorat die royalistischen Gegner aus Land und Meer vertrieben hatte und in der Verfolgung ihrer Principien sich als ein mitbestimmender Factor unter den Mächten der Welt erhob. Ein anderer als Milton wäre längst zusammengebrochen, als zu der Erblindung, der grössten Prüfung für diese hell sehende Seele, ihn gleichzeitig auch ein häusliches Leid betroffen hatte. Nach einer acht- bis neunjährigen Ehe, die trotz allen hemmenden Motiven denn doch verwirklicht worden, starb die Frau und hinterliess den in seiner Blindheit auf liebevolle Hilfe Angewiesenen mit drei unerwachsenen Mädchen, als deren Erbtheil in trostloser Verwaisung die entgegenstehenden Naturen von Vater und Mutter unvermittelt haften blieben. Während Milton im Jahre 1654 aus Whitehall, nunmehr der Residenz des Protectors, nach dem benachbarten Birdcage Walk übersiedelte und immer noch neben Secretär Thurloe seinem, obwohl durch einen Mitarbeiter erleichterten Amte oblag, wurde ihm doch die einsame, hilflose Lage des Hauses ein Gegenstand täglicher Sorge, der einzig und allein zu seiner Wiederverheirathung nöthigte. Er schloss diesen Bund mit Catherine Woodcock am 12. November 1656 ohne geistlichen Segen, nur nach dreimaliger Verkündigung der beiderseitigen Einwilligung vor der Civilbehörde. Doch schon nach funfzehn Monaten starb auch diese Frau im Kindbett, von der wir kaum mehr erfahren, als was das schöne Sonett andeutet, das dieser harte Schlag dem Dichter entlockte. Die ihm durch Liebe und Güte verbundene Heilige begegnet ihm im Traum, gleich Alcestis verschleiert aus dem Grabe steigend.

Dennoch blieb Milton während der zehn Jahre nach Karl's Tode der Dolmetsch alles dessen, was die Periode der Republik und des Protectorats an politischen und speculativen Gedanken hervorgebracht hat. Nachdem er sich ganz und gar von allen royalistischen, anglicanischen wie presbyterianischen Reminiscenzen losgerissen und fernerhin, sicher und grossartig einseitig in seiner Ueberzeugung, von diesen Schichten nationaler Gefühle schlechterdings keine Notiz nahm, klärte sich in ihm das Puritanerthum auch zusehends von eng doctrinären Schlacken und nahm jenen

hohen Flug zu dem aus dem absoluten Recht der Nothwendigkeit entsprungenen revolutionären Staatswesen. Gerade darum aber beharrte er in den Principien seiner biblisch freistaatlichen Lehre, indem er niemals den Traum fahren liess, dass, nachdem der Zorn Gottes wie im alten Bunde für die Frevelthaten des Königs und seines Anhangs schreckliche Rache genommen, sich Kirche und Gesellschaft durch die hartköpfige Energie der siegenden Partei positiv und gesetzlich in das Abbild eines Gottesreiches auf Erden werde vereinigen lassen. Gewiss sind seine Prosawerke, wie schon bemerkt worden, nach Stoff und Ausführung in vielen Stücken abstossend und ungeniessbar, so dass sie mit sehr wenigen Ausnahmen niemals populär sein konnten und späteren Generationen geradezu unnahbar wurden. Aber wo, wie so oft, der erhabene Schwung des classisch gebildeten, dichterisch, prophetisch vom reinsten Idealismus beseelten Verfassers durchbricht, da gesteht sich selbst der widerwilligste Leser, dass, wie Cromwell auf dem politischen Gebiete Alles überragen musste, Milton auch die entzücktesten Geister seiner im Glauben und Handeln freien Richtung weit hinter sich liess.

Es ist dies besonders alsdann der Fall, wenn Milton gleich einem Seher der antiken Welt von Israel und Hellas weit über die protestantische Gewissensfreiheit, über die Lehre vom leidenden Gehorsam hinaus, über den praktischen Streit zwischen dem göttlichen Recht des Königthums und dem Urrecht des Widerstandes gegen alle Tyrannei des Leibes und der Seele hinweg helle Blicke in die Zukunft wirft, die sogar in der Gegenwart noch zünden. Wenn je einer, so erblickte er im Staate eine Einsetzung Gottes, während die Wahl der Staatsform den Menschen und Völkern je nach ihrer Individualität überlassen blieb. So ruft er denn auch aus: „Es ist mehr Göttliches in einem Volke, das einen ungerechten König absetzt, als in einem Könige, der ein unschuldiges Volk knechtet.“ In ihrem streng sittlichen Grundgedanken kommen seiner Auffassung der Politik weder die noch so logisch geschlossenen gegnerischen Systeme, am wenigsten das der Jesuiten gleich, noch ist sie bisher, obwohl immer mehr erkannt, in ihrer ganzen Er-

habenheit verwirklicht worden. Es fehlt überall noch viel, dass das von ihm den Völkern vindicirte Geburtsrecht auch nur so weit zur Vollziehung komme wie in seiner Heimath oder in dem grossen angelsächsischen Freistaate jenseit des Oceans.

Dass Milton aus voller Seele Republikaner war und mit antik idealer Zähigkeit an dem Gedanken fest hielt, diese Staatsform werde in England zur Wahrheit werden, kann Niemand befremden. Um so weniger hatte er bei der hohen Bildung und entschieden aristokratischen Anlage seiner Natur mit dem Demokraten gewöhnlichen Schlages gemein: Nur durch die Weisesten kann nach seiner Ueberzeugung die hin und her wogende Menge geleitet werden. Darum hielt er sich denn auch ganz zu Cromwell, als dieser in die unausfüllbare Kluft trat, welche durch die Unterdrückung des Königthums geschaffen worden. „Nichts," ruft er in der Defensio Secunda, „ist Gott wohlgefälliger, entspricht der Vernunft mehr, ist politisch gerechter und allgemein nützlicher, als wenn der beste und weiseste der Männer mit der höchsten Gewalt bekleidet wird." Zucht und Ordnung sind auch für den freien Staat unentbehrlich, niemals hat er in dem Protector einen Usurpator, sondern lediglich den von Gott gesetzten Zuchtmeister, den zum Herrschen geborenen Helden erblickt. Wenn irgend jemand, so wusste er diese ungeheuere Erscheinung zu würdigen; einem solchen Repräsentanten der Staatsgewalt und der nationalen Ehre hat er mit seinem ganzen Herzen gedient.

Allerdings waren diese beiden Menschen in Erscheinung und im Wesen grundverschieden, so dass sich bei der Dürftigkeit der Ueberlieferung nicht erkennen lässt, wie und ob sie zu Freunden geworden sind. Der schöne, zartgebaute Milton, Dichter und Gelehrter, der vierschrötige Kriegsmann mit dem fürchterlichen Antlitz mussten sich in der Hauptsache dennoch verstehen, auch wenn dem Einen an dem Anderen immerdar allerlei verschlossen blieb. Ein jeder hatte seine besondere Bestimmung; in beiden gemeinsam erst kam das, was diese wunderbare Periode anstrebte, zur vollen Geltung. Was der Eine beabsichtigt, fasst der Andere in den entsprechenden Ausdruck. Fehlt es auch an

allen Belegen eines intimen Verkehrs, beide haben unendlich oft ihre Gedanken ausgetauscht und übereinstimmend gefunden. Wie Milton bereits in dem bekannten Sonett vom 16. Mai 1652 den Glaubenshelden feiert, der „Zum Friedenswerk glorreichen Pfad geschritten" und „Des Herrn Trophä'n zu pflanzen nie geruht," so ist der Dichter schwerlich von einem Anderen als politischer Secretär bestallt worden als von Cromwell selber, der auch in der Wahl seiner Leute den kühnen und sicheren Blick des grossen Staatsmannes besass. Die mächtige auswärtige Politik des Protectorats erscheint recht eigentlich als ihr gemeinsames Werk. Was Cromwell vorschrieb, Blake auf dem Meere ausführte, das signalisirten die Staatsschriften, die berühmten lateinischen Noten aus der nervigen Feder, die auch im classischen Idiom die volle Kraft des individuellen Stils ausströmen liess. Das endlich einmal ganz protestantische England will alle glaubensverwandten Staaten und Municipalitäten Europas zu einem gewaltigen Bunde zusammenfassen und auch den unter katholischem Zwange seufzenden Brüdern den Segen der Gewissensfreiheit bereiten. Daher beim Könige von Frankreich und dem Herzoge von Savoyen jene Intervention für die grausam verfolgten Waldenser, die Ketzer des Hochgebirgs aus vorreformatorischen Tagen, eine Herzenssache im Palast von Whitehall wie in der stillen Werkstatt des Dichters. Daher das kriegerische Vorgehen gegen habsburg'sche Intoleranz, mag sie in Madrid oder Wien haften, das drohende Rütteln bis an die ehernen Pforten des Vaticans. Daher die unablässige Bemühung, das jämmerliche Wortgezänk der Lutheraner und Reformirten in Deutschland zu hemmen, wo möglich auch Karl Gustav von Schweden und Friedrich Wilhelm von Brandenburg zu einer grossen, gottgefälligen Action auszusöhnen. Man weiss, aus welchen dynastischen Gründen, welchen legitimistischen Anschauungen gegenüber dem unberechtigten Herrscher Britanniens das Letztere für den grossen Kurfürsten unmöglich war, wie schliesslich nur, an das Frankreich Mazarin's gelehnt, der Protector seinen protestantisch-mercantilen Schlag hauptsächlich auf die Weltmacht Spaniens niederschmettern liess. Allein der ideale Impuls des Glaubens gieng doch wesent-

lich nur von diesem extraordinären Britannien aus, zu einer Zeit, als rein politische Tendenzen bereits bei dem vorübergehenden Bundesgenossen walteten, der niemals wirklich nationale Freiheit für das eigene und andere Völker im Schilde geführt hat. Ueberdies wurde der einseitig unternommenen Aufgabe durch das persönliche Geschick Cromwell's ihre sehr bestimmte Grenze gezogen.

Das ruhmreiche und kraftvolle Regiment des Gewalthabers war nicht nur den alten Gegnern eines jeden freien Staatswesens, sondern allen denen unerträglich, welche auf der abschüssigen Bahn der Bewegung ungebunden jeder Ordnung und Zucht widerstrebten. Von beiden Seiten war die Herrschaft wie das Leben Cromwell's mit beständiger Gefahr umlauert. Den Schwärmern für das tausendjährige Reich auf Erden, den rohen Gleichmachern konnte ein Mann wie Milton nun freilich nimmermehr Geschmack abgewinnen. Wie er sich dagegen zu den verschiedenen Verfassungen gestellt, durch welche Cromwell die opponirenden Geister zu bannen suchte, thatsächlich aber schon die erschütterten Elemente des Staates in die alten Formen zurückzulenken begann, ob er persönlich irre geworden an dem Gewaltigen, der ihm, dem antiken Republikaner, das für die Wirklichkeit unerreichbare Bild zertrümmerte, darüber ist factisch gar nichts aufbewahrt. Vielleicht hat Milton absichtlich Schweigen beobachtet, vielleicht hat ihn in späteren Tagen seine Blindheit behindert solche Aufzeichnungen zu machen, die eine wesentliche Lücke in der Kenntniss der Hergänge füllen müssten, welche schliesslich zur Herstellung des Königthums führten.

Dass er vor wie nach Cromwell's Tode im öffentlichen Dienst verblieben, beweisen jedoch seine datirten Staatsschriften bis zu der letzten vom 15. Mai 1659 an den König von Dänemark gerichteten. Als aber in Kurzem das Ruder der schwachen Hand Richard's entfiel, als Alles in steigendem Wirrwarr bei dem Parlament und den Generalen stand, während von einem Tage zum anderen die Hoffnungen der Cavaliere stiegen, da erhob er sich noch einmal als Publicist zu den kühnsten Ansprachen. Seine Stimme wenigstens sollte mitten im Sturm nicht schweigen, um das wracke

Fahrzeug religiöser und staatlicher Freiheit wenn möglich vor dem Untergange zu retten. In dem Aufsatze über bürgerliche Freiheit in kirchlichen Dingen wies er nochmals in erhabenen Worten auf den Eckstein des Protestantismus, auf volle Duldung hin. Niemand auf Erden ist berechtigt, in Sachen des Glaubens Zwang zu üben. Aber Verfolgung von Seiten einer protestantischen Autorität ist weit gehässiger als von papistischer, nach welcher die Kirche lediglich über der Schrift steht und „ein Römisches Fürstenthum seine alte Universalgewalt nur unter neuem Namen und als blossen Schatten der katholischen Religion zu behaupten sucht.“ In der Schrift „Die besten Mittel, Miethlinge aus der Kirche zu entfernen“ streitet er für die absolute Trennung von Kirche und Staat, Beseitigung der Zehnten und Unterhaltung der Diener des Herrn aus den freiwilligen Spenden der Gemeinde, wie es politisch heute etwa nur in der grossen nordamerikanischen Republik zum Vollzuge gekommen ist. Der Aufsatz „Ueber den bereiten und leichten Weg, ein freies Gemeinwesen aufzurichten“ hält der Rückführung eines unsittlichen, sich wie ein Halbgott spreizenden Königs eine beredte Schilderung entgegen, wie die Menschen, wenn sie nur wollen, alle gleich und massvoll neben einander leben, verkehren, glauben und denken können. Ein lebenslänglicher Rath der Besten und Tüchtigsten, gleichsam ein jüdisches Sanhedrin, würde diese demokratische Gemeinschaft überwachen. So war denn sein Vertrauen zu dem Princip, das mit dem Ideal zusammenfloss, unbegrenzt, während der Wille der von Cromwell allein zusammengehaltenen Nation elend in sich zusammenbrach. Selbst an General Monk hat er noch ein Schreiben über die Grundzüge des Freistaates erlassen, um diesem kalten und ehrgeizlosen Soldaten in die Seele zu reden, der soeben dem aus dem Rumpfe wiedererstandenen Parlament seinen Arm lieh und dem von sinnlosem Jubel begrüssten Stuart Land und Leute auslieferte. Eine Erwiderung auf die Predigt eines Royalisten: „Fürchtet Gott und den König“ war die letzte Aeusserung Milton's, des Publicisten. Seine Stimme verhallte in dem wüsten Taumel, welcher Parlament und Volk, des unleidigen puritanischen Zwanges müde, ergriffen hatte.

Hals über Kopf, in blindem Vertrauen alle festen Garantien verschmähend, warf man sich Karl II. in die Arme, der bald genug im Schlamme eines lasterhaften Hofes und gewissenloser Regierungskünste watete.

Auch Milton bekam von der Verfolgung zu kosten, welche über die Regiciden hereinbrach und selbst die Gebeine des grossen Oliver nicht verschonte. Seine Manifeste gegen den hingerichteten König, zumal die Schutzschrift für das englische Volk wurden am 16. Juni 1660 von der Hand des Henkers verbrannt. Er selbst sass eine Weile in der Haft des Hauses der Gemeinen, obgleich die Indemnitätsacte bereits vollzogen war. Doch ist er, so viel wir wissen, an Leben und Freiheit niemals ernstlich bedroht, sondern bald auf die Fürsprache solcher entlassen worden, die auch in diesem Parlament noch zu seinen Freunden zählten. Karl II. aber, gewiss ein frivoler, doch kein rachsüchtiger Fürst, soll gesagt haben: „Ich höre, er ist alt, arm und blind, dann ist er genugsam gestraft.“ Seine väterliche Habe, der er die einst so herrlich ausgenutzten Lehrjahre verdankte, war dahin, der Vater schon seit 1646 todt, auf ein Einkommen im Dienste des Staates nicht wieder zu rechnen; sein einziger Bruder Christoph wurde Royalist, später unter Jacob II. sogar Papist und einer der Barone des Schatzkammergerichts. Doch das Alles schmerzte ihn nicht, sein felsenfestes Gemüth beklagte einzig und allein in steigender Verbitterung den Umschwung des allgemeinen Schicksals. „Meine innige Liebe zum Vaterlande hat mich endlich ohne ein Vaterland gelassen,“ heisst es in einem der immer seltener werdenden Briefe.

Die letzten vierzehn Jahre, die ihm noch beschieden waren, verbrachte er unbehelligt in der City, die letzten neun in einer ärmlich bescheidenen Wohnung am Artillery Walk, einem Wege, der nach Bunhill Fields hinausführt, wo man die Opfer der grossen Pest von 1665 einscharrte und sich die Dissenters, welche die Ceremonien der Kirche mieden, darunter mancher Held und Wortführer des freien Glaubens, ihre Begräbnissstätte erkoren. Sauber schwarz gekleidet sass Milton entweder drinnen in seinem Armstuhl, oder die warme Sonne geniessend draussen vor der Thür. Nicht nur

Verwandte und alte Freunde kamen, ihn hier zu besuchen; es fiel auf, dass selbst angesehene Persönlichkeiten, namentlich aus der Fremde, ihn nicht vergessen hatten. Dass solche Beziehungen aus der Zeit des grossen politischen Kampfes herstammten, ergibt der Brief an Peter Heimbach, abermals einen Deutschen, einen Rath des Kurfürsten von Brandenburg, der erfahren, dass er trotz Pest und Feuersgefahr noch am Leben sei und ihn im Jahre 1666 mit Zeilen der Erinnerung beglückt hatte. Seit einiger Zeit (1663) war er zum dritten Mal verheirathet, mit Betty Minshull, der Tochter eines Gutsbesitzers in Cheshire, wozu sein Arzt Dr. Paget dem hilflosen Freunde verholfen hatte. An sich fand er in ihr, die gewiss nicht mehr als eine rührige Hausfrau war, was er bedurfte; „freundlich und aufmerksam" nennt er sie selber. Allein dem Verhältnisse zwischen der Stiefmutter und den heranwachsenden Töchtern erster Ehe entsprang ein neuer Kummer. Die Schuld scheint doch vorzüglich auf Seiten der letzteren gelegen zu haben, denn sie hatten sich lieblos entwickelt, und statt dem blinden, von anderen wie von sich selber gewiss viel verlangenden Vater willig beizuspringen, liessen sie sich vielmehr durch seine Strenge abstossen. Selbst die jüngste und liebenswürdigste, Deborah, stöhnte, wenn sie ihm endlos in unverstandenen Sprachen vorlesen und sein Dictat nicht nur englisch, sondern Wort für Wort lateinisch nachschreiben musste. Nicht eine von ihnen erhob sich zur Antigone neben Oedipus, zur Cordelia neben Lear. Sie vornehmlich überwarfen sich mit der Mutter, die doch nur nach einer Seite ihrer Pflicht genügen konnte; im Jahre 1669 hatten alle das väterliche Haus verlassen.

Wie tief wohl hat der fromme Dulder über das Gebrechen geseufzt, das ihn recht eigentlich von dem Liebsten, das ihm geblieben, abzusperren schien! Als wahrer Dichter scheute er sich nicht, das Klagelied über sein unermessliches Leid anzustimmen in dem herrlichen Sonett auf seine Blindheit wie am Eingange des dritten Gesanges seines grossen Gedichtes. Wenn er dort angesichts des Pfundes, das er nicht wuchern lassen kann, in dem demüthigen Gedanken Trost findet, dass Gott keines Menschen Gaben verlange, sondern dass die, welche sein mildes Joch geduldig tragen,

ihm am besten dienen, so sehnte er sich doch darnach, wie es in dem Briefe an Heimbach heisst, nicht unnütz zu sein, „und was ihm in diesem Leben noch an Gabe verblieben, auch anzuwenden.“ Er spürte, dass gerade diese schwere Prüfung seiner Dichterseele einen höheren Drang und reinere Weihe verlieh, als sie je zuvor empfunden. Aber bei allen Schätzen des Wissens und der Gedanken bedurfte er doch beständig der äusseren Hilfe, sie zu fixiren: es musste ein anderer für ihn lesen. Da hat denn derselbe Freund, der ihm die Frau zuführte, den jungen Quäker Ellwood ausfindig gemacht, der sich glücklich schätzte, der Handlanger zu unsterblichen Werken zu werden. Gutmüthig und geschwätzig erzählt er darüber: „Ich erhielt Zutritt nicht als Diener, dessen er damals nicht bedurfte, sondern zu bestimmten Stunden, in denen es mir möglich war, zu kommen und ihm aus solchen Büchern vorzulesen, die er verlangte, für mich eine Gunst, wie ich sie ersehnte. Ich kam daher täglich Nachmittags mit Ausnahme des ersten Tages der Woche, setzte mich in seinem Esszimmer zu ihm und las vorzüglich aus lateinischen Werken. Gleich am ersten Tage bemerkte er meine englische Aussprache und sagte, dass, wenn ich Nutzen vom Latein haben, die Autoren nicht nur lesen und verstehen, sondern auch mit Fremden daheim oder draussen conversiren wolle, ich mir die fremde Aussprache aneignen müsse. Auf meinen Wunsch lehrte er mich die Laute. Das fiel mir nicht leicht; aber „Labor omnia vincit improbus“, und so that ich mein Bestes, um meinem Meister die Lectüre annehmlich zu machen. Da er nun meinen ernstlichen Eifer wahrnahm, ermunterte er mich nicht nur, sondern lieh mir jegliche Hilfe, denn mit seinem wunderbaren Ohre nahm er aus dem Tone meiner Stimme ab, was ich verstanden hatte, was nicht, und pflegte demgemäss innezuhalten, mich zu examiniren und schwierige Stellen mir auszulegen.“ Wie ist Milton also selbst bis auf die Aussprache des Latein seinen Landsleuten vorausgewesen!

Aber in solcher Beschäftigung mit den geliebten Autoren, in stiller Zurückgezogenheit, mitunter an seiner Orgel, doch viel öfter noch in langen, wachen, einsamen Stunden aus sich selber schöpfend, fand seine Seele den Schwerpunct

wieder, der durch die Krisis des Vaterlandes verschoben war. Er war wieder im Stande, an die glückliche Jugendepoche seiner Dichtung anzuknüpfen, jedoch, wie nicht anders möglich, gereift durch die Erfahrungen, die ihm geworden, und abgekehrt von der ganzen Niedertracht einer in Leben und Kunst, in Glauben und Wirken sündhaft verkommenden Gegenwart. Die Muse selber trat in stiller Mitternacht an sein Lager und hiess ihn singen erhabener als Alles, was er einst unter der lieblichen Einwirkung von Horton hervorgebracht hatte. Er glaubte der Heimath, der er treu gedient, die ihn schnöde aufgegeben hatte, ein ehedem öfter wiederholtes Versprechen schuldig geblieben zu sein; er wollte nicht wortbrüchig werden, sondern seinem Vaterlande den Undank mit einem preislosen Geschenke vergelten. Damals, vor bald dreissig Jahren, als er auf seine Reise gieng und sich sehnsüchtig in die poetischen Gebilde Tasso's versenkte, nicht minder auch mit seinem Liebling Spenser vor Augen, trug er sich mit einem Epos, das König Arthur behandeln sollte und, wenn es zu Stande gekommen wäre, ohne Frage der didaktischen Tendenz und des allegorischen Gewandes nicht entbehrt haben würde. Jetzt hätte es dem entschiedenen Republikaner nicht mehr angestanden, den britischen Fabelkönig mit seiner ritterlichen Tafelrunde zum Mittelpuncte eines grossen Gedichtes zu machen. Aus den verschiedensten Gesichtspuncten wäre die Wahl dieses Stoffes ein Anachronismus gewesen. Dagegen war bei aller gelehrten Forschung und Untersuchung, besonders auf den polemisch theologischen Gebieten, die er hatte bestellen müssen, die Bibel, wenn das möglich, ihm nur noch fester an das Herz gewachsen. Sein inneres Auge blickte, nachdem das äussere verschlossen, immer heller in den reinen Aether der Ewigkeit hinaus, in diejenigen Regionen, wo allein die Geschicke der Menschen, Völker und Staaten bestimmt werden. Nur einen heiligen, wie er meinte, den grössten Gegenstand von allen wollte er sich wählen und ihn, damit er zur Sphärenharmonie werde, mit den schönsten Klängen ausstatten, die er sich aus der profanen Poesie der antiken und modernen Welt zu eigen gemacht hatte.

Es ist wohl als sicher zu betrachten, dass Milton nicht

lange nach der Restauration des Königthums das Verlorene Paradies in Angriff nahm. Ellwood sah und las das Manuscript schon Anfang 1666; im Frühling des nächsten Jahres war es unstreitig vollendet. Noch finden sich unter den Bücherschätzen in Cambridge handschriftliche Entwürfe, die eine ursprünglich dramatische Anlage aufweisen, aber doch auch schwerlich vor die Zeit der grossen politischen Katastrophe fallen. Die ganze Conception steht augenscheinlich in Wechselwirkung mit dem tiefsten Einschnitt in Milton's Leben, wie dem des Staates. Mit dem Ende eines praktischen Berufs streifte auch der Autor das „kalte Element der Prosa" wieder ab.

Wenn irgendwo, so hat der Protestantismus in England das fröhliche Schaffen einer heiteren und schönen Kunst gehemmt und steife Regel, Kälte der Empfindung für den Einzelnen wie für die Gesammtheit an die Stelle gesetzt. Um so wunderbarer derjenige, der, von einem göttlichen Feuer getrieben, die spröde, vernunftgemässe Glaubensform in einer ihr entsprechenden, aber einsam emporragenden Schöpfung zu verherrlichen unternahm. Oft genug in alten und neueren Tagen war der von ihm gewählte Stoff, der ihm heroischer schien als der Zorn des Achilleus, zu dichterischer Anwendung gekommen. Ein berühmtes angelsächsisches Werk des zehnten Jahrhunderts, welches von Franz Junius, seinem eigentlichen Entdecker, mit dem um mehrere Jahrhunderte älteren, frühchristlichen Sänger Caedmon in Verbindung gebracht wurde, feierte bereits mit jenem Entzücken, von welchem die kaum bekehrten germanischen Völker ergriffen worden, den Kampf der guten und bösen Engel im Zusammenhange mit der Erschaffung des Menschengeschlechts. Allein obwohl die erste Ausgabe im Jahre 1655 im Haag erschien, ist doch nicht der geringste Hinweis vorhanden, dass Milton sich jemals mit archaistischen Studien dieser Art befasst und unmittelbar aus dem Alterthume seines Volkes eine Anregung empfangen habe. Ueberhaupt aber ist eine jede Anregung von aussen, auch die durch protestantische Vorgänger, auf ein sehr beschränktes Mass zurückzuführen. Die Hugenotten hatten einst das Epos „die Woche der Schöpfung" hoch verehrt, in

welchem ihr edler Genosse, Guillaume de Saluste, Seigneur du Bartas, schwerfällig und wunderlich die ganze heilige Geschichte von der Vertreibung aus dem Paradiese bis herab zu den Richtern und Königen besang. Milton kannte es genau wie Alles, was mit Genf zusammenhieng, aber nahm, abgesehen von der doch nur theilweisen Gemeinsamkeit des Gegenstandes, nichts Erhebliches aus ihm herüber. Viel näher lag ihm vermuthlich der Adamus Exul, die steife Tragödie des jungen Hugo Grotius, denn mit unverkennbarer Beziehung auf den Holländer hat er hier und da wohl einen glücklicheren Ausdruck als jener zu finden gesucht. Indess konnte er am wenigsten übersehen, dass Du Bartas und Grotius ihrer gewaltigen Aufgabe als Dichter nimmermehr entsprachen, und wählte trotzdem denselben Stoff. Wenn er ihn für den grossartigsten hielt, der sich zur epischen Behandlung eigene, so entsprang das aus seiner religiös-politischen Weltanschauung. Allein sie haftete an dem Manne und an der Zeit und ist mit dieser längst zu einer anderen geworden. Mag die englische Kritik das Gegentheil behaupten und dem Homer zum Trotz das Verlorene Paradies ein Epos heissen, aus mehr als einer Ursache gebührt ihm diese Bezeichnung nicht.

Wo ist hier der leichte Fluss, die fortschreitende Bewegung lebendiger Gestalten, die den Erzähler ganz in den Hintergrund treten lässt? Milton wäre auch mit dem König Arthur nimmermehr ein Epiker geworden. Statt dessen der selbstbewusste Zweck des Dichters, der aus jedem Verse spricht, in symbolischem, ja, allegorischem Gewande, das zwar der Feenkönigin Spenser's noch als schöne Zierde gestanden hatte, aber, seit Shakspere als Dramatiker den ganzen Menschen und sein Leben vor aller Augen hingestellt, völlig abgetragen und veraltet war. Milton zog es hervor, um damit nun gar die speculativen Lehren des calvinischen Puritanismus vom absoluten Rathschluss Gottes und vom freien Willen, wie sie ihm neben einander vereinbar schienen, zu umkleiden. In der göttlichen Voraussicht wurzelt ihm die ganze dramatische Verwicklung seiner Dichtung, nicht im Sündenfall, den freilich die himmlische Muse in der auf uns so erkältend wirkenden Apostrophe

anrufen muss. Der höchste Wille als absolutes Machtgebot, die Schuld des Menschen, die ihm allein zugeschrieben wird, veranlassen den Conflict, für den indess von Anbeginn die Versöhnung durch den Menschensohn vorgesehen ist. Aus Sätzen, die auf einem lebenslangen Studium, der entlegensten Gelehrsamkeit und tiefstem Nachdenken beruhen, erhebt sich allerdings ein subjectives Lehrgebäude von theologisch-philosophischer Structur, wird doch in präcisen Versen eben dasselbe ausgeführt, was Milton so oft in seinen polemischen Schriften entwickelt hatte; — aber episch klingt das nimmermehr. Im Gegentheil, auch der härteste Vorwurf, den das orthodoxe wie das freigemeindliche England auszusprechen sich scheut, hat darin seine Berechtigung: Milton, der extreme Puritaner, sieht sich genöthigt, die religiösen Begriffe des Christenthums, wie sie der Protestantismus erst wieder in abstracter Reinheit aufgerichtet hatte, durch sinnliche Gebilde zu veranschaulichen. Die anthropomorphische Neigung, die auch sonst in seinen Schriften begegnet und durch frühe, innige Vertrautheit mit dem classischen Alterthume genährt wurde, bildet den Kitt, durch welchen er, wie kaum anderswo, Theologie und Poesie in einen Guss brachte, der nothwendig die weiteste Wirkung thun musste, denn seine gewaltigen Gestalten, mögen sie nun aus dem Dogma oder aus willkürlicher Mythenbildung hervorgehen, die Welt der Engel, das erste Menschenpaar, oder selbst abstracte Kräfte vorführen, lassen sich fassen und ergreifen ihrerseits.

Keine Frage, dass sein Dichtergeist, als er den Kampf des guten und des bösen Princips zu personificiren unternimmt, von der furchtbaren Hoheit Satans, den er, der Protestant, erst aus heidnischer Verzerrung zu einer fesselnden Erscheinung erhoben, selber am mächtigsten ergriffen worden, so dass vom Fürsten der Finsterniss, von seinen wüthenden Scharen und höllischen Umgebungen eine dunkele Gluth, ein blendender Glanz ausstrahlt, der alle anderen Partien des Gedichtes in den Schatten zu stellen droht. Das Hauptinteresse ist der gigantischen Centralfigur gesichert, die im höchsten Trotz noch immer heldenhaft und göttlichen Ursprungs würdig erscheint. Man möchte an Karl I. zurück-

denken, an dem doch die Blicke selbst derer hiengen, die in ihm nur das böse Princip erkannten, aber trotz alledem den Eindruck königlicher Erhabenheit in sich selber nicht ersticken konnten. Der puritanische Zorn hat seinen Antheil, wenn die Sympathie des Lesers auf den Sturz der rebellischen Heerscharen, die so manche Anspielung durchschimmern lassen, und ihr gewaltiges Haupt concentrirt wird. In diesen Episoden allein weht eine Luft, die, so scharf dogmatisch gewürzt sie auch ist, doch von sonoren epischen Klängen durchzogen wird. Schrecken und Glanz der Macht kommen zu voller Geltung, während selbst Milton's kolossale Kraft nothwendig zusammenbricht, wo sie das ewig eine, in sich und durch sich Alles bestimmende Urwesen poetisch umkleiden will, das doch schon als Christengott, als Gott Vater nicht der persönlich viel greifbarere Jehovah Israel's sein konnte. Wie menschlich auch, Dank der arianischen Auffassung, welche dem Dichter seine Theologie vorschrieb, der Sohn gehalten ist, als uranfänglich, allweise, sündlos und unfehlbar eignet er sich ebenso wenig dazu, sinnlich, also poetisch verkörpert zu werden.

Auch die schöne Schilderung des irdischen Paradieses mit dem einsamen, ausser seinem Dialog höchstens mit dem Schöpfer oder dem Versucher ein Gespräch führenden ersten Menschenpaar ist nicht episch, sondern idyllisch, ein Landschaftsbild, so herrlich, wie es der Sänger einst in der Wirklichkeit geschaut, jetzt mit innerer Entzückung erblickt, ein Ehebund, dessen ganze Glückseligkeit er wohl begriffen, doch nie gekostet hat. Aber Adam und Eva, unschuldig und doch zur Sünde geneigt wie ihre ganze Nachkommenschaft, in dem Problem zwischen freier Wahl und Prädestination, sind Charaktere, die der Richtung auf das Uebergrosse am wenigsten zusagen und ausserdem unter der pedantischen unpoetischen Motivirung des Sündenfalls ungemein leiden.

Man sieht, die Schwächen und Blössen, die so offen auch im Verlorenen Paradies zu Tage liegen, entspringen nächst der Wahl des Stoffes aus der Nothwendigkeit denselben künstlerisch zu beleben und aus der erzwungenen Anwendung zu einem bewussten Zweck. Aber gerade in

dem letzten Punct wurzelt ebenso sehr die unmittelbare Stärke und unvergängliche Wirkung des Gedichtes: der ganze Milton, der subjectivste aller Poeten, ein unbeugsamer, heldenhafter Charakter, ein Dichter von Gottes Gnaden, ragt mit seiner ganzen frommen, hoffnungsreichen Seele aus dem Werke empor. In Alles, was sie leidet und harrend prophetisch schaut, darf der Leser hineinblicken; er sieht in den himmlischen und höllischen Geschwadern die Streiter vorüberziehen, die damals in dem England der Revolution und Restauration für und wider die Sache Gottes rangen; ihm schwebt wie dem Dichter die sichere Aussicht auf eine Erlösung vor durch denjenigen, gegen den schon die Erhebung Satans und seiner Genossen gerichtet war. Es ist dieselbe erhabene Subjectivität, durch welche der Dichter aus den tausend und abertausend poetischen Atomen, die er in der Bibel, in classischen und modernen Autoren, aus massenhaft theologischer und politischer Gelehrsamkeit zusammenliest oder selbst nachweislichen Vorbildern abborgt, stets ein originales Erzeugniss hervorbringt und die grenzenlos über Zeit und Raum angelegten Bilder zu fixiren weiss. Es ist, als ob seine plastische Gabe gerade sich im Ungeheueren besonders bewähre: in dem grauenvollen Zwiegespräche, welches Sünde und Tod als Hüter der Höllenpforte führen, nimmt er es kühnlich mit dem dramatischen Wagniss auf, mit welchem Aischylos seinen Prometheus eröffnet. Der Dichter selber, der weltverachtend gewiss ist, über Sünde und Tod den Sieg davon zu tragen, hat auch den Muth, seine volle, strenge und hohe Persönlichkeit, die eigenartigste, wie sie je aus dieser Phase des Protestantismus hervorgegangen, als einen lebendigen Theil der grossen Geschichte der Menschheit erscheinen zu lassen. Auch hierin wie in so vielen anderen Stücken, dem Kampfe und dem Dulden für das Vaterland, der poetischen Conception, die sich über die Erde emporschwingt, derselben tiefen Melancholie, ist er vor allen Sterblichen Dante, dem Sänger der göttlichen Comödie, verwandt gewesen. Die Unterschiede der Nation, des Zeitalters, der Confession, der aus ihnen sich ergebenden politischen und religiösen Tendenz bedingen auch die Vorzüge und Nachtheile des Einen wie des Anderen. Unnahbarer als der

universale Romane bleibt der puritanische Engländer, und doch bezeichnet er den ungeheueren Fortschritt, den allerdings zum greifbaren Schaden des ewig Schönen die Gewissensfreiheit in Staat und Kirche gemacht hatte.

Auch seine eigene, von allem Hergebrachten verschiedene Form hat Milton für ein solches Werk erst schaffen müssen. Wie er selber vielleicht auf seiner Reise scenische Productionen des Gegenstandes gesehen und sich ursprünglich mit dramatischen Entwürfen für denselben getragen hatte, so liegt dem, was ein Heldengedicht sein soll, auch dramatische Structur zu Grunde, ein Ergebniss seiner tiefen Vertrautheit mit der antiken Bühne des Sophokles und Euripides. Als Metrum adoptirt er, bis dahin unerhört, den Blank Verse des heimathlichen Dramas und wirft, woran seine Jugend sich noch ergötzte, den Reim gänzlich ab. Aber diese Jamben, nicht immer anmuthig, bisweilen sogar hart oder matt, vermögen, indem sie die ganze Scala der archaistischen und der philosophisch geläuterten Sprache bewältigen, die vollsten wie die sanftesten Klänge harmonisch zu entfalten. Nicht pittoresk, sondern weit eher musikalisch war seine Kunst; während das Auge früh erlosch, kräftigte sich das Ohr an der Orgel, die über Gesang und Instrument dominirt. Mit einem solchen, allen Modulationen des Schauders, der Herrlichkeit und Lieblichkeit gewachsenen Versmass wird allein erträglich und fesselnd, was in abgemessenen Strophen ganz undenkbar sein würde.

Das Werk hatte sein Schicksal, welches dem des Autors entsprach. Reichthümer wird Milton nicht von ihm erwartet und, wenn es wahr ist, dass er für zwei Auflagen je fünf Pfund Sterling erhielt, nicht einmal darüber gespottet haben. Allein, dass, nachdem die Censur ihm seinen Lauf liess, 1300 Exemplare in zwei, 3000 in eilf Jahren verkauft wurden, war doch in jenen Tagen wahrlich ein Beweis starker Nachfrage. Die alten Gesinnungsgenossen unter den Nonconformisten verschiedenster Denomination, ihre aufwachsende und bald wiederum in Bewegung gerathende Jugend haben aus dem Verlorenen Paradies Trost und Muth geschöpft. Das grosse Kunstwerk, die Würde des Charakters machten doch selbst auf diejenigen Eindruck, die den in den frivolen Tagen

Karl's II. herrschenden Geschmack repräsentirten: Dryden, der Hofpoet und Convertit, nannte es „das grösste, edelste, erhabenste Poem, welches das Jahrhundert und die Nation hervorgebracht." Erst Addison aber lehrte das politisch frei werdende England den Schatz zu ehren, der ihm aus der Periode des grössten Unwetters hinterlassen worden. Fast liegt es in seiner Bestimmung, den Secten daheim wie den Millionen puritanischer Nachkommen, die, um freie Gemeinwesen zu begründen, über alle Meere hinausgezogen, neben der englischen Bibel als Erbauungsbuch zu dienen und, was noch mehr beklagenswerth, Milton's Gebilde aus Himmel und Hölle dauernd in protestantisches Dogma zu verwandeln. Der hohe Unabhängigkeitssinn des Dichters, der dem wahrlich am heftigsten widersprechen würde, der streng geschlossene Charakter des Mannes dagegen ist es, der in der Fremde und auch bei uns Deutschen, denen bei aller Empfänglichkeit doch nur ein beschränkter Genuss möglich ist, dem Verlorenen Paradies neuerdings mehr und gerechtere Achtung erweckt.

Dies wird schwerlich jemals der Fall sein mit dem Wiedergewonnenen Paradies, jenem seltsamen Seitenstück, dem der Dichter selber bekanntlich den Vorzug gab, und dessen vermeintliche Schönheiten hervorzuheben sich die englische Kritik auch neuerdings noch angelegen sein lässt. Als Milton im Jahre 1665, so erzählt der Quäker Ellwood, vor der in London wüthenden Pest auf dem Lande in der ihm theueren Grafschaft Buckingham Schutz suchte, gab er dem jungen Freunde zum ersten Mal die Handschrift seines grossen Gedichtes zu lesen und fragte, wie es ihm gefalle. „Du hast hier viel vom verlorenen Paradies gehandelt, was hast Du aber zu dem wiedergewonnenen zu sagen?" war die Antwort. Wahrscheinlich, wenn auch sicher nicht auf die Anregung eines Anderen, hat sich Milton bald hernach an die Arbeit gemacht, die dann freilich erst im Jahre 1671 im Druck erschien. Man erfährt aber nirgends, dass sie jemals dasselbe bewundernde Publicum gefunden hätte, und die Gründe, weshalb nicht, liegen doch zu deutlich auf der Hand. Das dichterische Genie, an dem wohl auch das nahende Alter sich bemerklich zu machen begann, appellirt nämlich weit weniger

als bisher an die Einbildungskraft, während der didaktische Ton überaus ermüdend und engherzig — man denke nur an die Erklärungen gegen die Weisheit der Hellenen und die Schönheiten der antiken Poesie im vierten Buch — entschieden vorherrscht. Dazu tritt dann in fast abschreckender Kahlheit ein theologischer Standpunct, mit dem selbst mancher Dissenter sich nicht zu befreunden vermochte. Nicht dem Erlösungswerke Christi wird der Stoff entnommen, sondern der gegen den Teufel siegreich bestandenen Versuchung, der, da die evangelischen Berichte nicht ausreichen, allerlei hinzugefügt wird, um den monoton dramatischen Dialog zwischen dem Erlöser und dem Satan zu füllen. Die Befreiung des Menschengeschlechts aus göttlicher Liebe tritt ganz zurück vor dem einzigen Zweck, das Böse in der Welt, ja, diese selber mit aller ihrer Sinnenlust als heillos zu verwerfen. Milton's Jesus als Sieger über den Bösen, der zur Hölle fährt, übt kein Erbarmen. So sehr hatte sich das Gemüth des Dichters angesichts der Orgien der Restaurationsperiode verdüstert, dass nothwendig ein noch tieferer Schatten auf seine bereits hinreichend herbe Weltanschauung fiel und der Kernpunct der christlichen Lehre, auf den in dem Verlorenen Paradies doch noch hoffnungsvoll hingewiesen wurde, jetzt gänzlich fortblieb. Auf Popularität kann ein solches Werk unmöglich Anspruch machen, ebenso wenig wie trotz der regelrechtesten Oekonomie der Behandlung und mancher gewaltig ergreifenden Einzelheit die Gesammtwirkung eine wohlthuende und erhebende sein wird.

Man hat in dem Samson Agonistes, der ebenfalls im Jahre 1671 veröffentlicht wurde, deutliche Abnahme schöpferischer Kraft finden und, da das Stück dem Muster des shakspereschen Dramas so gar nicht entspricht, es als Tragödie verwerfen wollen. Das Eine ist so irrig wie das Andere. Zu ungewöhnlicher Wucht vielmehr und in einer Rundung, wie kaum in einem anderen seiner Werke, rafft sich das plastische Talent des Dichters noch einmal auf, wenn schon alle seine Schroffheiten in immer hartnäckigere Vorurtheile zugespitzt erscheinen. Zwar nennt er seinen Samson ein dramatisches Poem, die Interlocutoren kommen und gehen auf der vorgezeichneten, aber unverändert bleibenden Scene;

allein der Held Israel's beharrt bei dem furchtbaren Hymnus der Klage und des Zornes, den abwechselnd der Chor unterbricht, noch einmal, sogar in gewaltsamer Nachahmung antiker Versmasse, an Aischylos erinnernd. Milton kehrte demnach, was die Form betrifft, weit eher zu jenem lyrischen Vorbilde aus den hellenischen Dramen zurück, wie es einigen seiner Jugendwerke vorschwebte. Aber auch über den Inhalt sollte man aus Entsetzen vor dem hebräischen, finstere Rachsucht athmenden Geiste nicht allzu geringschätzig absprechen. Der Dichter identificirt sich nun vollends mit dem Helden des Herrn, welcher wehrlos, aber seiner selbst gewiss, sich selbst bestimmend, in der Macht der Heiden zu Grunde geht. Statt der guten, alten Sache, für die er gekämpft und gelitten, herrscht jetzt allgemeiner Einsturz; das erloschene Augenlicht, das eheliche Leid, das sind wie bei Simson die Motive, denen dieser Schwanengesang des echt alttestamentlich nur noch auf die Rache Gottes vertrauenden Mannes entströmt.

Bis in die letzte Zeit seines Daseins blieb Milton schöpferisch, wenn auch nicht mehr dichterisch thätig. In jenen Tagen ist doch höchst wahrscheinlich die Schrift de Doctrina Christiana entstanden, welche erst im Jahre 1823 unvermuthet im englischen Staatsarchiv aufgefunden wurde. Um sie in Holland zu veröffentlichen, war sie vom Verfasser dem Daniel Skinner vom Dreifaltigkeitscollegium in Cambridge übergeben worden, wahrscheinlich einem Neffen jenes Cyriac Skinner, an welchen eines der Sonette gerichtet ist. Allein Elzevir in Amsterdam verweigerte die Annahme, während auch die englische Censur auf die kirchengefährliche Arbeit zu fahnden begann. Dem Rathe des Vorstandes seines Collegiums folgend, liess sich Skinner bestimmen, das Manuscript dem Staatssecretär auszuliefern, um unter dessen Acten bis in unsere Tage begraben zu werden. Man hat nun aus gewissen Citaten aus arianischen Theologen Hollands, welche Milton während seiner pädagogischen Thätigkeit excerpirte, folgern wollen, dass die Entstehung in frühere Jahre fallen müsse, dass der Autor dieser Auffassung in seiner letzten, schroff puritanischen Zeit nicht mehr gehuldigt habe. Als wenn er überhaupt jemals lediglich Puritaner

und nicht vielmehr, alle Systeme prüfend, die sich aus den calvinischen Doctrinen Genfs und Hollands entwickelten, ein unabhängiger, freisinnig und kühn fortschreitender, neben dem Arianismus selbst die Polygamie der Erzväter und, was doch wahrhaftig am wenigsten puritanisch, die Nichtigkeit der Sabbathfeier erfassender Freidenker gewesen. Keine Frage, dass hier die äussersten und stark rationalistisch-theologischen Meinungen vorliegen, die neben aller dogmatischen Gebundenheit ihm bis zuletzt durch den Kopf giengen, für die aber in seinen poetischen, die innersten Gedanken des Mannes über sein Verhältniss zur Gegenwart herauskehrenden Erzeugnissen kein Raum war.

Geistige Beschäftigung und fleissige Sammlung alles dessen, was er geschrieben, hielten bis zuletzt vor; es war ihm eine Freude, noch bei Lebzeiten zu publiciren, was aus früheren Tagen gerettet worden: neben einem Handbuch scholastischer Logik den Tractat über Erziehung, seine englischen und lateinischen Gedichte, die innerhalb der Jahre 1625 und 1666 geschriebenen Epistolae familiares und sogar die Exercitien aus der Universitätszeit. Nicht das Bedürfniss, aus dem Büchermarkt einen sehr fraglichen pecuniären Nutzen zu ziehen, sondern die wohlthuende Sorgfalt, Alles, auch das Geringste, zu erhalten, hat ihn dazu bewogen.

Auf dem alltäglichen Leben des Greises lag im Gegensatze zu der verbitterten Stimmung der letzten Poesien doch wie ein stilles Abendroth ein Schimmer des Friedens. Augenzeugen berichten, wie Milton, der ehedem die Nacht bis zum Hahnenschrei durchwachte, sich jetzt früh erhebt und früh niederlegt. Der Tag beginnt mit einem Capitel aus dem hebräischen Testament. Hierauf, in seinem Stuhle sitzend, lässt er lesen und schreiben, bis das frugale und doch von der Hausgenossin sorgfältig bereitete Mahl ihn abruft. Einige körperliche Bewegung, die Orgel, selbst ein Streichinstrument oder Gesang füllen die Nachmittagsstunden. Meist beschliesst ein Gespräch mit besuchenden Freunden bei der Pfeife und einem Glase Wasser den Abend. Die Gabe fesselnder Unterhaltung erhob ihn selber; productiv gestimmt versicherte er vorzüglich um die Winterzeit zu

sein. Auch die Erscheinung verlor nur langsam von dem, was sie einst so anziehend gemacht: das zart geröthete Antlitz, das lange helle Haar, die aufrechte Haltung, selbst die Augen, denen man ihre Erblindung nicht ansah, machten den Eindruck eines um zehn Jahre jüngeren Mannes. Englische Orthodoxie wirft ihm vor, dass er keine Kirche besuchte und sich überhaupt nicht zu einer religiösen Gemeinschaft hielt; aus christlichem Erbarmen will man allenfalls das körperliche Gebrechen als Entschuldigungsgrund gelten lassen. Ein Einblick in seine Werke genügt doch wahrlich, um zu begreifen, wie diesem energischen Charakter, der sich unabhängig zum Leben und zur Ewigkeit gestellt, die conventionelle Form so gar nichts mehr bedeutete. Noch im Herbst 1674 sah man ihn an gewohnter Stelle gesund und heiter; am Sonntag dem 8. November entschlief der fromme Dulder so schmerzlos und ruhig, dass die Anwesenden es kaum wahrnahmen. In der Kirche von St. Giles Cripplegate, wo einst vor vierundfünfzig Jahren Oliver Cromwell und Elisabeth Bourchier getraut wurden liegt John Milton neben seinem Vater begraben. Ein kleiner Gedenkstein an der Pforte mahnt die geschäftig durch die enge Gasse eilende Menge an diesen ausserordentlichen Bürger Londons.

Rein und hart in sich selber übertrug er die Concentration und den Impuls seiner geistigen Kräfte auf die doppelte Wirksamkeit, zu der ihn das Leben in hoffnungsreicher und hoffnungsloser Periode berufen. Was er im dreiundzwanzigsten Jahre gelobt: in den Augen „seines grossen Werkmeisters“ treu befunden zu werden, das blieb sein Vorsatz bis zum letzten Athemzuge. Er allein hat das Puritanerthum auf alle Zeiten geadelt. Die Freiheit, die doch zwischen den Klippen königlichen und kirchlichen Zwanges wie des rohen Fanatismus demagogischer Schwarmgeister das Ziel der ungeheueren Bewegung war, hat er wie ein Herold hinausgerufen; und sie klingt wieder in den Stimmen aller Völker, welche die dem Gewissen und der Gesellschaft angelegten Fesseln abstreifen. Von seinen Schöpfungen behält manche nur individuellen oder den der Entstehungszeit zukommenden Werth; andere, im Zusammenhange mit der ganzen Persönlichkeit des Dichters be-

trachtet, sind unvergänglich wie die Chöre Händel's, des ihm am nächsten verwandten deutschen Künstlers, der sich mehr als einmal durch Milton, von seinem Comus wie von seinem Samson, zu ebenbürtigen Meisterwerken anregen liess.

GEORGE CANNING.[1])

Das parlamentarische Regiment, d. h. die Betheiligung der die communale Selbstverwaltung übenden besitzenden Classen an der Staatsverwaltung, hat seinen Höhepunct erreicht und überschritten, indem Tories und Whigs, die beiden aus den Gegensätzen der grossen religiös-politischen Bewegung des siebenzehnten Jahrhunderts hervorgegangenen Parteien, die Aristokratie des Landes spaltend, um den Besitz der Aemter mit einander ringen, indem, wie sehr auch im Laufe der Zeit sich abschleifend und selbst die Seiten wechselnd, das Princip des Gehorsams und das des berechtigten Widerstandes sich gegenüber stehen bleiben. Jene wollen Thron und Altar, diese das ursprüngliche Rechtsverhältniss zwischen Volk und Monarchie schirmen; jene treten mehr für die Verwaltung, diese für die Verfassung des Staates ein. Indem sie einander die Herrschaft abgewinnen, müssen sie sich nothwendig als Hälften eines Ganzen anerkennen. Da rüttelt nun in unserem Jahrhunderte

[1]) Life of the R. H. William Pitt by Earl Stanhope, London 1861 4. Vols. The Speeches of the R. H. George Canning with a memoir of his life by R. Therry. London 1828. 6 Vols. The Political Life of the R. H. George Canning by A. G. Stapleton. Second Edition. London 1831. 3. Vols. George Canning and his times by A. G. Stapleton, London 1859. Historical Characters: Talleyrand, Cobbett, Macintosh, Canning by Sir Henry Lytton Bulwer, Tauchnitz Edition. Leipzig 1868. Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Vierter Band, Leipzig 1859. Pauli, Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815. Erster Theil. Leipzig 1864, mit Benutzung des Aufsatzes in den Preussischen Jahrbüchern. XIII. p. 1: Ein Blick auf die auswärtige Politik George Canning's.

die Einwirkung der von Frankreich ausgegangenen socialen Umwälzung, auch in England die Demokratie entfachend und die maritime Weltherrschaft bedrohend, an dem viel bewunderten Gebäude des Parlamentarismus. Langsam genug freilich, weil vermittelst der Reformen bisher die Revolution gemieden wird, sind die Uebergänge von dem alten zu einem neuen, noch lange nicht fassbarem System. Neben den Staatsmännern aber, welche mit bewundernswürdiger Sicherheit den Standpunct der Tories oder der Whigs zu wahren suchen, erscheinen andere, deren Bestimmung es gleichsam wird, aus den alten ausgefahrenen Bahnen in neu sich öffnende Wege hinüber zu lenken. Keiner aber stand dem Culminationspunct des parlamentarischen Regiments so nahe, keiner hat die erste Zersetzung der Parteien klüger ausgenutzt als George Canning, der Tory aus innerer Ueberzeugung, der moderne Staatsmann aus nationaler Nothwendigkeit.

Einst unter König Jacob I. war ein Zweig der in Warwickshire ansässigen Familie Canning, dem aus den Confiscationen der jüngsten Eroberung das Landgut Garvagh verliehen worden, nach Irland hinübergegangen. Von ihm stammte als ältester unter drei Brüdern der Vater, der wegen Verheirathung mit einer unbemittelten Dame, Miss Costello, enterbt wurde und, nachdem er mehr seinen Neigungen, der Freude an der Literatur gelebt, als aus dem Advocatenberufe einen Erwerb gemacht hatte, frühzeitig starb. Während die Mutter sich mit mässigem Erfolge als Schauspielerin auf der Bühne versuchte, hatte ihr am 11. April 1770 geborener Sohn George, dem Lästerzungen in der Folge seine Herkunft oft genug vorrücken sollten, keinen leichten Lebensweg vor sich. Indess der Oheim, Stratford Canning, ein angesehener Kaufmann, Whig, und Freund Sheridan's, trug Sorge für ihn; ein kleines Erbtheil half, dass der Knabe die Schule von Eton besuchen konnte. Unerschöpfliche Heiterkeit, Fleiss und Talent haben kaum einem anderen Zöglinge des alten Instituts bei Lehrern und Schülern einen so guten Namen erweckt. Spielend begann er zu produciren, als in Nachahmung von Addison's Spectator die Knaben unter seiner Anführung Beiträge zu

einer Sammelschrift, dem Microcosm, lieferten, von denen die seinen wegen ihrer munteren Laune allgemeinen Beifall fanden. So recht geeignet war dieser Ort, seine reichen Anlagen zu entwickeln, ihn an den Preistagen glänzen zu lassen, ihn, was ja in England schon so früh beginnt, für das öffentliche Leben zu erziehen. Auf der Universität zu Oxford, wo er dem Christ Church Collegium angehörte, war denn ebenfalls Niemand in den Kreisen der vornehmen und strebsamen Jugend so sehr begehrt und bewundert, wie er. Ihm glückte jede Aufgabe, seine Reden im Debattenclub fesselten am meisten. Wenn er, damals der Politik des Oheims ergeben, in Fox und Sheridan seine Muster erblickte, ja, für die Republikaner Frankreichs schwärmte, so war das, bis durch die Excesse der Revolution der Umschlag erfolgte, eine in der jüngeren Generation weit verbreitete Stimmung. Auch als Canning sich in Lincoln's Inn dem Rechtsstudium widmete, war dieses nur wenig auf praktische Ausübung einer Profession gerichtet; das gesellige Leben mit den Altersgenossen, die Abfassung von Artikeln, satirischen Schwänken, allerhand literarische Belustigung füllten seine Zeit, bis er daran dachte, zu der Politik ernstlich Stellung zu nehmen und seine Talente im Hause der Gemeinen zu verwerthen. Die Plätze in demselben waren aber allein durch Kauf und Vergebung von Seiten der landsässigen regirenden Familien beider Parteien oder geradezu vom Ministerium zu haben. Jene „verrotteten Wahlflecken" insonderheit galten als die Versuchsfelder junger Männer, deren Universitätslaufbahn, Redegabe oder gewandte Feder die Aufmerksamkeit einflussreicher Parteihäupter oder Mitglieder der Administration anzog. Wer eine solche Vertretung annahm, verpflichtete sich damit dem Verleiher, der herrschenden oder opponirenden Partei.

Der grosse Minister William Pitt, der am Ruder sass, war einst ebenfalls zuerst für einen obscuren Wahlort eingetreten, damals noch auf Seiten der Whigs, doch bald genug an der Spitze der Tories und des Staates. Da war es nun im Jahre 1793, als er nothgedrungen, um dem aus Frankreich heranbrausenden Sturme entgegenzutreten, auf der Bahn seiner ruhmvollen Finanzpolitik innehalten musste,

dass er sich nach Verstärkung seines Anhangs umsah und sein Auge auch auf den jungen Canning fiel. Er liess ihn zu sich rufen, bemerkte, dass er von seinem Wissen und Talent gehört habe, und dass ihm eine politische Laufbahn eröffnet sein solle, falls er sich mit der Handlungsweise der Regierung einverstanden erklären könne. Canning hat gleich Manchen in ähnlicher Lage dem Glück die Entscheidung gelassen und ohne lange zu überlegen Ja gesagt. Wenn die Whigs auf ihn rechneten, so durften sie ihn doch noch keineswegs einen Abtrünnigen schelten; in richtiger Erkenntniss des ungeheueren Moments warf er sein Geschick in die Waagschale des grossen Ministers, der mit König und Land hinter sich und machtfroh die Partei überragte, während die Opposition der Whigs an glänzenden Köpfen zwar Ueberfluss hatte, aber, zu allen Zeiten eine aristokratische Coterie, in Kurzem immer mehr verlassen da stand, weil sie als Wortführer der neuen revolutionären Theorien und Widersacher des Kriegs gegen dieselben die eigentlich nationalen Interessen antasteten. So traf der junge Mann selbständig seine Wahl, indem er sich in ehrenhafter Weise mit seinem freundlichen Gönner Sheridan auseinander setzte, der ihn unendlich gern einem Schulcameraden, Robert Banks Jenkinson, dem späteren Lord Liverpool, welcher eben auf Tory-Seite auftrat, gegenüber gestellt hätte. Er sollte es nicht bereuen, in die Dienste Pitt's gegangen zu sein, der, wie er viel von seinen Anhängern forderte, sich auch stets treulich ihrer erinnerte. Noch viele Jahre später hat Canning in einer Wahlrede dankbar bekannt, dass seine politische Treue im Grabe Pitt's bestattet sei.

Die schulmässig studirte Jungfernrede, mit welcher er im Januar 1794 die an Sardinien zu gewährenden Subsidien befürwortete, missfiel sachlich, weil sie allzu keck das krämerische Feilschen bei unabweisbaren Kriegsmitteln verspottete, noch mehr aber wegen Form und Ton, die im Unterhause wie in allen ähnlichen Versammlungen erst gelernt sein wollen. Im folgenden Jahre gelang es ihm schon besser, als zweiter Redner für die Adresse die Unmöglichkeit des von der Opposition geforderten Friedens mit Frank-

reich darzuthun. Allein er hatte noch viel zu lernen und handelte weise, indem er, wie es hiess, auf Pitt's Rath sich während der nächsten Jahre des Redens ganz enthielt. Das hinderte jedoch nicht, dass der Minister, der ihn völlig durchschaute, die Belohnung sogar vor dem Verdienst eintreten liess, indem er ihm 1796 bei den allgemeinen Neuwahlen nicht nur den Sitz für Wendover zuwandte, sondern ihn selber zum Unterstaatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten machte.

Um so eifriger und erfolgreicher aber war Canning in diesen Tagen mit der Feder. Im November 1797 nämlich erschien die erste Nummer des von Gifford redigirten Anti-Jacobin, der bis zu Mittsommer des folgenden Jahres zweimal die Woche ausgegeben wurde und endlich auch den Tories für die politisch-literarische Fehde die Waffen des Witzes und des Spottes verschaffte. In Vers und Prosa war Canning Meister. Bald verhöhnte er in dem Liede vom Messerschleifer, das auf den Whigführer Tierney zielte, die Vergötterer der Menschenrechte; ein ander Mal gab es eine köstliche Caricatur der Redeweise des übertrieben eitlen, jede Verrücktheit der Pariser Fanatiker anbetenden Erskine. Dazwischen dann humoristisch-literarische Ausfälle, ergötzliche Travestien nicht nur einheimischer Dichtungen, sondern selbst Kotzebue's und der Räuber Schiller's. Sein aus classischen Studien gebildeter Geschmack, die lebhafte Phantasie und die glücklichste Gabe des treffenden Ausdrucks wirkten zusammen beim Spiel heiterster Laune wie bei den Geisselhieben, die sein Witz versetzte. Verse wie die über die Neue Moralität riefen namhafte Gegner zur Erwiderung auf, so dass Canning damals in vielen Zirkeln wegen seines angenehmen Aeusseren und seiner Witz und Anmuth sprudelnden Unterhaltung ein gern gesehener Gast, immer nur zu antworten oder neuen Stoff zum Feuerwerk heranzuschleppen hatte, bis dasselbe übrigens zu rechter Zeit eingestellt wurde, als ein wirklicher Brand, der Aufruhr Irlands, im eigenen Hause ausbrach.

Eine sechsjährige Kriegführung hatte nicht vermocht, die französische Republik an der Einnahme Hollands, den siegreichen Einbrüchen in das Reich, die Schweiz und Italien

zu behindern. Mehrere Coalitionen der Mächte wurden daran zu Schanden. Die öffentliche Schuld war, ohne von den Alliirten für enorme Subsidien irgend welche Gegenleistungen zu erhalten, um 150 Millionen Pfund Sterling angewachsen. Da zündete der revolutionäre Funke unter den vom politischen Unverstande beider Parteien Englands misshandelten Iren. Während eine französische Invasion drohte, deren Gelingen alle kriegsfeindlichen Argumente der Whigs bestätigt haben würde, entwarf Pitt bekanntlich den Plan zur parlamentarischen Union Grossbritanniens und Irlands, durch welche er unmittelbar nach Besiegung der Rebellion der unglücklichen Nachbarinsel die so lange versagte Gerechtigkeit wollte angedeihen lassen. Die volle politische Gleichberechtigung der katholischen Mitbürger war unstreitig das Ziel. Canning, in die Gedanken seines Chefs eingeweiht, ein Vertheidiger aller Zwangsmittel, mit welchen Pitt die französischen Ideen bekämpfte, aber andererseits als geborener Irländer ohne eigennützige Hintergedanken offen und ehrlich der Emancipation zugethan, scheute sich nicht, sobald eine königliche Botschaft den Anlass zu parlamentarischer Discussion gab, zu Anfang des Jahres 1799 vor dem Parlament zu bekennen, dass mit Aufrichtung politischer Einheit auch die gegen die Papisten bestehenden Pönaledicte hinfällig werden müssten. Man weiss, dass die parlamentarische Union mit dem ersten Tage des Jahres 1801 eine Thatsache wurde, jedoch ohne die Gleichstellung der Katholiken, dass Pitt deswegen von der Leitung des Ministeriums zurücktrat, welches er länger und allmächtiger geführt hatte, als kaum irgend jemand vor oder nach ihm.

Gewiss, die starre Unduldsamkeit Georg's III., der mit einer solchen Concession seinen Krönungseid zu brechen fürchtete, der Wahnsinn, welcher diesen Monarchen damals schon periodisch befieng, trugen die wesentlichste Schuld an dieser verhängnissvollen, weniger als halben Entscheidung. Aber hatte sich Pitt nicht ebenso sehr in dem Könige verrechnet, indem er ihm, dem in seinem Streben selber zu regiren ein grosser Mann längst unbequem geworden war, einen so weit tragenden Entschluss gebieterisch vorweg nehmen wollte? Hatte er sich nicht verrechnet in einer be-

deutenden Schicht der eigenen Partei, deren Torythum mit dem schroffen königlichen Protestantismus harmonirte? Vielleicht aber war es sein grösstes Versehen, dass er Addington, den bisherigen Sprecher des Hauses der Gemeinen, für den höchsten Posten der neuen Regierung vorschlug, wahrscheinlich doch in der Erwartung, durch eine so ungeeignete Wahl um so eher auf seinen Platz zurückzukehren. Indem der König nun aber an Addington's anglicanischer Intoleranz und dienstfertiger Unterwürfigkeit unmittelbares Gefallen fand, während Pitt ihn bis auf die einzige Frage, derentwegen er ausgeschieden, zu unterstützen verheissen, entfremdete er sich nicht nur alle, die von hüben und drüben in ihm einen erleuchteten Retter zu erblicken anfiengen, sondern trieb selbst die opponirenden Whigs dem neuen Minister zu, dessen Selbstgefühl sich weit über die zu Gebote stehenden Kräfte zu erheben begann.

Unter denjenigen, die mit Pitt's Cabinet zurücktraten, befand sich auch Canning, der zuletzt den Posten als Zahlmeister von Armee und Flotte bekleidet hatte und bereits nicht allein in der Katholikenfrage zu den aufgeklärten Tories zählte. Treu folgte er seinem Gönner; allein die Handlungsweise desselben missfiel ihm doch im höchsten Grade. Addington, der allenfalls dem Unterhause vorsitzen konnte, aber durchaus nicht das Zeug besass, nun gar in solchen Zeiten eine Majoritätsregierung zu leiten, forderte durch seine ganze Persönlichkeit zu Hohn und Spott heraus. Steif und nüchtern in der Rede, beschränkt als Politiker, kurzsichtig in allen inneren und äusseren Aufgaben seiner Stellung, hiess er, dessen Vater einst Leibarzt Georg's III. gewesen, fortan nur der „Doctor.“ Je mehr er sich als Nachfolger Pitt's zu fühlen begann, desto schärfer die Pfeile, welche namentlich Canning auf ihn abschoss. Hat dieser sich doch in seiner feuerigen, ruhelosen Art unterfangen nebst einigen anderen Gesinnungsgenossen an den unglücklichen Minister das Verlangen zu stellen, er möge die Gewogenheit haben, den Platz in Downing Street seinem grossen Vorgänger ohne viele Umstände wieder zu überlassen. Allerdings geschah das gegen Pitt's Billigung, der seine ganze würdevolle Zurückhaltung behauptete und lieber

gesehen hätte, dass auch Canning sich gleich ihm zu der Regierung stelle, welcher ohne ihr Zuthun die Schwierigkeiten der gesammten Lage schon über den Kopf wachsen würden. Nichtsdestoweniger setzte jener den kleinen Krieg fort, so dass viele annahmen, er handle nach den geheimsten Gedanken seines Meisters, während er doch recht eigentlich Alles aufbot, um Pitt zu selbständiger Thätigkeit aus dem Schmollwinkel herauszulocken, in den er sich immer mehr zurückzuziehen begann. Als am 28. Mai 1802 Anhänger und Freunde über achthundert ohne ihn seinen Geburtstag in der Halle der Merchant Tailors feierten, besang ihn Canning in dem berühmten Liede vom „Piloten, der den Sturm durchwettert." Unbekümmert, dass unzählige seiner Landsleute in dem Rücktritte, den Pitt endlich aus Grundsatz gethan, eine Beruhigung erblickten, wollte der Dichter ihm den Dienst des Vaterlandes nur im Besitz der Macht anweisen. Uebrigens hatte Canning sich um dieselbe Zeit doch auch unabhängiger zu stellen vermocht, denn aus eigenen Mitteln verschaffte er sich jetzt einen Parlamentssitz und wurde durch Verheirathung mit einer Tochter des Generals Scott ein Mann von Wohlstand und Connexionen, ohne jedoch darüber den hocharistokratischen Sphären der Tories näher zu treten. Es war überhaupt nur eine engere Gruppe, in welcher er ungebunden verkehrte; nur einigen Auserkorenen wurde er neben der eigenen Familie mit seinem ganzen warmen Herzen und dem unvergleichlich fesselnden Wesen zu einem wahren Schatz. Die grosse Welt, die er bei Diners und Abendgesellschaften nur spärlich aufsuchte, nahm an dem unruhigen, leicht erregbaren Temperament, an der kecken Zunge, der er nur zu häufig den Zaum schiessen liess, vor Allem aber doch an dem Lebenswege Anstoss, den er, der Politiker aus dem Stegreif, zwar im Gefolge Pitt's, aber nicht minder nach Stellung und Macht begierig, eingeschlagen hatte.

Das Ministerium Addington konnte inzwischen zu dem Vorgänger in keinen schärferen Gegensatz treten, als indem es den Frieden von Amiens abschloss, der am 27. März 1802 mit Frankreich, Spanien und Holland unterzeichnet wurde. Wie sehr auch die englische Nation aufathmete und die par-

lamentarische Majorität einwilligte, man erfreute sich nur kurzer Ruhe, um einem Bonaparte gegenüber die Nothwendigkeit des Krieges erst recht zu begreifen. Da Frankreich keiner seiner Verpflichtungen nachkam, seine Rüstungen vielmehr deutlich auf England zielten, wäre es eine Schmach gewesen, das jüngst eroberte Malta herauszugeben. Während die Besorgnisse vor der Unfähigkeit Addington's sich steigerten, noch vor Ablauf des Jahres betrieb Canning unter Pittiten und anderen Patrioten den Plan, eine Adresse an Addington und an Pitt zugleich zu erlassen, worin sie ersucht werden sollten, freundschaftlich zu tauschen. Selbst ein königlicher Prinz, der Herzog von York, meinte, dass das Volk Pitt zurückbegehre, dass aber der Nachfolger in seiner Eitelkeit sich ebenso sehr für competent halte, wie er andererseits die drohende Gefahr unterschätze. Dann gab es Bedenken wegen der Unterschriften; man wollte die Eingabe sogar ohne alle Namen abgehen lassen, als Pitt, dem die Sache während der Cur in Bath denn doch hinterbracht worden, entschieden davon abrieth, weil seine Rückkehr an das Ruder unter dem Drucke der öffentlichen Meinung von selbst erfolgen müsse. Schon die Thronrede, mit welcher gleich darauf das Parlament eröffnet wurde, deutete auf die nothwendige Verstärkung der Sicherheitsmittel hin. Als dann am 8. December Sheridan in der Debatte über den Etat des Kriegsamtes, von Fox abweichend, sich allerdings in Spässen, aber doch unbedingt für den „Doctor" erklärt, als er zu wissen gewünscht hatte, wie sich denn eigentlich Pitt zu der Regierung desselben stellen werde, und die Nation verspottete, die da behaupte, sie könne nur durch den einen Mann gerettet werden, da erhob sich Canning, um der Regierung zwar nicht die geforderten Mittel zu versagen, aber muthig und hinreissend die Gründe auszuführen, weshalb er sie im Allgemeinen bekämpfen müsse. „Fort!" rief er, „mit der Lüge: Massregeln, nicht Männer, mit der thörichten Annahme, dass das Geschirr und nicht die Pferde den Wagen ziehen!" Angesichts des Zeitpunctes, der Lage Frankreichs, wie Bonaparte sie erst vollends zu einer formidablen mache, angesichts dieses einen gewaltigen Menschen fordert er einen gleich grossen, zum Herrschen geschaffenen

Charakter, der alle militärischen Rüstungen aufwiegt. Ausdrücklich protestirte er, dass Pitt als Einbläser hinter ihm stehe, beklagte im Gegentheil die Isolirung, auf der er noch immer beharre. An der eigenen Aufrichtigkeit konnte Niemand zweifeln, der diesem feuerigen Ergusse zuhörte.

Es ist bekannt, wie bald, nachdem der Krieg im Mai 1803 wieder ausgebrochen, manche der gegen Pitt verschworenen Parteien und Fractionen anderes Sinnes wurden. Canning betrieb unablässig seine Ausfälle; immer neue politische Satiren wurden losgelassen. Sein Reim:

As London is to Paddington,
So Pitt is to Addington

drückte fassbar die allgemeine Ueberzeugung aus. Vor der wachsenden Verhöhnung und dem Umschlage der öffentlichen Meinung ist schliesslich dieser Minister gefallen. Ehe nur eine überwiegende Abstimmung gegen ihn entschied, hatte der Lord Kanzler Eldon den directen Verkehr zwischen dem Könige und Pitt bereits wieder eingeleitet.

Die zweite, kürzere Administration dieses Staatsmannes hatte nun freilich durchweg unter den Folgen der einst für Irland vorgeschlagenen, aber nicht durchzuführenden Politik zu leiden. Er hatte sich dem Könige verpflichten müssen, die Katholikenfrage nimmermehr anzurühren, so dass ihm dieser Umstand und sein selbstgenügsames Wesen viele frühere Genossen entfremdete. Niemals gelang es ihm, die alte feste Ordnung zwischen Regierungs- und Oppositionspartei wieder aufzurichten, niemals sein Cabinet aus einmüthigen Elementen oder gar durch eine patriotische Verbindung mit den Gegnern herzustellen. Nicht nur die Whigs, sondern auch der König, der frühere Genosse Lord Grenville, bald mit kindischer Rachsucht auch Addington stellten sich dem Minister in den Weg, der freilich bis zuletzt das standhafte Vertrauen zu sich selber bewahrte, in Friedenszeiten auch sich als ein unvergleichlicher Staatslenker erwiesen hatte, dagegen seinem berühmten, auf beiden Hemisphären siegreichen Vater, dem grossen Chatham, als Leiter des fast ganz allein einen Weltkrieg führenden Inselreichs nicht von ferne zu vergleichen war. Canning, der, wie er Lord

Malmesbury gestand, am liebsten ohne einen Posten geblieben wäre, dann aber doch das Schatzamt der Flotte übernommen hatte, beklagte tief, dass sich die Verbindung mit Lord Grenville, mit Fox, den der König auf das Bestimmteste verwarf, zerschlug. Als dann aber Addington im Bunde mit den Whigs die Armeereservebill bekämpfte, liess er es sich nicht nehmen, ihn der systematischen Opposition zu zeihen, durch welche für sein elendes Ministerium Busse geschehen solle. Stolz erinnerte er an die Consequenz, mit welcher er sich der auswärtigen, der kriegerischen, der gesammten Verwaltung des zurückgetretenen Premiers als einer völlig wirkungslosen widersetzt habe. Und darin sei er vor Kurzem noch mit vielen von denen einverstanden gewesen, die er sich jetzt gegenüber sehe. Kein Wunder daher, dass, als dann gar die klägliche Auskunft getroffen wurde, Addington als Lord Sidmouth in das Oberhaus und zum Präsidenten des Geheimen Raths zu erheben, Canning an Rücktritt dachte, weil er sonst, wie er an Lady Hester Stanhope schrieb, fernerhin sein Gesicht nicht im Unterhause zeigen oder mit gutem Gewissen über die Strasse gehen dürfe. Wir wissen nicht, weshalb er dennoch zu bleiben vermochte, ob Pitt etwa seinen Patriotismus und die öffentliche Pflichterfüllung anrief, oder ob die Süssigkeit amtlicher Autorität, die er so früh zu kosten bekommen, und der daraus entspringende Ehrgeiz ihn zu kleinlauter Cooperation mit dem so arg verspotteten Addington nöthigten. Bei der Katastrophe Lord Melville's (Mr. Dundas), des ältesten und treuesten Anhängers Pitt's, hat Canning natürlich gegen die gewaltige Phalanx, die sich zur Anklage erhob und die Entfernung dieses Ministers erzwang, sich wacker an der Vertheidigung betheiligt. Noch in seiner letzten Zeit, während sich die Verlegenheiten von allen Seiten aufthürmten, gieng Pitt damit um, ihn in das engere Cabinet zu ziehen. Da brachen die übermenschlichen Anstrengungen, welchen er den längst siechen Körper aussetzte, der Schmerz um Dundas und bald nach dem Siegesjubel von Trafalgar die wie ein vernichtender Stoss empfundene Kunde von Austerlitz dem Alles auf den eigenen Schultern tragenden Staatsmanne das Herz. Mit seinem Tode am 23. Januar 1806 war auch das System zu

Ende, durch welches er noch immer das Torythum zu liberalen Aufgaben zu befähigen getrachtet hatte.

Dass in dem Ministerium aller Talente, das sich hierauf unter Lord Grenville und Fox versuchte, aber, seinem Namen wenig entsprechend, den in die Pairie versetzten ehemaligen Mr. Addington aufnehmen musste, für Canning kein Platz war, verstand sich von selbst. Er hatte endlich Musse und Gelegenheit zu Angriffen genug, um von den Oppositionsbänken aus sich als Redner heranzubilden, so dass seine Diction bald weniger studirt, aber darum eben mehr natürlich erschien und doch durch einen ihm eigenthümlichen Glanz des guten Stils anzuziehen begann. An der Zertrümmerung des doch wesentlich aus Whig-Kräften bestehenden Cabinets indess hatte er nur wenig Antheil. Denn nachdem Fox früh gestorben, Grenville und Grey aber tactlos den bigotten König überrumpeln zu können meinten, dass er den irischen Katholiken die Gleichberechtigung wenigstens in Armee und Flotte gewähre, gieng diese Coalition im April 1807 aus den Fugen und kehrten nunmehr unter dem Geschrei No popery! die wesentlichen Elemente derjenigen Partei in den Besitz der Aemter zurück, in deren Waagschale Canning von vornherein sein Loos geworfen hatte. In dem Cabinet des Herzogs von Portland, das vorwiegend aus Pairs und Lordssöhnen zusammengesetzt war, übernahm er neben Lord Castlereagh, der gleich ihm Ire von Geburt, gleich ihm im Gefolge Pitt's emporgekommen war und nun die Colonien sowie das Kriegsamt leiten sollte, den wichtigen Posten als Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten. Wie fortan bei den meisten Ministerprogrammen war das nun aber kaum anders als gegen persönliche Opfer an Consequenz möglich. Auch Canning hatte sich darüber zu verantworten, dass er mit einigen Mitgliedern des zurückgetretenen Cabinets Beziehungen unterhalten hatte. Dass er jetzt mit entschiedenen Gegnern der katholischen Ansprüche zusammenarbeitete, scheint ihm damals ebenso wenig Bedenken gemacht zu haben als dem in diesem Stücke gleichgesinnten Castlereagh.

Jedesfalls aber machte sich in den vier Jahren, während deren er die auswärtigen Angelegenheiten leitete, eine höhere

26*

Thatkraft zur Bekämpfung Napoleon's geltend, die denn auch in der Folge wenigstens an einer Stelle durchschlagen sollte. Zunächst freilich suchte er in Nordeuropa zu retten, was etwa noch zu retten war. Napoleon hatte nach harten Siegen Russland und Preussen den Frieden von Tilsit dictirt, letzteres insonderheit zu einer winzigen Macht erniedrigt. Der Bote, den der britische Minister, um wo möglich noch den geheimen Artikeln der Uebereinkunft zu begegnen, an den Kaiser Alexander abgefertigt hatte, traf zu spät ein und brachte sogar die Vermuthung heim, dass nicht nur der Czar seine Flotte dem Eroberer zur Verfügung stellen, sondern dass sie gemeinsam auch Dänemark, das in kläglicher Neutralität zu beharren suchte, und Schweden desgleichen dazu zwingen würden. Nachdem Canning zuerst in Güte, aber vergeblich in Kopenhagen angeklopft, damit England das dänische Geschwader in seine Hut, die Inseln an der Einfahrt der Ostsee in seinen Schutz nehme, entschloss er sich zu dem raschen Anfall, der im September 1807 nach scharfem Bombardement die Dänen zur Auslieferung ihrer maritimen Streitmittel zwang. Diese That, welche grosse Sicherheit in geheimer Vorbereitung und kräftiger Durchführung zeigte, ist dennoch bei den Engländern eher unpopulär geblieben, weil sich der Riese an dem Zwerge vergriff. Aber hatte dieser nicht hinreichend feindliche Absichten verrathen und wohl gar verdient ganz vernichtet zu werden? Eine Occupation des Sundes und der Belte wäre in den Tagen, als Napoleon den Plan seiner Continentalsperre entwarf, so recht im Geiste der britischen Seeherrschaft gewesen. Noch sind die Acten aus Canning's Administration des auswärtigen Amtes unzugänglich; aus ihnen allein würde sich dieses Räthsel wie noch manche andere lösen lassen.

Viel folgenreicher dagegen sollte die hauptsächlich doch durch Canning geförderte Intervention in Südeuropa werden. Als nach der tückischen Aufhebung der Bourbonen Spaniens das Volk sich wider das napoleonische Königthum erhob und Portugal, das schon seit einem Jahrhundert sich im britischen Fahrwasser befand, ein Gleiches that, waren freilich die ersten Expeditionen der Engländer nicht günstig verlaufen, weil die Früchte des Sieges bei Vimiera durch unklugen Wechsel im

Oberbefehl und durch den Abschluss einer Convention wieder preisgegeben wurden, so dass das Corps unter Sir John Moore vor dem nachrückenden Soult nur mit Mühe und gegen das Leben seines tapferen Feldherrn auf die vor Coruña harrenden Schiffe gerettet werden konnte. Allein es ist doch Canning's unvergessliches Verdienst, dass er im Januar 1809 mit den spanischen Patrioten den ersten Vertrag zu Stande brachte, der die unendlich zerrissene Insurrection zu centralisiren bezweckte, und Sir Arthur Wellesley, der unmuthig den Degen in die Scheide gestossen hatte, bestimmte, mit stärkeren Hilfsmitteln und besseren Aussichten nach der Peninsula zurückzukehren. Die Lorbern von Talavera und die Behauptung des Küstensaumes von Torres Vedras, der hoffnungsvolle Ausgangspunct der Befreiung vom napoleonischen Joche in Südeuropa, waren wirkliche Errungenschaften einer beherzteren Kriegspolitik.

Dagegen nahm ein anderes schlecht geplantes Unternehmen an einem anderen Fleck das übelste Ende und nährte wieder Zwiespalt im Cabinet. An sich war es kein unrichtiger Gedanke, der Erhebung Oesterreichs im Jahre 1809 durch einen kräftigen Landungsversuch Vorschub zu leisten, damit dem geknechteten Deutschland auch im Norden Luft geschafft werde. In der That war eine solche Unterstützung in Wien verheissen worden. Während nun aber der Heldenkampf an der Donau und in Tirol nochmals zu Gunsten der französischen Waffen endete, hatte das englische Ministerium seine grosse Rüstung nicht in die Mündungen von Weser und Elbe geworfen, wie viele deutsche Patrioten sehnlichst gewünscht, und wodurch unstreitig den einzelnen Aufständen Schill's, Dörnberg's, des Herzogs von Braunschweig eine wirkliche Stütze und erfolgreichere Wendung bereitet worden wäre, sondern sich in kurzsichtig britischem Interesse für die Expedition nach der Schelde entschieden, wo die mächtigen Kriegswerften von Vliessingen und Antwerpen zerstört werden sollten. Die unverständige Wahl des Führers, Lord Chatham, des älteren Bruders Pitt's, die schlechte Strategie und das Sumpffieber in den Marschen von Walcheren waren Schuld, dass ansehnliche Streitkräfte nicht zum Ziele

gelangten, sondern durch ihren Rückzug an zwanzig Millionen Pfund nutzlos ins Wasser geworfen wurden.

Nicht Canning in erster Linie war deshalb anzuklagen. Auf seinen Collegen Lord Castlereagh vielmehr fiel schwerer Tadel. Beide von ähnlichen Ansichten in Betreff ihrer irischen Heimath, beide voll Ehrgeiz, das politische Erbe ihres Meisters Pitt zu gewinnen, waren doch durch den Gegensatz ihrer innersten Natur schon zu Rivalen bestimmt. Dem kaltherzigen Castlereagh, einem stolzen Aristokraten, der aus Mangel an classischer Bildung und aus geistiger Steifheit es nie zu einem erträglichen Redeflusse brachte, dagegen mit bedeutender Geschäftskenntniss zu administriren liebte und durch seine Arbeitskraft wohl in ausgefahrenem Geleise für ein festes System Tüchtiges leisten konnte, fehlte es an jedem höheren Schwunge, der doch auch unerlässlich ist, um einem grossen, der That harrenden Entschlusse Leben einzuhauchen. Nun war aber Canning als Minister des Aeusseren wesentlich auf die Unterstützung dessen angewiesen, der dem Kriegsdepartement vorstand, zu dem sich aber niemals ein cordiales Verhältniss gebildet hatte. Schon die ersten Misserfolge in Portugal und Spanien wurden seinen unzulänglichen Anordnungen zugeschrieben; jedesfalls hatte er dem Könige von der Ernennung Chatham's nicht abgerathen. Da hatte nun Canning, indem er auf eine ihm dringend nothwendig erscheinende Neutheilung der Aemter sann, statt offen das Cabinet zu bestimmen, im Geheimen den Chef Lord Portland bereits seit dem April für die Entfernung Castlereagh's zu gewinnen gesucht. Der Premier, auch sonst ein unschlüssiger Charakter, und andere, die in das Geheimniss eingeweiht worden, haben in der Hoffnung, die Eintracht unter den Nebenbuhlern und beide dem Cabinet zu erhalten, Canning vermocht sich während des Sommers zu gedulden mit dem Versprechen, dass seinen Wünschen um so sicherer willfahren, vorzüglich auch Castlereagh in schonender Weise benachrichtigt werden solle. Schritte dazu scheinen aber keineswegs geschehen zu sein, so dass dieser arglos seine Verwaltung weiter führte und alle sich an den Sitzungen betheiligten, als wäre kein Anstoss zu einer Entfremdung vorhanden. Darüber scheiterte denn allerdings das Unter-

nehmen gegen die Schelde so sehr, dass ein Schatten nationaler Schmach auf Regierung und Land fiel. In seinem Unmuthe über den Collegen und den zögernden Chef, in der Voraussicht, dass das gesammte Cabinet mit Recht der Unfähigkeit geziehen werden würde, resignirte im September zunächst Canning. Lord Castlereagh, der nunmehr den ganzen, für ihn so höchst verletzenden Anschlag erfuhr, musste ein Gleiches thun. Ein heftiger Brief, in welchem er seinen Zorn ausliess, gab den Anlass zu einem Duell mit Canning, welches diesem eine lästige Verwundung zuzog als Busse dafür, dass er bei Zeiten gegen die ungenügenden Vorbereitungen zu einer so wichtigen Expedition gewarnt und sich vorübergehend bei den eitlen Zusicherungen des Herzogs von Portland beruhigt hatte. Gleich den beiden Staatssecretären ist über diesen Scandal denn auch der Premier zurückgetreten; schon im October starb er am Schlage.

Erst im November gelang es, das Cabinet unter Perceval, der bisher Schatzkanzler gewesen, zu reconstruiren, jedoch ohne Canning, der in seiner impulsiven Art nur schlecht verhehlt hatte, dass er selber sich zu dem höchsten Posten berechtigt hielt, auf welchem er denn allerdings von dem eigenen Feuer dem Kriege draussen wie der stockenden Staatsthätigkeit im Inneren mehr mitgetheilt haben würde, als der Premierminister, der das protestantische Torythum in seiner ganzen Nacktheit repräsentirte und schon deshalb vielfach vergeblich sich bis in die Reihen der Opposition nach Stützen umsah. Immerhin aber war es von Bedeutung, dass er Lord Wellesley, den einst so gewaltigen Generalgouverneur von Indien, für das Auswärtige gewann, der denn doch, was namentlich Spanien betraf, in dem nun unabhängig im Parlament sitzenden Canning einen warmen Fürsprecher fest hielt, während der geschäftskundige, geistig freilich unschöpferische, aber bei Freund und Feind wegen seiner vermittelnden Leutseligkeit gern gesehene Earl Liverpool (einst Mr. Jenkinson, dann Lord Hawkesbury) mit dem jungen Lord Palmerston als Unterstaatssecretär neben sich in das Kriegsamt trat.

Sie hatten viel Sturm zu bestehen, denn die unglückliche Affaire von Walcheren reizte noch nachträglich zu

heftigen Debatten, bei denen sich zum ersten Mal eine Absonderung radicaler Elemente bemerkbar machte, ein drohendes Zeichen, wie unpopulär die starren Grundsätze geworden, aus denen die herrschende Partei jeder Aenderung in den Institutionen widerstrebte. Ausserdem aber war der alte König nunmehr in unheilbaren Irrsinn verfallen. Daraus erwuchs dieselbe Frage wie einst schon im Jahre 1788. Auch Perceval erklärte wie damals Pitt, dass die Regentschaft nur durch Parlamentsbeschluss und zunächst auch nicht ohne bestimmte Einschränkungen auf den Prinzen von Wales übertragen werden dürfe. Die Opposition wagte schon nicht mehr, wie ehedem ihr grösster Führer, Fox, gethan, ihm die volle Executive aus seinem Geburtsrecht zu vindiciren. Allein Canning andererseits wich doch, als er sich am letzten Tage des Jahres 1810 an der Regentschaftsdebatte betheiligte, jetzt ebenfalls insoweit von dem Standpunct Pitt's ab, dass er zwar an den Principien der auf parlamentarischen Grundlagen beruhenden Verfassung niemals rütteln wollte, aber doch ihre Anwendung je nach den Zeiten und Umständen für wandelbar erklärte. Wer konnte widersprechen, als er die immer noch hohe, persönliche Aufgabe der Krone, deren geistige Behinderung sofort auch den Gang der parlamentarischen Maschine mit Stillstand bedrohte, in tönender Rede schilderte? Die Ruhe und Sicherheit des Landes, die Entscheidung in Krieg und Frieden erforderten, dass das unverantwortliche Haupt keinen Augenblick fehle. Erschien es nicht geradezu ungeheuerlich, wenn die verantwortlichen Rathgeber eben diesen Augenblick benutzen wollten, um den Functionen der Prärogative noch einen schärferen Zaum anzulegen? Es ist schwer zu sagen, wie weit Canning dabei nach dem Prinzen schielte, dem schon vor mehr als zwanzig Jahren jede Restriction unerträglich erschienen, der immer noch für einen Gönner der Whigs galt. So gut wie Perceval auf eine nochmalige Genesung Georg's III. speculirte, mochte auch Canning der Sturz des Ministers und, wie er wahrlich nicht ohne Ehrgeiz war, die Einigung mit den Whigs als eine Möglichkeit vorschweben. Trotzdem handelte er gleich sehr im Interesse des Staates, der, wenn er auch nur während einer abgesteckten

Frist des Königs entrathen konnte, doch eigentlich kaum noch eine Monarchie blieb. Zeigte er sich nicht im Grunde viel mehr conservativ, indem er zugleich die ganze Weltstellung des Reichs ins Auge fasste, als jene Ultra-Tories, welche mit ihrem Parlamentarismus den Rest der königlichen Prärogative vollends ausser Kraft setzten? Durch ein „Phantom" vollzogen sie, nachdem sie ihren Willen mit sehr geringer Stimmenmehrheit erreicht, erst nachträglich in aller Form Einberufung und Eröffnung des Parlaments. Auf ein Jahr hatte der Prinz mit sehr eingeschränkten Befugnissen den kranken Vater zu vertreten, hielt sich immer noch an Grey und Grenville, die hocharistokratischen Führer der Opposition, und drohte seinerseits der morschen Regierung ein Bein zu stellen.

Auch noch bei einer anderen Gelegenheit erschien Canning unter den Widersachern ihrer Verwaltung und bewährte abermals nicht nur seinen erleuchteten Blick, sondern die beneidenswerthe Gabe, auch die verwickeltsten, seiner persönlichen Richtung fern liegenden Probleme zu erfassen und, so oft er sich zum Wort erhob, in klarer Durchsichtigkeit selbst für den schwerfälligsten Kopf begreiflich zu machen. Als Mitglied des Münzausschusses, der die schwere Frage für oder wider Rückkehr zur Metallcirculation zu berathen hatte, stimmte er, auch hierin von dem abweichend, was Pitt vor vierzehn Jahren decretirt hatte, den Resolutionen vom Mai 1811 bei, welche die Rückkehr zur Geldzahlung binnen zwei Jahren empfahlen wegen der reissend raschen Entwerthung der Banknoten, deren Zwangscurs das kleine Papier zumal um mehr als 25% herabgedrückt hatte. Da nun dennoch der trübselige Finanzminister Vansittart den Gegenbeschluss durchbrachte, der in der Folge ebenfalls zu einem Axiom der sogenannten echten Pittiten wurde, nämlich dass nach Ueberzeugung des Hauses die Banknoten wie ursprünglich immer noch als der Metallmünze äquivalent circulirten, eine Unwahrheit, wie das hohe Agio, das gesetzwidrig auf die verschwindenden Guineen bezahlt wurde, hinlänglich bewies, so traf Canning's gelungener Spott den Nagel auf den Kopf. „Als Galilei", rief er, „zuerst die Lehre aussprach, die Erde drehe sich um die Sonne, diese aber stehe unwandelbar im Mittelpunct des

Weltalls, da erschrak der heilige Vater der Inquisition über eine so kühne Neuerung, erklärte den ersten Satz für falsch und häretisch, den zweiten für einen Irrthum im Glauben. Das heilige Officium nahm es auf sich, dass die Erde still stehe und die Sonne sich bewege. Aber diese Bürgschaft vermochte wenig den natürlichen Lauf der Dinge zu ändern: Sonne und Erde beharrten trotz alledem in ihren gewohnten Beziehungen, so wie Münze und Papiergeld trotz der Resolution des sehr ehrenwerthen Herrn es thun werden." Er und andere fochten nichtsdestoweniger vergeblich gegen die Dummheit, denn noch war das erste Jahr der Regentschaft nicht abgelaufen, als auch Lord Wellesley voll Unmuth mit der Bemerkung zurücktrat, dass er wohl mit, aber nicht unter Perceval weiter dienen wolle. Die mattherzige Unterstützung seines tapferen Bruders, der sich mit unsäglicher Mühe in Portugal behauptete, trieb ihn hinweg, um als freier Mann gleich Canning auf eine energischere Kriegführung hinzudrängen, während Lord Castlereagh nunmehr die Lücke im auswärtigen Amt ausfüllte. Erst hierauf endete das Jahr, nach welchem der Prinz Regent den Vater ohne Restrictionen ersetzen sollte. Alles schwebte in Ungewissheit, ob er sich jetzt nicht vollends der Opposition, den alten Freunden seiner Jugend, in die Arme werfen werde, als Perceval am 11. Mai 1812 beim Eintritt in das Unterhaus durch Mörderhand um das Leben kam. Ein neues Ministerium musste schleunig eingesetzt werden, aber welches?

Im ersten Augenblicke wurde an Wellesley und Canning gedacht, aber Lord Liverpool stellte sich allen Anträgen des ersteren in den Weg. Hierauf sollten jene beiden mit zwei Vertrauensmännern des Prinzen und fünf von Grey und Grenville zu bezeichnenden Parteigenossen zu einer grossen Coalition zusammentreten. Aber wie hätten Friedensfreunde und entschiedene Gegner der katholischen Ansprüche über die beiden brennenden Fragen, den Krieg in Spanien und die Emancipation, mit anders denkenden Collegen, Tories und Whigs in ihren verschiedenen Schattirungen sich einigen sollen? Es widerstrebte den letzteren, dass der Auftrag der Krone an Wellesley und nicht durch sie an ihn kam. Dann wieder ein kaum ehrlich gemeinter Versuch, durch den Ver-

trauensmann des Prinzen, Lord Moira, den makellosen Whig Grey und Lord Grenville, der seit dem Ende der ersten grossen Administration Pitt's niemals zu den alten Genossen zurückzukehren vermochte, zum Stamm eines völlig anderen Cabinets zu machen. Schliesslich scheiterten jedoch alle Experimente an den elendesten persönlichen Interessen, unter welchen eines, der Streit um die Civilliste für den Regenten, dem Fass den Boden ausschlug. Da endlich brach der Prinz, treulos gegen die eigene Vergangenheit, mit den Whigs und überliess sich und das Schicksal des Reichs dem hochtoryistischen Reste des letzten Cabinets. Mit der stärksten Abweichung von allem verfassungsmässigen Herkommen befahl er seinen Dienern, sich selber einen ersten Minister zu wählen. Am 8. Juni 1812 stellte sich ihm und dem Parlament Lord Liverpool als solcher vor.

Einer der ersten Schritte desselben war nun, sich mit Canning zu einigen, dem er von Eton her befreundet gewesen, von dem ihn politisch nur eine andere Meinung in Bezug auf Irland und die Katholiken schied. Längst hatte er verziehen, dass Canning ihm einst im Jahre 1804 Incapacität für die auswärtigen Dinge vorgeworfen, dann aber edelmüthig jede Absicht der Beleidigung revocirt hatte. Als echter, wohlwollender Gentleman vergalt er Vertrauen mit Vertrauen. Man fragt vergeblich, weshalb Canning das ihm angetragene Ministerium des Aeusseren ausgeschlagen, welches Castlereagh, mit dem er sich doch wenigstens formell wieder zu stellen gewusst, räumen sollte. Er selber hat einem Vertrauten versichert, weil nicht ihm, sondern Castlereagh die Führerschaft im Unterhause zugedacht gewesen sei. Aber ist er nicht späterhin doch ohne diese in dasselbe Cabinet getreten? Fast scheint es, als ob sein Ehrgeiz mit einem Staatssecretariat schon nicht mehr zufrieden gestellt gewesen, als ob er allein, die ungeheueren Dinge ahnend, die da kommen sollten, sich für den Mann gehalten habe, um, während Wellington in Spanien zu siegen begann, Napoleon gen Moskau zog, aber auch America mit England Krieg erhob, den Ruhm davon zu tragen, beim Umschwunge der Welt an der Spitze des Vaterlandes gestanden zu haben. Die Absage an Liverpool aber hat seine Laufbahn für eine

Reihe von Jahren verkümmert. Er, der in viel dunkleren Tagen den Muth nicht sinken liess, als die Meisten schwachherzig verzagten oder erfolglosen Unternehmungen das Wort liehen, musste es erleben, dass gerade diese Elemente der längst nicht mehr einträchtigen Tory-Partei beim Sturze Napoleon's als Retter Europas die höchsten Triumphe feierten und sich nun sicher im Besitz der Gewalt einnisteten. Alle Aussicht, den katholischen Landsleuten gerecht zu werden, die Missstände der Geldcirculation und des Handelsverkehrs, die Nachwirkung der einst gegen den französischen Freiheitsschwindel gerichteten Ausnahmegesetze schleunig zu heben, überhaupt durch Annäherung in den Parteiprincipien auch für den Frieden im Inneren staatsmännisch zu sorgen, begann zu schwinden. Zu seinem Schmerze sah er sich genöthigt, das kleine Gefolge Gleichgesinnter, das ihn bisher umgeben hatte, förmlich aufzulösen. Und doch begieng er bald hernach einen schweren politischen Fehler, denn als solchen hat er die Annahme der Gesandtschaft in Lissabon zeitlebens beklagen müssen. Der zarten Gesundheit seines Sohnes wegen hatte er im Herbst 1814 Portugal zum Aufenthalt ausersehen und liess sich in nicht zu vertheidigender Weise gefallen, dass das Cabinet sich zugleich seiner glänzenden Talente versichern und ihn, den die Stadt Liverpool soeben aus freien Stücken zu ihrem Vertreter gewählt hatte, bei Seite stellen wollte, während Freunde wie Huskisson und andere allerdings in Nebenposten untergebracht wurden. Siegreich zwar hat er in der Folge diesen Schritt gegen böswillige Angriffe im Parlament vertheidigt, aber darum nicht minder den keineswegs ehrenvollen Handel bereut.

In die kurze Zeit seiner Entfernung fällt Napoleon's Rückkehr aus Elba und die definitive Entscheidung bei Waterloo, der Abschluss des Krieges mit America, aus dem doch die britische Seemacht nicht mehr als unbesiegbar hervorgieng, vor Allem der Ausgang des Wiener Congresses, jener Neugestaltung der allgemeinen Verhältnisse, die mit ebenso grosser, von aller historischen und politischen Gerechtigkeit absehender Willkür gegen die Dynastien und die Nationen verfuhr, wie das nur jemals durch den nieder-

geworfenen Eroberer geschehen war. Es wird immerdar ein Schandfleck auf dem Gedächtnisse der Liverpool und Castlereagh bleiben, dass sie, die Leiter eines verfassungsmässigen Staatswesens, vor ihrer Pflicht zurückbebten, Völkern, die das Beste zur Befreiung der eigenen Heimath und des Welttheils beigetragen, zu den ersehnten, an einzelnen Stellen durch die Fürsten selber verheissenen, an anderen ohne diese beschlossenen Constitutionen zu verhelfen. Ungeachtet dieser Zurückhaltung warf sich der Argwohn der bisherigen Alliirten auf England, da es dem heuchlerischen Ueberwachungssystem der heiligen Allianz wegen der aus seiner Verfassung sehr zu rechtfertigenden Bedenken weder beitreten wollte noch konnte. Da hieraus eine peinliche Isolirung erwuchs und unverzüglich in Starrkrämpfen auf den eigenen Staatskörper zurückwirkte, da die ungeheuere Nationalschuld nun erst veranschaulichte, um welchen gewaltigen Preis die stolzen, aber so kleinmüthig ausgebeuteten Siege erkämpft worden waren und da sofort die längere Zeit zurückgehaltene Bewegung nach einer Wahlreform lebhafter in Schwang gerieth, denn um kolossale Steuern zu beschliessen und zu bewilligen, musste die Nation doch endlich durch wirkliche Repräsentanten und nicht durch Stellenträger einer kleinen aristokratischen Clique vertreten sein, hätte ein Canning wohl froh sein müssen, in anständiger Verbannung höchstens nur noch als ein Anhängsel des regirenden Körpers zu erscheinen. Statt dessen erniedrigte er sich nur noch mehr, als er schon im Jahre 1816 an die Spitze des indischen Controlamtes und damit in ein Cabinet trat, das seiner gar sehr bedurfte, das aber durch das unverdiente Glück, diesen Weltkrieg beendigt zu haben, seiner Handlungsweise, die sich nur aus dem Verlangen nach officieller Thätigkeit, dem niemals schlummernden Durste nach Macht erklären lässt, keineswegs eine Entschuldigung bot. Wohl bewahrten ihm die Bürger Liverpools bei zweimaliger Wiederwahl ihr Vertrauen, aber populäre Hochachtung konnte er nicht beanspruchen, so lange er Ueberzeugung und Geschick der Gemeinschaft mit Männern wie Castlereagh, Sidmouth und Eldon opferte, die, um sich und ihr fruchtloses System an der Stelle zu behaupten, schon

im Jahre 1817, aus den inneren Missständen einen Vorwand nehmend, den Staat in Gefahr erklärten. Auch Canning hat, um meist ganz geringfügige, bisweilen selbst durch Regierungsagenten geschürte oder durch Missgriffe der Magistrate möglich gemachte Emeuten als Symptome der furchtbar gährenden Elementarkräfte zu charakterisiren, für unerhörte Zwangsmassregeln eintreten müssen, die unmittelbar das Versammlungsrecht und die Freiheit der Presse antasteten. Er musste sein warmes Mitgefühl für die so schmählich zurückgesetzten katholischen Landsleute für sich bewahren, so gut es gieng. Seine entschiedene Abneigung gegen jede Parlamentsreform fand ihren bestechenden Ausdruck in der Ueberzeugung, dass die Verfassung so, wie man sie seit 1688 überkommen hatte, ein organisches, durch alle Nachhilfe nicht aufzubesserndes, in sich harmonisches Kunstwerk sei, das man aus wahrer Verehrung als ein Ganzes anzurühren sich hüten müsse. Dass diese Ueberzeugung nicht Schein und keine leere Phrase war, haben alle seine Zeitgenossen, auch die bittersten Gegner der Reformpartei sehr wohl gewusst. Er erkannte den Werth und die Geltung des englischen Parlamentarismus, dessen Grösse er noch erlebt hatte, in der Bevorzugung der Wenigen, die aus Pflichtgefühl ihre Kräfte zum Besten des Ganzen opferten. Seine Anschauung hatte ebenso gut eine patriotische Grundlage wie der hohe Flug, mit welchem er für die Ehre der nationalen Flagge einzustehen bereit war. Darin liegt aber auch der einzige Entschuldigungsgrund für die Haltung, die er in dieser traurigsten Periode seines Lebens im Dienste einer unklugen Reactionspolitik angenommen hat, welche der auf dem Festlande nichts nachgab, ja, sogar noch verwerflicher war, weil sie hier von absolutistischen Gewalten, in England aber von verantwortlichen Behörden geübt wurde.

Was berührt trauriger, als wenn er seinen hinreissenden Redefluss den so viel weniger begabten Collegen zur Verfügung stellt? Er lässt ihn nicht ohne gewaltige Uebertreibung herausströmen nicht allein gegen die massvollen Bestrebungen der reformlustigen Whigs, die Freunde angeborener Menschenrechte, die Radicalen, sondern er erblickt in den Hampden-Clubs, in den kümmerlich communistischen

Regungen der Spenceaner eine Gesellschaft und Staat mit Vernichtung bedrohende Gefahr. „Es ist Aufruhr, es ist Verrath, aber nicht einfach Verrath; es ist Confiscation, aber nicht Confiscation in solchen Grenzen, wie sie bei dem Wechsel von Dynastien oder politischer Umwälzung beobachtet zu werden pflegen; es ist die furchtbare Mannigfaltigkeit von Angst und Leiden, welche das unabwendbare Gefolge des Unterganges aller Treue, Moralität und Religion bilden, der Umsturz nicht nur der Verfassung von England, sondern des ganzen Gerüstes der Gesellschaft.“ Wohl möglich, dass er sich angesichts der Repression, welche Sidmouth — der alte „Doctor“ — unter Aufhebung des Habeas Corpus und Nichtachtung der Verdicte der Geschworenen durch Denunciation, Säbel und Gewehr, durch Kerker und Galgen üben liess, solche Furcht einredete und glauben wollte, der Tower und die Bank hätten wirklich von dem Pöbel überrumpelt werden können. Aber musste er nicht auch als Minister wissen, wie viel von dem, was einem Losbruche ähnlich sah, lediglich durch die Massregeln der Regierung angestiftet war? Er kannte doch Lord Castlereagh zu gut, der ihm allein wegen seines persönlichen Auftretens und seiner aristokratischen Herkunft vorgezogen worden, und der in diesem System mehr die Erhaltung der Partei als eines geachteten Staatswesens bezweckte. Diesem geist- und glanzlosen Rivalen in seinem innersten Wesen, seinem warmen Herzen und poetischen Schwunge entgegengesetzt, erniedrigte er sich zu Diensten, welche keiner der Collegen leisten konnte, die aber auf sein Haupt wohl die grösste Erbitterung und Verachtung aller Parteien herabgezogen, indem sie ihm natürlich die niedrigsten Beweggründe, die Lust zu regiren und Habsucht, vorwarfen.

Bei mehr als einem Anlass hat sein überreizbares Gemüth darunter empfindlich zu leiden gehabt. Unter den bei den Bewegungen in Manchester Verhafteten befand sich auch ein greiser Buchdrucker Ogden, der von den Fesseln des Kerkers einen Bruch davongetragen zu haben behauptete und deshalb beim Parlament Beschwerde führte. Die spottlüsternen Worte, in denen Canning über den „berühmten und bebruchten“ Ogden sich ausliess, riefen grossen Unwillen

hervor, so dass er selber die Zielscheibe der heftigsten Ausfälle wurde. Eine anonyme Schrift, welche den Stil der Junius-Briefe nachahmte, deren Verfasser er in dem radicalen Herrn Hobhouse wittern wollte, bewog ihn gar zu einem an die Adresse des Verlegers gerichteten Schreiben, das nicht nur masslos im Ton war, sondern ihn selber ganz ausser Fassung zeigte. Da heisst es: „An Sie, mein Herr, wer Sie auch sein mögen, wende ich mich direct, um Ihnen meine Meinung auszusprechen, dass Sie ein Lügner und Verleumder sind und nur nicht den Muth zum Meuchelmörder haben. Ich füge nur hinzu, dass Niemand von meinem Briefe weiss und dass ich schweigen werde, so lange ich erwarten darf, von Ihnen unter Ihrem eigenen Namen zu hören". Da natürlich die erwünschte Antwort ausblieb, hielt er in leidenschaftlicher Hitze auch die Zeilen nicht zurück, die ihn nun erst recht bloss stellten.

Seit dem Jahre 1818 indess schienen in Folge günstigerer Handelsconjuncturen, und weil Ministerium und Polizei ihre Hände weniger in die Verschwörungsclubs steckten, bessere Tage anbrechen zu wollen. Die reformfreundliche Opposition des Unterhauses bemühte sich ernstlich, eine Reihe gemeinnütziger Besserungen anzuregen im Strafrecht, im Armenwesen, in der Erziehung der niederen Classen. Die Regierung erzielte im Jahre 1819 wirklich einige Ersparnisse; der junge Sir Robert Peel, bis dahin der hartnäckigste Vertheidiger des einst von Pitt eingeführten Zwangscurses des Papiergeldes, erklärte sich von den Argumenten des Münzcommittee überwunden, in dessen Namen Canning einige seiner klarsten und nachdrücklichsten Reden gehalten hatte. Der Staat wagte endlich wieder zum unbehinderten Umlauf des Metalls zurückzukehren. Auch Canning selber, von Whigs und Tories um die Wette gehasst, gefürchtet, verachtet, fand wenigstens an der Ministerialverwaltung des indischen Reichs seine Freude, denn in jede Aufgabe vermochte er sich mit Geschick hineinzuarbeiten. Wenn nur das tolle Einschreiten gegen eine Massenversammlung in Manchester, „die Schlacht von Peterloo", nicht die Gährung von Neuem hervorgerufen und den Beschluss der „sechs Knebelbills" zur Folge gehabt hätte. Eine schwüle Stimmung

lag auf dem Lande, das einige Jahre zuvor mit inniger Rührung den Tod der an den Prinzen von Coburg verheiratheten Thronerbin Charlotte, der Tochter des Regenten, beklagt hatte, als am 29. Januar 1820, nachdem er über zehn Jahre völlig in Blödsinn versunken gewesen, der alte König starb und dem Sohne nun ganz Platz machte.

In die ersten Tage Georg's IV. fiel die Verschwörung von Cato Street, die den Ministern an das Leben wollte und, obwohl zeitig entdeckt und verhindert, nur dazu dienen musste, dem System des Drucks neues Leben einzuhauchen. Noch schlimmer aber, dass der achtundfünfzigjährige König, von Jugend auf dem Reiche als Wüstling und Verschwender bekannt, vor Zeiten der Genosse der Whigs, die er dann nach Einsetzung der Regentschaft schnöde abgeschüttelt hatte, den seit Jahren gehegten Wunsch, von seiner Gemahlin los zu kommen, jetzt gewaltsam durchführen wollte und dadurch einen unberechenbaren Zündstoff in das Land und die Spannung der Parteien warf.

Wer hat nicht gehört, wie er einst als Prinz von Wales, nachdem er sich mit Caroline von Braunschweig verbunden und diese ihm die nun bereits verstorbene Tochter geboren, ihr im Jahre 1796 den Absagebrief geschrieben, wie sie, unerzogen und flatterhaft, auch bei Hofe zurückgesetzt, sich nicht in den ihr geziemenden Schranken zu benehmen vermochte? Zur Zeit des Ministeriums aller Talente, als seine damaligen Freunde an der Macht waren, hoffte Georg, der blasirte Wollüstling, sie mit einer Anklage wegen ihres Lebenswandels abschütteln zu können. Um so eifriger hatten sich ihrer, wie ehedem schon Pitt, die Tories Eldon und Perceval angenommen. Auch Canning war frühzeitig der keineswegs geistlosen Fürstin nahe getreten und blieb stets von dem schreienden Unrecht überzeugt, das ihr widerfuhr. Er unter anderen hatte nach dem Friedensschlusse im Jahre 1814 ihr jene Reise in das Ausland angerathen, auf welcher sich die unglückliche Frau in eine lange ungeregelte Wanderung und schwere Verirrungen stürzte. Es heisst, der Regent sei Canning dafür so erkenntlich gewesen, dass er ihn mit Freuden als Gesandten in Lissabon bestätigt habe. Als König bestand nun Georg IV. darauf, in aller Form von ihr

getrennt zu werden, und versetzte damit die Tory-Regierung in die allergrösste Verlegenheit. Denn während er vor dem unerhörten Scandal nicht zurückbebte, der sich vor ganz Europa über Mann und Weib entladen musste, sannen seine Räthe als Auskunftsmittel auf eine Abfindung und Selbstverbannung der Verstossenen. Als sie nun aber, von den Whigs schlau berathen, insonderheit von dem ehrgeizigen Henry Brougham, ihrem Anwalt, der sogar mit der Regierung, wie es scheint, durch Canning verkehrte, im Juni 1820 plötzlich in England erschien und die volle Anerkennung als Königin in Anspruch nahm, da erhob sich Alles, was unter dem Druck der letzten Jahre zu leiden gehabt, alle Schichten der Gesellschaft, denen die Augen über das unverbesserlich starre Princip des Regiments aufzugehen begannen, um für die schändlich misshandelte hohe Frau Partei zu nehmen und, blind gegen alle ihre Vergehen, in dem ruchlosen Gemahl ein System zu bekämpfen, das sich durch willkürliche Anwendung der Gesetze vor den eigenen Tribunalen schon längst gerichtet hatte, nunmehr aber durch den unerhörten Process, welcher als königliche Bordellkomödie Monate lang vor dem Hause der Lords spielte, vollends um jede Achtung brachte. Caroline, wie schuldig sie auch sein mochte, galt allen Kreisen, welche Aenderung in Staat und Kirche anstrebten, „reiner als der Schnee“, den Anhängern radicaler Reform erschien sie wie der rettende Engel; unter dem stürmischen Druck einer populären Bewegung hat die Regierung endlich das Strafverfahren wider sie fallen lassen müssen.

Wie war es da nun anders möglich, als dass auch Canning, der seine Sympathien für die Princessin bewahrte, nach zwei Seiten arg ins Gedränge gerieth? Praktisch durfte er sie nicht bethätigen, er hätte sonst mit denen, welche an der von ihm vergötterten Verfassung rüttelten, gegen die sich seine rollenden Worte so oft ergossen hatten, gemeinsame Sache machen müssen. Der Regierung aber konnte er unmöglich in einem Handel dienen, der aus den unreinsten Motiven in einseitig ungerechtem Verfahren nicht einmal zum Ziele führen, sondern im Gegentheil der herrschenden Partei nur zum Schaden gereichen musste. Nach Vermitt-

lungsversuchen, die schon lange spielten, bei denen er viel weiser und weitsichtiger als seine Collegen direct auf den König einzuwirken suchte, nachdem er im Unterhause mit Brougham, den er beschwor, auch seinerseits das ungeheuere Aergerniss zu verhüten, scharf zusammengerathen, hielt er am 24. persönlich beim Könige um seine Entlassung an. Die bekam er nun freilich nicht, statt ihrer aber die gnädige Erlaubniss, sich zu entfernen, so dass er nicht Ankläger und, was er doch auch nicht vermochte, Vertheidiger zu sein brauchte. Er hat die Zeit des Processes, dessen Schicksal er mit Bestimmtheit voraussah, grösstentheils in Frankreich zugebracht, sich auch nicht durch Lord Liverpool verlocken lassen, als dieser ihm das Ministerium des Inneren antrug. Er behielt Recht mit dem einen Satze, dass das Parlament niemals das zuständige Tribunal über noch so schlimme sittliche Aufführung gewesen sei oder sein dürfe. Und als er dann zurückkehrte, legte er noch vor Ablauf des Jahres sein Amt als Minister für Indien nieder. In einem Briefe vom 22. December äusserte er sich wahrheitsgemäss, dass er schon im Juni, als der gutgemeinte, vom Unterhause angenommene Vermittlungsantrag des alten Wilberforce unter demagogischer Einwirkung von Caroline zurückgewiesen wurde, jede Hoffnung auf eine geziemende Lösung habe fahren lassen. Dann heisst es weiter: „Die neue Lage, in welcher ich bei meiner Rückkehr nach England das Verfahren fand, erforderte die ernstlichste Ueberlegung; sie war der Art, dass sich des Königs Befehl vom Juni nicht damit vereinigen liess. Denn es erschien mir ganz unmöglich, dass sich ein Minister von den zu erwartenden Discussionen im Unterhause fern halten dürfe, da sie voraussichtlich von den allgemeinen Geschäften der Session durchzogen sein würden. Meine Anwesenheit, ohne mich daran zu betheiligen, konnte mir nur Verlegenheit, meinen Collegen die grössten Schwierigkeiten bereiten. Mich daran zu betheiligen, war aber jetzt wie immerdar ausser Frage.“ Es hatte ihn in der That noch einige Zeit gekostet, die Collegen von der Nothwendigkeit des Schrittes zu überzeugen. Er schliesst mit dem frohen Geständniss, dass[1] er in dem Rücktritt die Freiheit, auch fernerhin in Uebereinstimmung mit seiner ursprünglichen

Erklärung handeln zu können, sich erkauft habe. So verfuhr er denn mit Anstand wie kein Anderer, wofür ihn der persönliche Groll des Königs traf, aber auch seine Landsleute wieder besser über ihn zu urtheilen begannen. Selbst Brougham[1]), der ihm übel wollte, hat hernachmals erklärt: „keine Handlung seines Lebens wirft helleren Glanz auf sein Gedächtniss."

Während, wie er vorausgesehen, das Cabinet vor den entzügelten Geistern am Boden lag und sich erst wieder aufraffte, als die unglückliche Princessin, nicht verurtheilt, aber auch nicht frei gesprochen, nachdem die Aufregung vorüber, selbst von dem anbetenden Pöbel verlassen wurde, als nach ihrem baldigen Tode noch der Leichenzug Anlass zu einer Ovation bot, welche die Minister mit Gewalt unterdrücken wollten, weilte Canning meist in Paris oder in Südfrankreich und zeigte sich nur selten im Parlament, einmal im Februar 1821, um Plunket's Antrag, die Eide aufzuheben, in welchen dem Papste und der Transsubstantiation abgeschworen wurde, wenigstens im Unterhause zur Annahme zu verhelfen, im Jahre 1822, um sich gegen Lord John Russell's erste Vorschläge zur Wahlreform auszusprechen, seinerseits aber die Wiederaufnahme katholischer Pairs in das Oberhaus anzuregen, von dem sie einst unter Karl II. excludirt worden waren. Schon aber beschäftigten ihn die Vorbereitungen zur Uebernahme des Vicekönigthums von Indien, wozu ihn die Directoren der Compagnie in Anerkennung seiner trefflichen Geschäftsführung im Controlamt erkoren hatten. Niemand zeigte sich eifriger als der König und Lord Castlereagh, ihm diesen Fortgang zu erleichtern; war er mit seinen hochstrebenden Gedanken doch ihnen vor allen zur Last gefallen. Allein die Abreise zog sich hin, schon weil der Rücktritt des bisherigen Gouverneurs, Lord Hastings (Moira), noch nicht fest entschieden war. Ausserdem aber ergänzte sich eben jetzt zu Anfang 1822 das arg erschütterte Ministerium durch Aufnahme neuer Kräfte, eine Wandlung, angesichts deren Canning denn

[1]) Historical Sketches of Statesmen, Paris 1839. p. 155.

doch zauderte, die Heimath, vielleicht auf immer, voreilig zu verlassen. Während Sir Robert Peel, streng protestantischer Tory, endlich den Lord Sidmouth im Ministerium des Inneren ersetzte, wurde ein alter Freund, der Marquis von Wellesley, Vicekönig von Irland und ausser dem Controlamt noch eine und die andere Stelle an die Sippe des Lord Grenville ausgethan. Mit diesen theilte Canning den conservativen Standpunct in Betreff der parlamentarischen Reform und den liberalen hinsichtlich der Katholikenemancipation, die fortan im Cabinet als eine offene Frage behandelt wurde, über die man nicht auseinander brach, an der man aber auch ernstlich ungern rüttelte. Vielleicht der Unmuth über seine Zurücksetzung hätte Canning hinweggetrieben, wenn nicht um dieselbe Zeit seine Blicke, die sich früh den auswärtigen Dingen zugewandt, von dem fernen Osten immer mächtiger auf die Lage Europas abgelenkt worden wären, in welcher die britische Politik, längere Zeit brach gelegt und verachtet, sich nothgedrungen ermannen musste, wollte sie nicht allen Credit verlieren.

Die Achtung vor dem in den eigenen Angelegenheiten stark verfahrenen Inselstaate schien bei der Welt, den Regierungen wie den Völkern, seit 1815 völlig verscherzt zu sein, da bei denen, welche zu Hause jeden noch so massvollen Fortschritt durch Zwang zu hemmen suchten und dann selber in dem Process gegen die Princessin von Wales zu ihrem eigenen Nachtheil die Gemüther entfesseln halfen, der Argwohn gegen den Kaiser von Russland und die Uebergriffe der heiligen Allianz, welche in ganz Europa den Freiheitsregungen der Völker entgegen trat, niemals zur Ruhe kam. Ein Mann wie Castlereagh, für die Politik des Stillstandes drinnen wie draussen thätig, sah mit steigendem Bedenken nicht nur das Vorwalten jener in aller Welt, sondern bemerkte mit Schrecken, dass die Principien, auf denen die englische Verfassung beruhte, und welche ihm den Beitritt zu dem europäischen Polizeibunde untersagt hatten, diesem ebenfalls eine Zielscheibe seiner Angriffe werden mussten. Da trat im Jahre 1820 jene allgemeine Gährung ein, die zuerst in Spanien zum Ausbruch kam, von der dann Neapel, Sardinien und Portugal ergriffen wurden, deren drohende Sym-

ptome wenigstens dem Bourbonenhofe in Frankreich, dem Bundestage in Deutschland zu schaffen machten. In den südeuropäischen Ländern waren es überall der Militäraufruhr und die Geheimbünde, die durch rasche Umwälzung den Fürsten die constitutionelle Regierungsform aufzunöthigen strebten. Der gleich einem grossen Brande um sich greifenden Gefahr begegneten die absolutistischen Mächte auf dem Congress zu Troppau und Laibach, durch dessen Anordnungen dann wenigstens das Feuer auf der italienischen Halbinsel gedämpft wurde. Die britische Politik mochte sich wie früher zu Wien und zu Aachen der Beschickung dieser Versammlung von Fürsten und Diplomaten nicht völlig entziehen; nahe liegende Interessen verlangten indess, dass englische Schiffe vor Neapel demonstriren und zur vollen Restitution des bourbonischen Despotismus mitwirken mussten. Lord Castlereagh hatte freilich bereits in einem Memoire vom 30. April 1820 das Recht der Allianz zum Einschreiten nur auf den bestimmten Fall, wie ehedem gegen Napoleon, beschränken und damit den Gelüsten der Rivalen zu generalisiren entgegentreten wollen. Er hatte später in der Circulardepesche vom 19. Januar 1821 denselben Gedanken zur unwandelbaren Richtschnur der englischen Politik erklärt, aber nichtsdestoweniger aus ihr die eigene Betheiligung gegen das insurgirte Neapel abgeleitet, während er doch mit deutlichen Worten die Congresspolitik verurtheilte. Der wachsende Widerspruch in seiner Haltung zog ihm, obwohl selbst Canning für ihn sprach und die Opposition vor constitutioneller Propaganda im Auslande warnte, im Unterhause die Beschuldigung zu, dass er die Ehre Englands preisgegeben habe. Die drei Mächte des Ostens bekümmerten sich natürlich wenig um so matte Proteste, sondern luden im Jahre 1822 zu einem neuen Congresse nach Verona ein, angeblich um die Angelegenheiten Italiens und die orientalische Frage zu berathen, in Wirklichkeit aber um gegen Spanien, den immer noch lodernden Heerd der Freiheitsbewegung, vorzugehen. Castlereagh, seit dem Tode seines Vaters Marquis von Londonderry, hatte sich selber als Bevollmächtigter dorthin begeben wollen und seine Instructionen bereits aufgesetzt, als sein Geist, von der Last der Geschäfte erdrückt,

von wirklichen und vermeintlichen Drohungen wider das eigene Leben verstört, aus dem fürchterlichen Dilemma zwischen absolutistischen und demokratischen Machtgeboten keinen Ausweg erblickend, zusammenbrach. Am 12. August 1822 nahm sich der Minister in einem Anfalle von Irrsinn das Leben. So war er denn recht eigentlich an dem Conflict zwischen der südeuropäischen Revolution und der Congresspolitik der Ostmächte, denen er sich von Wien her weit über die britischen Interessen hinaus verschrieben hatte, gegen die er jetzt zu protestiren und doch der conservative Staatsmann zu bleiben gedachte, zu Grunde gegangen.

In seiner ungeheueren Verlegenheit, die, um nicht noch schlimmeren Demüthigungen ausgesetzt zu werden, schleunig abgestellt werden musste, verfiel nun Lord Liverpool auf den alten Studienfreund, auf Canning, der eben im Begriff stand, sich an Bord des Jupiter nach Indien einzuschiffen. Ein Mann der Vermittlung wie dieser erschien für die Lage der Dinge ganz besonders geschaffen. Aber welche Hindernisse galt es da zu überwinden! Die Selbstsucht und die hohe Bestimmung, die ihm stets vorgeschwebt haben mag, hatten Canning seit langer Zeit so sehr auf Irrwege getrieben, dass ihn nicht nur die Eldon und Sidmouth für unzuverlässig und treulos hielten, sondern dass die wenigen Tory-Freunde, die gleich ihm den Anforderungen der Zeit näher standen, ihn verloren gaben, dass die Whigs sich höhnisch an ihm rieben, Fürst und Volk nicht mehr mit ihm zu thun haben wollten. War es nicht eine starke Zumuthung an das Cabinet, das an sich nur in einem Puncte, dem entschlossenen Widerstande gegen jede demokratische Neuerung, einig war, dessen Mitglieder über die Katholikenfrage, über Protection und Freihandel sehr verschieden dachten, wenn Liverpool die Aufnahme eines Wortführers gerade dieser Bestrebungen forderte? Er selbst überwand hochherzig die eigene Differenz und glaubte vielleicht sogar durch Canning ein besseres Gleichgewicht herzustellen. Indem er dann aber namentlich den Herzog von Wellington zu überzeugen wusste, der in sein Urtheil über die Schreiberseelen (*those writing fellows*) auch Canning einbegriff, dass dieser dennoch das Zeug habe, eben jetzt England vor Europa zu vertreten, gewann er einen

Bundesgenossen, der vielleicht allein im Stande war, den neuerdings lebhaft erregten Widerwillen des Königs zu bezwingen. Wellington's kurz angebundener Art gab der schlaffe Monarch, der sein Ehrenwort verpfändet zu haben erklärte, bald mit der Bemerkung nach: „Ich fürchte, ich muss es thun.“ Am 17. September äusserte sich Canning, nunmehr beides, Minister des Auswärtigen und Führer der Regierungsseite im Hause der Gemeinen, befriedigt über den Empfang, den er gefunden.

Um so schlimmer aber sollte der Empfang von Seiten seiner politischen Widersacher werden. Als er kürzlich im Begriff sich einzuschiffen bereits von seinen Wählern Abschied nahm, hatte er sich in Bezug auf die Katholikenemancipation dahin geäussert, dass es ihm nach einem Kampfe von mehr als zehn Jahren für seine Person räthlich erscheine, falls noch ein allgemeiner Anlauf misslingen sollte, die Hand zu einem liberalen Compromiss zu bieten. Das wurde jetzt böswillig dahin gedeutet, er habe sich hierdurch die Rückkehr in das Cabinet erkaufen wollen. Bei jeder Gelegenheit ergoss die Opposition, sobald das Parlament wieder tagte, auf ihn ihren Zorn. Im April 1823 wollte sie das Gesetz umstossen, welches den Eintritt in fremde Kriegsdienste untersagte und während der engherzigen Reaction der letzten Jahre allerdings bis zu unwürdiger Erniedrigung vor so ohnmächtigen Staaten wie Spanien verschärft worden war. Da Canning sich des Gesetzes annahm, musste er den Vorwurf hören, er krieche bei Frankreich zu Kreuze. Gleich darauf, am 17. April, wurde über die Motion Plunket's, der jetzt Generalstaatsanwalt geworden, die Emancipation der Katholiken in die Hand zu nehmen, verhandelt. Burdett, der Radicale, verhöhnte beide, den Antragsteller und den Minister des Auswärtigen. Kaum hatte dieser erwidert, so erhob sich Brougham. Nachdem er die unwandelbar protestantische Ueberzeugung Peel's, des Ministers des Inneren, becomplimentirt, auch der entgegengesetzten Plunket's nichts hatte anhaben wollen, rief er: „Wenn der Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten sich erst jetzt in diesem kritischen Augenblicke gezeigt, wenn es sich darum gehandelt hätte, ob er nach Indien in ein ehrenvolles Exil gehen, oder in die

Regierung eintreten und sich nicht der Verurtheilung zur Transportation unterziehen, sondern verdammt werden solle zu harter Arbeit in seinem Vaterlande — preisgegeben der Unruhe eines gespaltenen Rathes, sitzend unter seinen Feinden und bemitleidet von seinen Freunden, die Hände überall da gebunden und gefesselt, wo er sie nach seinen Gefühlen und Wünschen hätte frei rühren mögen — wenn, in diesem kritischen Augenblick, wo sein Schicksal und seine Gefühle für die katholische Sache vom Lord Kanzler Eldon abhängen — wenn in diesem kritischen Augenblick, er, der am Abend zuvor erklärte, er wolle bei einem edlen Lord nicht zu Kreuze kriechen, der aber selber das unglaublichste Beispiel von Kriecherei gegeben hat, das, um in die Regierung zu treten, die ganze Geschichte politischer Mantelträgerei aufweist" Hier donnerte Canning dazwischen: „Sir, ich erhebe mich zu erklären, dass das falsch ist!" Das Haus war wie vom Schlage getroffen. Da Keiner widerrufen wollte, verfügte der Sprecher die Abführung beider Mitglieder, des Ministers und des liberalen Wortführers der Opposition, in das Haftlocal, bis es einer vermittelnden Stimme gelang, den Sturm beizulegen.

Ein Glück für Canning und den Staat, dass, während der Unwille über seine bisherige Haltung nachträglich zu einem so beispiellosen Ausbruch kam, er mit klarem Blick und unbeirrt bereits die Bahn beschritten hatte, auf welcher er in Kurzem vom allgemein gehassten zum populärsten Manne werden sollte. Sein Geschick führte ihn noch einmal mit dem der pyrenäischen Halbinsel zusammen, nachdem auf dem Congresse zu Verona, den England, fruchtlos abrathend, durch den Herzog von Wellington beschickte, sich Frankreich ganz in die Arme der Allianz geworfen hatte und zum Executor der Beschlüsse gemacht worden war, welche zunächst Ferdinand VII. von Spanien gegen den entfesselten Groll seiner Unterthanen in dem vollen Umfange despotischer Gewalt zu erhalten bezweckten. Es war derselbe Nachbar, welcher zweimal, zu Anfang des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts, eine vollständige Verschmelzung mit Spanien angestrebt hatte, dem beide Mal Grossbritannien sich auf Grund seiner maritimen Interessen entgegenwarf. Nun war es aber auch derselbe Canning, der

einst im Jahre 1809 vorzüglich dahin arbeitete, dass den gegen Napoleon die nationale Fahne aufpflanzenden Spaniern die Hilfe Englands gewährt wurde. Mit freudigem Stolze hatte ihn immerdar der Erfolg erfüllt, den Europa daraus erntete. Aber konnte er jetzt, nachdem doch kaum mehr als ein Jahrzehnt dazwischen lag, nur irgendwie noch anknüpfen an die Verhältnisse der Vergangenheit? Wohl war es Frankreich, das wieder den Krieg erhob; allein statt Bonaparte's schalteten Alexander und Metternich als Meister in Europa, und nicht gegen den Imperator, sondern gegen den eigenen legitimen Fürsten vertheidigten die Spanier ihre angebetete Verfassung vom Jahre 1812 und die Selbständigkeit, welche jener mit grausamer Tücke auf immer hatte vernichten wollen. Den Tories insonderheit hatten die aus dem französischen Muster vom Jahre 1792 und aus der nordamericanischen Volkssouveränetät geschöpften Grundsätze jener Constitution niemals zugesagt; in kalter Zurückhaltung hatten sie den blutigen Hader beobachtet, der darüber zwischen dem tollen Absolutismus Ferdinand's und der nicht minder tollen Conspiration der Exaltados ausgebrochen war. Sie schienen sich den spanischen Angelegenheiten völlig entfremdet zu haben, nachdem jeder wohlgemeinte Rath, Treue zu halten und die Verfassung dahin abzuändern, dass sich nach ihr regiren lasse, bei beiden Theilen in den Wind gesprochen war. Da sie überhaupt auf alle volksthümlichen Sympathien verzichteten, war für sie sogar die Erinnerung an die glorreiche Wirkung spanischer Nationalkraft verblasst. Thatenlos, aber doch nicht ohne ein sehr directes Interesse sah England überdies dem fortschreitenden Befreiungskampfe der südamericanischen Colonien gegen das Mutterland zu, das, mochte es nun absolut oder liberal regirt werden, die Aufständischen ohne die Hilfe einer fremden Macht nicht wieder zu unterwerfen vermochte.

Aber durfte und konnte England unbeschadet seiner Machtstellung und Ehre auch den Schiedsspruch von Verona theilnahmlos vollstrecken lassen? Es hatte gegen die areopagitische Dictatur des Congresses protestirt und dachte folglich nicht daran, seine Schiffe dem Könige Ferdinand VII. zur Verfügung zu stellen, wie jüngst noch seinem Vetter von Neapel.

Es hatte einerseits stets die liberale Verfassung ohne gründlich conservative Reform als ein Unding bezeichnet und doch auch 1812 wie 1820 das Zerwürfniss zwischen den Cortes und den Colonien weiter reissen lassen. Davon, etwa den Herzog von Wellington noch einmal nach Spanien zu schicken, und zwar gegen die Politik der alten Alliirten, konnte wegen mangelnder Rüstung und wegen der Erfahrungen, die man mit der Treue der dortigen Parteien gemacht, nimmermehr die Rede sein. Hatte man ehedem den Volkskrieg unterstützt, um ihn in aller Welt gegen den Bedränger Aller zu Hilfe zu rufen, so musste man jetzt den Waffengang zwischen Revolution und Reaction zu verhüten suchen, damit nicht wieder ein Weltkrieg alle Mächte in seinen Strudel reisse. Die Stellung, in welche England hierdurch gerieth, war lediglich die der Vermittlung, und Canning, der Mann der Mitte, der principiell ein jedes Extrem mied, der in dem Compromiss der heimathlichen Verfassung mit echt englischem Entzücken die beste Garantie für den inneren Frieden erblickte, Canning fühlte sich in der That der Aufgabe gewachsen, die Verwicklung auf ihre localen Schranken zurückzudrängen. Nachdem er überhaupt alle Intervention verdammt hatte, blieb ihm nur übrig, mit diplomatischen Waffen jedes grössere Unheil abzuwehren; nachdem er dann trotz angestrengten Verhandlungen in Paris und Madrid den Einmarsch des Herzogs von Angoulême nicht hatte aufhalten können, war sein ganzes Trachten dahin gerichtet, die Franzosen möglichst bald wieder über die Pyrenäen zurück und eine Abkunft zwischen König und Volk zu schaffen, durch welche die nationale Unabhängigkeit der Halbinsel gegen die Uebergriffe des absolutistischen Gewaltbundes sicher zu stellen sein werde.

Wie aber sollte er die Verachtung der fremden Höfe in Respect, das persönliche Misstrauen seiner Landsleute, die doch auch nicht vergessen hatten, dass die Patrioten, welche in Spanien gegen einheimische und fremde Tyrannei rangen und bluteten, einst britischen Regimentern zur Seite fechten und siegen gelernt, in das Gegentheil verwandeln? Er musste den äussersten ihm in das Gesicht geschleuderten Hohn des Ministers Villèle, dass sich der Sanitätscordon an der Pyre-

näengrenze plötzlich zu einer Invasionsarmee entpuppt habe, er musste die französische Thronrede vom 28. Januar 1823 hinnehmen, in welcher sich die Bourbonen der Doctrin der heiligen Allianz anschlossen, wonach nur von den Thronen her ertheilte Verfassungen zu Recht beständen, und der Hader, auf den es ankam, den England nur als eine Affaire zwischen Spanien und Frankreich angesehen wissen wollte, zu einem europäischen proclamirt worden war. Sogar der Plan, nach Restitution des absoluten Königs in Madrid den alten bourbonischen Familienpact wieder aufzurichten, schien dahinter zu stecken: dieser Pact, dessen Spitze stets gegen die britische Seemacht gerichtet gewesen, der jetzt durch Bezwingung Mexicos und Südamericas, vielleicht durch eine dort zu findende Entschädigung für die von Frankreich geleisteten Dienste England, das daheim in endlose financielle und sociale Nöthe verstrickt, das durch seine Zurückhaltung im europäischen Concert völlig isolirt schien, nun auch auf der See, die es doch als seine eigentliche Domäne betrachtete, auf das Empfindlichste beschädigt haben würde. Canning nahm einstweilen getrost die Schlappe auf sich, nahm auch kein Blatt vor den Mund, indem er Ekel und Abscheu vor der legitimen Anmassung aussprach, entschlossen, während des Verlaufs des pyrenäischen Krieges, so heftig auch Whigs und Tories über ihn herfielen, die neutrale Stellung zu behaupten. „Es fehlt," schreibt er, „weder an dem Vorsatze noch an den Mitteln, sobald sich die Gelegenheit bietet, unsere Ehre und unsere Interessen zu wahren."

Canning fand diese Gelegenheit, wie er noch im November 1822 den zu Verona Versammelten hatte andeuten lassen, wie seine Antwort auf die französische Thronrede, die Depesche vom 31. März 1823, freimüthig verkündet, in der Anerkennung jener Colonien als selbständiger Staaten, deren Lostrennung vom Mutterlande thatsächlich durch die Zeit und die Ereignisse entschieden worden, die weder Ferdinand noch die Cortes hatten zurückerobern können, deren endliche Beruhigung nach zwanzigjährigen Kämpfen der Welthandel dringend erheischte. Vor einigen Jahren hatte der Czar dem Könige von Spanien russische Schiffe abgetreten, damit er seine rebellischen Unterthanen jenseit des Oceans

bezwinge; der Ausbruch der Militärrevolution auf der Isla de Leon hatte die Vorbereitungen zu der letzten Expedition zerstört. Stand es nicht zu befürchten, dass Frankreich jetzt ähnliche Hilfe bot, dass die Ostmächte eben dies verlangten? Darum war es ein Meisterzug des kühnen, scharfblickenden Ministers, dass er allen Eroberungsgedanken durch ein einziges Drohwort Schranken setzte, das, nur ausgesprochen, nicht allein der britischen Grossmachtspolitik wieder ihre Stelle anwies, sondern auch ihm selber, da er hiermit die nationalen Interessen und zugleich das Mitgefühl für andere Völker in den Vordergrund stellte, Millionen zu Freunden erwarb. Mit solchen Bundesgenossen getraute er sich, den Gegensätzen in Cabinet und Parlament sowie dem herausfordernden Gebahren der Continentalmächte gewachsen zu sein. Letztere, blind auf das nächste Ziel gerichtet, nahmen fürs Erste wenig Notiz von dem Winke, der ihnen, da sie seit Jahren die britische Macht nur geringschätzen mussten, als eine völlig eitle Prahlerei erschien.

Auch in den Debatten des Parlaments herrschte noch genug Bitterkeit, aber schon begannen selbst in den Reihen der Opposition die Argumente zu wirken, mit welchen Canning seine Enthaltsamkeit vom Kriege im Vergleich zu der von Lord Castlereagh beobachteten zu vertheidigen wusste. Noch freudiger aber flogen ihm die Herzen zu, als er die Herbstferien zu einer Rundreise durch die grossen Gewerbe- und Handelsplätze des Westens benutzte und Scharen von Zuhörern durch sein geflügeltes Wort bezauberte. Da zuerst schenkten die Leute dem Auftreten des Mannes wieder Glauben und überzeugten sich, dass unter seiner Leitung, wie sehr auch jüngst noch Tory und Whig um die Wette daran zweifeln wollten, die Ruhe Grossbritanniens nicht für Ohnmacht oder Feigheit zu nehmen sei. Die Worte, welche er im Angesichte des Kriegshafens von Plymouth und der dort vor Anker liegenden Flotte gesprochen, sind unvergessen geblieben: „Sie wissen, meine Herren, wie bald eines dieser gewaltigen Ungethüme, die jetzt in tiefster Ruhe auf dem eigenen Schatten schlummern, wie bald es, wenn das Vaterland oder gebieterische Nothwendigkeit ruft, das Bild eines belebten Wesens an-

nimmt, wie bald es sein schwellendes Gefieder aufblähen, wie rasch es seine Schönheit und Stärke entfalten, seine verborgene Kraft äussern, seinen schlummernden Donner wecken kann. Es ist das Bildniss Englands selber, das scheinbar ohne Leidenschaft, ohne Bewegung schweigend die Macht sammelt, um sie bei dem geeigneten Anlasse zu zeigen." Hier wurde eine Saite angeschlagen, die mit der sich hebenden Prosperität, mit dem dadurch neu belebten Unternehmungsgeiste des Landes zusammenklang und in der Session des nächsten Jahres auch von den Bänken der Whigs laute Zustimmung erhielt.

Mittlerweile aber sollten auch die Schirmherren des Despotismus verspüren, wie ernstlich jene Androhung gemeint gewesen. Es war ihr grösster Kummer, dass die Rebellen am La Plata, in Venezuela und in Chile an keine andere Staatsform dachten als an die Republik. Als die Wiedereroberung auch mit fremder Hilfe schon ausser Frage war, falls nicht England selber mitwirkte, hoffte man in den europäischen Cabinetten doch wenigstens zur Erhaltung der Monarchie beizutragen. So lange die Tories noch nicht völlig mit der Congresspolitik gebrochen, wünschten auch sie spanische Infanten auf südamericanische Throne zu befördern. Diese Absichten verstummten, als man es bei der Lage der Dinge auf der pyrenäischen Halbinsel eher mit der constitutionellen Freiheit als mit dem absoluten Bourbon hielt. Die Handelsinteressen in jenen Gewässern, die unter spanischer Flagge einst völlig verschlossen gewesen, nun aber zu einem Tummelplatze der eifrigsten auf das mercantile Abenteuer ausziehenden Kräfte geworden, waren um solche Rücksichten wenig bekümmert. Sie forderten nur Sicherheit gegen die elenden Kreuzer, die von Cuba oder Cadiz aus eine Blockade vorstellen sollten, und möglichst baldige Einsetzung von Consularagenten in den vornehmsten Seeplätzen, an denen längst eine Menge britischer Handelshäuser aufgeblüht war. Es erschien dies um so nöthiger, als der grosse nordamericanische Bundesstaat nicht nur in commercieller Beziehung allen anderen Nationen den Rang abzulaufen drohte. Eine ähnliche Entwicklungsgeschichte, dieselbe Staatsform, eine Gruppe freier Staaten arbeitete sich empor auf demselben

Continent. Schon im Jahre 1818 hatte sich eine Botschaft des Präsidenten der Vereinigten Staaten sehr vernehmlich die Einmischung des conservativen Europas in die Angelegenheiten des americanischen Festlandes verbeten. Vergebens aber hatte dieselbe Regierung bisher England eingeladen, mit ihr gemeinsam darüber zu wachen, dass Handel und Schifffahrt nicht von einer solchen Gefahr bedroht würden. Erst Canning dachte anders über die Lostrennung Nordamericas von Grossbritannien als gemeinhin alle Tories; auch hatte er wahrhaftig keine Ursache, auf die monarchischen Antipathien in Petersburg oder Wien zarte Rücksicht zu nehmen. Sollten wirklich fremde Streitkräfte, etwa französische, auf Geheiss der Verbündeten von Verona jenseit des Meeres zu interveniren wagen, so war ihm die einzig wirksame Allianz, die mit der mächtigen, seegewaltigen Republik, gesichert. Obwohl er wiederholt erklärt hat, lieber Fürsten als Präsidenten in Mexico so gut wie in Brasilien zu sehen, weil er eine Schärfung der principiellen Gegensätze zwischen Europa und America, wie sie eben jetzt die Monroe-Doctrin hervorrief, als ein Unheil für die Welt betrachtete, so trug er doch kein Bedenken, durch Einvernehmen mit nordamericanischen Staatsmännern die Basis zu einer gemeinsamen Action zu gewinnen. Sobald die Franzosen Miene machten, sich in Spanien festzusetzen, säumte er nicht, ihrer Regierung zu bedeuten, dass die Restauration sich unter keiner Bedingung auch über den atlantischen Ocean erstrecken werde; jeder Versuch dazu werde die sofortige Anerkennung der ehemaligen, längst selbständig kriegführenden Colonien als unabhängiger Staaten von Seiten Englands zur Folge haben. Es verlautete freilich, dass zuerst das französische Cabinet das beliebte Mittel, sobald alle anderen Wege verfahren, — einen europäischen Congress in Vorschlag gebracht hatte, um diese Frage natürlich im Sinne der Legitimität austragen zu lassen. Ferdinand VII. musste die Mächte zu Conferenzen nach Paris einladen. Aber es ist einfach bei dieser Einladung geblieben, da England solche Zumuthung nach den Erfahrungen, die es auf den letzten Congressen gemacht, weit von sich wies und Nordamerica gegen die Ausdehnung

des politischen Systems derselben auf die Gestade des westlichen Continents die deutlichste Einsprache erhoben hatte.

Zu Anfang 1824 erfolgte die Einsetzung englischer Consuln. Die förmliche Anerkennung rückte immer näher heran, schon wurde ein diplomatischer Agent nach Buenos Ayres abgeordnet, als die Bedenken Georg's IV., im Stillen genährt von den Hochtories des Cabinets, Eldon und Wellington, sich noch einmal an der republikanischen Verfassung stiessen, welche sich die Südamericaner gegeben, — Scrupel, über die sich Canning nicht nur hinwegsetzte, sondern die sich ihm geradezu in Vorzüge verwandelten, seitdem sich das Bündniss mit den alten Monarchien nur als verderblich für die selbständige Grösse Englands erwies. Es war zu Ende des Jahres, als er den geheimen Fäden auf die Spur kam, durch welche plötzlich die abgestumpften Sinne des indolenten Königs zu hartnäckigem Widerstande angezogen worden. Die im höchsten Grade aufgebrachte festländische Diplomatie, Agenten Metternich's und Chateaubriand's, steckten hinter den eigenen Collegen, dem Helden von Waterloo und dem Kanzler, um durch ein Intriguenspiel einen Ministerwechsel herbeizuführen, „de faire sauter M. Canning." Das Spiel hatte Jahr und Tag gedauert und wesentlich zur Verzögerung der im Grunde doch so einfachen Angelegenheit beigetragen. Schrittweise, den Drohungen Frankreichs zum Trotz, dessen Blätter sich erdreisteten, von der Nothwendigkeit einer Intervention in Irland nach dem Muster von Neapel, Piemont und Spanien zu reden, musste zu Ende des Jahres dem Könige seine Zustimmung abgerungen werden, Columbien und Mexico gleich Buenos Ayres anzuerkennen. Und schon frohlockt Canning: „der Nagel ist eingeschlagen. Spanisch America ist frei, und wir müssten unsere Angelegenheiten denn elend zu Schanden machen, so ist es englisch und novus saeclorum nascitur ordo!"[1]) Da kam im Januar, eine Folge weiterer Wühlereien, der König nochmals mit seinen Einwürfen, indem er in einem merkwürdigen Schriftstück erklärte, sich nicht einer Politik unterwerfen zu wollen, die ein Ausfluss des Jacobinerthums sei. An seinem Lob-

[1]) Vergilii Eclog. IV, 5.

gesange auf die heilige Allianz liess sich abnehmen, von woher ihm soufflirt worden. Als jedoch Lord Liverpool im Namen seines Cabinets für den Standpunct Canning's eintrat, ordnete Georg IV. mit dem Anstande, der ihm eigen war, seine Meinung wieder bereitwillig unter, entlarvte aber dadurch diejenigen, die ihn in derselben bestärkt, um den fatalen auswärtigen Minister durch einen fügsameren, correct conservativen Geist zu ersetzen, wie Castlereagh gewesen.

Es waren vorzüglich Fremde, welche ihre Windeier auch auf englischem Boden zu legen versucht hatten, Metternich insonderheit, der sich obenein feige hinter den Gesandten, Fürst Esterhazy, und die Gräfin Lieven gesteckt hatte. Eben jetzt im März und April 1825, als der österreichische Staatskanzler in Paris weilte und auch mit einem Besuche in London drohte, macht Canning in vertrauten Briefen an seinen Freund, Lord Granville, den Botschafter am französischen Hofe, kein Hehl mehr aus den erbärmlichen Anschlägen, denen er auf die Spur gekommen. Und das lautet wahrhaft erbaulich: „Sie fragen mich, was Sie an M. sagen sollen. Zunächst sollen Sie hören, was ich von ihm denke — dass er der grösste S..... und L..... auf dem Festlande, vielleicht in der civilisirten Welt ist.“ Und nachdem er nun die Beweise der monatelangen Intrigue mitgetheilt, kommt er auf die Frage seines Freundes zurück. „Ich meine, sagen Sie ihm über Politik nichts, bis er anfängt, und dann so wenig wie möglich, bis Sie mir berichtet haben, was er gesagt. Ich habe nicht die geringste Hoffnung, dass sich durch Versöhnlichkeit etwas von ihm erreichen lasse. Aber ich freue mich, dass er erfahren soll, wie ich ihn kenne.... Ich hoffe, er hat seinen Plan aufgegeben, nach Windsor zu kommen. Er wünschte dort zu triumphiren, ich rathe ihm nicht zu intriguiren.“ Noch einige Wochen später kommt er auf den Gegenstand zurück, der nicht ohne constitutionelle Bedeutung ist. „Auch ich wünsche sehr in derselben Annahme (er habe Lust, seine Intriguen wieder aufzunehmen), dass er wissen möge, wie sehr ich von all dem Guten unterrichtet bin, das er mir zugedacht. Er soll wissen, dass eine Erneuerung ähnlicher Versuche zu irgend einer öffentlichen Kundgebung von Allem, was ge-

schehen, führen werde, die dem Hause der Gemeinen und dem Publicum das Geheimniss mittheilt. Ich zweifle, ob er weiss, dass der Privatverkehr fremder Minister mit dem Könige von England in vollständigem Gegensatze steht zu dem Geiste und der Wirksamkeit der britischen Verfassung; dass während einer Regierung von einem halben Jahrhundert Georg III., den alle Parteien jetzt übereinstimmend als das Muster eines englischen Königs fassen, sich niemals solchen Verkehr gestattete, und dass der Brauch, den meine Vorgänger eingeführt, nur geduldet wird, aber die Prüfung parlamentarischer Discussion nicht vertragen würde. Ich würde sehr ungern irgend etwas thun, was den König verletzt, aber es ist meine Pflicht, bei jeder Zusammenkunft zwischen Sr. Majestät und einem fremden Minister gegenwärtig zu sein.“ Es ist der Grundsatz, der bei jeder Staatsregierung lebendig sein muss, welche Achtung vor sich selber hat, und der es um die Achtung des Auslandes zu thun ist. An Höfen, wo ein fremder Fürst oder fremde Cabinette den Monarchen beeinflussen, kann weder von Verfassungstreue noch von nationaler Politik die Rede sein.

Mittlerweile war die Anerkennung des jungen Freistaates erfolgt, den auswärtigen Höfen notificirt, dem Parlament vorgelegt worden. Anfangs März überreichten der russische, österreichische und preussische Gesandte gleichzeitig scharfe Noten ihrer Regierungen. „Während der letzten drei Morgen“, schreibt Canning an Granville, „bin ich zum Theil beschäftigt gewesen, nach einander die Mittheilungen des Grafen Lieven, des Fürsten Esterhazy und des Baron Maltzahn über den hohen Unwillen ihrer Höfe in Bezug auf Spanisch-America entgegen zu nehmen. Lieven war am Mittwoch der erste. Er begann eine lange Depesche zu entfalten, offenbar in der Absicht sie vorzulesen. Ich fiel sofort ein mit der Frage, ob er autorisirt sei, mir eine Abschrift zu hinterlassen. Er sagte Nein, worauf ich verweigerte sie anzuhören, es sei denn, dass er mir sein Wort geben könne, dass keinem anderen Hofe eine Copie gesendet werde. Er sagte, er könne nicht versichern, ob nicht anderen russischen Missionen eine Abschrift mitgetheilt worden, doch glaube er nicht, dass dies der Fall sei in Bezug

auf die Höfe, bei denen sie accreditirt. Ich erwiderte, ich sei entschlossen, entweder eine Abschrift der Depesche zu haben, welche, wie das bei anderen Depeschen geschehe, fremden Höfen mitgetheilt werden könne mit dem Hinzufügen, sie sei mir mitgetheilt worden und unbeantwortet geblieben, oder im Stande zu sein zu sagen, es sei mir gar keine Depesche mitgetheilt worden. Es sei völlig unmöglich für mich, mein Gedächtniss mit dem Wortlaut einer langen Depesche zu beladen, die mir einmal vorgelesen worden, oder nach einmaligem Anhören zu entscheiden, ob sie nicht Ausdrücke enthalte, die ich nicht ohne Bemerkung durchgehen lassen dürfe. Nur bei einem solchen Verhalten sei ich dem Könige und meinen Collegen, und vielleicht dem Parlament verantwortlich für den Inhalt eines Schriftstücks, das die allergrösste Bedeutung haben, und dessen Wortlaut späterhin an einem dritten Ort citirt werden könnte als einen Gedanken ausdrückend, den ich ihm im Augenblicke nicht beigelegt und den ich doch nach blosser Erinnerung nicht wiederholen könnte. Lieven war erstaunt und fragte mich, was er thun solle. Ich sagte, was er wolle. Aber ich müsse mich jetzt erklären, ehe ich ein Wort seiner Depesche gehört, damit Niemand auf die Vermuthung gerathe, als ob der Inhalt derselben irgendwie mit meiner Erklärung zu schaffen habe. Ich müsse ausserdem so handeln, weil ich von St. Petersburg erfahren, dass er, Graf Lieven, beauftragt sei, mir keine Copie einer Depesche über die Türkei und Griechenland zu geben, eine Instruction, die er den guten Tact gehabt nicht zu befolgen; dass es in dem Falle durchaus widersinnig gewesen sein würde, eine Abschrift zu verweigern; dass die Depesche dem Anscheine nach eine Erzählung sei, die aus Daten und Facten bestehe; und dass eine solche Darstellung mir vorlesen und dann durch Europa circuliren zu lassen als mir mitgetheilt und durch mein Stillschweigen gebilligt, eine Unredlichkeit gewesen sein würde, der, das möge er ein für alle Mal wissen, ich zu widerstehen entschlossen sei."

Canning liess sich indess von dem Russen mündlich referiren, womit derselbe beauftragt war, brachte nach der Unterredung den Inhalt der Mittheilung sofort zu Papier und

ersuchte jenen höflich um Durchsicht seines Memorandum. Ebenso wurde mit dem österreichischen und dem preussischen Gesandten verfahren. „Ich denke", heisst es am Schlusse dieses merkwürdigen Briefes vom 4. März, „ich werde die heilige Allianz lehren, den Kniff mit solchen identischen Sermonen nicht zu wiederholen." Indem die Gesandten Canning's Aufzeichnungen dann verbessert oder umgearbeitet zurückschickten, erschienen sie, die überlisten sollten, als die Ueberlisteten, und wurde ihren Vollmachtgebern reichlich der Hochmuth zurückgezahlt, mit dem sie bis dahin über so manche Einrede der englischen Politik hinweggeschritten waren. Dass er ihnen nur nach Verdienst begegnete und sich namentlich in Metternich nicht irrte, erfährt man aus einem Schreiben, welches der österreichische Staatskanzler ein halbes Jahr zuvor, am 17. October 1824, an den sardinischen Gesandten gerichtet hat.[1]) Da heisst es: „In diesen unglücklichen constitutionellen Staaten kann man oft das Gute nicht thun aus Furcht vor einem grösseren Uebel. Man muss deshalb Canning im Ministerium erhalten. Dieser Mann hat seit lange die Meinung gerechtfertigt, die ich von ihm gefasst hatte. Ich habe stets gedacht, dass Canning in den Geschäften ein Dummkopf ist. Ja, so nenne ich einen jeden Mann, der nicht durch feste, unabänderliche Principien geleitet ist, sondern sich durch besondere Rücksichten, durch kleine Leidenschaften, Nergeleien beherrschen lässt, dem es mit einem Worte an Urtheil fehlt, was auch immer sonst die glänzenden Eigenschaften sein mögen, deren er sich in einem Salon oder auf der Tribune bedienen kann."

Ohne den Frieden zu gefährden, ohne einen Kanonenschuss gegen Spanien oder Frankreich abzufeuern, wurde also durch Canning jenes Princip in die auswärtige Politik eingeführt, wonach ein neutraler, sich wieder selbst vertrauender Staat, der nirgends Krieg will, für sich am besten in der Lage ist zu entscheiden, ob und wann ein Land, das seine Unabhängigkeit in Anspruch genommen, dieselbe zu be-

1) Mendelssohn-Bartholdy, Friedrich von Gentz. Ein Beitrag zur Geschichte Oesterreichs im neunzehnten Jahrhundert, 1867. S. 93.

haupten vermag. Es war die That eines genialen Staatsmannes, der die Wendepuncte im Leben der Völker, sowie die neuen Krafttriebe der Staaten im Dienste vaterländischer Machtentwicklung zu erkennen und auszubeuten weiss. „Wohlan!" schreibt Canning am 21. November im vollen Bewusstsein des Errungenen, „die neue Welt ist aufgerichtet und sie ist unser, wenn wir sie nicht von uns stossen."

Allein dies Ziel war nur zu erreichen, indem er ebenso entschieden für Brasilien, die grosse portugiesische Pflanzung, und ausser der Colonie auch für das Mutterland selber eintrat. In Portugal ebenfalls waren die Cortes, welche die Erhebung von 1820 an die Spitze gebracht, nach zwei Jahren gestürzt worden. Frankreich bot Alles auf, um den altbegründeten Einfluss der Engländer zu entwurzeln. Auch hier hatte Canning zu Anfang 1823 Stellung genommen, indem er erklärte, dass, wenn Portugal aus freien Stücken für das constitutionelle Princip mit den absolutistischen Mächten Streit anfange, ihm nicht zu helfen sei; werde es dagegen von diesen angefallen, so habe England einzuschreiten. Als die Königin und ihr Zweitgeborener, Dom Miguel, zwei Fanatiker der Reaction, den alten König Johann VI. nöthigten, in Verzweiflung seine Zuflucht auf britischen Schiffen zu nehmen, wurde ihrer Verschwörung rasch begegnet; der Infant musste das Land verlassen, um in Paris und Wien um Hilfe zu werben. Längere Zeit indess verstrich, bis das Ministerium Subserra, das lediglich auf französische und österreichische Einflüsterungen horchte, aus dem Sattel gehoben werden konnte. Die Schwierigkeiten wurden aber in besonderer Weise durch Brasilien gesteigert, da es sich inzwischen auf die eigenen Füsse stellte. Denn Dom Pedro, der älteste Sohn, der, als der Hof nach Europa zurückkehrte, als Statthalter in Rio Janeiro verblieb, hatte dem Andrängen der Brasilianer nicht widerstehen können, welche wegen der langen Anwesenheit des Königthums ihr Land als Sitz der Herrschaft betrachteten und jetzt den Prinzen zu ihrem constitutionellen Kaiser ausriefen. Die Revolution wie die Reaction im Mutterlande hätte sie an der Trennung verhindern mögen, die andererseits doch nur

derselbe Process war, der die spanischen Colonien von der Oberherrschaft in Madrid ablöste. Canning konnte schon deshalb hier durchaus nicht anders handeln, und that es um so freudiger, weil, wie er sich mit vollem Rechte späterhin gegen Esterhazy rühmte, er auf americanischem Boden eine Monarchie retten half. Sir Charles Stuart, sein und König Johann's VI. Bevollmächtigter, überbrachte in Rio die Anerkennung des neuen Kaiserthums und die Versicherung, dass England jede Einmischung des conservativen Europas in die brasilianischen Angelegenheiten nicht dulden werde. Als nun aber im März 1826 der alte König von Portugal starb und Dom Pedro, der Kaiser von Brasilien, auch hier succediren sollte, besann er sich nicht lange, sondern abdicirte zu Gunsten seiner unmündigen Tochter Maria, nachdem er zuvor den Portugiesen eine Verfassung verliehen und alle diese Anordnungen behufs Einsetzung einer Regentschaft und Anerkennung von Seiten der Mächte durch Sir Charles Stuart nach Europa eingesandt hatte.

Obwohl dies ohne Vorwissen der englischen Regierung geschehen war, so säumte dieselbe doch keinen Augenblick auf Grund der mit Portugal bestehenden Schutzverträge die Garantie auf sich zu nehmen, um so mehr, als jene Constitution allen Forderungen des Königthums von Gottes Gnaden entsprechend aus dem freien Entschlusse des zuständigen Monarchen ertheilt wurde. Nichtsdestoweniger nahmen die alten Gegner volksthümlicher Verfassungen noch einen erbitterten Anlauf gegen diesen portugiesischen Ableger und seinen Beschützer, den englischen Minister. Portugiesische Royalisten, ganze Regimenter mit fliegenden Fahnen rotteten sich jenseit der Grenze auf castilischem Boden unter dem Schirme der dort mit Hilfe des Auslandes wieder hergestellten Autoritäten zusammen; spanische Truppen drangen wiederholt auf das portugiesische Gebiet hinüber. Ihr König hielt sich recht eigentlich zur Intervention befugt, Fürst Metternich und Dom Miguel, der niemals von einem Vergleiche mit dem Bruder wissen wollte, unterliessen nicht ihn anzutreiben. Auch war die Haltung Frankreichs so zweifelhaft, dass Canning im September, um Villèle für sich zu stimmen, persönlich nach Paris eilte. Erlangte er nun auch,

dass die tollen Invasionsgelüste in Madrid nicht nur nicht von der französischen Regierung getheilt wurden, sondern dass England und Frankreich sogar gemeinsam mit Abberufung ihrer Vertreter vom spanischen Hofe drohten, so war es doch schon beinah zu spät, den offenen Conflict zu verhüten. Daheim stiess er noch einmal auf Hindernisse, die von seinen Collegen Wellington und Eldon ausgiengen; Spanien aber forderte geradezu zum Kriege heraus. Am 3. December rief der portugiesische Gesandte Palmella die britische Regierung in aller Form um den vertragsmässigen Beistand an. Wer bürgte dafür, dass Karl X. sich nicht ebenfalls für die Legitimität erheben, Metternich nicht doch schliesslich einen Triumph feiern und den verhasstesten Gegner entwurzeln würde? Da galt es denn für Canning, mit raschen, sicheren Schlägen zu handeln und aller Welt zu zeigen, dass, wenn man ernstlich Krieg wolle, er, der ihn bis dahin stets zu vermeiden verstanden, auch der Mann sei, den Fehdehandschuh aufzunehmen. Kühn ergriff er den Moment, da gerade ein neugewähltes Parlament beisammen war, um mit dessen Hilfe gerüstet aufzutreten. „Diese Massregel wird", schrieb er an demselben 3. December, „Spanien zur Vernunft bringen und ebenso Frankreich an der Stange halten."

Dem Vertrauten in Paris wurden die betreffenden Winke ertheilt, vom Bette aus, auf welches ihn die Gebrechen des nahenden Alters geworfen, mit den financiellen und militärischen Rathgebern der Krone die nöthigen Anstalten getroffen, des Königs Genehmigung zu einer Botschaft an das Parlament eingeholt. Dann raffte er sich auf, um mit jugendlicher Spannkraft, bleich, aber funkelnden Blickes im Unterhause ungeduldigen Vorwürfen der Säumniss mit den denkwürdigen Worten zu begegnen: „Sonntag, den dritten des Monats, erhielten wir vom portugiesischen Gesandten ein directes und formelles Hilfsgesuch gegen einen feindlichen Anfall Spaniens. Unsere Antwort war, dass, obwohl uns über Frankreich Gerüchte erreicht, Sr. Majestät Regierung nicht die genaue Information, die offene und sichere Mittheilung von Thatsachen erhalten hätte, auf welche hin sie sich an das Parlament wenden könnte. Erst Freitag

Abend ist diese sichere Information eingetroffen. Am Sonnabend Abend kamen Sr. Majestät vertraute Diener zu einem Beschluss. Am Sonntag erhielt dieser die Sanction Sr. Majestät. Am Montag ist er beiden Häusern des Parlaments mitgetheilt, und heute, Sir, während ich die Ehre habe Sie anzureden, sind die Truppen auf dem Marsche sich einzuschiffen.“ Als er später im Laufe der Debatte noch einmal das Wort ergriff, galt es ihm zunächst die nationale Treue und die Ehre des Staates zu betonen, die durch einen *casus foederis* verpfändet seien. Die Aufgabe sei die Vertheidigung Portugals, nicht einmal ein Krieg mit Spanien. „Wir eilen die Flagge Englands auf die wohlbekannten Höhen von Lissabon zu pflanzen. Wo diese Flagge wallt, soll kein fremdes Machtgebot sich nahen Lasset uns Portugal zu Hilfe fliegen, von wem es auch bedroht werden mag, weil es unsere Pflicht erheischt; und lasset uns mit dieser Intervention einhalten, sobald diese Pflicht ein Ende hat.“ Wohl ist er sich bewusst, dass darüber ein „Krieg der Meinungen nicht nur zwischen streitenden Nationen, sondern zwischen streitenden Principien“ entbrennen könne. Er schaudert in tiefster Seele vor dem Gedanken, die ruhelos wilden Elemente aller Völker als Bundesgenossen aufzurufen, den Kampf politischer Leidenschaften anzuschüren; diese Macht, entsetzlicher als jemals eine in den Streit gezogen, müsse einen Weltbrand entzünden. „Aber es ist ein Grosses, eines Riesen Stärke besitzen, es ist ein Anderes, sie wie ein Riese gebrauchen.“ Zum Schrecken seiner Gegner indess, der Wortführer der Reaction an den europäischen Höfen, kann er den Wink nicht unterdrücken, dass Grossbritannien es ist, welches den fürchterlichen Schlauch des Aeolus[1]) in der Hand hält; ihn graut vor den Folgen, falls die Bekenner gewaltsamer Doctrinen auf den beiden äussersten Flügeln den Unparteiischen zwingen würden, die Bande zu lösen. „Ich würde nicht ruhig auf meinem Lager schlafen, wenn ich mir bewusst wäre, durch einen einzigen Augenblick es dahin gebracht zu haben.“

[1]) Vergilii Aeneis I, 140:
illa se iactet in aula
Aeolus, et clauso ventorum carcere regnet.

Es war ein Ereigniss in einem Menschenleben, versichert ein Anwesender, diese wundervolle Rede, welche alle Vorzüge seiner Oratorik besass, vernommen zu haben, zu sehen, wie die Brust des Redners sich hob, ein edler Stolz seine Lippen kräuselte, eine erhabene Heiterkeit auf seiner Stirn ruhte. Alter und Krankheit schienen in der Gluth des jugendfrohen Genius vergessen zu sein, selbst die Statur des Mannes sich länger zu strecken. Als ihm, nachdem nur drei oder vier mäkelnde Stimmen Einwurf erhoben, noch einmal das Wort zufiel, da zeichnete er in kurzen Strichen die Lage von Sonst und Jetzt, die Stellung zu Spanien und Frankreich in den Tagen Wilhelm's III. und Anna's im Vergleich zu der gegenwärtigen und schwang sich schliesslich auf zu den berühmt gewordenen Worten, welche seine ganze Politik, den kühnen Griff, den er gethan, leuchtend zusammenfassten, die wie ein Heroldsruf durch die Welt erklangen. „Als Frankreich Spanien besetzte, war es da, um den Folgen dieser Occupation auszuweichen, für uns erforderlich etwa Cadiz zu blockiren? Nein. Ich blickte nach einer anderen Richtung und suchte die Entschädigungsmittel in einer anderen Hemisphäre. Indem ich Spanien betrachtete, wie unsere Vorfahren es gekannt, beschloss ich, dass, wenn Frankreich Spanien nahm, es nicht Spanien zugleich mit beiden Indien sein sollte. Ich rief die neue Welt ins Leben, um das Gleichgewicht herzustellen.“ Das waren keine Worte eitler Prahlerei, sondern, wie er selber zwei Tage später an Granville schreibt, Worte, „welche englischen Ohren zehntausendmal willkommener klangen als etwa die Forderung, Frankreich solle auf der Stelle seine Truppen aus der Halbinsel zurückziehen.“ Sie thaten ihre Wirkung wie die Massregel, die sie begründen sollten. In wenigen Wochen war der Zweck erreicht: das englische Corps stiess in Portugal auf keinen Feind, feuerte keinen Schuss, und der Friede blieb der Welt erhalten. Charakteristisch lautete eine Aeusserung des österreichischen Staatskanzlers, nachdem er vergeblich den französischen Premier Villèle zu einer Gegenintervention von Spanien aus anzustacheln gesucht hatte. Als nämlich dieser, dessen sich Canning indess versichert hatte, seine Bedenken äusserte, erwiderte Metter-

nich: Censez, que je n'en ai rien dit. Abermals wurde der hohe Rath des gleichmachenden Absolutismus überwunden und jetzt einem Staate des europäischen Festlandes das Recht der Selbstbestimmung gesichert. Das System hatte auch den Ocean in seinen Bereich zu ziehen getrachtet. Als ihm an den diesseitigen Gestaden Halt geboten wurde, begann es umzukehren und zusammenzusinken. Von jenen Tagen an haben sich die tiefer wurzelnden Sonderinteressen der Völker wie der Fürsten von ihm losgelöst; die heilige Allianz selbst, ihr Mangel an sittlicher Kraft ist Schuld, wenn die Tendenzen, die sie bis in die europäischen Verträge gebracht, hinfort Schiffbruch gelitten. Der Vergleich wurde wie immer in der Mitte gefunden, das Compromiss als Princip moderner Staatsverfassungen gewissermassen auf die Staatengesellschaft übertragen, denn, sobald ein einziges System, in einer einzelnen Macht oder einem Bunde verkörpert, nach absoluter Haltung strebt, kann von einem Gleichgewicht, von einem dauernden Frieden nicht mehr die Rede sein.

Der Minister hatte aber auch endlich England sich selbst wiedergegeben. Nicht nur seine Worte klangen süss in britischen Ohren, seine Thaten entsprachen immer deutlicher den Hoffnungen, nach welchen ein gekränkter Patriotismus bisher vergebens ausgeschaut hatte. Waren doch alle politischen Schichten an Canning irre geworden, seit er nach Pitt's Tode auf immer unbegreiflicheren Fährten Achtung und Würde einbüsste. Erst als seine Ambition die Zinne erreicht, nach der er so lange gestrebt, als er genial den Moment ergriff, in welchem die zurückzerrenden und vorwärts drängenden Kräfte über das Weltmeer hinweg zusammenzuplatzen drohten, als er die Ehre des eigenen Staates wieder in ihr Geleise rückte, da musste Hass und Neid verstummen, da stand er auf dem Fleck, von welchem das Licht, das so lange verdeckt gewesen, wieder ausstrahlen konnte. Die Whigs, zuerst der alte Macintosh, bald auch Brougham, zollten ihm volle Anerkennung; von den Tories riss er wenigstens diejenigen hinter sich her, denen die Augen über Castlereagh's Administration aufgiengen. Schon bangte den Anhängern der strengen Doctrin, welche in dem Absolutismus der Ostmächte eine Stütze für die unwandel-

bare Herrschaft des altparlamentarischen Wesens erblickten, ob sie sich auch auf diesem Felde neben ihm würden behaupten können. Fast noch merkwürdiger aber, wie er endlich auch das Vertrauen des indolenten Königs gewann.

Canning, obwohl nichts weniger als Hofmann, hat schwerlich, wenn sich die Gelegenheit bot, den Beistand verschmäht, der von den Damen zu haben war, an deren Unterhaltung und Zwischenträgerei der völlig blasirte Georg IV. noch Vergnügen fand, der Lady Conyngham, einer Vertrauten seiner letzten Jahre, und der Frau von Lieven, von welcher der Minister am besten wusste, dass, wie sie den Klatsch der fremden Höfe meisterlich verwerthete, doch kein britisches Geheimniss, das sie erfahren, auch dem Fürsten Metternich verborgen blieb. Allein die Anknüpfung ist doch wesentlich vom Könige selber ausgegangen, der bei aller Verkommenheit das peinigende Gefühl nicht ersticken konnte, wie sehr er neben den gekrönten Häuptern, in deren Gesellschaft er einst im Jahre 1814 hatte strahlen wollen, eine Null geworden war, wie unendlich das System seiner Räthe dazu beigetragen hatte. Gleich nach den ersten Erfolgen Canning's, im April 1825, sandte er ihm daher seinen Leibarzt und Privatsecretär, Sir William Knighton, unter dem Vorwande, sich nach dem Befinden des Leidenden zu erkundigen, in Wirklichkeit aber, um eine dauernde Versöhnung zwischen dem Closet und dem siegreichen Staatsmanne einzuleiten. Die Partei der Eldon und Wellington schien, was die auswärtige Politik betraf, auch an dieser Stelle vollkommen geschlagen. Welche Scene, als im December des Jahres Fürst Esterhazy sich von dem Könige in Canning's Beisein verabschiedete und diesem mit Thränen im Auge seine Beschämung über die Thätigkeit, die er im Auftrage des österreichischen Staatskanzlers hatte entwickeln müssen, und die unverhohlene Billigung des Weges aussprach, welchen dagegen die englische Politik eingeschlagen hatte!

Einstweilen indess wirkte das Einverständniss zwischen dem Könige und dem Staatssecretär für das Auswärtige kaum sichtlich auf die anderen Gebiete des Staatslebens hinüber, die doch so sehr der Erweckung bedurften. Freilich lässt sich nicht verkennen, dass um diese Zeit auch in

Bezug auf einzelne Parteifragen das von Canning eingebüsste Vertrauen zurückzukehren begann. Im Grunde waren doch die Leute überzeugt, dass er mit vielleicht einziger Ausnahme der Parlamentsreform freie, hohe Gedanken hegte und aus ihnen, gerade wie im Kampfe mit den absolutistischen, die allgemeine Wohlfahrt gewaltthätig bedrohenden Höfen, echt conservative Schlüsse zog. Er fragte zunächst, was die Nation bedurfte, und trachtete nicht lediglich des Princips wegen nach Erfolgen der reinen Tory-Doctrin. Aber eben hierdurch hat er, wie so mancher erleuchtete Staatsmann, der in den Extremen die Negation erkennt, viel mehr gefördert als jene Politiker unabänderlicher Erhaltung und nach langer Stagnation auch in England das Regiren erst wieder möglich gemacht.

Seitdem das Unterhaus über den alljährlichen Antrag, die Katholiken zu emancipiren, mit steigenden Majoritäten abstimmte, rückte diese ernste Angelegenheit einer im Sinne Canning's erfreulichen Entscheidung näher. Im Herbst 1824 fand er Zeit, sich selber in Irland umzusehen und dort mit seinem alten Freunde, Lord Wellesley, dem Vicekönige, Rücksprache zu nehmen. Allein schon kreuzte die von O'Connell geleitete gewaltige Agitation alle Bemühungen, der Insel den inneren Frieden zu verschaffen, und verschärfte von Neuem die unduldsam protestantischen Tendenzen, die sich bisher jedem Nachgeben widersetzt hatten. Sie hafteten in denselben Sphären, die an dem Bruche mit der Allianzpolitik, der Anerkennung der Selbstbestimmung der Völker so heftigen Anstoss nahmen, denen die erste freihändlerische Thätigkeit des durch seinen Freund Canning in das Ministerium gezogenen Huskisson, die Anregung, welche die commerciellen und financiellen Interessen, die kaum noch hinzuhaltende Unterdrückung der Sclaverei in den westindischen Colonien durch sie und andere erfuhren, ernste Sorgen bereiteten. Aus allen diesen Ursachen schöpften die Hochtories noch einmal Muth, die Stimmen des in vielen Kreisen betroffenen Landes zu gewinnen und wo möglich die heterogenen Elemente aus dem Cabinet zurückzudrängen. Hauptsächlich im Hause der Lords, das in der Katholikenfrage vor dem ausgesprochenen Willen der Gemeinen bereits

zu erlahmen drohte, sammelten sie ihre Kräfte. Der alte Herzog von York, neben seinem kinderlosen, auch in dieser Angelegenheit apathisch zusehenden Bruder präsumptiver Thronerbe, setzte sich an die Spitze; seine feierliche Berufung auf den Krönungseid half zum grossen Entzücken Eldon's und der ganzen altconservativen Clique den Antrag, der auch die Lords zur Gerechtigkeit gegen Irland und die katholischen Mitbürger bestimmen sollte, zurückschlagen. Wehmüthig klagte Canning angesichts der wilden Gährung, von der die Iren ergriffen waren: „Das ist ein Zeichen der Zeit, welches für den zukünftigen Frieden Uebles bedeutet." Dringend wünschte er, dass der Gegenstand, statt wie bisher als offene Frage das Motiv zu hinterlistiger Cabinetsfehde zu geben, endlich zur Discussion erhoben werde, und suchte vor allen Dingen das Parlament, welches der Sclaverei ihr Urtheil gesprochen, England gegenüber den Weltmächten aus seiner Erniedrigung hatte emporziehen helfen und wenigstens die Principien des Freihandels anzulegen begonnen hatte, noch auf ein Jahr zu erhalten. Statt dessen gab es im Sommer 1826 Neuwahlen, welche, Dank O'Connell, durchaus nicht katholikenfreundlich ausfielen. Durch die Verkettung dieser Umstände schien das Ruder wie von selbst in die Hände der bisher in allen Stücken unbekehrbaren Partei zurückzufallen, als zuerst am 5. Januar 1827 der Herzog von York starb, nachdem er dem Könige noch die Bildung einer katholikenfeindlichen Administration angerathen hatte, und bald hernach, am 17. Februar, auch Lord Liverpool von einer tödtlichen Krankheit ergriffen wurde. Mit ihm schied der Vermittler zwischen den beiden Hälften des Cabinets, und strengte nunmehr eine jede alle Kräfte an, um mit dem Vorsitz die Alleinherrschaft für sich zu gewinnen.

Canning, der, ebenfalls erkrankt, in Brighton weilte, konnte dem dort residirenden Könige nur empfehlen, an der Lage nicht zu rütteln und solche Räthe zu berufen, welche mit der Ueberzeugung Sr. Majestät harmonirten. Gleich hernach sah er sich in der erneuerten Debatte über Gleichstellung der Katholiken Collegen wie dem talentvollen Juristen Sir John Copley und Sir Robert Peel, dem Staatssecretär für das Innere, offen gegenüber und musste erleben,

dass die Abstimmung jetzt auch bei den Gemeinen eine Minorität ergab. Wie frohlockten da die Gegner, dass ein Ministerium Canning unmöglich geworden; wie blieb nun aber auch nichts anderes übrig, als nochmals entgegenstrebende Elemente zusammenzuketten, weil der König, die Interessen des Landes, ja, die talentlosen Rivalen Canning und seinen Anhang schlechterdings nicht entbehren konnten. Wo aber war der Mann zu entdecken, der gleich Lord Liverpool das Spiel mit der offenen Frage fortzuführen geeignet gewesen wäre? Vor Peel als Premierminister hätte Canning, vor diesem jener ganz zurücktreten müssen. Am allerwenigsten aber wagte Georg IV. zu entscheiden, der, stumpf und geistig abgestorben, sich nur nach Ruhe sehnte. In seiner Noth wandte er sich an den Herzog von Wellington, mit dem ihn alte Vertraulichkeit verknüpfte, der aber doch auch nur ein entschiedener Parteiführer war, als leitender Politiker mit Ausnahme etwa der Kriegs- und diplomatischen Sachen nicht hohe Geltung besass und fast auf allen Gebieten mit Canning und dessen Anhängern wenig stimmte. Dieser indess vereitelte sofort das Project durch die auf Popularität berechnete Weigerung, unter einem militärischen Chef dienen zu wollen; er machte kein Hehl aus seiner Absicht, selber Premierminister zu werden, denn warum sollte nicht ebenso gut wie bisher ein Gegner der Emancipation auch ein Gönner derselben an oberster Stelle die hadernden Factionen zusammenhalten können? Während nun aber er, der Herzog und Peel, alle drei ehrliche und offene Männer, in ihren Conferenzen nicht von der Stelle kamen, liessen die Ultras den König durch den Herzog von Newcastle geradezu bedrohen, falls er es wagen würde, Canning an die Spitze der Regierung zu stellen, und sicherten die Whigs durch Tierney und Brougham diesem ihre Unterstützung zu. Die Spannung auch von aussen her wurde immer unerträglicher. Nachdem Peel im Auftrage des Königs noch einmal vergeblich Canning hatte überzeugen wollen, dass die Einsetzung Wellington's allen Schwierigkeiten begegnen würde, entschloss sich Georg IV. endlich am 10. April Canning selber mit der Neubildung des Cabinets zu betrauen.

Es war doch, wie er voraus wusste, eine leere Förmlichkeit, wenn er die bisherigen Collegen einlud, ihre Aemter beizubehalten, denn, was er selber unfehlbar gethan haben würde, falls Wellington oder Peel ihm vorgezogen worden wären, geschah umgehends. Sie beide, Eldon und vier andere Mitglieder des Cabinets schickten ihm eine Absage. Mit ihren Briefen in der Tasche begab er sich auf der Stelle an den Hof. „Hier, Sir, ist, was mich unfähig macht, die empfangenen Befehle auszuführen. Ew. Majestät steht jetzt frei, eine andere Richtung einzuschlagen.“ Georg IV. indess reichte ihm die Hand zum Kuss und liess ihn in seiner Noth für sich weiter sorgen. Da galt es nun, den Gleichmuth zu bewahren, besonders da ihn Wellington nicht nur persönlich mit Verachtung behandelte, sondern auch durch seinen Rücktritt vom Oberbefehl der Armee die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich selber lenkte. Canning's Einladung an den Herzog, unter ihm zu dienen, galt bei allen für eine Insolenz, denen eine Einigung des verhassten Staatsmannes mit den Whigs als bare Unmöglichkeit, die sofortige Wiederaufrichtung eines unverfälschten Tory-Cabinets als ganz unvermeidlich erschien. Aber sie sollten sich trotzdem enttäuscht sehen, denn Canning wusste geschickt den dünnen Faden der königlichen Gunst fest zu halten.

Nicht nur, dass selbst Georg IV. sich durch die unverschämten Zumuthungen des Herzogs von Newcastle verletzt fühlte und von seinem guten Rechte sprach, sich den Premierminister nach freiem Ermessen zu wählen. Nach wenigen Tagen wurde der Bruder und Erbe seines Thrones, der Herzog von Clarence, von Canning als Grossadmiral und erster Lord der Admiralität in das Ministerium gezogen, zur höchsten Verwunderung Lord Melville's, der diese Stelle niedergelegt hatte, lediglich weil er in den Bestand des neuen Cabinets kein Vertrauen setzte, zum Schrecken vieler, die jetzt sogar den zukünftigen König bereits im voraus von dem klugen Abenteurer in Beschlag genommen sahen. Der schlimmste Streich aber wurde den Conspirirten, Lord Eldon insonderheit, zugefügt, als es Canning gelang, Sir John Copley, einen der hochconservativen

Vertheidiger der Princessin von Wales, bisher Master of the Rolls, mit dem er jüngst noch wegen der Katholikenemancipation den heftigsten Strauss bestanden, zur Annahme des grossen Staatssiegels zu bestimmen. Er nahm als Lord Lyndhurst auf dem Wollsack Platz, wie ihm Canning witzig schrieb, Philpotto non obstante, weil jener in der letzten Debatte die Argumente für Abweisung aller katholischen Ansprüche einer Broschüre des unduldsamen, heute erst steinalt verstorbenen Bischofs Philpotts von Exeter entnommen hatte. Ueberdies machten die Zuversicht, mit welcher Canning unverzüglich nach der Verständigung mit dem Könige bei den Constituenten von Harwich um seine Wiederwahl anhielt, die Schnelligkeit, mit welcher das Cabinet zu Stande kam, indem nicht nur die früheren Anhänger blieben, sondern Tories wie Lord Dudley, Stourges Bourne, Lord Palmerston, welche sich in mancher Beziehung dem Standpunct der Whigs näherten, in dasselbe aufgenommen wurden, die Eröffnung an die Whig-Lords Lansdowne und Carlisle, an Tierney, dass sie nach Ablaúf der ersten Session des unter Einwirkung der Gegner gewählten Parlaments ebenfalls herbeigezogen werden sollten, im Publicum den allerbesten Eindruck. Das ganze Land lauschte entzückt, als derselbe Mann, der jüngst die Fesseln der fremden Diplomatie abgestreift, die Handelspolitik Huskisson's vertheidigte und auf diesem und anderen Gebieten die Aussichten eines segensreichen Fortschritts vorzeichnete. Sehr vernehmlich wies er auf diejenigen hin, die ihn deshalb einen Jacobiner schimpften, die, indem sie die einst von Pitt im Verzweiflungskampfe mit der Revolution ergriffenen Zwangsmassregeln als die Summe der Weisheit dieses grossen Staatsmannes blind vergötterten, sich seiner erleuchteten Reformgedanken ganz entschlagen hatten.

Die Opposition der Verfassungsfreunde dagegen vergass in ihrer Wonne hierüber für einen Augenblick, welche Differenz doch auch zwischen ihnen und dem Wiederbeleber einer nationalen Politik fortbestand. Als Burdett, Tierney und Brougham im Unterhause auf der Regierungsseite Platz nahmen und der Rede zujubelten, in welcher sich Canning als erster Lord der Schatzkammer gegen die Ausfälle frühe-

rer Collegen vertheidigte, da schien es wahrlich, als ob aus den Parteien von hüben und drüben der so lange niedergehaltene Liberalismus zusammenwachsen und seinen Siegeslauf über die völlig brach liegenden Gefilde des inneren Staatswesens antreten werde. Der Widerstand hatte sich in die letzte Burg, das Haus der Lords, geworfen, wo die Geschlagenen, die so lange zu herrschen gewöhnt, sich in ihrer Wuth nicht zu mässigen, den Tact kluger Opposition nicht zu finden wussten. Es ärgerte sie am meisten, dass Canning die Fühlung mit den Whigs gewonnen und dadurch so rasch eine Regierung zu Stande gebracht hatte. Allein über den logischen Zusammenhang dieser Thatsachen hinweg leerten sie die volle Schale ihres Zornes nur auf den Abtrünnigen, den Renegaten aus, als wenn er ehedem durchaus zu ihnen gehört hätte. Selbst aus dem Herzoge von Wellington schien der trockene Gleichmuth gewichen, der ihn so sehr vor den Heisssporen auszeichnete, die wie Newcastle an der Spitze der „protestantischen Association" nur auf den ruchlosesten aller Minister schalten. Anträge aut Untersuchung der Lage des Landes, der Verwaltung des auswärtigen Ministeriums wurden eingebracht; Lord Londonderry, Castlereagh's Bruder, wollte den grossen Uebelthäter jetzt noch dafür belangen, dass er die heilsame Politik des Verstorbenen schnöde verlassen habe. Solche Extravaganzen konnten diesem freilich wenig anhaben, da sie allen lebhaft in Schwung gerathenen nationalen Hoffnungen Hohn sprachen. Dagegen schmerzte eine Stimme bitterer als aller Tory-Zorn. Lord Grey, der feste, gesinnungsvolle Vertreter verfassungsmässiger Freiheit in Staat und Kirche, das vornehm aristokratische Haupt der Whigs, entwarf eine scharfe Kritik der gesammten staatsmännischen Thätigkeit des politischen Abenteurers, der stets nur liberale Phrasen im Munde geführt und doch die Nation zu unterdrücken geholfen, der die guten Ansprüche der Katholiken verkündet und ebenso oft verrathen, der sich den Ruhm zugeschrieben habe, mit seiner trugvollen auswärtigen Politik England und Europa befreien zu wollen. War es etwa der Neid des Parteiführers, welcher diese schulmeisterliche Strafpredigt eingab? Grey drohte damals wirklich sich ganz aus dem öffent-

lichen Leben zurückzuziehen; es wird ihm drei Jahre später klar geworden sein, dass ohne die kurze Episode Canning's, mit der in Wirklichkeit die Morgenröthe eines besseren Tages anbrach, sein Epoche machendes Reformministerium unmöglich gewesen wäre. Alle diese Angriffe indess vermochten den Boden nicht zu erschüttern, auf welchem der Premier Fuss gefasst. Auch in der Hauptaufgabe der Session, einer Umwandlung der Korngesetzgebung aus den Gesichtspuncten des langsam eindringenden volkswirthschaftlichen Emancipationssystems, waren die populären Sympathien auf seiner Seite, da alle Gegner sich jetzt unter der Fahne der Protection zusammenschlossen, welche die Häfen gesperrt, das Brod theuer zu erhalten trachtete. So fiel es denn keineswegs leicht, den neuen Gebieter zu entwurzeln; hat doch Sir Robert Peel, der vor ihm zurückgetreten war, aber in der Folge das edle Andenken Canning's nicht verleugnete, obwohl er in allen Fragen gegen ihn votirte, das Geständniss nicht verschwiegen, dass seit 1822 viele von den Gesetzen verschwunden seien, welche auf dem Reiche mit ungewöhnlichem Zwange gelastet hatten. Natürlich suchte Canning noch engere Verbindung mit den Whigs; er würde mit ihrer Hilfe vielleicht eine Administration begründet haben, so stark wie keine seit der ersten Pitt's, wenn man über die Wahlreform einig geworden, wenn nicht bald nach Vertagung des Parlaments der Minister in der Fülle der Macht, auch hierin seinem grossen Meister ähnlich, rasch seinem Ende entgegengegangen wäre. Als Premierminister hatte er zuvor aber noch auf dem Gebiete, das ihm am meisten Anerkennung erworben, einen entscheidenden Schritt gethan, zu dem er als Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten längst seine Vorbereitungen getroffen.

Seit sechs Jahren wüthete mit kurzen Unterbrechungen im Osten zwischen Türken und Griechen der Kampf der Racen und des Glaubens, dem England, in traditioneller Politik die Erhaltung des Osmanenreichs betreibend, vergeblich einen Damm vorzuschieben trachtete. Die Tories erwärmten sich sogar für die Legitimität des Sultans. Nachdem jedoch Canning an Castlereagh's Stelle getreten, verbarg er nicht, wie stark ihm das Herz für die gehetzten Christenbrüder schlug.

Er hatte von Eton und Oxford her die alten Classiker nicht vergessen; ein Philhellene als englischer Minister musste nicht nur die griechenfreundlichen Stimmungen in ganz Europa frisch beleben, sondern gab bald an den Höfen der Grossmächte viel zu bedenken. Selbst am Divan dämmerte der Argwohn auf, er könne im Geschmacke seiner Vermittlerkunst darauf aus sein, den Hader zwischen Russland und der Türkei, zwischen dieser und den Griechen zugleich zu legen. Seitdem ihn im Sommer 1824 auch die hellenische Revolutionsregierung angerufen hatte, kam er auf den Gedanken, statt der ergebnisslosen Conferenzen zu Constantinopel und Petersburg die schwierige Aufgabe der Mediation direct an Grossbritannien zu bringen. Allein zuvor galt es, den Hass bei Seite zu schieben, der ihm wegen seines südamericanischen Triumphes in Paris und Wien gezollt wurde, dem Manne, „der Griechenland nur in den Demagogen von Nauplia und Ydra sieht.“ Zum Glück aber konnte dort im Osten von einer gemeinsamen Action der heiligen Allianz wie gegen Neapel, die pyrenäische Halbinsel und America schlechterdings keine Rede sein. Dort ist der Czar in einer Person der Träger altbyzantinischer Erinnerungen und der Friedensbrecher, der Schirmherr des Christenglaubens und der Apostel des Nationalitätsprincips. Dort hatte selbst Oesterreich unter Metternich seine natürlichen Interessen nicht verleugnen können, und verfolgte Frankreich längst mit diplomatischer Sicherheit eigene feste Pläne. So lange England mit hartem Herzen die Griechen sich selber überliess, war in dem grauenvollen Vernichtungskriege weder ein Ende abzusehen, noch vermochten die Mächte den Punct zu entdecken, auf welchem sie zusammenstehen konnten. Seitdem jedoch das Londoner Cabinet sich den Griechen freundlicher erwies, nachdem vor Allem die tiefe Unredlichkeit des Wiener den Kaiser Alexander in die grösste Entrüstung versetzt hatte, wurde durch die völlig verfahrene Lage der Verhandlungen selbst ihre Lenkung wirklich nach London übergeleitet. Je sicherer Canning im Jahre 1825 des Vertrauens seines Fürsten wurde, desto besser gelang es seinem geschickten Vetter, dem Gesandten Stratford Canning, die russische Diplomatie schrittweise der englischen zu nä-

hern. Nachdem zuerst Graf Lieven persönlich den Beistand Englands angerufen, kamen die Anderen bald hinterdrein. Am 8. November heisst es in einem Briefe an Lord Granville: „Es ist eine Genugthuung, dass die Mitglieder der erlauchten heiligen Allianz eines nach dem anderen erscheinen, um zu gestehen, dass ihnen England aus ihren Schwierigkeiten heraushelfen könne. So sagte Graf Lieven, so Fürst Esterhazy und so heute Fürst Polignac in unzweideutigeren Ausdrücken als die beiden anderen. Den Preussen sehe ich gar nicht.“ Da ist denn freilich noch einmal der Tod des Czaren am 1. December hemmend dazwischen getreten.

Höchst geschickt indess wählte Canning, um den Kaiser Nicolaus nach seiner Thronbesteigung zu begrüssen und zugleich das bessere Einvernehmen in den orientalischen Dingen weiter zu entwickeln, den Herzog von Wellington zum Vertreter des Königs von England. Dieser unterzeichnete in Petersburg am 4. April 1826 zum nicht geringen Entsetzen Metternich's, der über die Sendung des Herzogs an Canning fast sein Compliment gemacht hätte, ein Protokoll, das die Pacification Griechenlands nach den sehr gemässigten Bitten der Aufständischen selber einzuleiten und ihm eine ähnliche Stellung zu der Pforte zu gewähren versprach, wie sie die Donaufürstenthümer einnahmen. Es gelang zugleich, Russland von einseitiger Intervention zurückzuhalten und dem türkischen Trotze, der eben die Hilfe Ibrahim Pascha's anrief, die lebendige Begeisterung des philhellenistischen Europa's entgegen zu werfen. Zwei Mächte, durchaus Antipoden in ihrer orientalischen Politik, aber beide erbittert wegen der üblen Erfahrungen, die sie an der Moralität österreichischer Staatskunst gemacht, der Zertrümmerer und der Behüter der Osmanen, verständigten sich zu gemeinsamer Intervention auf der Basis christlicher Menschenliebe. Dass dies ohne Krieg unter den Mächten selber möglich war, entsprang doch wieder aus demselben Princip, welches im Westen zur Geltung gekommen und jetzt für den Osten von Russland selber acceptirt wurde. Eine Denkschrift Canning's drückt sich darüber klar und unumwunden aus: „Das Wesen eigener Kriegführung ist nicht sowohl ein principielles als ein thatsächliches. Ein gewisser Grad von Kraft

und Bestand, den eine Bevölkerung, die sich im Kriege befindet, erreicht hat, gibt ihr das Recht, als eine kriegführende behandelt zu werden; und selbst wenn ihr Anspruch ein zweifelhafter wäre, wird es das wohlverstandene Interesse aller gebildeten Nationen sein, sie als solche zu behandeln. Denn was ist die Alternative? Eine Macht oder ein Gemeinwesen, wie wir es auch nennen mögen, das sich mit einem anderen in Krieg befindet und welches die See mit seinen Kreuzern bedeckt, muss entweder als kriegführend anerkannt oder wegen Kaperei belangt werden.“ Vergebens hat Metternich gegen die ansteckende Seuche einer solchen Doctrin, gegen den Brandstifter, der sie in die Welt hinausrief, die anderen Regierungen aufzuhetzen gesucht. Bei seinem Pariser Aufenthalte im Herbst 1826 vernahm Canning aus dem Munde Karl's X. lebhafte Billigung des zu Gunsten der Griechen eingeleiteten Verfahrens, und bald hernach trat Frankreich demselben bei. Als die Türken unbekümmert um die Einladungen zu einem Waffenstillstande das Christenvolk auf dem Wasser wie auf dem Lande mit voller Vernichtung bedrohten, erhob nunmehr der Dreibund jenes Protokoll zum Londoner Vertrage vom 6. Juli 1827. Ohne für sich selber Vortheile zu begehren, boten die drei Mächte den kämpfenden Theilen ihre Vermittlung mit der bestimmten Erklärung, die grausame Störung friedlichen Handelsverkehrs fernerhin nicht dulden zu wollen. Eine Frist war gesetzt, den Admiralen die Weisung ertheilt, auch wenn sie erfolglos verstrichen, eher moralischen als thätlichen Nachdruck zu üben. Wer mag sagen, ob Canning, da die Pforte nicht Vernunft annahm, ohne die Seeschlacht von Navarino, ohne Vernichtung des türkisch-ägyptischen Geschwaders zum Ziele gekommen wäre, denn noch war die Bedenkzeit nicht abgelaufen, so starb er mit dem Jugendtraume, der Befreiung von Hellas, vor Augen, die er einst zu Eton schon in einer Ode besungen hatte.

Längst war seine Gesundheit nicht die beste gewesen. Doch hoffte er nach der frühen Vertagung des Parlaments am 2., nach Unterzeichnung der Tripleallianz am 6. Juli besser für sie sorgen zu können. Statt aber, wie bisher bei solchen Anlässen, mit der muthwilligen Fröhlichkeit des Schulknaben

in die Ferien zu gehen, schlich er mit hohlen Wangen und sorgenvollem Blick einher. Während er das gewaltigste Schutzsystem draussen und drinnen sprengte, die Creolen der neuen Welt, die Griechen in Osteuropa, die irischen Katholiken und die englischen Liberalen in ihm einen Befreier erblickten, stand er einsam und geknickt auf dem Gipfel, den er endlich mit Mühe erklommen hatte. Die Arbeit und der Kampf der Worte, ehedem seine Lust, die letzte ungeheuere Anstrengung waren für Leib und Seele zu viel gewesen. Sein warmes Herz überwand es nicht, dass ihm die Genossen früherer Tage in verletzender Weise aufgesagt; er fühlte sich selber nicht stark genug dagegen denen treuherzig die Hand zu drücken, welchen so manches vernichtende Witzwort, mehr als ein unvergessener Reim gegolten hatte. Wohl regte sich selbst der Zweifel beim Anblick der tief aufgewühlten Zustände der Heimath und dessen, was er jenseit des Oceans oder am ägeischen Meere doch erst nur vorgezeichnet, noch lange nicht consolidirt hatte. Bekümmert nahm am 18. der alte Freund Huskisson von ihm Abschied, um sich auf einer Reise Erholung zu suchen, deren auch er dringend bedurfte. Canning selber indess begegnete noch mit männlichem Muth den Todesgedanken und folgte gern der Einladung des Herzogs von Devonshire auf seinen Landsitz in Chiswick, wo er der Hauptstadt und den Geschäften so nahe war. Am 30. wurde er in Windsor zum letzten Mal vom Könige empfangen; nachdem er am folgenden Tage noch ein diplomatisches Diner gegeben, brach in der Nacht die bisher langsam schleichende Krankheit heftig aus. Sie hinderte nicht, dass er, während eine innere Entzündung zerstörend um sich griff und die königlichen Leibärzte sein Lager umstanden, noch eine oder die andere Angelegenheit erledigte. Wie oft mag er an Pitt gedacht haben! Man hörte ihn „Spanien und Portugal“, „dies ist schwer für mich, aber noch schwerer für den König“ ausrufen. Nachdem schon am Sonntag, dem 5. August, das Bulletin keine Hoffnung liess, verschied er früh Morgens am 8., erst sechsundfünfzig Jahre alt, in demselben Zimmer, in welchem einundzwanzig Jahre zuvor Charles Fox gestorben. Es ist ein kleiner, einfach hergerichteter, aber der wärmste Raum des

Hauses, den sich Canning, wie es scheint, zum Sterben gewählt hatte. Die Volksmenge, welche die Pforten des herzoglichen Gutes umlagerte und bis zuletzt auf bessere Kunde harrte, war auch der wahre Träger einer Trauer, die bis an die Cordilleren und zum Archipelagus hinausflog. Als man ihn acht Tage später in Westminster unfern der Ruhestätte William Pitt's beisetzte, fehlte das Volk nicht; aber mit sehr gemischten Gefühlen umstanden Tories und Whigs die offene Gruft. Die Krone hat seine Familie durch Verleihung einer Pairie geehrt. Früh schon erhob sich die Bildsäule, die heute auf das Parlamentsgebäude blickt, und andere, selbst in fernen Himmelsstrichen sind ihr nachgefolgt. Aber er schied aus einer Welt, die er hatte zerklüften helfen, damit in ihr die Nationalindividuen wieder zu ihrem Rechte kämen, von der er nur ahnungsvoll hoffen konnte, dass sie bald, nicht mehr gehemmt, freiere Bahnen ziehen werde. Er starb in dem Augenblick, als der Bruch mit der alten Partei ihn zur höchsten Popularität erhoben hatte, die viel länger zu behaupten ihm schwerlich vergönnt gewesen wäre.

Sehr nahe an die grössten Staatsmänner seiner Heimath reichte doch bei allen Schattenseiten dieser seltene Mensch. Aus der Schule von William Pitt hervorgegangen und seinem politischen Bekenntniss in wesentlichen Stücken ergeben, war er gleich dessen Vater, dem grossen Earl Chatham, von dem feuerigsten Gefühl für die nationale Ehre sowie von Sympathie für die Freiheit anderer Völker beseelt. In einer Periode der Uebergänge erscheint er nach Berechnung schwankend wie die Politiker der Gegenwart, die schon weit mehr die Fesseln der alten Parteiverbände abgestreift haben. Seine Persönlichkeit war so anziehend wie kaum eine andere seit den Tagen des grossen Whig Charles Fox.

Noch erzählen ältere Zeitgenossen mit Entzücken von der wohlgebildeten Gestalt, dem edlen Haupt mit der hohen, offenen Stirn und den hellen, unendlich einnehmenden Augen. Wie Fox hatte er sich an der Weisheit und Anmuth der Alten gelabt, um fortan Rede und Schrift nach ihrem Muster zu würzen. Wie für jenen haben im frischen, geistigen Genuss des Lebens die Freunde auch für ihn wahrhaft ge-

schwärmt. Tadellos in seiner sittlichen Haltung, voll warmer religiöser Gefühle, stand er entschieden höher als der Whig. Als Staatsmann wusste er Idee und Energie zu wahrhaft praktischer Wirkung zu vereinen. Dagegen lagen jene viel berührten unleugbaren Makel früh in Wesen und Vergangenheit begründet. Er hat den Schuljungen von Eton eigentlich nie ablegen können. Noch wenige Tage, ehe Lord Liverpool vom Schlage getroffen wurde, ergieng er sich mit ihm, statt von Geschäften zu reden, in der Erinnerung an die alten Studentenstreiche. Seit den Tagen des Microcosm und des Anti-Jacobin hatte er die Einen lachen, die Anderen schimpfen machen und niemals die Ueberfülle des Humors und der Spottsucht, so oft er es auch zu bereuen gehabt, im gewöhnlichen wie im öffentlichen Leben unterdrücken können. Selber in hohem Grade reizbar, musste er reizen und necken und wieder alle Kräfte anspannen, um aus dem gestifteten Unfug möglichst unversehrt herauszukommen. Das übte einen nachtheiligen Einfluss selbst auf die langsam erworbene, vielleicht niemals ganz unstudirte Kraft seiner durch raschen Fluss, anmuthigen Zauber und hohen Schwung vorzüglichen Beredsamkeit. Sydney Smith liess ihn deshalb höchstens als Spassmacher gelten; und andere meinten mit Recht, dass er vor Allem darnach getrachtet, das Ohr und die Einbildungskraft der Hörer gefangen zu nehmen, nicht sowohl sie durch Schärfe der Argumentation zu überzeugen. Der alte Wilberforce wollte ihn als Redner daher unter Pitt und Fox stellen; der fein gebildete Whig Lord Lansdowne glaubte, in seinen besten Tagen habe er sie doch einzeln überboten. Auch Lord Brougham, in dieser Beziehung gewiss ein unverwerflicher Zeuge, bewunderte ihn, vermisste aber neben fesselndem Witz und grosser Schönheit der Diction den vollen, tiefen Sprudel, der zugleich dem Herzen und Verstande entquillt.

Andererseits blieben ihm die Reminiscenzen des selbstgemachten Mannes aus der parlamentarischen Schule der geschlossenen Wahlflecken anhängen. Man kann sehr wohl verstehen, weshalb er den aristokratischen Häuptern der Partei stets zu geringen Ursprungs, dagegen viel zu talentvoll, zu geistreich erschien. Auch der eng umgrenzte Kreis

wirklich vertrauensvoller Anhänger, dass Canning niemals ein Löwe der Gesellschaft, der grossen Welt werden wollte, hatte darin wesentlich seinen Grund. Solche Schranken niederzuwerfen und über sie hinweg zu Macht und Ruhm emporzusteigen, hat ihn allerdings wenig Scrupel gekostet. Freilich sind die Tugenden der Selbstlosigkeit und Bescheidenheit bei englischen Staatsleuten vielleicht die allerseltensten, da es die politischen Institutionen des Landes selber mit sich bringen, dass ein jeder im Gedränge der Parteien, in den Beziehungen zwischen Hof, Cabinet und Gesellschaft sich herauf und hindurch arbeiten muss. Mehr aber als Canning hat sich schwerlich jemand vergeben, wenn es darauf ankam, wieder in das Amt zu gelangen, das er verloren. Seine persönlichen Aussichten hat er doch stets im Auge behalten und ihnen zu Liebe die eigene grundsätzliche Ueberzeugung misshandelt, indem er, der ein Herz für die zurückgesetzten Bekenner eines anderen Glaubens mitbrachte, es über sich gewann, in ein Cabinet zu treten, dessen Wahlruf: Keine Papisterei! lautete, und ein ander Mal die Corporations- und Testacten als untrennbar von der Verfassung vertheidigte. Er diente wieder unter und neben Castlereagh, obwohl er dessen Incapacität mit Pistolenkugeln erhärtete. Die am meisten verabscheuten Jahre der Tory-Regierung waren auch die dunkelsten seines Lebens, weil er sich zum Vertheidiger aller arbiträren Massregeln behufs Unterdrückung doch vielfach höchst berechtigter Bestrebungen hergab. Man soll aber nicht vergessen, dass er vom Antijacobiner in seiner ganzen Auffassung noch sehr viel bewahrt hatte, und dass hier Grundsätze im Spiel waren, die er doch zeitlebens niemals verleugnet hat. Seine bedeutende Geschäftserfahrung, die ihn zum Liebling der Untergebenen machte, den praktischen Sinn, die hinreissende Rede konnten die Tories, welche an alle dem nicht Ueberfluss hatten, je mehr sie selber ins Gedränge geriethen, nicht entbehren. Kein Wunder, dass, als Erschöpfung und Tod jene Lücke riss, Canning als der Einzige eintrat und bewusst dem vollen Ziele seines Ehrgeizes entgegenschritt. Da ist doch erst sein funkelnder Geist zu voller Entfaltung gelangt, da hat er den Besitz der Macht rasch benutzt, um

auf sehr verschiedenen Gebieten des nationalen Lebens jene Umwandlung anzubahnen, die der Revolution auszuweichen versteht, da hat er die erniedrigende Handlungsweise durch unvergessliche Verdienste in den Augen der meisten seiner Landsleute gesühnt. Er hat eine Generation, in welcher Alles zu stocken schien, hinter sich hergerissen. Wellington, der ihm vielleicht am schwersten verzieh, hat zwei Jahre später mit Peel die Katholikenemancipation, nach fünf Jahren Grey mit den Canningiten in seinem Whigministerium die Reformbill zu Stande gebracht. Das befreite Griechenland hilft die Türkei noch immer vor Russland retten; — meinte doch selbst Gentz, dass Canning zur Unzeit gestorben, weil er diese Möglichkeit einzuleiten verstanden. Die pyrenäische Halbinsel bleibt den eigenen Erschütterungen heute unbedenklich überlassen; und was der Protest Americas bedeutet, das hat die Gegenwart nochmals in Mexico erfahren.

Wie das Gezeter der Eldon und Sidmouth verstummt ist, so behalten auch die Urtheile der Reactionsperiode höchstens nur literarhistorischen Werth. Was Niebuhr[1]) als „napoleonische Verwegenheit, Gewissenlosigkeit und noch grössere Petulanz“ erschien, was Gentz[2]) als „tolle Humanitäts- und Liberalitätsideen“ verurtheilte, ist doch im Lichte historischer Entwicklung immer mehr als die richtige Wendung eines kühnen Steuermannes zu Tage getreten. Nicht nur der Mensch Canning ist als eine liebenswürdige Erscheinung und der Redner in vielen Stücken nachahmungswürdig haften geblieben, sondern der Staatsmann, der so strahlend den Frieden wahren und schaffen half, indem er der ungeheuersten Gefahr in das Auge blickte, ist durch die Gestaltung der Geschicke, wie er sie nicht mehr erlebte, denn doch auch zu Ehren gekommen.

[1]) Ueber Englands Zukunft 1823: Nachgelassene Schriften nicht philologischen Inhalts. S. 426.

[2]) Mendelssohn-Bartholdy, Friedrich von Gentz. S. 99.

PRINZ ALBERT.[1])

Als zu Ende des Jahres 1861 Albert, der Prinz-Gemahl der Königin von England, in der Blüthe der Jahre durch eine kurze tödtliche Krankheit hingerafft wurde, war alle Welt von aufrichtiger Trauer und Theilnahme ergriffen. In England schlug man sich an die Brust und gestand, über den Menschen und Fürsten nicht immer edel geurtheilt zu haben, und ein Schmerz noch tiefer und inniger als einst vor vierundvierzig Jahren bei dem Ableben einer Thronerbin, der Princessin Charlotte, regte sich bei Hoch und Niedrig rings durch das Land, als eben der grosse Bürgerkrieg in Nordamerica bereits seine empfindlichen Einwirkungen zu üben begann, als stündlich der Dampfer erwartet wurde, welcher den Entscheid bringen sollte, ob die der britischen Flagge angethane Beleidigung Krieg oder Frieden zur Folge haben werde. In Deutschland fehlte es nicht an herzlichem Beileid für die tief gebeugte königliche Wittwe, doch hafteten die Gedanken mit besonderer Wehmuth an der treuen nationalen Haltung, die der Dahinge-

[1]) Theilweise Wiedergabe des Aufsatzes in den Preussischen Jahrbüchern XI, 240 ff. Zu Grunde liegen: The principal Speeches and Addresses of H. R. H. the Prince Consort. With an introduction giving some outlines of his character. London. 1862. The early Years of H. R. H. the Prince Consort, compiled under the direction of H. M. the Queen by Lieut-General the Hon. C. Grey. Second Edition. London. 1867. Leaves from the Journal of our Life in the Highlands from 1848 to 1861, edited by Arthur Helps. Second Edition. London. 1868. Einiges auch nach meiner Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen 1814 und 1815. Zweiter Theil. Leipzig. 1867.

schiedene dem Vaterlande auch in der Fremde stets bewahrt hatte, die ihm unlängst noch so reich gelohnt worden, als die Tochter der Krone Preussens [einen Erben gebar und in diesem Lande ein ernstes politisches Ringen anhub nach der Gerechtigkeit, die dem Deutschen im eigenen Hause, und der Ehre, die ihm vor den anderen Völkern gebrach. Ueberall regte sich das Gefühl, dass der Tod des Prinzen Albert ein Ereigniss von weitreichender Bedeutung sei. Liess es sich auch nicht vergleichen mit einem Thronwechsel, wie er während des letzten Jahrzehnts in Russland oder Preussen Statt gehabt, so ergriff es die Gemüther doch fast ebenso tief und nachhaltig; denn hier gab es keine neuen Persönlichkeiten, Zustände und Systeme, welche in die Lücke traten, um sofort die Blicke von dem Verlust abzulenken, hier war von keinem Ersatz die Rede.

Durch drei ungewöhnliche Publicationen, Denkmale einer rührenden Pietät, hat die Königin Victoria nicht angestanden, dem grossen Publicum einen Einblick zu gestatten in den ungeheueren persönlichen Verlust und uns ahnen zu lassen, wie viel auch uns in ihm entrissen worden. Sie bieten Gelegenheit, zurückzuschauen auf den Lebensweg des deutschen Prinzen, auf die seltene geistige Entwicklung, die ihm zu Theil geworden, und auf das, was er der Familie, der Gesellschaft und dem Staate, was er seiner Zeit genützt hat.

Als einer der vielen Zweige des ernestinischen Geschlechts, dessen würdiger Stammvater Johann Friedrich um der reinen Lehre willen das Kurfürstenthum einbüsste, behauptete das Haus Coburg in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts freilich nicht durch politische Macht, aber um so mehr durch die Persönlichkeit einiger seiner Mitglieder und durch eine seltene Reihe von Verbindungen mit verschiedenen Thronen Europas eine hervorragende Stellung unter den Fürstengeschlechtern des Welttheils. Schon hatte der spätere König der Belgier, einst Prinz-Gemahl jener Erbin des englischen Thrones, seine denkwürdige Lautbahn angetreten, als seinem ältesten Bruder, dem regirenden Herzoge Ernst I., einem Manne von klarem Blicke und über manche Vorurtheile seines Standes erhaben, zwei stattliche Söhne heranwuchsen, deren Namen, Ernst und Albert, die Erinne-

rung an jene beiden von dem Kauffunger geraubten Prinzen wach riefen, nach welchen die Linien des Hauses Wettin heissen. Die Mutter, Louise von Gotha-Altenburg, deren schöne Züge ihr zweiter am 26. August 1819 auf dem reizenden Sommersitze Rosenau bei Coburg geborener Sohn erbte, lebte nicht glücklich mit dem Gemahle und starb nach längerer Trennung bereits im Jahre 1831. Zwei herzogliche Grossmütter haben sie in der Pflege ihrer Kinder treu vertreten und sich bei ihnen in Coburg wie in Gotha, das durch eine anderweitige Erbvertheilung unter den thüringischen Fürsten im Jahre 1826 an Ernst I. fiel, ein liebendes Andenken bewahrt.

Wer weiss nicht, wie die Söhne namentlich kleiner Fürsten gross zu werden pflegen, wie viel an ihnen traditionell verbildet wird, in welche Lebensart sie nur zu häufig gerathen, wie den Mindergeborenen wenig Anderes übrig bleibt als das glänzende Elend des Kriegsdienstes in einem grösseren Staate, wie eng und spärlich Glücksfall und Unternehmungsgeist für sie bemessen sind? Hier waren dagegen zwei Knaben, gesund und von trefflicher Körperbildung, von offenem, für alle nützliche und edle Erkenntniss empfänglichem Sinn, die eine tüchtige, von einem einsichtsvollen Manne geleitete Erziehung erhielten, bis sie nicht nur die Lust am Lernen spürten, sondern jeder in seiner Weise der Wissenschaft und Kunst, den Trägern des modernen Geisteslebens, näher zu treten begehrten. Der Unterschied des Alters — wenig mehr als ein Jahr — war nicht der Art, als dass sie nicht Alles mit einander theilen konnten; in selbstlosem Wetteifer haben sie die Lehr- und Jugendjahre verlebt. Nicht als ob nicht von klein auf wie in der Erscheinung so auch im Wesen sehr bestimmte individuelle Eigenschaften hervorgetreten wären. Während der feuerige Ernst, lebhaften, ja, schwungvollen Geistes, vor der Vielseitigkeit des Lebens niemals stutzte, bemerkte man frühzeitig an dem jüngeren Albert, dass er in Spiel und Arbeit nichts halb zu thun liebte, sondern sich durch Sanftmuth und Ausdauer gleich sehr hervorthat. Was er lernte, wollte er ganz erfassen; niemals hat er ein sicheres Wissen missbraucht, nur um damit zu glänzen. Der Erzieher, der einen

vom Prinzen selber in seinem vierzehnten Jahre entworfenen reichhaltigen Lehrplan aufbewahrt hat, rühmt an ihm die klare Ueberlegung, Selbstbeherrschung, den Sinn für Pünctlichkeit und Ordnung. Neben einer Schüchternheit, mit der er namentlich Fremden gegenüber zeitlebens zu kämpfen hatte, zeigte er sich doch stets heiter, stets geneigt, Menschen und Dingen die gute Seite abzugewinnen. In einem jugendlichen Tagebuche, in Briefen an den Vater und die Stiefgrossmutter von Gotha begegnen zahlreiche Spuren gewissenhafter Treue an sich selber, echter Menschenliebe der Dankbarkeit und Sorge für andere. In jener Studienordnung, welche freilich Latein und Mathematik nicht versäumte, war doch das Hauptgewicht auf neuere Sprachen, Geschichte, Naturkunde und Musik gelegt, aus denen sich so manche Zierde für das Leben gewinnen liess. Ein Hang zu den exacten Wissenschaften offenbarte sich bereits, als der Knabe eifrig für ein naturhistorisches Cabinet zu sammeln begann, das zu dem heute in der alten Festung von Coburg aufgestellten Ernst-Albert-Museum angewachsen ist. Und wie hätte nicht die reizende Umgebung Thüringens, die Rosenau und Reinhardsbrunn, den Sinn für Naturschönheit erschliessen sollen? Auf Reisen zu der Grossmama in Gotha, auf Jagdausflügen des Vaters gab es stets neue Anschauungen. Als die Prinzen im Jahre 1828 ihren Oheim, den Grafen Mensdorff, Gouverneur von Mainz, besuchen durften, lernten sie den Rheingau kennen. Im Sommer 1832 wurden sie nach Brüssel, an den jüngst begründeten Hof König Leopold's, mitgenommen, wo ihre Augen auf die stolze Architectur des alten Brabant, auf die junge Ordnung eines bürgerlich freien Staatswesens fielen.

So führten sie denn, während sie hochgeboren die ritterlichen Uebungen keineswegs hintenan setzten, lange Zeit knapp und bescheiden gehalten, im fröhlichen Verkehr mit den Altersgenossen ein Leben, dem die Etiquette wenig Zwang anthat, das im Gegentheil Umgang auch mit solchen Kreisen gewährte, von denen sich unwissend und stolz die jungen Fürstensöhne nur zu früh abzukehren pflegen. Auch nachdem sie zu Ostern 1835, siebenzehn und sechszehn Jahre alt, gemeinsam wie in allen Stücken ihr protestantisches

Glaubensbekenntniss abgelegt, wurden Ernst und Albert von Coburg-Gotha nicht schleunigst in eine fremde Uniform gesteckt, um an einem grossen europäischen Hofe zu glänzen und es etwa den Gardeofficieren an Aufwand und an Schulden zuvorzuthun; es wurde ihnen statt dessen Gelegenheit geboten, auf grösseren Reisen den freien Blick zu erweitern. So begleiteten sie den Vater über Schwerin, um den alten Friedrich Franz, ihren Urgrossvater, zum fünfzigjährigen Regentenjubiläum zu beglückwünschen, nach Berlin, Prag, Wien und Pesth. So nahm er sie im Frühling 1836 nach Brüssel, London und Paris mit. Merkwürdig, wie Albert dabei die Zeit fand, an einem culturgeschichtlichen Versuch über „die Anschauungsweise der Deutschen", die er „in dem Verlaufe der Geschichte bis in unsere jetzigen Zeiten" verfolgen möchte, weiterzuarbeiten, wie er im Verkehr mit Fremden bemerkte, dass deren Geringschätzung unserer Nationalliteratur „aus einer völligen Unfähigkeit, die deutschen Werke zu verstehen, entstanden ist."

Von grösster Bedeutung indess war der Anblick desjenigen Landes, wohin der kleine Knabe schon 1831 einmal sehnsüchtig dem Vater hatte folgen wollen, dessen Besuch billigerweise eine Epoche in den Lehrjahren eines jeden Erbprinzen bilden sollte. Als Gäste ihrer Tante, der verwittweten Herzogin von Kent, im Schlosse von Kensington, sahen die Brüder zuerst England, den Hof zu St. James und Windsor, die ungeheuere Stadt. Aus dem Verkehr mit der vornehmen Gesellschaft wie aus dem Gewoge eines rastlos thätigen, grossartigen Volkslebens trat ihnen überall ein gewaltiger, mit tausend selbständigen Rädern und Spindeln arbeitender Staatsorganismus entgegen. An den Festlichkeiten zu Ehren des Geburtstages des Königs, vorzüglich an einem Balle zu Kensington, womit der Geburtstag der Cousine Victoria gefeiert wurde, nahmen sie Theil. Auch sie blieben nicht unbemerkt bei einer Aristokratie und unter einem Volke, die von jeher eifersüchtig, ungelenk und stolz dem Fremdling begegnen, mag er auch noch so vornehmer Herkunft sein, die mindestens seit den Tagen des Prinzen Rupert die kleinen Höfe Deutschlands vor allen als die Pflanzstätten schlechter Sitte und politischer Unbildung be-

trachteten. Noch berichten Augenzeugen von dem entgegengesetzten Eindrucke, den das offene, ungezwungene Benehmen bei den Coterien am Hofe Wilhelm's IV. hervorgebracht. Ja, der Mythus rankte sich bald hernach an der Thatsache dieses Aufenthalts empor, indem er ein noch früheres, längeres Zusammensein des Prinzen Albert mit der Erbin des britischen Thrones erdichtete und beide gar, die, nahe verwandt, wenige Monate nach einander geboren und von denselben Händen zuerst getragen worden, mit einander erziehen liess. Zu ernster Erwägung des Erlebten und fleissigem Studium englischer Sprache und Literatur, als Vorbereitung für die Universität wurde nach kurzem Aufenthalte in Paris auf dem Heimwege die Residenz des königlichen Oheims in Brüssel benutzt, zugleich des trefflichsten Lehrmeisters, um den politischen Blick zu erschliessen.

Im Frühling 1837 begaben sich bekanntlich die beiden Brüder, noch immer in Begleitung ihres Erziehers, nach Bonn, um sich dort drei Semester hindurch eifrig den strengen wie den schönen Wissenschaften, der Naturkunde wie den historisch-politischen Disciplinen zu widmen. Hauptsächlich wurden Vorlesungen über Staatsrecht und Nationalökonomie, über Philosophie und Geschichte besucht. Noch haftet ihr Andenken an dem kleinen Professorenhause unweit der Münsterkirche mit dem Blick über Poppelsdorf auf den Kreuzberg, wo sie einfach wie bisher gelebt; noch wird genug von ihrer leutseligen Freundlichkeit, ihrem Fleiss, der Freude an den Künsten, an Natur und Leibesübung, der Sicherheit erzählt, mit der sie ihre Zeit zu Rathe hielten. Geist und Charakter entfalteten sich jetzt rasch, da beide, ein jeder freilich in seiner Weise, reich begabt waren. Ernst, der ältere, trat schon damals mehr aus sich heraus, indem er seine Talente leicht geltend machen wollte. Albert, höher in der Erscheinung, schlank, fast schmächtig, trieb gern Musik, aber übertraf doch wieder in der Fechtübung alle Anderen. Bei der ersten oberflächlichen Berührung konnte seine Zurückhaltung fast wie Kälte erscheinen; dagegen bezeugen Freunde aus jenen Tagen, wie er im vertrauten Kreise, bei abendlichen Zusammenkünften und auf Excursionen sein reiches Gemüth erschloss, Spass

und Neckerei liebte und ein bedeutendes Talent nachzuahmen besass. Sie erzählen, dass er die hervorstechenden Absonderlichkeiten lächerlicher Erscheinungen, namentlich einiger Professoren, die seine Lehrer waren, mit der Stimme wie mit dem Zeichenstift unvergleichlich wiederzugeben vermochte. Aber selbst in solchen Dingen wusste er klug Mass zu halten. Schon in den ersten Monaten indess waren aus ganz anderer Ursache die Augen auf ihn gerichtet.

Am 20. Juni 1837 hatte nach dem Tode König Wilhelm's IV. Victoria, die Tochter des verstorbenen Herzogs von Kent, den britischen Thron bestiegen. Seit dem Besuche im vorigen Jahre, als sich die Beiden zuerst erblickt, wurde sie ihrem jüngeren Vetter, dem Prinzen Albert von Coburg-Gotha, verlobt gesagt. Gerüchte der Art waren bereits während des Winters in Brüssel lästig gefallen und wollten sich nicht unterdrücken lassen. Allerdings war ihm bei jenem kurzen Zusammensein die Cousine freundlich begegnet. Sein Wesen, seine Talente hatten ihr gefallen. Auch erhielt er wohl mitunter einen Brief von ihr, den er pflichtgetreu nebst deutscher Uebersetzung dem Vater einschickte. Sein Gratulationsschreiben zur Thronbesteigung, englisch abgefasst und als gehorsamer Diener Ihrer Majestät unterzeichnet, zwar etwas steif im fremden Idiom, klingt doch natürlich und anmuthig. Um jedoch die Aufmerksamkeit von einer so allgemein interessanten, aber noch keineswegs endgiltig festgestellten Verbindung abzulenken, unternahmen die Prinzen auf den Rath des Königs Leopold, im Einverständniss mit seinem Bruder, ihrem Vater, und seiner Schwester, der Herzogin von Kent, während der Sommerferien einen Ausflug nach der Schweiz und Oberitalien. Allein eine getrocknete Alpenrose, ein kleines Album, von Albert's Hand zusammengestellt, heute noch, wie wir jetzt erfahren, das theuerste Andenken der verwittweten Königin, sollten auch aus der Ferne Victoria ein Zeichen sein, obwohl noch kein Wort der Neigung zwischen ihnen gewechselt worden. Erst als er im Februar 1838 von Bonn zu einem kurzen Besuche nach Brüssel gieng, hat der Oheim ausführlich seine Zukunft zur Sprache gebracht. Da die Königin sich und den Vetter, dem sie vor vielen Bewerbern den Vorzug gab, noch zu

jung glaubte, was sie in ihrem Alter tief beklagt, weil eine auch nur um sechs Monate frühere Verbindung ihr manches Herzeleid erspart haben würde, sollten Verlobung und Hochzeit noch auf einige Jahre vertagt bleiben. Trotz seiner Jugend erkannte Prinz Albert die hohe Bedeutung, aber auch die grossen Schattenseiten des ihm zugedachten Berufes. Er bemerkte dem Oheim sehr richtig, dass, wenn er etwa zwei, drei Jahre erfolglos warten sollte, er nicht nur eine lächerliche Figur, sondern ihm gar leicht alle andere Lebensaussicht verdorben werden könnte.

Da galt es nun besseren Rath zu schaffen und zunächst die Zwischenzeit nützlich auszufüllen. Nach Ablauf des dritten Semesters verliessen die Brüder Bonn und genossen noch einige Monate vorzüglich in der geliebten Rosenau, bis schmerzlich für beide, die so lange beisammen gewesen, gegen Ende November die Stunde der Trennung schlug, Ernst nach Dresden gieng, um dort den Kriegsdienst zu erlernen, und Albert, um Herz und Verstand durch Anschauung des ewig Grossen und Schönen zu vervollkommnen, eine längere Reise nach Italien unternahm. Ein junger englischer Militär von guter Herkunft, der ihm auf Wunsch des Königs der Belgier beigegeben worden, schildert ihn, wie er um diese Zeit erschien: die Gestalt schlank und gross, das Antlitz ungemein hübsch und intelligent mit regelmässigen, feinen Zügen, den Teint hell, bis ihn die italienische Sonne bräunte. „Er hatte ausser diesen Vorzügen einen Ausdruck grosser Güte und geistiger Bedeutung, der, wie jung er auch sein mochte, alle, die ihm nahe traten, unwillkürlich fesselte.“ Sagte doch der Grossherzog von Toscana, als er ihn während eines Balles beobachtete, dem bekannten blinden Marquis Capponi: „Voilà un prince, dont nous pouvons être fiers. La belle danseuse l'attend, le savant l'occupe.“ Als eigentlicher Mentor aber begleitete ihn Baron Stockmar, seit vielen Jahren, zumal seit er einst zu Claremont am Sterbelager der Princessin Charlotte gestanden, der Vertraute des Oheims Leopold, in Belgien, England, Deutschland der gute Genius des Hauses Coburg, der weise Berather einer aufgeklärten Politik. Selbstlos unterzog er sich auch diesem Dienste, aus welchem jener Bund unerschütterlicher

Pietät und vertrauensvoller Hochachtung erwuchs, der späterhin den Baron fast zu einem Mitgliede der Familie in Buckingham Palace erhob und zu einer Quelle weitblickender Belehrung für gar manchen Staatsmann machte. Dass er auch in Italien seine Freude an dem edlen Pflegbefohlenen hatte, dafür spricht das Glück, das dem Prinzen ein längerer Aufenthalt in Florenz gewährte, wo er seine Zeit zwischen ernster Arbeit, Erholung und anregendem Verkehr gewissenhaft und pünctlich auskaufte und im Geniessen der Kunstschätze jenen sicheren Blick gewann, der hinfort sein ästhetisches Urtheil auszeichnete. In Rom ergieng es ihm wie so manchem unbefangenen Beschauer. Die ewige Stadt erschien ihm bei dem ersten Anblick kaum verschieden von grösseren Plätzen seines Vaterlandes; nach einigen Wochen jedoch war er so begeistert, dass er sich nur mit Mühe von ihr losriss. Als bei der Audienz, die ihm der alte Gregor XVI. gewährte, auf die Ursprünge griechischer Kunst die Rede kam, meinte der Papst, die Etrusker hätten den Hellenen als Vorbilder gedient. „Trotz seiner Infallibilität," schreibt der Prinz, „wagte ich es zu behaupten, dass dieses Volk erst seine Kunst von den Aegyptiern entnommen habe." Der Aufenthalt in Neapel war nicht von gutem Wetter begünstigt, um so mehr fesselten Paestum und Pompeji. Langsam gieng die Reise über Pisa, Mailand und Genf in die Heimath zurück; sie hatte, wie Prinz Albert einem Universitätsfreunde, dem Prinzen Löwenstein-Wertheim, schreibt, seinen Gesichtskreis fast auf das Doppelte erweitert und dadurch, dass er selber gesehen, das richtige Urtheil gehoben. Nachdem er am 21. Juni 1839, dem einundzwanzigsten Geburtstage des Bruders, durch einen besonderen Act der Gesetzgebung unter freudiger Theilnahme der Coburger Bevölkerung mit dem Erbprinzen zugleich volljährig erklärt worden und noch einige Monate im Norden und Süden des Waldes thüringische Idylle genossen hatte, trat er, unverdorben, in seinem angeborenen hohen Wahrheitssinne nur um so fester, endlich Anfang October die Reise nach England an, die für sein Leben entscheidend werden sollte.

Die Princessin Alexandrina Victoria, am 24. Mai 1819 geboren, demnach drei Monate älter als der ihr zugedachte

Gemahl, hatte in frühester Jugend ihren Vater, den Herzog von Kent, verloren und unter der Pflege ihrer Mutter ein stilles und bescheidenes Leben führen müssen. Die Grundsätze, nach denen man sie erzog, wohlthätig für Leib und Seele, waren den Umständen, in welchen sich der kleine Hof befand, im Allgemeinen angemessen. Hier hiess es sparen und an sich halten, weil der Vater verschuldet gewesen und der die Gelder verwaltende Cabinetsrath nicht nur keine Ordnung schuf, sondern nebenbei als politischer Intrigant die Zwietracht mit dem Hofe des regirenden Königs nährte, je bestimmter die Anwartschaft Victoria's auf die Nachfolge wurde. Die junge Fürstin hat immerdar von Wilhelm IV. und seiner Gemahlin, der Königin Adelheid, persönlich nur Herzensgüte erfahren. Seitdem jedoch diesem alternden Paar jede Aussicht auf eigene Nachkommenschaft entschwand, bedrohten bekanntlich Umtriebe des nächstältesten Oheims, des Herzogs von Cumberland, die Ansprüche der Nichte. Wegen des Gebahrens der Ultra-Tories und der Enthüllungen über die Orangelogen war die Nation von der Annahme nicht abzubringen, dass Cumberland auf einen Gewaltstreich sinne und nach dem Ableben seines Bruders des Königs die legitime weibliche Erbfolge umzustossen gedenke, um Hannover bei Grossbritannien zu bewahren, schroff protestantisch die Forderungen des katholischen Irlands niederzuhalten und überhaupt ein autokratisches Regiment aufzurichten. Selbstverständlich reflectirte diese Besorgniss auch an dem kleinen Hofe der Herzogin von Kent, wo es überdies an Gründen zur Spannung selbst mit dem gutmüthigen Wilhelm IV. nicht fehlte. Die Herzogin wollte sich von ihm weder in die Confirmation der Tochter einreden, noch Heirathscandidaten für dieselbe vorschlagen lassen, wogegen der König dann wieder, als Victoria kurz vor seinem Tode majorenn wurde, mit seinen Entschlüssen in Betreff ihrer Apanage und eines eigenen Hofstaates zurückhielt. Die Parteien, die öffentlichen Blätter, welche das Erscheinen oder Wegbleiben der beiden Damen bei den Hoffestlichkeiten aufmerksam registrirten, stellten sich in Erwartung des grossen Wechsels für und wider auf entgegengesetzte Seiten. Wohl möglich, dass die Herzogin in auf-

fälliger Weise herzlichere Beziehungen zum königlichen Hofe mied, allein bei der Mutter der zukünftigen Königin waren Eifersucht und Zurückhaltung nur zu erklärlich. Wie oft hat König Leopold schriftlich oder in Person in dem Wirrsal dieser dynastischen Streitfragen besänftigen und vermitteln zu müssen geglaubt, wie stand bis zuletzt jener Cabinetssecretär als böses Princip hindernd im Wege!

So hatte denn auch Wilhelm IV. bis an sein Lebensende sich dem Project, die Thronerbin mit ihrem deutschen Vetter zu vermählen, widersetzt, obwohl diesem fast von Kindesbeinen eine solche Bestimmung nahe gelegt worden, der König der Belgier und sein Freund Stockmar schon seit einigen Jahren darüber schlüssig geworden waren. Um unter den fünf anderen ernstlich zur Sprache gekommenen Candidaten den seinigen, einen Bruder des gegenwärtigen Königs der Niederlande, durchzubringen, suchte der alte Herr mit allen Kräften noch im Jahre 1836 jenen Coburger Besuch zu hintertreiben. Erst längere Zeit nach der Thronbesteigung Victoria's, welcher die ungeheuere Mehrzahl ihrer Unterthanen zujubelte, schon weil man Ernst August von Cumberland zugleich mit Hannover los wurde, erst zu Anfang 1838 hat ihr der Oheim wie bald hernach dem Prinzen Albert seine Gedanken enthüllt. Wir wissen, dass Victoria, obwohl sie keinem anderen die Hand reichen wollte, unter den ersten überwältigenden Eindrücken und Ansprüchen ihrer erhabenen Stellung sich für zu jung hielt, dass sie diese Meinung hernachmals innig beklagt hat. „Eine schlechtere Schule für ein junges Mädchen," schreibt sie, „schlechter für alle natürlichen Gefühle und Neigungen kann man sich nicht denken als die Lage einer Königin von achtzehn Jahren, ohne Erfahrung und ohne einen Gemahl sie zu leiten und zu unterstützen." Dagegen erschien Prinz Albert, als er am 8. October 1839, von seinem Bruder begleitet, in Windsor eintraf, mit dem festen Vorsatze, nunmehr nicht länger warten zu wollen, sondern jeder Ungewissheit über das ihm bevorstehende Schicksal ein Ende zu machen. Glücklicherweise ist dem die junge Königin selbständig handelnd zuvorgekommen, nachdem sie sich zuerst Lord Melbourne, dem Haupte der Whig-Regierung, der mit fast

väterlicher Sorgfalt über sie wachte, eröffnet und seine innige Zustimmung erhalten hatte. Am 15. October bat sie selber den Prinzen um Hand und Herz, denn der regirenden Fürstin allein ist es nun einmal versagt, von einem an Rang unter ihr stehenden Manne umworben zu werden, mochte sie ihm auch noch so gut sein. Wie von beiden Seiten sich herzliche Liebe begegnete und auch die Königin die Erkenntniss des Opfers aussprach, das ihr gebracht werde, meldeten beider Briefe noch am selben Tage dem Oheim und dem vertrauten Freunde Stockmar. Voll Freude darüber, dass die so lange unter Schwierigkeiten betriebene Verlobung nun endlich geschlossen worden, schrieb König Leopold am 24. aus Wiesbaden an die Nichte mit den Worten des alten Simeon: „nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren", denn täglich, stündlich hatte ihn diese Angelegenheit während der letzten Jahre beschäftigt; immer wieder hatte er auf die schönen Gaben des Herzens, die mannigfaltigen Talente Albert's hingewiesen, der als Lebensgefährte deren, die auf ihrem erhabenen Throne ohne den Mann und ohne Familie nicht existiren könne, dornenlose Rosen zu streuen im Stande sei. Mit Ausnahme der nächsten Anverwandten und der Minister indess wurde die Sache noch einige Wochen geheim gehalten. Prinz Albert aber überblickte schon damals klar die Aufgabe, die ihm zuwuchs: „edel, männlich, fürstlich" gedenkt er sich ihr zu widmen und vertraut, dass Herr von Stockmar, dessen Verheissung so herrlich in Erfüllung gegangen, ihm mindestens für die erste Zeit mit seinem Rathe, dessen er, um Missgriffe zu vermeiden, so sehr bedürftig sei, zur Seite stehen werde. Er wusste, dass der Himmel nicht immer ohne Wolken, sein Pfad nicht stets ohne Dornen sein könne, wie schwer die Trennung von der Heimath zu überwinden sei; aber die Aussicht, zum Heile Vieler zu wirken, stärkte und erquickte ihm die Seele. Der geliebten Grossmama in Gotha, die sich seines Glückes innig freute und doch ihn nur mit Schmerzen ziehen sah, gelobte er feierlich, dass er niemals aufhören werde, „ein treuer Deutscher, Coburger, Gothaner zu sein."

Es war am 23. November, nachdem die Brüder am 14. wieder abgereist waren und die Königin mehrere wesentliche

Puncte mit Lord Melbourne näher besprochen hatte, als sie vor dem versammelten Geheimen Rathe des Reiches mit reizender Fassung ihre Verlobung erklärte und somit nun auch alle ihre Unterthanen davon in Kenntniss setzte. Ein Artikel aus unterrichteter Feder, der in diesen Tagen in den Blättern stand, traf durchaus mit den freudigen Glückwünschen der Nation zusammen. „Jeder Engländer, sei er Whig oder Tory," musste die Wahl billigen, durch welche definitiv erst eine Trennung von Hannover und dessen gewaltthätigem, allgemein verhasstem Monarchen in Aussicht stand. Nichtsdestoweniger zogen doch allerlei Schwierigkeiten herauf, sobald die unerlässlichen Fragen wegen Naturalisation und Dotation des Prinzen, wegen seines Hofstaates und des Ranges, den er bekleiden sollte, zur Sprache kamen. Die beiden hohen Verlobten waren darüber mit sich einig, dass Prinz Albert ohne Pairie bleiben und nicht in das Oberhaus treten müsse, um nicht unwillkürlich in die verächtliche Laufbahn jenes dänischen Prinzen Georg, des freilich besonders abgeschmackten Gemahls der Königin Anna, zu verfallen. Auch sprach Albert den bestimmten Wunsch aus, seinen Haushalt zu gleichen Theilen, ohne jemals die Partei mitreden zu lassen, aus Whigs und Tories, aus militärisch oder wissenschaftlich verdienten Männern zusammenzusetzen. Andererseits aber lässt sich nicht leugnen, dass Lord Melbourne, dem vor Herzensgüte die Thränen so leicht in den Augen standen, angesichts der Parteigegensätze gar Manches viel zu leicht genommen hatte. Während die Königin eifrig zu den Whigs hielt, um so mehr als unlängst der Versuch Sir Robert Peel's, ein Tory-Cabinet zu bilden, an seiner Forderung gescheitert war, ihr auch die obersten Hofdamen aus seiner Partei aufzunöthigen, steigerte sich die Heftigkeit der Opposition, sobald am 16. Januar 1840 das Parlament eröffnet wurde, damit es sofort wegen der bevorstehenden Verheirathung der Königin die erforderlichen Beschlüsse fasse. Nicht nur der König von Hannover, auch der Herzog von Wellington und sein grosser Anhang verweigerten entschieden den Wunsch der Königin, dass ihr Gemahl unmittelbar nach ihr vor allen übrigen Mitgliedern der Familie den Vortritt haben möge. Das Ministerium hatte ferner ein

Versehen begangen, indem es jede Erwähnung der Confession des Auserkorenen unterlassen hatte. Da thaten denn die conservativen Lords wenigstens so, als wenn sie in der Geschichte des ältesten protestantischen Fürstenhauses der Welt durchaus unbewandert seien. Ein albernes Gerücht, Prinz Albert sei Katholik oder hege romantisch katholisirende Gefühle, wurde böswillig verbreitet und diente sogar dem Herzoge von Wellington, welcher der Welt zu zeigen wünschte, dass England noch immer ein protestantischer Staat sei, um die Aufnahme dieser Confession in die entsprechende Naturalisationsacte durchsusetzen.

Eine viel empfindlichere Wendung indess nahmen im Unterhause, obwohl Sir Robert Peel der allgemeinen Genugthuung über die frei aus unbehinderter Neigung getroffene Wahl Ihrer Majestät beredte Worte geliehen hatte, die Verhandlungen wegen des Jahreseinkommens des Prinzen. Mit der grössten Zuversicht beantragte die Regierung, ihm nach dem Vorgange der Königinnen Caroline, Charlotte, Adelheid, die doch nur Gemahlinnen regirender Fürsten gewesen, 50,000 Pfund auszuwerfen, wogegen Hume, der grosse Sparkünstler, in Anbetracht der ungünstigen Finanzlage gar 21,000 für einen jungen Mann in London als völlig hinreichend fand. Die radicale und die conservative Opposition verbanden sich, um mit grosser Majorität der ministeriellen Vorlage zuwider die Dotation auf 30,000 Pfund zu fixiren, ein Resultat, an welchem Lord Melbourne indirect Schuld war, weil er nicht im voraus mit den Führern der anderen Seite eine Verständigung eingeleitet hatte, das wegen der Bitterkeit der Debatte auch die junge, noch leidenschaftlich den Whigs zugethane Königin nicht wenig aufbrachte. Ein Glück, dass der Prinz von vornherein die Dinge richtig durchschaute, wie sie lediglich aus dem Parteigetriebe entsprangen und mit Ausnahme der cynischen Aeusserung Hume's verletzend weder gegen ihn noch die Königin gerichtet waren. Sein Beispiel genügte denn auch in der Folge die Gemahlin zu überzeugen, so dass sie mit gutem Tact hinnahmen, was geboten wurde, ohne irgend einer Seite Fehlgriffe oder Parteistandpunct nachzutragen. Weitere Schwierigkeiten in Betreff des Vortritts entsprangen gleichfalls wesentlich daraus, dass Mel-

bourne diesen Umstand im Titel der Naturalisationsbill gar nicht erwähnt hatte. Da die conservativen Herren ihm hier nicht helfen wollten und ein günstiger Parlamentsbeschluss schwerlich zu erwarten war, liess er klug einstweilen den Punct fallen, um jeden Verdacht abzuschneiden, als ob er sich etwa durch den jungen Fürsten eine politische Stütze habe sichern wollen. Schliesslich hat, wozu doch auch Wellington in Ermanglung eines anderen Verfahrens den Rath gegeben, die Königin durch Patent vom 5. März ihrem Gemahl den Vortritt unmittelbar nach sich selber und naturgemäss vor den eigenen Kindern verliehen. Im Juli gelangte, da sich die Whigs mit Wellington und Peel bei Zeiten darüber verständigt hatten, ein Gesetz zur Annahme, welches für den Fall des Todes oder längerer Verhinderung der Königin dem Prinzen die Regentschaft übertrug.

Man sieht aus diesen Verhandlungen, wie sehr die regirende und bereits kläglich hinsiechende Partei es an geschickter Ueberlegung und versöhnlichem Entgegenkommen fehlen liess, wie ihre Widersacher, die Tories, in dem Prinzen nur eine Creatur jener erblickten und selbst die Vorurtheile John Bull's herauskehrten. Der Engländer im Allgemeinen freilich schätzte sich glücklich, dass wenigstens nicht das Haus Hannover, dem man so lange die Interessen Englands hatte zum Opfer bringen müssen, nicht an das Ruder kam oder gar den Bräutigam stellte; — aber wer bürgte dafür, dass der Spross jener kleinen thüringischen Dynastie nicht eine Aera ankünde, welche das gegen die Welfen niemals völlig überwundene und in einzelnen Erscheinungen nur zu sehr gerechtfertigte Vorurtheil für jeden Ausländer fast unüberwindlich machen musste? Man malte sich daher in Erinnerung an die Vergangenheit die Zukunft keineswegs sehr rosig aus. Das Volk begaffte zustimmend die Caricaturen, die ihm den Prinzen mit seiner hungerigen, bärtigen, Tabak rauchenden Reisegesellschaft vorführten, den zukünftigen Pfründenhaltern des neuen Hofes. Auch die vornehmen Kreise ergiengen sich in erbärmlicher Spötterei über die traditionelle Dürftigkeit deutscher Potentaten; nur wenige mochten eine Ahnung haben, dass der Verlobte ihrer

Königin daheim ein nicht unbeträchtliches, vorzüglich verwaltetes Vermögen besass.

Alle diese Nebel begannen erst zu zerreissen, als Prinz Albert, nachdem die nöthigsten Acten das Parlament durchlaufen und er selber, noch in Gotha mit dem Hosenband investirt, sich von der Heimath losgerissen hatte, zur Hochzeit in England erschien. Von dem Augenblicke an, als er zu Dover den Fuss an das Land setzte, bis zum Abend des 10. Februar, als er nach der Trauung zu St. James und dem Festmahl in Buckingham Palace, von zahllosen Scharen begrüsst und geleitet, mit der Königin als seiner Gemahlin in Schloss Windsor einfuhr, steigerte sich die populäre Begeisterung auch für seine Person. Die schöne Persönlichkeit, die sich Victoria aus Liebe hatte wählen dürfen, gewann die Herzen leicht; man verzieh ihr, dass sie ihren rechten Vetter, der überdies drei Monate jünger als sie selber, zum Gemahl genommen. Nach und nach erkannte man, wie aufrichtig das Wort gewesen, welches der Prinz auf die Glückwünsche des Oberhauses dem Führer der Deputation, dem würdigen Lord Lansdowne, bescheiden erwiderte: „Mit lebhafter Genugthuung vernehme ich die Billigung der Wahl, welche Ihre Majestät getroffen hat; es wird das Streben meines Lebens sein, die günstige Meinung zu rechtfertigen, welche Sie mir soeben ausgedrückt haben.“

Jetzt erst jedoch musste ihm die ungeheuere Schwierigkeit seiner Lage entgegentreten; jetzt galt es zu lernen und an sich zu halten, um sicher und correct innerhalb der geheiligten Wände des Hauses, auf dem glatten Parquet des Hofes und in dem Gewoge der Parteien und Interessen des öffentlichen Lebens einherzuschreiten. Er handelte sehr weise, indem er den Eintritt in das Haus der Lords, jede officielle politische Rolle als für seine delicate Beziehung als Ehemann der regirenden Königin durchaus unzuträglich von sich wies und sich Jahre lang mit dem einfachen Namen Prinz Albert begnügte. Seine männliche Schönheit war sicherlich ein grosses Gut, mit dem ihn die Natur beschenkte; eine gewisse angeborene Scheuheit, jene steife Haltung, die er niemals überwand, mochte auf den ersten flüchtigen Blick als ein beträchtlicher Nachtheil erscheinen. Aber konnte

sein gewinnendes Aeussere ihm nicht geradezu zum Verderben werden? Konnte der kleine Mangel an sicherem Benehmen nicht ebenso sehr ein hoher Vorzug sein, da er aus einer fein besaiteten Seele entsprang, in welcher keine Eitelkeit, wohl aber Bescheidenheit Raum hatte? Nicht sowohl auf diese in die Augen tretenden Eigenschaften, als auf die Tugenden, die im Verborgenen schlummerten, das Mass und den Charakter, kam es an. Das Schicksal hatte ihn hoch begnadigt, forderte dafür aber die schwersten Opfer, welche dem Manne abverlangt werden können. Wer mag leugnen, dass, während Missgunst und üble Nachrede ihn eigentlich durch das Leben begleiteten und sich schwere Verirrung zu Schulden kommen liessen, er von Anfang an klar und besonnen den Weg überblickte, den er zu wandeln haben würde? Wie er es selber einmal ausspricht, hatte er grundsätzlich sein individuelles Dasein in dem seiner Gemahlin aufgehen zu lassen, für sich nach keiner Macht zu trachten, jede Ostentation zu meiden und von dem Publicum keinerlei Verantwortlichkeit zu übernehmen, während ihm doch als Gatte und Familienvater nicht nur die Leitung des Hauses, sondern die Pflicht, das Weib in allen Stücken zu berathen, zufiel. Selbst in kleinen Dingen hatte er sich zu überwinden; zeitlebens rang er Abends mit Müdigkeit, wenn ausnahmsweise die gesellschaftlichen Ansprüche späte Stunden auch bei Hofe erforderten. Wie sehnte er sich stets hinweg aus der dumpfen, raucherfüllten Stadt in die Schatten von Claremont, zu den Nachtigallen von Osborne und in die stärkende Bergluft des schottischen Hochlandes! Allein von seiner persönlichen Haltung, man möchte sagen, seiner Impassivität hieng noch viel mehr ab als eine treffliche, der Arbeit wie der Erholung gleich sehr zuträgliche Eintheilung des Tages und der Jahreszeiten, die ihm der Hof seiner königlichen Gemahlin verdankt.

Es darf wohl als einer der vielen Beweise des monarchischen Sinnes betrachtet werden, der unverwüstlich im englischen Volke steckt, dass zu allen Zeiten der Hof in seinen Spitzen den allgemeinen Gradmesser von Anstand und Sitte abgegeben hat. So war das auch unter den Söhnen Georg's III. der Fall gewesen, die mit sehr laxer Moral, nicht

einmal den Schein landesüblicher Respectabilität wahrend, die vornehme Welt hinter sich hergezogen hatten. Die dissolute Tory-Gesellschaft jener Tage war noch keineswegs ausgestorben, als der zwanzigjährige Ausländer die Stellung einnahm, von der aus er das höchste Modemuster zu bieten vermochte. Seiner Schönheit, seinem Geschmack hätte die noch so starke Eifersucht der Nation Vieles nachgesehen, wenn er in den bisherigen Bahnen des *High life* weiter geschritten und an prunkenden Hoffestlichkeiten, an üppigen Genüssen jeder Art, an Wettrennen und Fuchshetzen sich für so manchen Verzicht entschädigend sein Genüge gefunden hätte. Wer kann sagen, welche Ausschreitungen ihm verziehen worden wären, wie er selbst in die Fussstapfen des Prinzen Regenten hätte treten dürfen, falls er sich ausschliesslich mit der Rolle des ersten Dandy hätte zufrieden geben wollen? Dass er dies nicht that, dass mit ihm sofort eine streng sittliche Häuslichkeit am Throne einzog, ohne den Glanz desselben irgendwie zu beeinträchtigen, dass er bei allen Zerstreuungen, zu denen auch die Jagd gehörte, die er jedoch nicht der Erregung halber, sondern als Stärkung für den Körper und mit fein gebildetem Sinne für die Natur und die Thierwelt liebte, ein edles Mass beobachtete, machte ihm denjenigen Theil der Aristokratie am feindlichsten, dessen Neigungen bisher vorgewaltet hatten. Aus diesen Kreisen ist hinfort stets der bitterste Tadel gegen seine ganze Haltung erklungen. Sie warfen ihm vor, dass er nicht genug leichte und populäre Manier besitze, um sich die Gemüther ihrer Art und des Volkes, wie sie es sich noch dachten, zuzuwenden. Sie beschuldigten ihn, dass er die steife Etiquette deutscher Höfe nicht abstreifen und deshalb nicht sich der Verlegenheit entwinden könne, seinen wirklichen Einfluss mit seiner äusseren Stellung in Einklang zu setzen. Da die Quelle hohen Scandals plötzlich versiegt war, haben wir in diesen Sphären vorzüglich nach dem Ursprunge der albernsten Gerüchte, fingirter Familienscenen und Eifersüchteleien, zu suchen, mit denen die Zeitungen eine Weile ihr Publicum regalirten. Solche Stimmen sind bald genug verstummt, da es ihnen an jedem thatsächlichen Anhalt gebrach; jener Adel aber, dessen

socialer und politischer Einfluss immer mehr in den Schatten trat, hat dies niemals vergeben. Uebte in dieser Beziehung schon, unbekümmert um den Gegensatz und die Lockungen, die von einer überstandenen Phase der gesellschaftlichen Entwicklung ausgiengen, das tadellos vorsichtige Wesen des Prinzen voll Talent und Bildung eine bedeutende Wirkung, wusste er sich trotz alledem gewandt und tactvoll den Formen des englischen Lebens anzubequemen, so verfuhr er nicht minder behutsam auf dem noch weit dornenvolleren Felde des Staates.

Zwischen der regirenden Königin, seiner Gemahlin, und den politischen Organen eines seit der Reformbill vollends auf eigenen Füssen stehenden Staatswesens war ihm von den an seiner Naturalisation eifersüchtig mäkelnden Politikern officiell höchstens nur die Rolle eines aufgeputzten Statisten zugedacht worden. Selbst Titel und Rang eines Prinz-Gemahls liessen viele Jahre auf sich warten. Grössere Entsagung, als man sie ihm auferlegte, war für einen strebsamen Geist kaum zu denken. Aber kämpfte man nicht naturwidrig gegen die Vernunft selber? Hatte man Recht und Macht, den heimlichen Verkehr eines Ehepaars zu überwachen, dessen eine Hälfte, ein schwaches Weib, zwar die Krone trug, aber von der weit überlegenen geistigen Kraft des Mannes in allen Dingen Belehrung und Rathschlag erwarten musste? Wenn einst Elisabeth, das grösste Weib, das je auf einem Throne gesessen, erkannt hatte, dass sie, um Herrin zu bleiben, keinem Manne die Hand reichen durfte, so besass Victoria, die constitutionelle Fürstin von streng umgrenzter persönlicher Gewalt, in ihrem einsichtsvollen Gatten doch naturgemäss den nächsten Rathgeber. Dass Prinz Albert bei aller Reserve ein entschieden politischer Kopf sei, erklärte schon wenig Wochen nach der Heirath Guizot, der noch als Gesandter in England weilte. Und der alte patriotische Buchhändler Perthes, welcher Augenzeuge des Abschieds in Gotha gewesen, schrieb um dieselbe Zeit: „die Königin Victoria wird den rechten Mann an ihm finden; waltet nicht ein besonderer Unglücksstern, so wird dieser Prinz Albert der Abgott des englischen Volkes werden, und er ist gewiss befähigt, in aller Stille inmitten der Parteien

der englischen Aristokratie einen leitenden Einfluss zu gewinnen und tief in die Geschichte Europas einzugreifen.“ Die hohe Welt wurde aufmerksam, sobald er die permanenten Stellen seines Hofstaates, wie er sich vorgenommen, nur mit Persönlichkeiten besetzte, die, ohne Parteimänner zu sein, in gutem Ansehen standen, und auch die Königin veranlasste, ihre einseitige politische Richtung daran zu geben. Schon im März heisst es in den Berichten des preussischen Gesandten: „der Prinz beginnt in den Augen der Tories Gnade zu finden, denn sie schreiben seinem Wohlwollen und Einfluss die Einladungen zu, mit denen sie von Seiten der Königin beehrt werden.“ Und Lord Melbourne hatte nicht nur nichts dawider, sondern vielmehr weise eingewilligt, dass der Gemahl, durch die Lage der Dinge selber zum vertrautesten und einflussreichsten Gewissensrathe bestellt, im Stillen an jeder Pflicht und Verantwortlichkeit der Krone Theil nahm. Welche Vorsicht aber war da erforderlich, welchen Versuchungen aus dem Wege zu gehen!

Er allein unter allen Genossen eines freien Staates war von den politischen Vorrechten desselben ausgeschlossen; ihm war ausdrücklich untersagt, je nach seinen Neigungen und Anlagen in Krieg und Frieden irgend welchen Platz zu füllen. Denn trug er auch die Uniform des Feldmarschalls, so hatte er doch keine Compagnie zu führen, keine Brig kampffertig zu machen. Sass er auch im obersten Geheimen Rathe neben der Gemahlin, so führte er doch keine entscheidende Stimme; das Haus der Lords wie der Staatsdienst war ihm verschlossen. Der ungestüme Ehrgeiz, der berechtigte Drang des Mannes, zu wirken und seine Fähigkeiten geltend zu machen, hätte jede andere und gerade eine grossartig angelegte Natur bald hingerissen, wie mancher Prinz irgend eines continentalen Hauses hätte dem nicht widerstanden! Neben den eigenen dynastischen Reminiscenzen bedurfte es nur eines Rückblicks in die nächste britische Vergangenheit, um die Lust an der persönlichen Macht der Krone wieder zu entzünden und, so ungünstig auch die modernen Verhältnisse, jene erbitterten Versuche zu erneuern, durch welche die Namen der beiden letzten George keineswegs denkwürdig in der Verfassungsgeschichte

fortleben. Wer kann sagen, welche ungeahnten Wandlungen im Getriebe der Parteien, in den Reibungen zwischen der die Executive einsetzenden Landesvertretung und einer neuen, mächtig an die Seite der Selbstverwaltung rückenden Bureaukratie die Regierung Victoria's hätte heraufbeschwören können, wenn derjenige, für den die Verfassung keine Stelle hatte, der aber grössere Geistesmittel besass als irgend ein Hannoveraner, welcher die britischen Kronen getragen, der Selbstbeherrschung den Zügel schiessen liess? Wahrlich, im Hinblick auf solche Eventualitäten müssen Eifersucht und Missgunst, die ihn versteckt oder offen auf Schritt und Tritt verfolgten, fast gerechtfertigt erscheinen. Dadurch aber, dass er anders wählte und handelte, erwarb er sich nicht nur den höchsten Preis persönlicher Tugend, sondern, so langsam es auch anerkannt worden, ein unvergängliches Verdienst um den Staat. Erst nachträglich erfuhr man, dass Prinz Albert, unmittelbar nachdem er Engländer geworden, die eigenthümliche, fremde politische Welt, in die er sich versetzt sah, mit geduldigem Eifer und eisernem Fleiss zu begreifen und zu durchdringen suchte, dass er sich das Wesentliche der staatsrechtlichen Literatur, wie sie sich aus und gegen Blackstone's Commentarien entwickelt hatte, zu eigen machte. Las er doch gemeinsam mit der Königin, als sie ihr erstes Kind unter dem Herzen trug, Hallam's Verfassungsgeschichte. In den ersten Jahren sind ihm die scharfsinnigsten Rechtsgelehrten zur Hand gegangen, in der Folge hat der freundschaftliche Verkehr mit den sichersten und aufgeklärtesten Kennern der Vergangenheit und den edelsten Staatsmännern der Gegenwart das an sich todte Capital des Wissens zu der immer reicheren Fülle eines Leben und Ueberzeugung durchdringenden Schatzes entwickelt. Fortan trachtete der Prinz, die Zeit und seine Stellung in derselben zu begreifen, mit scharfem Blick hatte er namentlich die so mächtig anwachsende Bedeutung der socialen Verhältnisse erfasst und an der Hand der grossen Lehrer, die für Theorie und Praxis in England aufgetreten, sich selber zu einem Meister in der Nationalökonomie herangebildet. Aus allen diesen Studien aber zog er für sich die einzig richtige Summe, dem Anscheine nach so unwill-

kommen für einen thätigen, kraftvollen Geist, dass er sich mit seinem Wissen und Vermögen still beschied und sie in gleichem Masse, wo immer es nur gestattet war, der Königin in ihrem hohen Berufe, der aufwachsenden Generation ihrer Kinder, dem Staate und dem Volke sogar in Schichten zu Theil werden liess, bis in welche auch die erleuchtetste Königsgewalt nur selten einzuwirken vermocht hat. Es ist die grosse That seines Lebens, dass er sich stark genug gefühlt, auf jede persönliche Machtstellung zu verzichten, dagegen aber es verstanden hat, sich selbst unter den Argusaugen, die ihn umgaben, ein Gebiet zu schaffen, das seinen hohen Eigenschaften stets gesteigerte, segensreichere Wirksamkeit eröffnete.

Man wende nicht ein, dass ihm in Zeiten verhältnissmässiger Ruhe und nationalen Wohlseins in England überhaupt die Gelegenheit gefehlt habe, den dynastischen Trieb walten zu lassen, dass der Wirkungskreis der Krone nunmehr fest und eng umschrieben und selbst für ein grosses Talent nicht mehr zu durchbrechen sei. Als ob nicht trotz allen Schranken und Formen dem Listigen und Kraftvollen überall im Leben Schleichwege und Hinterthüren offen ständen, als ob nicht gerade in einem Hofe wie dem englischen, in einer constitutionellen Monarchie wie dieser, beim rastlosen Drängen der Parteien und der Einzelnen nach der Spitze des Staates die Intrigue einen unermesslichen Spielraum besässe, als ob der Verkehr mit wirklichen oder gewesenen Ministern und mit den Gesandten auswärtiger Mächte nicht täglich zu verfänglichen Aeusserungen und zu allerhand Wagnissen verlocken könnte. War etwa die Katastrophe, von welcher beinah das ganze Festland im Jahre 1848 betroffen wurde, in der an den meisten Stellen die alte dynastische Weisheit rettungslos zusammenbrach, so ganz ohne Gefahr für England? Angesichts der europäischen Hergänge und einzelner revolutionären Zuckungen in den drei Reichen gestand man sich doch offen, dass der Staat entschieden in Gefahr gerathen wäre, falls noch ein Georg IV. auf dem Throne gesessen hätte. Wäre diesem auch damals schwerlich — so wenig wie 1817 oder 1829 — der Umsturz der liberalen Institutionen gelungen:

Ruhe und Sicherheit hätten dennoch in Frage gestanden, wenn nicht schon vorher der stille, unscheinbare Wächter über Fürst und Land sein Amt so weise und thätig verwaltet hätte, dass niemals und in keinem anderen Lande die Eintracht zwischen Krone und Volk vollkommener erschien, wenn die Regierung Victoria's nicht sicher und ohne Schwanken sich ein für alle Mal hoch über den Parteien aufgerichtet und darin gerade ihre unermessliche Stärke gefunden hätte. Auch England verdankte damals einem Coburger dasselbe, weshalb das kleine Belgien so oft und laut gerühmt worden ist. Und als um dieselbe Zeit die beiden ersten Bände von Macaulay's grossem Werke erschienen, die freudig seinen Oranier vorführten und in den Schlussworten einen Blick auf die wüsten Zustände in Frankreich und Deutschland warfen, da hiess es in gerechtem Stolz über die Grundsätze, welche der grosse König einst zur Anerkennung gebracht: „auf unserer Insel ist inzwischen der regelmässige Gang der Regierung auch nicht für einen Tag unterbrochen worden.“ Prinz Albert wusste so gut wie Macaulay, woher das kam. Auf einem costümirten Hofballe zur Zeit der Weltausstellung von 1851, wo Trachten und Persönlichkeiten nachgeahmt wurden, wie sie der berühmte Historiker geschildert, erschien der Prinz im Gewande Wilhelm's III., denn kein erhabeneres Vorbild meinte er sich zum Leitstern wählen zu können.

Etwas später indess glaubten die wachsamen Leidenschaften ihn einige Mal auf unbefugten Wegen zu ertappen. Zuerst, als nach dem Staatsstreiche vom 2. December 1851 das Cabinet beschlossen hatte, in keiner Weise zu interveniren, Lord Palmerston aber als Minister des Aeusseren sich herausnahm, die volle Billigung des Schrittes, welchen Louis Napoleon gethan, der französischen Regierung ausdrücken zu lassen, und, da die Differenz nicht lange verborgen blieb, von seinem Amte hatte zurücktreten müssen. Da wurden vielfach unwillige Stimmen laut, die sogar mit Namen auf den geheimen, unberechtigten Einfluss hindeuteten, der sich hinter der Königin rege, obwohl die Krone nur von dem ihr verfassungsmässig zustehenden Rechte, die höchste Controle über ihre Regierung zu üben,

den allseitig anerkannten, richtigen Gebrauch gemacht hatte und der englische Gesandte in Paris selber die Erklärung abgab, der Prinz habe sich in keiner Weise in den diplomatischen Verkehr gemischt. Späterhin dann, als im Krimkriege Führung und Verpflegung der tapferen englischen Truppen so viel zu wünschen übrig liessen, dass sie, die vor den Bajonetten der Russen Stand gehalten, durch Seuchen zusammenschwanden, da erregte eine der Gelegenheitsreden des Prinzen, indem sie, was er äusserst selten sich erlaubte, politische Tendenzen anklingen liess, arges Missverständniss und viel böses Blut. In kurzen, treffenden Worten hatte er den mächtigen Gegner geschildert, der als Autokrat die Leitung seiner Unternehmungen in der einen, starken Hand hielt und sich zugleich alle Kräfte nutzbar zu machen wusste, welche anderswo unter dem gedeihlichen Schutze der Freiheit und Bildung ins Leben gerufen worden. Aus einem warmen, patriotischen Herzen ertönten dann die Worte: „Das constitutionelle System hat eine schwere Prüfung zu bestehen und kann nur siegreich daraus hervorgehen, wenn das Land der Regierung volles Vertrauen und patriotische, hingebende Selbstverleugnung schenkt.“ Der Lärm war gleich am nächsten Morgen gewaltig und wurde mit Schmähreden und Ausfällen aller Art vorzüglich von den niedrigen Tagesblättern unterhalten, wie sie am Schenktische von Hand zu Hand wandern. Wenn nicht geradezu der Verräther, so sei doch der Usurpator entlarvt, der sich in öffentlichen Angelegenheiten aufwerfe und sogar bei den vertraulichsten Audienzen, welche die Königin ihren Ministern ertheile, gegenwärtig sei. Selbst in gebildeteren Kreisen wurde die Debatte über des Prinzen discrete Stellung lebhaft geführt und zeigte, wie fest das Misstrauen sass, da es auch nach fünfzehn Jahren noch nicht in Dunst aufgegangen. Wie damals aber, so war es auch jetzt nur von Unwissenheit und Bosheit getragen, denn als selbst im Oberhause eine Frage über das populäre Gerücht an Lord Aberdeen gestellt wurde, da lautete die freimüthige Antwort, der Prinz nehme in der That einen hervorragenden Antheil an dem Rathe der Krone, er pflege stets bei den Verhandlungen mit den Ministern zugegen zu sein, er übe einen unbestreit-

baren Einfluss, und es werde seine Pflicht sein, in derselben verfassungsmässigen Bahn zu verharren. Wunderbar, wie plötzlich da mit einem Schlage das laute Gezeter verstummte, wie alle Welt jetzt die Anordnung durchaus schicklich fand, indem auch die Lästerer schamerfüllt sich sagen mussten, dass bei dem häufigen Wechsel zwischen Whig- und Tory-Ministerien und bei dem Versuche einer Coalitionsregierung die Haltung der Krone stets loyal und erhaben über den Parteien und persönlichen Differenzen unwandelbar dieselbe geblieben, und dass dies vornehmlich das Verdienst des deutschen Prinzen sei. Denn, in der That, Minister, welche das Vertrauen des Parlaments besitzen, haben unter Victoria niemals vergeblich das Vertrauen der Krone in Anspruch genommen, während der moralische Einfluss der letzteren, — und darin liegt noch immer ihre Macht — sowie die Ehrfurcht in den Herzen eines treuen Volkes keineswegs gewichen sind.

Die echt constitutionelle Gesinnung, jene aufrichtige Liebe zu freier politischer Entwicklung, mit der den Prinzen das Verständniss der Bedürfnisse und Ansprüche des Jahrhunderts erfüllt hatte, sollte ihm trotzdem bei Lebzeiten niemals durch freudige Anerkennung vergolten werden; die Nation verhielt sich auch fernerhin kühl gegen ihn, so sehr er auch, um jeden Eclat zu vermeiden, ihr im Verborgenen zu dienen fortfuhr, weise, ausdauernd und selbstlos, in den Augen der Welt weder Fürst noch Staatsmann, der Sache nach aber beides in einer Person wie selten jemand vor ihm. Dass diese Gesinnung lauter wie Gold gewesen, das bezeugt jenes denkwürdige Actenstück, das auf Befehl der Königin in die Sammlung der Reden ihres Gemahls aufgenommen worden ist.

Im Frühling 1850 nämlich war es im Werke, die Stelle eines Generaladjutanten und Generalquartiermeisters nach continentalem Muster in die eines Stabchefs des Oberbefehlshabers der Armee zu verschmelzen. Letzterer, der einundachtzigjährige Herzog von Wellington, wurde daher nach Windsor berufen, um mit dem königlichen Paar den Plan zu berathen. Er erklärte sich nur in dem Falle dafür, wenn jetzt bei seinem hohen Alter, das ihm einstweilen freilich

noch gestatte, die ganze Arbeit, auch die des Stabes, selber zu besorgen, der Prinz, wie er längst gewünscht, zu seinem Nachfolger im Obercommando designirt werde. Alsdann erscheine es passend, dass die verfassungsmässige Verantwortlichkeit auf einen Chef des Generalstabes übertragen werde, zu gleicher Zeit aber bleibe das Princip gewahrt, welches der Herzog beständig verfochten, dass die Armee unmittelbar dem Souverän untergeben sei. Man wird heute dem einstimmigen, öffentlichen Urtheile Englands beipflichten müssen, dass der eiserne Herzog, hoch betagt, in treuer Devotion für die Krone einen guten Ausweg gesucht haben mag, aber ebenso, dass er in Anbetracht der allgemeinen Verhältnisse des gegenwärtigen Grossbritanniens keinen weisen Vorschlag machte. Entweder übersah er völlig die ungeheuere Versuchung, der er dadurch den geborenen deutschen Fürsten aussetzte, und unterschätzte die Schwierigkeiten, welche dieser, bisher niemals Militär von Fach, haben werde, wenn er sich wirklich in einen durchaus neuen Beruf hineinarbeiten wollte, oder aber er schlug den Sturm des Widerstandes zu gering an, den die Absicht, sobald sie verlautete, im Adel und im Heere nothwendig hervorrufen musste. Er konnte doch selber wissen, wie scharf auch in den kleinsten Dingen dem Prinzen auf die Finger gesehen wurde, nachdem dieser einmal versucht hatte, auf einige der zahllosen kleinen Missbräuche in Bekleidung und Organisation der Truppen in harmlosester Weise aufmerksam zu machen: — immer wieder figurirte der Alberthut auf dem grossen Bilde des Punch. Und welches gewaltige Feld, noch ganz andere Gedanken zur Ausführung zu bringen, wäre gar mit dem Oberbefehl über die ruhmreiche britische Armee dem talentvollen Fürsten eröffnet, welche Thatenlust wäre dadurch vielleicht in seiner Seele entfacht worden, welche Verantwortung schon hätte auf seinen Schultern gelastet, als im Jahre 1855 der volle nationale Unwille über die fast verzweifelte Lage der englischen Truppen gegen die gesammte Militärverwaltung losbrach! Die meisten Anderen an seiner Stelle hätten wahrscheinlich dennoch mit beiden Händen zugegriffen, — denn wer will leugnen, dass in den dynastischen Familien die

Ueberzeugung fortlebt, ihre Prinzen seien, sobald sie nur das Detail des Dienstes erlernt, geborene Generale und Helden von Geburt? Wie und weshalb sich Prinz Albert überwand, hat er selber aufgezeichnet.

Am Abend des 3. April 1850 sassen im königlichen Gemach zu Windsor die Königin, ihr Gemahl, der Held von Waterloo, um unter sechs Augen die Frage nach allen Seiten zu erörtern, — fürwahr, ein Bild, nach dessen Aufnahme auch der bedeutendste Künstler hätte Verlangen tragen müssen. Der Prinz hob nicht sowohl seine Besorgniss vor der populären Missgunst oder die Befürchtung hervor, er werde sich etwa nicht die Fähigkeiten für das ihm zugedachte hohe Amt erwerben können; er betonte vielmehr die allgemeine Pflicht, die er vorzüglich deshalb zu erfüllen habe, weil der Souverän eine Frau sei. Er sei, wozu frühere Herrscher einen besonderen Vertrauensbeamten gehabt, der Privatsecretär der Königin, in allen Gebieten ihres vielseitigen Amtes ihre rechte Hand. Was solle daraus werden, wenn er sich einem Departement ausschliesslich zu widmen hätte? Die Königin, damals schon wegen der ihn immer mehr in Beschlag nehmenden Thätigkeit für seine Gesundheit besorgt, pflichtete ihm vollständig bei; und auch der Herzog konnte nicht verhehlen, wie delicat und erspriesslich zugleich in politischer, socialer und moralischer Beziehung die Stellung des Prinz-Gemahls sei, und sprach warme, anerkennende Worte über seine bisherige Wirksamkeit, die auch im Publicum immer mehr gewürdigt werde. Nachdem ihm noch einmal aufgetragen worden, seine Gründe in einer Denkschrift zusammenzufassen, nach zwei Tagen Bedenkzeit, die sich der Prinz erbeten, schrieb ihm dieser unter Anderem Folgendes: „Während eine regirende Königin mannigfach im Nachtheil steht gegen einen König, so besitzt ihre Stellung doch, wenn sie verheirathet ist und ihr Mann seine Pflicht versteht und erfüllt, manche aufwiegende Vortheile und kann, Alles in Allem, stärker befunden werden als die eines männlichen Souveräns. Aber das erfordert, dass der Gemahl seine eigene individuelle Existenz ganz in die seiner Frau aufgehen lasse. Als das natürliche Haupt ihrer Familie, der Oberaufseher ihres Haushalts, der

Verwalter ihrer Privatangelegenheiten, der einzige vertraute Rathgeber in der Politik und der einzige Beistand im Verkehr mit den Staatsbeamten, ist er ausserdem der Gemahl der Königin, der Vormund der königlichen Kinder, der Privatsecretär der Herrscherin und ihr beständiger Minister.“ Aus diesen Gründen lehnte er ab, und die Welt erfährt nicht weiter, was ihn der Kampf gekostet. Die Königin aber leiht, nachdem ihr diese unersetzliche Stütze entrissen worden, ihrem Schmerze und ihrem Danke Worte, die unstreitig von ihr selber dictirt worden sind: „Ihre Majestät ergreift die Gelegenheit, klar und bündig auszusprechen, was sie seit Jahren auszusprechen sich gesehnt hat. Während des Lebens des Prinzen hat die Königin verlangt, die Welt wissen zu lassen von der stets gewärtigen, wachsamen, treuen, unschätzbaren Hilfe, die sie bei Leitung der Staatsgeschäfte vom Prinzen empfangen. Ihre Majestät konnte damals kaum länger ertragen, über diesen Gegenstand zu schweigen und nicht zu erklären, wie viel ihre Regierung ihm verdanke. Jetzt kann die Königin nicht länger anstehen auszudrücken, was sie so lange gefühlt, und den unersetzlichen Verlust zu verkünden, welcher mit des Prinzen Tode den Staatsdienst, sie selber und ihre Familie betroffen hat.“

Aus dieser fast allein bekannt gewordenen politischen Denkschrift des Verstorbenen aber geht hervor, wie sehr er der rechte Arm der Königin, das denkende Haupt auch für die wichtigsten Fragen des Königthums geworden. Vor zehn Jahren noch war die junge Fürstin von einer fast unüberwindlichen Abneigung gegen die Tories beseelt, der Herzog von Wellington derjenige gewesen, der den wankenden Whigs selbst in Bezug auf die königliche Vermählung jedes mit dem verfassungsmässigen Herkommen streitende Wagniss unmöglich machte. Allmälich an der Hand des Gemahls hatte die Königin alle Verbindung mit den Parteiinteressen abgestreift und sich und ihr Reich, solange die grossen Fragen es zuliessen, bei Sir Robert Peel wie bei Lord John Russell in gleich sicherer Hut befunden. Und über den Wechsel der Parteien hinaus, auch unter einem Whigministerium war der alte Herzog, weise, milde, zum

Vertrauensmann der Krone geworden. Wozu selten ein Unterthan begnadigt worden, kurz vor Eröffnung der grossen Ausstellung im Frühling 1851 war er der namengebende Taufzeuge des jüngst geborenen Prinzen. Mit welcher ehrfurchtsvollen Liebe die Königin ihm zugethan blieb, erzählt ihr Tagebuch aus den Hochlanden. Es war am 16. September 1852, als sie bei einem Ausfluge in die wild romantische Umgebung von Alt-na-Giuthasach die Uhr vermisste, die der Herzog ihr einst geschenkt, und der Diener, der sie im Schlosse fand, ein Schreiben Lord Derby's mitbrachte, welches die Anzeige von dem plötzlichen, sanften Ableben des dreiundachtzigjährigen Wellington enthielt, „des Stolzes Englands, oder vielmehr Britannia's, ihres Ruhmes, ihres Helden, des grössten Mannes, den sie je hervorgebracht." Dann heisst es weiter: „In ihm gipfelten alle irdischen Ehren, die ein Unterthan besitzen kann. Seine Stellung war die höchste: über den Parteien, von der ganzen Nation verehrt, war er der Freund des Souveräns. Und wie schlicht trug er alle diese Ehren Die Krone besass niemals und, ich fürchte, wird niemals wieder einen so ergebenen, treuen, loyalen Unterthanen, einen so unerschütterlichen Beistand haben. Für uns ist sein Verlust unersetzlich, denn seine Bereitwilligkeit zu helfen und zu rathen, wenn er uns nützen und irgend eine Schwierigkeit aus dem Wege räumen konnte, war unvergleichlich. Für Albert hatte er die grösste Freundlichkeit und unbedingtes Vertrauen. Er war noch das Glied einer Kette, das uns mit der Vergangenheit, mit dem vorigen Jahrhundert verknüpfte."

Hatte dem Prinzen ernstes Studium dazu verholfen, in das naturwüchsige Gewebe der britischen Verfassung, in das Chaos des gemeinen und Statutarrechts einzudringen, um die gegenwärtige Stellung der Krone zu den Ministern, der Vertretung, den Parteien zu begreifen, um im praktisch-politischen Leben sich selber zu einem seltenen Muster constitutioneller Haltung auszubilden, so ermüdete sein Eifer auch niemals, die auswärtigen Dinge nach allen Seiten zu erkennen und, hoch über den Parteien stehend, von der Warte jenes Königthums aus, das ihm für die Bedingungen

des neunzehnten Jahrhunderts unter rasch vorschreitenden Nationen als das einzig dauerhafte erschien, den Ansprüchen und Rechten, wie sie in jedem einzelnen Falle collidiren, möglichst gerecht zu werden. Man weiss im Allgemeinen, wie patriotisch und stets seiner Zeit voran er immerdar auch der Entwicklung seines deutschen Vaterlandes gefolgt ist, wie er als treuer Vertheidiger der Rechte Schleswig-Holsteins galt, als in England verstockt und blind kaum jemand sie nur betrachten wollte, wie er an der verfassungsmässigen Gestaltung des preussischen Staates, an jeder Aussicht, dem übrigen Deutschland den Ordner und Führer erstehen zu sehen, mit innigster Hoffnung gehangen, wie tief auch ihn die Wendung berührte, durch welche die Erfüllung nationaler Wünsche noch einmal in dunkle Ferne hinausgeschoben erschien. Die Acten über diese seine Thätigkeit sind noch lange nicht spruchreif, aber es leben viele Fürsten und Staatsmänner, die, alt und jung, in seinen Gemächern im Buckingham-Palast, umgeben von Depeschen, aufmerksam dem Urtheil des klugen, einsichtsvollen Prinzen gelauscht haben, das er über so manche brennende Frage, an der dem Einzelnen mitunter Alles lag, „treu und fest," wie sein Wahlspruch lautete, entwickelte.

Wie oft hat diesen Gesprächen als intimster Freund des Hauses, als kaum wahrnehmbares Orakel Stockmar vorgesessen! Denn so lange es seine wenig feste Gesundheit gestattete, verbrachte „der Baron" fast regelmässig einen Theil des Jahres im Schosse der Familie, unscheinbar, selbstlos, von allen verehrt. Aus dem Bunde, den er hatte stiften helfen, sah er die jungen Reben emporranken, die Vermählung der Princess Royal mit dem Kronprinzen vollzogen werden, die Neue Aera auf kurze Zeit so hoffnungsvoll anbrechen. Britische Staatsmänner wie Lord Aberdeen, denn er hatte die Tories wie die Whigs zu Freunden, erinnerten sich nicht, Gescheutheit, Verstand und Güte alle drei mit so viel Urtheil verbunden gesehen zu haben, wie bei diesem „höchst merkwürdigen Manne." Was er der Königin und ihren Kindern gewesen, wird lange unvergessen bleiben. Nachdem er seit 1858 die Reisen nach England hatte einstellen müssen, galt bei dem letzten Besuche,

welchen das königliche Paar im Jahre 1860 in Coburg abstattete, das Wiedersehen mit ihm als das vornehmste Ziel. Zwei Jahre später, nur wenige Monate vor seinem eigenen Ende, erschien die verwittwete Victoria, „zerschmettert und gebrochenen Herzens", sich bei dem Greise auszuweinen, der an dem Glücke der königlichen Familie, wie an den Beziehungen derselben zum Staate und zum Auslande einen nach dem vollen Verdienst noch gar nicht zu würdigenden Antheil genommen. Stockmar war es doch vor allen, der, wie er die beiden innig verwandten Häuser zusammenbrachte, auch in der Stammverwandtschaft der beiden Nationen stets Trost und Heil erblickte, und dem mit derselben Anschauung sein edler Zögling die lauterste Ehre machte. Von diesem aber sagt daher mit Recht ein anderer vertrauter Diener: „Deutschland und England, denen beiden in dem Prinzen ein steter Vermittler beiderseitiger Bedürfnisse und gegenseitiger Missverständnisse entrissen worden, verlieren in ihm vor Allem einen weisen Vertreter jener gerechten Einigungspolitik, in der (nicht ohne sein weises Mitwirken) auch England heute angefangen hat, ein europäisches Bedürfniss zu erkennen."

Der Kreis aber, in welchem Prinz Albert, unbehindert durch britische Eifersucht oder deutsche Politik, den reichsten Segen schuf, war sein Privatleben, das, rein und untadelhaft, um so heller glänzte, als es über jedes andere gestellt war. Das eheliche Glück des königlichen Paares wird noch auf ferne Zeiten hin sprichwörtlich bleiben; es hat nicht nur nach früheren traurigen Erfahrungen alle Erwartung weit übertroffen, die man in England hegen durfte, es hat die Liebe eines freien Volkes wieder mit stärkeren Banden an den heimischen Thron gekettet. Statt der unsittlichen, zügellosen Generation von Prinzen, welche zu Anfang des Jahrhunderts ohne Unterlass die Freude am Scandal nährte, wuchs, zahlreich und fast ungetrübt durch Schicksalsschläge, eine junge königliche Familie heran, für jeden Hausstand im Lande ein schönes Vorbild elterlicher Liebe und Eintracht und weiser Kindererziehung. Als Hausvater durfte der Prinz seine trefflichen Eigenschaften frei und unbehindert entfalten, da sie mit der hingebenden, völlig

ebenbürtigen Liebe der Gemahlin durchaus übereinstimmten. Hier fühlte sich Alles angehaucht von seinem glücklichen, gleichmässig fröhlichen Temperament; sein freundlicher Blick, sein herzliches Lachen war eine Erquickung für Alt und Jung. Gemüth, das Erbtheil seiner deutschen Herkunft, das der Engländer nur in dürftiger Umschreibung zu bezeichnen weiss, machte ihn recht eigentlich zur Seele des Hauses. Seine hohe Bildung, die in edelster Humanität wurzelte, gab den geistigen Ton an, welcher hell und frei eine Luft durchklang, die in der Regel durch Abschliessung und steife Ceremonie schwül und ungesund auf alle, die sie athmen müssen, einzuwirken pflegt. Wahre, ungeheuchelte Sittenreinheit, ein geläuterter Geschmack beherrschte den Hof, ohne spröde Strenge zu erzeugen oder Glanz und Luxus in ihrer massvollen Berechtigung zu hemmen. Darf von der religiösen Ueberzeugung des Prinzen ein Wort gesagt werden, so verleugnete derselbe nie seine aufrichtig fromme Denkungsart, die indess gleich fern war von bigotter Hingebung an die äussere Form der Kirchengemeinschaft, wie von pietistischer Selbstgenügsamkeit. Wahrhaft duldsam vielmehr gegen Andersdenkende, bestrebte er sich zeitlebens die Einheit zu finden, die auch zwischen Gegensätzen vorhanden ist, und der ewigen Wahrheit in dem Glauben nahe zu kommen, dass sie von entgegengesetzten Richtungen aus erreicht werden kann. Einer, der ihm sehr nahe gestanden, durfte unter dem erschütternden Eindrucke des plötzlichen Endes versichern: „dass, soweit ein Mensch durch Reinheit des Gewissens und Reife des Geistes auf seinen Tod vorbereitet sein kann, ihm vor allen eine solche Vorbereitung schon seit lange nicht gefehlt hat.“

Diese tief innerliche Gemüthsverfassung war nun in seltenem Ebenmass mit hervorragend praktischem Sinn gepaart, der ihn recht eigentlich zur Wirksamkeit unter dem praktischsten Volke der Erde befähigte. An starkem Pflichtgefühl, an richtiger Bemessung von Raum und Zeit nahm er es mit einem Wellington auf. Das war zunächst für die complicirte Organisation eines grossen Hofes eine unschätzbare Gabe, indem Pünctlichkeit und Ordnung auch die unbedeutendsten Theile und jede individuelle Regung

in einer Weise beherrschten, wie sie jedem gut gepflegten, noch so einfachen Haushalte als Grundlage dient. Es war zugleich die feste Basis bei Erziehung der Kinder, die als oberstem Hofmeister dem Prinzen unablässig am Herzen lag. Von seinem Geiste, seiner Erkenntniss der materiellen und moralischen Kräfte des Lebens den Kindern mitzutheilen, das einzelne Talent bei Söhnen und Töchtern zu fördern, dem Mangel und Unvermögen nachzuhelfen, den Fähigkeiten ein Gleichmass zu bereiten, galt ihm für die heiligste Pflicht seiner hohen Stellung. Ganz besonders wird die Leichtigkeit gepriesen, sich zum Liebling der Jugend zu machen, denn, wie er selber jeden technischen Punct, jeden höheren wissenschaftlichen Satz, wenn er ihn einmal erfasst hatte, Anderen mit wenigen klaren Worten deutlich zu machen verstand, so entwickelte er bei jugendlichen Gemüthern ein geradezu seltenes pädagogisches Geschick. Eines seiner Kinder, ohne Frage die Kronprincessin von Preussen, urtheilt darüber folgendermassen: „In keiner Lebensbeziehung schien die Güte und Grösse seines Wesens heller als in der Behandlung seiner Kinder. Der gerechteste, unparteiischste und liebevollste der Väter, war er zugleich Freund und Lehrmeister, der durch sein eigenes Beispiel den Lehren, die er vortrug, Eingang zu verschaffen suchte.“ Alles hatte Sinn und Verstand, wodurch er den Körper zu bilden, den Geist zu wecken, den Charakter zu stärken trachtete. Erholung und Vergnügung wurden, wie bei ihm selber, in Einklang gesetzt mit der Arbeit und dem Lernen, das bei dem harmonisch gebildeten Menschen nur mit dem Leben sein Ende erreicht. Dem Verlangen, die Wechselwirkung zwischen Natur und Leben in ihren verschiedensten Stadien, das bürgerliche und das höchste geistige Bedürfniss dem jugendlichen Verstande zu veranschaulichen, begegnet man bei ihm überall. Nicht umsonst bestellten die kleinen Prinzen und Princessinnen auf der Insel Wight jedes sein Stück Garten und Feld und lernten mit den Erzeugnissen in ihren verschiedenartigen Anwendungen umgehen; nicht umsonst wurde unter der persönlichen Leitung des Vaters in seinem chemischen Laboratorium gearbeitet oder bei Ausflügen und Jagdpartien im schottischen Hochlande der photographische

Apparat mitgeführt. Natur und Leibesübung, Kunst und Wissenschaft kamen überall zu ihrem Recht und griffen als Bildungsmittel lebhaft in einander. Wenn an dem Prinzen selber dem Fremden nichts so sehr imponirte wie sein solides, allen Scheines bares Urtheil, so wünschte er auch die Kinder, ein jedes nach seinen Gaben, in diesem Vermögen zu festigen.

Die sichere Hand des weisen Haushalters gab sich dann ferner in der Verwaltung der königlichen und der eigenen Civilliste sowie des Privatvermögens zu erkennen. Während ehedem weder der Besitz der Domänen, noch ungeheuere ausserordentliche Einkünfte die hannöversche Dynastie vor der Nothwendigkeit geschützt hatten, immer kolossalere Ansprüche zur Deckung von Schulden an den Staat zu erheben, kam der Hof Victoria's, ohne jemals zu einem so erniedrigenden Auswege greifen zu müssen, nicht nur stets mit seinen Hilfsquellen aus, sondern erübrigte durch echte Oekonomie, welche andererseits von ängstlicher Sparsamkeit nichts wusste, noch ein Erkleckliches. Davon liefert die dem Prinz-Gemahl verdankte Verwaltung des dem Prinzen von Wales als Domäne verbliebenen Herzogthums Cornwall ein laut sprechendes Zeugniss, eines Besitzes, der früher durch die Schuld der Eigenthümer so gut wie entwerthet war, jetzt bei der Volljährigkeit des gegenwärtigen Inhabers aber mindestens das Doppelte des Ertrags abwirft. Die Engländer haben alle Ursache, eine so musterhafte Führung des königlichen Hofhaltes, von der die Geschichte ihres vaterländischen Königthums schwerlich ein ähnliches Beispiel aufweist, dankbar anzuerkennen; die Nachfolger Victoria's aber mögen in ökonomischer Beziehung wohl auf ihrer Hut sein, denn ein Präcedenzfall wie dieser geräth nicht leicht in Vergessenheit.

Auch das Königthum erhielt durch Prinz Albert ein Daheim, in welchem sich Alt und Jung am wohlsten fühlte, sobald man der nebeligen, officiellen Atmosphäre der Stadtresidenz entrückt wurde. Schon Windsor mit seiner landschaftlichen und architektonischen Pracht wirkte befreiend und erhebend auf alle, da hier das Haupt der Familie mit seinem Geschmack und praktischen Talent in der Schöpfung kunstsinniger Sammlungen und der Leitung neuer Anlagen

in Garten und Park freier schalten durfte. Völlig ungebunden und glücklich jedoch wurde erst das Leben, wenn das Haus in regelmässigem Wechsel nach dem reizenden maritimen Sitz in Osborne und nach Schloss Balmoral im Hochlande übersiedelte, beides Schöpfungen aus den Privatmitteln von Mann und Frau. „Jedes Jahr," schreibt die Königin in ihrem Tagebuche am 13. October 1856 zu Balmoral, „haftet mein Herz fester in diesem lieben Paradies, um so mehr als Alles meines theuersten Albert eigene Schöpfung ist, sein Werk, sein Bau, sein Entwurf, da wie zu Osborne sein Geschmack, seine liebe Hand überall ihren Stempel aufgedrückt haben." Und wie Eltern und Kinder namentlich in dem romantischen Gebirgslande gelebt, erfährt alle Welt jetzt aus den Blättern jenes dem entschwundenen Glück gewidmeten Tagebuches. Da athmete Alles Lebenslust, wenn über luftige Höhen und schroffe Abhänge zu Pferde und zu Fuss der Weg verfolgt wurde, bis man unter Felsen und würzigem Haidekraut rastete, die mitgebrachte Mahlzeit genoss und sich an den herrlichen Blicken über Berg und Thal, über breit blinkende und schroff stürzende Wasser erquickte. Während die Einen zeichneten, die Anderen mit den gaelischen Einwohnern des Gebirges verkehrten, that der Prinz wohl unter Mühsal und Gefahr einen sicheren Schuss auf den stolzen Hirsch, dessen Fährte sorgsam ausgespürt worden. Hier in frischer Hochlandsluft, wo die Familie allein im Kreise ihrer Untergebenen oder mit einigen Nachbaren verkehrte, verlobten sich die ältesten Töchter, als hochgeborene Fürstensöhne um sie freiten, innig und unbehindert, wie im Leben anderer Sterblichen. Hier wechselten ländliche Feste mit ernstem Studium und regelmässiger Arbeit für den Staat, hier loderte bei der Kunde vom Falle Sebastopols auf der nächsten hohen Spitze ein mächtiges Feuer empor, um welches Hoch und Gering, wie sie zusammen wohnten, sich scharten und der Freudentrunk in altnationalem Gebräu herumgieng. Kann man der trauernden Königin verargen, dass sich ihr Herz am stärksten an die Stätte dieses Paradieses sehnt, wo das Leben unter den Ihrigen von der vollen Wärme des Gemüths durchströmt wurde? Auf dem höchsten Gipfel der Gesellschaft

sprudelte diese Quelle deutschen Ursprungs. Auch die lichtstrahlende Tanne zu Weihnachten im hohen Königsgemach ist den Engländern dauernd zum Wahrzeichen geworden.

Von dem verborgenen Staatsdienste und dem heimischen Walten des Prinzen in seiner Familie wird man diejenige öffentliche Thätigkeit unterscheiden dürfen, die ihm neidlos in Regionen gestattet wurde, welche unmittelbar weder mit der Politik noch mit den häuslichen Pflichten zu schaffen hatten. Auf diesem Gebiete liefern nun die vorliegenden Reden erwünschten Stoff und verdienen schon der schönen Form wegen eine kurze Würdigung. Die Sammlung ist nicht nur bedeutend vollständiger als einige frühere, sie ist nicht nur der königlichen Intention gemäss in würdiger Ausstattung und geschmückt mit einem trefflichen Porträt des Verewigten erschienen, sondern sie bietet in der Einleitung auch einen Abriss seines Charakters. Vom edelsten Mitgefühl und tiefer Trauer durchzogen, stammt er aus der Feder eines Mannes, der als Geschichtschreiber des spanischen Americas, als beliebter Essayist und Philanthrop sich unter seinen Landsleuten einen guten Namen gemacht hatte und in den letzten Lebensjahren des Prinzen als Secretär des Geheimen Rathes fungirte. Wie bebte dem jungen Fürsten das Herz, als er schon am 1. Juni 1840 vor eine Versammlung von fünf bis sechstausend Zuhörern treten musste, um in einer fremden Zunge die grosse menschenwürdige Sache der Abschaffung der Sclaverei zu begründen! Er bekennt freimüthig, wie befangen er gewesen, dass er Alles Wort für Wort auswendig gelernt und zuvor der Königin hergesagt habe.

Die Reden, vierunddreissig an der Zahl, bisweilen nur wenige Worte des Dankes auf einen Trinkspruch, gehören den Jahren 1840 bis 1860 an und wurden natürlich von Anfang an in englischer Sprache gehalten bis auf zwei Ausnahmen. Als der Prinz im Jahre 1855 zwei Regimentern der für den russischen Krieg aus Deutschen zusammengeworbenen Legion ihre Fahnen zu überreichen hatte, redete er sie kurz und freundlich in ihrer Muttersprache an und vergass weder sie auf die Bedeutung des Kampfes aufmerksam zu machen, zu dem sie sich entschlossen, noch setzte

er auch hier die politische Besonnenheit aus den Augen. Beim Empfange der Königin in Cherbourg von Seiten des Kaisers Napoleon im August 1858 hatte er im Namen der Gemahlin die Gesundheit, welche jener ausbrachte, in französischer Sprache zu erwidern. Die englischen Reden, besonders wenn sie bedeutende Gegenstände ausführlicher behandeln, erwecken nun nach Form und Inhalt ein vielseitiges Interesse. Abgesehen von der erhabenen, und doch so vielfach beengten Stellung des Redners, zeugen sie auch in dem fremden Idiom, welches er sich rasch und vollständig anzueignen wusste, von angeborenem Geschmack und umfassender wissenschaftlicher Bildung. Edel und zierlich selbst in der Wahl der Worte und im Satzbau entsprechen sie dem ganzen Wesen des Mannes, dessen Gedanken sie gerade und treffend wiedergeben. Es will das um so mehr heissen, als sie grossentheils der schwierigsten Gattung der englischen Rhetorik, den sogenannten Nachtischreden, angehören, die sich nur allzuoft in wohlfeilen Spässen ergehen und eine bunt zusammengesetzte Gesellschaft durch mehr oder weniger glänzende Beleuchtung geläufiger Tagesfragen zu fesseln suchen. Beidem stand natürlich die Würde der Krone, das intime Verhältniss zu derselben gebieterisch im Wege. Für den Prinzen und Ausländer war hier die grösste Vorsicht erforderlich, damit er besonders in politischen und religiösen Dingen, wenn er überhaupt einmal an ihnen hinzustreifen wagte, nirgends Empfindlichkeit oder Parteileidenschaft hervorrufe. Mit bewundernswürdigem Tact hat er denn auch, jenen früher erwähnten Anstoss ausgenommen, diese gefährliche Klippe zu umgehen gewusst und auf dem schmalen Fahrwasser, das ihm vergönnt war, weitergesteuert, vorzüglich doch mit Hilfe des gesunden Menschenverstandes, von dem er ein so beträchtliches Stück besass, der mehr als irgend eine andere seiner Eigenschaften ihm das Leben unter den Briten erleichterte und mehr noch als alle Anmuth und Hochherzigkeit seiner Worte das Talent entwickelte, klar und erschöpfend zur Sache zu reden. Endlich erwies er, da es sich selten schickte, Persönlichkeiten zu berühren, die Schärfe seines Verstandes gerade auf dem abstracten Gebiete, wo es darauf ankam, den Zusammenhang von Ursache und

Wirkung zu erläutern. Bezeichnend ist die Aeusserung, die er einmal zu seiner Gemahlin gethan: „Mir ist eine lange, eng verbundene Gedankenkette wie eine schöne Tonfolge. Du kannst Dir kaum das Entzücken vorstellen, das ich daran habe.“ Nur nach der Wahrheit auf dem Wege geduldiger Erforschung, wie im anregenden Verkehr mit bedeutenden Geistern auf den verschiedenartigsten Feldern strebte sein Sinn und wusste dann auch für das, was er sich zu eigen gemacht, in der Mittheilung die entsprechende Form zu finden. Dass er seine Vorträge sorgfältig zu überlegen und auszuarbeiten pflegte, hat er dabei nicht verhehlt denn, voll Respect vor seinen Zuhörern, wünschte er ihnen überhaupt das Beste zu bieten, dessen er fähig war.

In diesen Reden nun leben seine Gedanken fort, die er auf dem weiten Felde der Cultur, der moralischen und der materiellen Besserung der Menschheit durch seinen ganzen Einfluss ins Werk zu setzen trachtete. Seine umfassende Bildung, ein unerschöpflicher Reichthum von Ideen und der energisch praktische Sinn, der ihm eigen war, erhoben ihn fast, woran es ja in England gebrach, zu einem Minister der Aufklärung. Da ist man ihm nicht in den Weg getreten, sondern hat ihm im Gegentheil lauten Dank gezollt, sobald sich nur die ersten segensreichen Spuren des grossen socialen Fortschritts zeigten, den er anbahnen half. Das geistige Uebergewicht der deutschen Nationalität, unser einziger wahrer Trost bei so vielen Nachtheilen, konnte sich hier gleichsam in ihm verkörpern. Der eigene Bildungsweg hatte dem Prinzen früh den Blick geschärft für Alles, was in der Natur und durch Menschenwerk gross und schön ist. Als Jüngling hatte er fleissig gemalt und gezeichnet und in der Musik eine bedeutende Fertigkeit erlangt. Wenn späterhin vor ernsteren Pflichten die eigene Ausübung der Künste in den Hintergrund trat oder nur der Unterweisung im Kreise der Seinen diente, so wurde darum doch der Genuss, den sie ihm bereiteten, um so höher, die Einwirkung auf ihre Pflege in seiner zweiten Heimath um so tiefer. Nicht aber als gewöhnlicher Kunstmäcen gedachte er seinen fürstlichen Einfluss auszubeuten oder gar den Thron mit hergebrachtem Flitterglanz zu umgeben. Er sah im Gegentheil,

dass es den Briten durch nationales Herkommen und durch die Wucht der materiellen Interessen bei ihren kolossalen Mitteln vor Allem an Geschmack gebrach, dass der Sinn für das Schöne höchstens nur einzelne Kreise beseelte und sehr weit davon entfernt war, das Leben im weitesten Bereich mit seinen erhebenden Einwirkungen zu durchdringen. Man hat wohl darüber geklagt, dass er selber bei Förderung der öffentlichen Gemäldegalerien, bei den Privatsammlungen der Königin nicht freigebig genug die Anschaffung von Bildern und Kupferstichen, von Statuen und Büsten betrieben habe; allein das Verständniss für alle Zweige der Kunst, für die verschiedenen Motive und Hebel ihrer Pflege, für die pädagogische Herrschaft, welche ihr über die Massen eröffnet werden musste, stand höher als alles Privatinteresse. Diesen Gesichtspunct sprach er im Jahre 1850 bei Eröffnung der Nationalgalerie in Edinburgh aus: „Es sind die schönen Künste, welche einen so mächtigen Einfluss auf Sinn und Gefühl einer Nation üben und die so allgemein als der Ausdruck des Grades und Wesens dieser Entwicklung gelten, dass wir gewohnt sind, an den Fragmenten, welche uns von alten Völkern geblieben, unsere Meinung vom Zustande ihrer Civilisation, Sitten, Bräuche und Religion zu bilden." Und über die Künstler heisst es am nächsten Jahresfest der königlichen Akademie: „Die Erzeugung aller Werke der Kunst und Poesie erfordert in Vorsatz und Ausführung nicht nur Verständniss, Geschick und Geduld, sondern hauptsächlich eine entsprechende Wärme des Gemüths und einen freien Fluss des Einbildungsvermögens. Dies macht sie zu sehr zarten Pflanzen, welche nur in einer Luft gedeihen, die ihnen solche Wärme zuführt, und diese Luft ist die des Wohllebens, Wohlwollen gegen den Künstler persönlich wie gegen seine Schöpfung. Ein unfreundliches Urtheil zieht wie ein kalter Hauch über ihre Schösslinge dahin und lässt sie verdorren, indem der Saft in Stocken geräth, welcher vielleicht eine Fülle von Blumen und Früchten hätte treiben können. Dennoch ist die Kritik unerlässlich für die Entwicklung der Kunst, und ein unverständiges Lob über ein geringes Werk wird zur Beleidigung für den höheren Genius." Endlich bei Eröffnung der vereinigten Kunst-

ausstellung zu Manchester im Frühling 1857 macht er mit gerechtem Stolz darauf aufmerksam, dass die Krone und alle vornehmen und reichen Besitzer des Landes in edlem Wetteifer die besten ihrer Schätze zu einer unvergleichlichen Galerie zusammengetragen haben, damit ein jeder sich daran ergetzen und bilden und die Gegenwart mit den Leistungen der Vergangenheit zusammenhalten könne.

Nicht minder kam die Wissenschaft zu ihrem Recht. Mag sie nun unmittelbar dem Geiste oder der Erkenntniss der Natur dienen, auch sie soll im weitesten Bereiche, vom Mittelpuncte aus gegen die Peripherie hin stets vorwärts treibend, in Thätigkeit gesetzt sein. Darum hatte Prinz Albert dasselbe Herz für einen Hallam oder Macaulay wie für einen Owen oder Humboldt. Indem es gelte, die Universalität der Wissenschaft festzuhalten, sagt er einmal schön von letzterem: er habe die einzelnen Bündel der wissenschaftlichen Erkenntniss zusammengefasst, um ihnen Kraft durch die Einheit zu bewahren. Die Wahl des Prinzen zum Kanzler der Universität Cambridge im Jahre 1847 war noch einmal geeignet, böses Blut zu machen, und wird selbst heute noch von einzelnen wohlgesinnten Stimmen als mindestens unbesonnen bezeichnet. Aber sie bedeutete nicht nur eine Huldigung von Seiten der liberalen Partei, sie ermöglichte dem fürstlichen Würdenträger, sich, vorsichtig wie überall, an der zu gebieterischer Nothwendigkeit gewordenen Reform der alten Hochschulen zu betheiligen, damit sie einigermassen aus ihren scholastischen Banden gelöst und mit dem modernen Leben in Wechselwirkung gebracht würden. In der That sind denn auch seit den Berichten der von der Krone ernannten Commissionen, vorzüglich aber durch Selbsterkenntniss der akademischen Behörden dem Studium der Geschichte und des Rechts, der allgemeinen Sprachwissenschaft und der einzelnen naturhistorischen Disciplinen die Thore immer weiter aufgethan worden.

Daneben aber kam es dem Prinzen vornehmlich darauf an, den breiten, oft von den Anfängen der Gesittung kaum berührten Schichten der Bevölkerung Bildungsmittel aller Art zuzuführen. Auf den verschiedensten Gebieten des Lebens suchte er den Engländern eine neue, recht eigentlich

philanthropische Schöpfungskraft beizubringen. Die ersten Worte, mit denen er sich im Juni 1840 schüchtern vor die Oeffentlichkeit wagte, hatten die Negersclaverei betroffen. Wie viel Druck und Elend war aber daheim vorhanden, wie eng hieng die Hebung der arbeitenden Classen mit besserer Cultur des Bodens und einer mehr systematischen Beeinflussung der grossartigen Industrie des Landes zusammen! Voll warmer Menschenliebe hatte der Prinz das grosse nagende Uebel der Zeit erkannt und trachtete daher, die Begüterten und die Dienenden, Capital und Arbeit, durch sein Beispiel anzuspornen. Es war Nebensache, wenn seine ländlichen Musterwirthschaften, denen er unermüdliche Aufmerksamkeit schenkte, bei den Vieh- und Gemüseausstellungen Preise erzielten; als Hauptzweck erschien ihm, durch Anwendung der Agriculturchemie, des Dampfes und der Entwässerungsröhren es allen zuvorzuthun, damit immer mehr wüste, unergibige Gegenden urbar gemacht würden. Nicht minder aber hatte er das physische und moralische Wohl der Arbeiter im Auge. Für die Tagelöhner auf dem Lande errichtete er entsprechende Musterwohnungen, deren Construction vor Allem der Reinlichkeit, Ordnung und sittlichen Zucht dienen sollte. Den Wasch- und Badehäusern der Hauptstadt, den Behausungen der Proletarier in den grossen Fabrikstädten widmete er ähnliche Aufmerksamkeit. Er war darin mit Lord Shaftesbury ganz einverstanden, dass zunächst der Nothdurft des Leibes abgeholfen werden müsse, ehe nachdrücklich an geistige Besserung gedacht werden könne. Bei aller Munificenz der Einzelnen und der aufopfernden Thätigkeit der Vereine sah er doch deutlich, dass den duldenden Classen nur erfolgreich zu helfen sei, sobald es gelinge, sie selber dauernd an diesen Unternehmungen zu interessiren, sobald sie Schmutz und Unwissenheit als die ärgsten Feinde erkannt haben würden, die sie verhinderten, das Leben erträglicher zu machen. Nicht gewöhnliche Mildherzigkeit bewog ihn, den Vorsitz zu übernehmen bei den Instituten zur Versorgung von Dienstboten oder hinterlassenen Kindern armer Geistlichen, bei der Eröffnung von Armenschulen oder der Conferenz über Nationalerziehung. Auch folgte er nicht jenem nüchternen utilitari-

schen Triebe, der sich so häufig in England breit macht und so oft nutzlos verpufft; er war vielmehr stets von den weitesten Anschauungen beseelt und liebte es, in seinen Anreden vorwärts und rückwärts zu schauen und die anscheinend entgegengesetzten Interessen zu einer Einheit zu verknüpfen. Auch der Schifffahrt und dem Seeleben ist seine Vorsorge nützlich geworden, seitdem er im Jahre 1849 den Grundstein zu dem Sicherheitshafen Grimsby gelegt und dann mehrere Jahre lang als Master des Trinity-House der alten Corporation vorsass, welche die Verwaltung der Wasserstrassen der Themsemündung, die Beleuchtung der Küsten und das Lootsenwesen besorgt.

Alle seine Bestrebungen aber, mochten sie nun Besserung und Erziehung des Volkes, Förderung der Industrie oder Kunst und Wissenschaft betreffen, gipfelten dann bekanntlich und verschlangen sich gewissermassen zu einem nationalen Riesenbau in der grossen Weltausstellung vom Jahre 1851, zu der er als Präsident der Society of Arts den Plan entworfen, mit der stets ruhmvoll auch sein Gedächtniss fortleben wird. Seine ruhige Entschlossenheit trug wesentlich dazu bei, gewaltige äussere Schwierigkeiten nicht nur, sondern auch viel bösen Willen zu überwinden, den in manchen stockenglischen Gemüthern der Wettstreit mit dem Auslande, das noch nicht völlig überwundene Dogma der Protection oder beschränktes Confessionstreiben hervorzurufen drohten. Es heisst sogar, der alte Herzog von Wellington, damals doch der Vertraute des Hofes, habe bedenklich den Kopf geschüttelt, bis an seinem Geburtstage mit der feierlichen Eröffnung des Krystallpalastes ein grossartiger Erfolg offenbar wurde. Ist es nöthig darauf zurückzuweisen, wer den Engländern in so manchen Stücken über ihre eigenen Leistungen die Augen geöffnet und ihnen als Lehrmeister gedient hat, so dass sie schon zehn Jahre später nach einer zweiten Prüfung der industriellen Kräfte aller Welt begehrten? Wer hat nicht gelesen, wie viel Erfahrung für das ökonomische, gewerbliche und künstlerische Schaffen sie zu verwerthen verstanden, wie laut man seitdem den Prinzen als nationalen Wohlthäter gepriesen, so weit es freilich bei seinen Lebzeiten möglich war, ihm Popularität zu

gestatten? Nur ein Zeugniss aus seinem Munde, zugleich charakteristisch als Würdigung einer grossen Persönlichkeit und des nationalen Geistes, möchten wir aus den Reden hervorheben, in denen er wiederholt das grosse Unternehmen gefördert und beleuchtet hat. Im October 1850 wurden die königlichen Commissare vom Lord Mayor von York bewirthet, nachdem einige Monate zuvor ihr berühmtestes Mitglied, Sir Robert Peel, gestorben war. Anderthalb Jahre nach der Vermählung Victoria's war er einst an die Spitze der Administration getreten, und fast unverzüglich hatte sich der Groll der jungen Königin in das Gegentheil verwandelt. Im Sommer 1842 war es Peel, der sie bei ihrem ersten Besuche in Schottland empfieng und seine Augen weidete an der Freude, welche Herrscherin und Land an einander hatten. Kein Staatsmann hatte seither dem Herzen der Königin und ihres Gemahls näher gestanden, die Nation, der gemeine Mann hatte verehrungsvoll zu ihm emporgeblickt, seitdem er das Princip unbehinderter Concurrenz anerkannt, die Schranken der freien Korneinfuhr gebrochen, das Brot billig gemacht hatte. Ihm setzte der Prinz jetzt in wenigen treffenden Worten ein würdiges Denkmal, indem er sagte: „Die Anlagen Sir Robert Peel's waren in eigenthümlicher Weise die des Staatsmannes: er war liberal aus Gefühl, aber conservativ aus Grundsatz. Während seine Neigung ihn antrieb, den Fortschritt zu fördern, belehrten ihn sein Scharfsinn und seine grosse Erfahrung, wie leicht die ganze Maschine des Staates und der Gesellschaft in Stocken geräth, wie wichtig, aber auch wie schwer es ist, die Entwicklung mit den Grundgesetzen in Einklang zu bringen, gleich dem organischen Wachsthum der Natur. Es war ihm eigenthümlich, dass bei grossen wie bei kleinen Dingen ihm alle Schwierigkeiten und Einwürfe zuerst entgegentraten; er pflegte eifrig zu prüfen, zu warten, gegen raschen Entschluss zu warnen. Aber sobald er sich nach einer langen und sorgfältigen Erforschung überzeugt hatte, dass ein Schritt nicht nur der richtige sei, sondern dass er praktisch mit Sicherheit geschehen könne, so wurde es ihm eine Nothwendigkeit und Pflicht ihn zu thun. Alle Vorsicht und scheinbare Furcht waren in Muth und That-

kraft verwandelt, und er war selbst freudig bereit, der Ausführung jedes persönliche Opfer zu bringen. Wenn Peel so grossen Einfluss in diesem Lande erlangte, so kam das daher, dass die Nation in seinen Eigenschaften den echten Typus des englischen Charakters erkannte, der wesentlich praktischer Art ist. Voll warmer Anhänglichkeit für seine Institutionen und ehrfurchtsvoll gegen die Erbstücke, die ihm die Betriebsamkeit, Weisheit und Frömmigkeit seiner Vorfahren hinterlassen haben, legt der Engländer wenig Werth auf irgend einen theoretischen Entwurf. Dergleichen lockt seine Aufmerksamkeit nur, nachdem es ihm einige Zeit vorgelegen; es muss gründlich erforscht und besprochen sein, ehe er sich damit einlässt. Sollte es eine leere Theorie sein, so fällt sie schon während der Prüfungszeit zu Boden; sollte sie die Prüfung bestehen, so geschieht es wegen der praktischen Eigenschaften, die ihr innewohnen; doch ihre Annahme wird schliesslich allein davon abhängen, ob sie harmonirt mit dem Nationalgefühl mit der historischen Entwicklung des Landes und der eigenthümlichen Natur seiner Institutionen.“

Ein Mann, der so richtig die britische Sinnesart begriffen hatte, der sich ihr und ihrem ersten Repräsentanten so verwandt fühlte, durfte sich wohl an die Spitze des siegreichen Fortschritts der Socialpolitik setzen. Seit 1851 war er daher überall in erster Linie betheiligt, wo grosse Bildungsanstalten für die neue Lehre errichtet wurden, bei der Schule für alle Zweige der Kunst, des Gewerbfleisses und der Volkserziehung, dem aus den Ausstellungserträgen begründeten Museum in South-Kensington, wie bei den Vorbereitungen zu einer zweiten Weltausstellung, für welche sein Tod mehr noch als andere Umstände ein harter Schlag sein sollte. Oft genug hat er seine innersten Gedanken über die erhabenen Ziele ausgesprochen, denen die Menschheit entgegenstrebt. Einmal bei Begründung des Centralinstituts in Birmingham im November 1855 erklärt er: „Wir vermögen die Gesetze der Natur, diese göttlichen Gesetze, zu entdecken und zu verstehen, sie zu lesen und uns anzueignen. Das ist die Aufgabe der Wissenschaft. Während die Wissenschaft diese Gesetze erforscht und lehrt, lehrt die Kunst ihre Anwendung. Keine Bestre-

bung ist daher zu unbedeutend, als dass sie nicht fähig sein sollte, der Gegenstand der Wissenschaft und der Kunst zugleich zu werden.“ Hier schlägt er, scheinbar nur ein Jünger Bacon's, einen echt deutschen Ton an, der, universal von Natur, unter einer stammverwandten Nation hell durchzuklingen geeignet ist. Noch bei zwei anderen Gelegenheiten durfte er den Gedanken weiter ausführen und alle kleinlichen, widerwilligen Geister belehren, wie weit entfernt sein Streben von jeder Selbstsucht wie von dem gewöhnlichen Nützlichkeitsprincip war. In der schönen, reich ausgeführten Rede, mit welcher er die Versammlung der British Association for the advancement of science im September 1859 zu Aberdeen eröffnete, beleuchtete er Entstehung und Zweck dieser populären Wanderakademie, warf seinen Blick auf die Natur, drang in die Gesetze des Denkens und ihrer Anwendung auf Natur und Leben und schilderte die Wirkung auf alle Bedürfnisse der Gesellschaft. „Die Gesammtheit der Erkenntniss zu ordnen,“ heisst es da „ist die erste und vielleicht wichtigste Aufgabe und Pflicht der Wissenschaft. Nur durch ein System, in welchem die unverträglichen Elemente geschieden, diejenigen aber verbunden werden, durch welche wir im Stande sind, den inneren Zusammenhang zu entdecken, den der Allmächtige in sie gelegt, vermögen wir zu ringen mit seiner unbegrenzten Schöpfung und mit den Gesetzen, welche beides, Geist und Materie, beherrschen.“ Und endlich, als er im Sommer 1860 dem internationalen Congress der Statistiker vorsass, nachdem er die Methode hervorgehoben, aus der grössten Zahl der Beobachtungen die Norm zu finden, deutet er wieder auf das universale politische Ziel hin: „Die verschiedenen Nationen sind in ihrem Fortschritt, in ihrer moralischen und materiellen Wohlfahrt von einander abhängig, denn die wesentliche Bedingung ihres gegenseitigen Glücks ist die Erhaltung des Friedens und des Wohlgefallens unter ihnen selber. Mögen sie stets Rivalen bleiben, aber Rivalen in dem edlen Wettlauf nach socialer Besserung, in welchem, obwohl das Loos des Einen ihn zuerst an das Ziel führen mag, doch alle gleichmässig den Preis erringen, indem alle durch den gesunden Wettstreit ihre Kräfte stählen.“

Dem Ganzen also im weitesten Sinne war dies edle Leben gewidmet, das mit rastlosem Fleiss an sich selber an den Nächsten, an der Gesellschaft, dem Staate und der Menschheit fortarbeitete, bis es durch einen frühen Tod im zweiundvierzigsten Jahre plötzlich abgeschnitten wurde. Höher, edler waren Gestalt und Antlitz des Prinz-Gemahls nie zuvor erschienen. Waren auch anregende Heiterkeit und Liebenswürdigkeit im Umgang dieselben geblieben, so verriethen doch die Züge immer mehr Ernst und eine Spur von Schwermuth. „Es war die Schwermuth, die aus tiefem Nachsinnen über die Schwierigkeit der menschlichen Dinge, über den Ernst des Lebens entspringt." Bei einer trefflichen Gesundheit, sagt die erste Skizze einer Biographie, erwies sich im Kampf mit stets anwachsender, dem Dienst des Landes gewidmeter Anstrengung, wodurch die Stunden der Erholung im Kreise der Familie allmälich sehr beschränkt worden, das Herz nicht stark genug, der Puls zu schwach. Als ihn bereits das Fieber ergriffen hatte, gab er sich selber nicht nach, sondern raffte, wie er es gegen jede Widerwärtigkeit zu thun pflegte, die Kraft des Willens zusammen. Noch am 1. December 1861 schrieb er seine Bemerkungen nieder zu der Erklärung, welche die Regierung wegen der einem britischen Schiffe widerfahrenen Beleidigung zu ertheilen gedachte, durch deren Adoption der Bruch mit Nordamerica wesentlich verhütet worden ist. Bald hernach bei dem Briefe an einen der Söhne versagten Hand und Feder ihren Dienst. So traf ihn der Tod am 14. December in der Blüthe des Mannesalters vor der Zeit, in welcher die Leistungen des Menschen zu ihrer vollen Reife zu gelangen pflegen.

Erst mit seinem Ende ist das Misstrauen verstummt, von dem sein Weg in England begleitet war, und ist der Kampf entgegengesetzter Meinungen in allseitige, dankbare Bewunderung umgeschlagen, die überall im Wettstreit nach passendem Ausdruck sucht. Und Deutschland? Hat es nicht ebenso viel Ursache, den trefflichen Sohn zu betrauern, der gleich tausend anderen bestimmt war, seine Tugenden und seine Thatkraft der Fremde darzubringen in Tagen, wo auch sein Herz voll Sorgen in die Zukunft der

Heimath hinausblickte? Noch einmal sollte angesichts des Lebens und Sterbens dieses Fürsten den Deutschen ihr hartes Schicksal zum vollen Bewusstsein kommen, dass die Besten welche den Grund der nationalen Uebel und die Mittel zu ihrer Heilung erkannt, so oft der Nation entzogen worden, während ihre Wirksamkeit daheim von richtiger Stelle aus, wer wagt zu ermessen, welche Segnungen für Heerd und Thron, für Hütten und Paläste, für die ganze Harmonie des privaten und des öffentlichen Lebens hätte erzielen können.

Leipzig. Druck von Bär & Hermann.

[illegible]

Schulz

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pauli, Reinhold,

Aufsätze zur englischen Geschichte

Leipzig 1869

Brit. 427 mf-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10281263-1